Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,464,313

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Dreiundachtzigster Band.
(Nr. 1–26)

Berlin 1913.
Hellmuth Johnke, Verlag.

Digitized by Google

AP
30
.G295
v.38
no.1-26

Digitized by Google

420928-126

Register.

Dreiundachtzigster Band.

Politisches und Sozialpolitisches. Seite

Adler, Dr. Max, Fürsorge-Unfug 293
Bandmann, Fritz, Ein Beitrag zur Psychologie der Börse 354
Corbach, Otto, Sozialpolitik 33
— „Vaterländisches" Denunziantentum 66
— Oh, Straßburg 98
— Sozialdemokratischer Terrorismus 114
— Das „europäische Konzert" und der Krieg . . 145
— Das Milliardenopfer 209
— Skutari und der Panslawismus 273
Engel, Prof. Eduard, Soziale Verkehrspolitik 243
Gaulke, Johannes, „Die Zeppeline" 226
Ilgenstein, Heinrich, Nach Kiderlens Tode . 18
— Kunst und König 49
— Ein Sieg der Vernunft 97
— Aufhebung des Jesuitengesetzes 130
— Rüstungsfieber 162
— Wahltag in Preußen 321
— Berliner Prunkmahl 338
— Wilhelm II. 369
— Die Schmach von Breslau 402
Jaurés-Paris, Jean, Morgen 81
Kienzl, Hermann, Zum Fall Redl 385
Pacificus, Die gepanzerte Faust 1
Spier, Ike, Suffragettes 305

Medizinisches.

Hessen, Dr. med. Robert, Ernährung 291
Noack, Victor, Der Kampf gegen die Schwindsucht 324
Spier, Ike, Dr. med., Das Phänomen der kurvischen Periodizität beim Menschen . . . 18
— Geheimrat Biers Hyperämiebehandlung und die Heilkräfte des Organismus 194
— Wohnung und Gesundheit 259

Religionswissenschaftliches.

Baltramus, Auferstehung 177
Noack, Victor, Kloster Unesma 275

Physik und Chemie.

Wachter, Wilhelm, Grenzfragen der Naturforschung 115

Astronomie.

Marcuse, Prof. Dr., Neues vom Himmel und von der Erde 67, 179, 279, 356, 403

Erd- und Völkerkunde. Seite

Gaulke, Johannes, Ein Austauschprofessor über die Amerikaner 69
Katscher, Leopold, Ein neuer Welthandelsweg 130
Pringsheim, Dr. Otto, Smaragdküste und Kanalinseln 92

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Conrad, Dr., Lehrertypen 358
Goldschmit, Rudolf Karl, Gerhart Hauptmann im deutschen Unterricht 154
Ohlemann, Sanitätsrat Dr., Studienwesen in Nordamerika und England 3

Philosophisches.

Eißler, Dr. Franz, Zur Weltanschauung Ernst Machs 211
Lipsius, Friedrich, Otto Liebmann 86
Markow, Hans, Naturgesetze der Liebe . . . 370
Stroem, Walter, Monismus und Dualismus 50

Biographisches.

Gaulke, Johannes, Ein amerikanischer Kulturträger 241
Marcus, Hugo, Karl Philipp Moritz 181
— Neues über Wilhelm Raabe 197
Peters, Gustav Werner, Der Wiener Spaziergänger 246

Kulturgeschichtliches.

Adler, Dr. Max, Deutsche Temperenzlergemeinden 322
Bab, Julius, England-Deutschland 215
— Der reglementierte Freitod 387
— Die Probe aufs Exempel 100
Corbach, Otto, Der Detektiv als Verbrecher . 257
Ilgenstein, Heinrich, Mörder 193
— Universitätsgründungen und kein Ende . . . 226
— Berliner Damenschlacht 353
Mayer, Adolf, Bombast 37
— Ueberfeinerung 212
Piloty, Prof. Dr. Robert, Zur Psychologie des Chauvinismus 290
Teutenberg, Adolf, Geiz und Geldgier . . 83

Literaturgeschichtliches.

Bab, Julius, Wedekinds „Faust"? 6
— „Fiorenza" 55

Digitized by Google

Seite

Bab, Literaten 72
— Tolstois große Liebe 120
— Kritik, Literaturwissenschaft und Reportage . 132
— Heinrich von Kleists Gespräche 149
— Heinrich von Kleist und die Hendel Schütz . . 151
— Hebbels schönstes Gedicht 168
— Der Mann von vierzig Jahren 281
— Hebbels „Julia“ 295
— Simmels „Goethe“ 309
— Ausländerei 326
— Die gute alte Berliner Posse 360
Erényi, Gustav, Von dem Schriftwerke einer Sozialistin 102
— Erwin Bernsteins theatralische Sendung . . 262
— Der Vater des Naturalismus 311
Franz, Erich, Die Entzauberten 338
— Der neu-gedeutete Kleist 405
Harbeck, Hans, Richard Schaukal als Kritiker 86
Lütgenau, F., Welchem Religionsbekenntnis gehörte Shakespeare an? 200
Peters, Gustav Werner, Briefe des Schmerzes 21
Rainalter, Erwin H., Kurt Münzer . . . 389
Rieß, Richard, Das Gerhart Hauptmann-Festspiel 273
Sakheim, Dr. Arthur, E. G. Seeliger's Schlesisches Werk 298
Zschorlich, Paul, Warum lese ich Romane? . 227

Musikwissenschaftliches.

Bab, Julius, Ariadne auf Naxos 230
Erényi, Gustav, Stella Maris 74
Marcus, Hugo, Musik und Landschaft. . . . 35
Turszinski, Walter, Die Buffalo-Bill-Oper . 232
— Pantomime und Oper 251
Zschorlich, Paul, Wieland der Schmied. . . 57
— Was ist moderne Musik? 147, 162

Bildende Kunst und Kunstgeschichte.

Behne, Dr. Adolf, Die Berliner Sezession . . 342
Marcus, Hugo, Die Komposition auf ostasiatischen Bildern 164
Thoma, Dr. Eduard, Die Salons 53
— Lovis Corinth 105

Aphorismen.

Marcus, Hugo 349

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

El-Corrëi, Die Tragödie des Weibes . . . 376
Lagerström, Harald, Das Schaufenster . . 414
Münzer, Kurt, Die Prinzessin und der Statist 394
Rod, Eduard, Das entfesselte Schicksal, Roman 13, 27, 45, 61, 76, 90, 107, 124, 137, 157, 173, 187, 202, 218, 234, 252, 267, 285, 299, 315, 328, 347, 363.

Gedichte.

Gumppenberg, Hanns von, Drei Gedichte . 156
Hebbel, Friedrich, Zwei Gedichte 171
Lissauer, Ernst, 1813, Drei Gedichte 42
Martin, Anton Karl, Zwei Gedichte 9

Seite

Aus den Theatern.

Bab, Julius, „Rose Bernd“ und „Der blaue Vogel“ 25
— Hof-, Volks- und Kunst-Theater 89
— Bauernspiele 183
— Bürgerspiele 199
— Luxuszug Paris-Berlin 249
— Königliches Schauspielhaus 265
— Kostümspiel im Freien 345
— Bühnenbilanz 1912/13 374
Erényi, Gustav, Der neue Sudermann . . . 44

Aus der Hauptstadt.

Die Musiziertage 30
Siesta G. m. b. H. 111
Pegasus im Joche 127
Die Kultur-Akademie 142
Kranzler 190
Apachen 206
Stallmann, der Spieler 221
Verbotenes und Erlaubtes 238
Spielzeug 270
Diplomat und Autokrat 301
Die „Pia“ 318
Die Prinzen 333
Galanterie 366
Stadion-Weihe 382

Randbemerkungen.

Kinodrama und Dramatikerverband 10
Vorbildliche Sprachverhunzung 12
Ein unverständliches Urteil 58
Kaiserjubiläum und Byzantinismus 59
Raymond Poincaré 60
Das liberale Spanien 75
Jasnaja Poljana 75
Das gerettete Kaiserhoch 122
Der Indizienbeweis 123
Monistenleichtsinn 124
Zur Vorbildung unserer Volkserzieher 135
Unser Mitarbeiter der Kronprinz 136
Sozialdemokratische Unbildung 137
Der Berliner Oberbürgermeister gegen Erkältung aus Patriotismus geschützt 172
Volkserzieher gesucht 172
Militärjustiz 172
Sternickel 184
Der Staat als Arbeitgeber 185
Vorbildliches aus Mannheim 186
1813 283
Ostasiatische Bilder 284
Chinesen auf englischen Schiffen 399
Polizeikampf gegen den Hosenmatz 399
„Wer ist der dümmste und korrupteste Mensch in Berlin?“ 400
Kombinationen 413
Schloßbrunnenauslese 413

Neue Bücher.

15, 31, 47, 64, 79, 95, 112, 144, 159, 176, 191, 208, 224, 240, 256, 288, 303, 320, 335, 350, 368, 384, 415.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 1 | Berlin, den 4. Januar 1913. | 42. Jahrgang Band 83.

Die gepanzerte Faust.

Von

Pacificus.

Im stolzen Bewußtsein des hohen, ihm anvertrauten Amtes schrieb einst Immanuel Kant: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rate gezogen werden.“ Das beginnende 20. Jahrhundert hat für solchen Anspruch nur ein mitleidiges Lächeln. Ueber Krieg und Frieden entscheiden wirtschafts- und rassenpolitische Notwendigkeiten, nicht aber die Meinungen und Wünsche unpraktischer Ideologen! In England erörtert man ganz nüchtern und geschäftsmäßig die Frage, ob nicht ein Krieg mit dem Deutschen Reiche zuletzt billiger zu stehen komme als das andauernde Wettrüsten zur See? Bei uns wurden vor nicht langer Zeit Stimmen laut, die aus nationalen Gründen die Besetzung Marokkos und eine Gewaltpolitik gegenüber Frankreich forderten. Unser italienischer Bundesgenosse holte sich Tripolis, um es „wirtschaftlich zu erschließen“ und die Balkanslawen befreiten ihre „unter dem Joche des Halbmonds schmachtenden Brüder.“ Warum nicht? Der Zweck heiligt ja bekanntlich die Mittel, oder ehrlicher gesprochen, Moral und Politik haben nichts mit einander zu schaffen, dem Ethiker gebührt in diesen Dingen keine Stimme! Er möge den Leuten den schönen Grundsatz: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ einprägen und die Völker lehren, in schweigender Gottergebenheit ihre Haut zum Markte zu tragen, wenn die Diplomaten mit ihrer Weisheit am Ende sind und den Waffen das Wort erteilen. Aber er unterfange sich nicht, sittliche Ideale aufstellen und der Menschheit ein Führer zur Menschlichkeit sein zu wollen!

Der Philosoph könnte es mit gelassener Ruhe ertragen, daß man seine Stimme überhört, würde seine Aufgabe von der Anstalt in die Hand genommen, die auf Grund ihrer Geschichte in erster Reihe dazu berufen erscheint. Aber die Kirche hat längst vergessen, daß der wirklich unvergängliche Kerngedanke des Christentums der Gedanke der allgemeinen Brüderlichkeit, und das von ihm verkündete Endziel des Geschehens das sittliche Menschheitsreich ist; sie hat es längst verlernt, zwischen der ihr vertrauten Heilsbotschaft und dem Evangelium der gepanzerten Faust einen Widerspruch zu finden!

Dennoch werden alle schönen Reden von den hohen Tugenden, die der Krieg in einem Volke zu erwecken vermöge, von der großen Begeisterung, die uns wieder einmal not tue, die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Vernichtung von vielen tausend blühenden Menschenleben nur als eine Tat der äußersten Notwehr entschuldbar ist. In diesen Tagen schrieb Ernst von Wolzogen die unglaublichen Sätze: „Mag die Kriegslast noch so hart empfunden werden, mag die Kriegsfurie, losgelassen, auch noch so wüst ihr Schreckensregiment ausüben, immer noch besser ein rascher, wenn auch starker Aderlaß, eine kurze Entfesselung der Bestie im Menschen, als ein moralisches Ersticken im eigenen faulen Fett, eine schlaffe Gewöhnung an die Wehrlosigkeit, eine allgemeine Mast der Intelligenz in der Nudelkiste!“ Ein solches Kraftmeiertum in der Gloriahose der Kriegsbegeisterung wirkt empörend! Wolzogen gibt zu, die systematische Vorbereitung auf den Krieg sei die „Dressur zum Massenmorde“; aber die Einstellung der Kräfte auf die friedliche Erwerbsarbeit schilt er die

Digitized by Google

„Dressur zum Massendiebstahl"! Den Krieg dagegen preist er als den „Balanzier, der das Schwungrad des Fortschrittes über den toten Punkt hinwegbringe". Was für Uebertreibungen! Was für Schiefheiten! Wann und wo hat ein Krieg dem kulturellen Fortschritte gedient? Als der Westfälische Friede geschlossen wurde, schreibt Henne am Rhyn, war die Bevölkerung Böhmens von drei Millionen auf drei Viertel einer Million gesunken, die Württembergs von 400 000 auf 48 000, die der Stadt Augsburg von 80 000 auf 18 000 usw.! Auf die Freiheitskriege folgten die Karlsbader Beschlüsse, nach dem Frankfurter Frieden mit seinem Milliardensegen kam die Gründerzeit, die böseste Zeit des Massendiebstahles, die Deutschland je gesehen!

Der Jammer, den ein Krieg zwischen Dreibund und Dreierverband über Europa bringen müßte, dürfte das Elend des 30jährigen Krieges schwerlich weit hinter sich lassen. Ein französischer Gelehrter, Professor Richet von der Pariser Universität, hat jüngst in den „Dokumenten des Fortschritts" die Opfer an Blut und Gut, die ein solches Völkerringen fordern würde, zahlenmäßig veranschlagt: das Ergebnis ist wahrhaft grauenerregend! Handel und Wandel müßten allenthalben stocken, zahllose Betriebe würden lahmgelegt, die Lebensmittelpreise würden zu wahnsinniger Höhe emporschnellen, Cholera und Blattern ihren Einzug halten, mehr als zwanzig Millionen Familien in wirtschaftlichen Ruin gestürzt werden! Um mehr als ein halbes Jahrhundert wäre nach einer derartigen Katastrophe Europa in seiner Kultur zurückgeworfen! Jeder, der auch nur mit einem Worte die Kriegslust schürt, möge bedenken, daß er sich zum Mitschuldigen macht an all' dieser unabsehbaren Not! Wolzogen hat sich wenigstens soviel gesundes Urteil bewahrt, daß er einen europäischen Krieg um des serbischen Adriahafens willen als den „Gipfel der Absurdität" bezeichnet. Wir haben nahe genug davor gestanden, und die Gefahr ist vielleicht auch heute noch nicht völlig beseitigt. War es nötig, daß der oberste Beamte des Reiches auch diesmal wieder dem Habsburgerstaat die Nibelungentreue Deutschlands versicherte? Wenn das laut vor den Ohren Europas gesprochene Wort in der Stille von einem kalten Wasserstrahle nach Wien hin begleitet war, so wollen wir's als diplomatische Hilfe gelten lassen; aber ganz ungeheuerlich ist es zu denken, dem deutschen Volke sollte im Ernste zugemutet werden, einen mörderischen, im Ausgange zweifelhaften Krieg nach zwei Fronten hin zu führen, weil der ungarische Großgrundbesitz Serbien in dauernder wirtschaftlicher Abhängigkeit von der Doppelmonarchie erhalten möchte! „Es ist natürlich," sagt Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen, „daß die Bewohner des Donaubeckens Bedürfnisse und Pläne haben, die sich über die heutigen Grenzen der österreich-ungarischen Monarchie hinaus erstrecken. Aber es ist nicht die Aufgabe des Deutschen Reiches, seine Untertanen mit Gut und Blut zur Verwirklichung von nachbarlichen Wünschen herzuleihen. Man sollte sich in Wien enthalten, Ansprüche aus dem Bündnisse herzuleiten, für die es nicht geschlossen ist." In diesen Worten haben wir die authentische Interpretation des Bündnisvertrages! Der casus foederis ist offenbar nur gegeben, wenn die Donaumonarchie durch Rußland tatsächlich in ihrer Existenz bedroht wird, nicht aber, wenn man uns lediglich von Wien aus versichert, daß „Lebensinteressen" des Staates auf dem Spiele ständen und selbst auf die Gefahr eines russischen Angriffes hin geschützt werden müßten! Gibt man dem Wortlaute des Bündnisses eine so weitgehende Auslegung, so tritt ein, was der Schöpfer des neuen Reiches durchaus vermieden sehen wollte: Deutschland gerät ins Schlepptau der Wiener Politik.

Was würde ihm dafür wohl zum Lohne? Wenige Seiten nach der angezogenen Stelle erklärt der erste Kanzler, er habe niemals zu einem Kriege geraten, wenn er nicht sicher gewesen sei, daß der Kampfpreis auch die gebrachten schweren Opfer lohne. Es ist wohl das mindeste, was von einem Staatsmann, der die Verantwortung für ein entsetzliches Blutvergießen auf sich nehmen will, gefordert werden muß, daß er sich diese Frage beantworte. Welcher Gewinn selbst aus einem siegreichen

Digitized by Google

Kriege gegen Rußland und Frankreich herausspringen sollte, ist durchaus dunkel. Oder kann es etwa den preußischen Staat nach einer Vergrößerung seines polnischen Besitzes gelüsten? Es ist jedoch die Frage, ob nicht vom Standpunkte der Ethik aus betrachtet, schon das Abwägen der Vor- und Nachteile eines künftigen Krieges verwerflich ist. Ein Krieg darf nur geführt werden, wenn er schlechterdings und unausweichlich geführt werden muß, wenn ein Volk seine Daseinsmöglichkeit und freie Selbstbestimmung eben nur durch dieses letzte aller Mittel zu retten vermag. — Wir wollen das Vaterland nicht wehrlos machen, aber wir fordern mit allem Nachdruck eine Politik der internationalen Verständigung und der allmählichen vertragsmäßigen Beschränkung der Rüstungslast: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Der Friede bleibt, um den Ausdruck Kants zu gebrauchen, das „höchste politische Gut", und es ist traurig genug, daß heute eigentlich nur die Sozialdemokratie den entschiedenen Willen zum Frieden bekundet.

Studienwesen in Nordamerika und England.

Von

Sanitätsrat Dr. Ohlemann, Wiesbaden.

Zu den Mitteilungen über nordamerikanisches Studienwesen Gymnasialdirektors Prof. Dr. E. Grünwald in den „Grenzboten" 1912 in dem Aufsatze „We want ideals", in dem der Sehnsucht gebildeter Kreise Nordamerikas nach klassischer Bildung Ausdruck gegeben wird, sei auch mir ein Wort gestattet, teils wegen mancher Einzelheiten, teils aber auch zur richtigen Einschätzung.

Wer so gar nichts von Lateinisch oder Griechisch weiß, ohne gerade Japaner oder Chinese zu sein, aber doch von alten Völkerschaften Europas stammt, zu Wohlstand, ja, großem Reichtum gekommen, aber auf seinen Reisen, als dem bequemsten Mittel, sich zu bilden, mit den gebildeten Kreisen der alten Welt in nähere Berührung tritt, der lernt dann den Mangel an klassischer Bildung fühlen, und so hört man denn auch jenen „klassischen" aber bezeichnenden Ausspruch: „Könnte man ihnen doch ihre Bildung abkaufen!" Allein ein klassisches Studium kostet Zeit, viel Zeit, und gerade sie hat und wird der Nordamerikaner, um sie als Gemeingut zu besitzen, nie übrig haben, denn „time" ist und bleibt für ihn nur „money" und „the first requirement" der Doktorgrad mit dem 21. Lebensjahre. Ich würde mich freuen, käme es anders. Man darf nicht außer acht lassen, daß es in der ganzen englischen Welt keine Gymnasien, kein Abiturientenexamen oder dem etwas Aehnliches gibt, ebenso wenig Staatsschulen, alle sind sie private oder kommunale. Man hat Public schools, High schools mit etwas erweitertem Pensum der ersteren, dann private sogenannte literary und scientific colleges. Bei ihrer Absolvierung bekommen die Schüler ein sogenanntes „first grade teacher's certificate". In den Public schools wird gelehrt: Lesen, Schreiben, Rechnen, Englisch, United States history. Diese Kenntnisse genügen zum Besuche einer Universität und zu einem Doktor-Diplom noch immer. Die Universitäten sind ebenfalls Privatunternehmungen und lösen sich eigentlich in sogenannte Colleges auf, die die einzelnen Fakultäten umgreifen. Und so kann man es verständlich finden, wenn eine deutsche Zeitung, der „Seebote" in Milwaukee, einst in seinem redaktionellen Teile schrieb: „Staunen und Grausen muß uns ergreifen, wenn wir sehen, wie die jungen Leute, die vor kurzem noch uns die Stiefel auf der Straße putzten oder als Kellner an der Bar uns die Getränke brachten, nach ein paar Jahren als Doktoren oder Lawyer ihre Officen eröffnen . . ." Daher erklärt sich auch, daß viele von ihnen während der Studienzeit in den großen Ferien, die länger als ein Vierteljahr dauern, ihr voriges Metier wieder ausüben, um die Mittel für das kommende Winterstudium bereit zu haben. Allerdings gibt es einige Colleges, die etwas höhere Anforderungen für die Aufnahme stellen, allein über etwas Lateinisch mit Cornelius Nepos geht auch — wenigstens war dies bis etwa 1900

Digitized by Google

so — die Harvard-Universität nicht hinaus. Es erklärt sich dies daraus, daß die besseren Familien mit Rücksicht auf das eben Mitgeteilte doch gern unter sich bleiben möchten. Es ist eben wie überall in der Welt das Prinzip, Hürden bei allgemeinem Andrang zu errichten. Wer hat das nicht auch bei uns zulande erfahren! Vor mir liegt ein „Announcement of the College of Physicians and Surgeries of Chicago, Harrison Street". Es ist ein angesehenes. Die Aufnahme-Bedingungen (requirements of admission) sind folgende:

1. Ein glaubwürdiges Zeugnis über einen guten moralischen Charakter, 2. Abgangszeugnis einer guten wissenschaftlichen Schule (Diploma of graduation from a good literary and scientific college or high school, or a first grade teacher's certificate), oder 3. in Ermanglung dessen eine Prüfung in den Fächern einer guten englischen Erziehung vor einer Prüfungs-Kommission der Fakultät. Studenten, die von dieser Prüfung dispensiert zu sein wünschen, haben einen Ausweis ihrer Schulbildung beizubringen. (Students, who desire exemption from the examination for admission are advised to bring with them proper evidence of their preliminary education.) Die Studienzeit kann zwei Jahre dauern, auch drei, und gegenwärtig als Mediziner selbst vier bis sechs Jahre. Unter den Erfordernissen zur Graduierung (requirement for graduation) sind folgende: 1. Guter moralischer Charakter (good moral character), 2. dito Betragen im College, 3. vollendetes 21. Lebensjahr, 4. dreijähriges Studium. Es ist der Doktortitel. Um den Fleiß der Studenten anzuregen, vielleicht auch aus anderen Gründen, werden in den Prospekten der Colleges andere Preise angekündigt. So z. B. erhält der Student, der den höchsten Grad in der Chirurgie erreicht — entsprechend bei uns also egregie — ein Etui mit chirurgischen Instrumenten, Wert 100 Dollar, der Name wird bekanntgegeben, in der Nervenheilkunde 20 Dollar in bar, in der Augenheilkunde einen Brillenkasten, Wert 100 Dollar, u. a. m. Mit dem Fortschreiten der Wissenschaften, mit dem Einführen von Fortbildungskursen in den modernen Disziplinen hat sich nun auch das Bedürfnis eingestellt, dem auch äußerlich Ausdruck zu geben durch Verleihung eines besonderen Titels, so z. B. der Doktortitel für Chirurgie, für Ophthalmologie usw., wie in England, so in den Vereinigten Staaten, die sich ja dem „United Kingdom" in allen Einrichtungen anpassen. Dort wird ein solcher Doktortitel nur verliehen nach mindestens einjährigem Fortbildungskurse, allein zunächst handelt es sich erst um Vorschläge. Vor mir liegen auch noch Berichte von Vorträgen von Dr, Edward Jackson, Denver, die derselbe hierüber in der American Academy of Ophthalmology and Pto - Laryngology und in der American Medical Amoriation zu Antlantic City im Juni und August 1912 gehalten hat. Bei dieser Gelegenheit äußerte sich Dr. Risley, Philadelphia, dahin, daß gegenwärtig schon der Durchschnittsstudent in den Vereinigten Staaten 28 Jahr alt würde, gegen 29 in Deutschland, ehe er sein Studium als Augenarzt völlig beendet habe. Jedoch hielt ihm Dr. Jackson folgendes entgegen: Mit 17 Jahren tritt der Student im allgemeinen in das College ein, nach sechsjährigem Studium ist er mit dem 23. Jahre fertig und kann dann mit dem 24. Lebensjahre als Spezialist, z. B. Augenarzt, in die Praxis treten; und er bezieht hierbei noch die Oxford University und die von Liverpol im United Kingdom, denen die von Denver, Colorado, United States nachgebildet wurde. Man sieht, auch hier sind Unterschiede. Damit komme ich nun aber zur Hauptsache, zum Studium der klassischen Sprachen. Wenn ein Schüler bis zu seinem 17. Lebensjahre die Vorbildung zum Universitätsstudium beendet haben soll, entsteht doch die Frage: Wieviel Zeit bleibt für die klassischen Sprachen übrig? Gerade bei den Verhandlungen über das Universitäts- und Fortbildungsstudium in der Ophthalmologie auf dem Kongreß der „American Medical Association" mußte es auffallen, daß in den Berichten nichts über Vorbildung im Lateinischen und Griechischen enthalten ist, mit Rücksicht auf die diesen Sprachen, namentlich dem Griechischen, entstammenden Fachausdrücke.

Digitized by Google

Alles drängt in die Vertiefung der Spezialstudien, es bleibt keine Zeit über für klassische Sprachen. Uebrigens soll auch in Italien das 21. Lebensjahr das Durchschnitts-Lebensalter für beendetes Universitätsstudium sein. Das von Ricley, Philadelphia, oben angegebene für Mediziner ist Ausnahme, mag für die großen Städte am Atlantischen Ozean vielleicht öfter vorkommen, bleibt aber noch Ausnahme, ja es ist sogar möglich, daß ein Irrtum im Berichte vorliegt, und Auslandstudien in Europa mit hinzugezählt würden oder Assistentenzeiten.

Dies sind die praktischen Ergebnisse, die den theoretischen Professor Grünwalds gegenüberstehen. Ich will mir hier kein Urteil anmaßen, nur das kann ich nicht verschweigen, daß eine Reihe nicht unerheblicher Nachteile für den deutschen Abiturienten mit dem intensiven Studium der klassischen Sprachen verbunden ist, das ist, bei dem kurzen menschlichen Leben am ehesten fühlbar, der große Zeitverlust. Der zweite Nachteil ist ein großer Mangel an Selbständigkeit für das praktische Leben. Ein dritter ist der Mangel an Zeit und Mitteln, Studien im Auslande zu machen. Der internationale wissenschaftliche Weltverkehr hat Dimensionen angenommen, die nicht ignoriert werden können. Die Länder sind sich zu nahe gerückt. Damit geht Hand in Hand ein weiterer Nachteil, der Mangel an Sprachkenntnissen, namentlich im Englischen, Spanischen und Italienischen. Gerade im internationalen Verkehr empfindet der Deutsche dadurch so sehr den Mangel an Selbständigkeit. Hat er doch auch fast bis zu seinem 20. Lebensjahre keine Freiheit im Denken gehabt, er hat denken müssen, wie ihm vorgeschrieben wurde. Auch in den Umgangsformen prägt sich dies aus, besonders wenn der junge Deutsche ins Ausland kommt. Ferner, der Ausländer — ich habe hierbei allerdings nur die englische Welt im Auge — spricht leichter und unbefangener in der Oeffentlichkeit, dem Deutschen wird es schwer, seine Schüchternheit, eine Folge der langen Schulzeit und ihrer Disziplin, im öffentlichen Leben abzustreifen. Daß man in Nordamerika jetzt das Bedürfnis in weiteren Kreisen fühlt, sich mehr mit klassischen Studien zu beschäftigen, ist eben eine Folge des internationalen Verkehrs, es ist ein, könnte man sagen, gewissermaßen geistiger Güteraustausch. Nordamerika möchte nun auch von uns unsere Bildung haben, wie es schon manches andere Materielle importiert hat. Wenn man jedoch bei uns vorschlagen wollte, auch unsererseits, wie beim Engländer etwa, die Vorstudienzeit für die Universität aus den oben angeführten Gründen abzukürzen, ich glaube, man würde einen Sturm der Entrüstung entfesseln. Um vieles ist die englische Jugend besser dran als die deutsche. Der junge Engländer fängt sein Fachstudium für den Lebensberuf mit frischen Kräften an, der junge Deutsche ist abgearbeitet vom Abiturientenexamen, er verbummelt daher leicht das erste Universitätssemester und ist ferner für wissenschaftliche Arbeit, z. B. Studien fremder Sprachen, nach seinem Staatsexamen häufig gänzlich unfähig, während der Engländer in der internationalen wissenschaftlichen Welt ihn vielfach überflügelt. Das merkt man aber erst, wenn man ins Ausland kommt. Es ist nicht selten, daß der Engländer den Deutschen an die Wand drückt! Wirft man nun auch noch einen Blick auf die vielen Schülerselbstmorde bei uns, ja, sie summieren sich auf im Laufe der Jahre, denkt man an den vielen Kummer, der in so zahlreiche Familien infolge schlechter Zeugnisse getragen wird, ist es doch allgemein bekannt, daß viele junge Lehrkräfte ihre Schweizerreisen in den großen Sommerferien von den Nachhilfestunden so vieler schwacher Schüler bestreiten, so muß man doch zu der Meinung kommen, daß das intensive klassische Studium nur unter unverhältnismäßig großen Opfern aufrecht zu erhalten ist. Man denke ferner, was an Lehrstoff in allen Disziplinen neben den alten Sprachen in dem letzten halben Jahrhundert hinzugekommen ist. Unsere Vorfahren, die alten Germanen, haben die römische Weltherrschaft zerschlagen, aber der Sieger nimmt die Sprache der besiegten Kultur nicht bloß auf, sondern kultiviert sie in weiten Jahrhunderten fort! Das ist allerdings ein Vorgang, der in der Weltgeschichte einzig ist und erklärt sich nur

Digitized by Google

aus der damaligen mangelnden eigenen Kultur, wenn man von der Agrikultur absieht. Jetzt aber ist diese Lücke längst ausgefüllt, neue Aufgaben treten an die modernen Nationen heran, überall entwickelt sich ein besonders aus dieser Bewegung heraus gebildetes Nationalitätsgefühl, wer nicht zurückbleiben will, muß vorwärts! Allein, neue Aufgaben erheischen auch neues Studium, es reichen die alten Kenntnisse bei weitem nicht mehr aus. So fehlt es an Zeit für die alten Sprachen. Dieser neuen Richtung und diesem neuen, modernen Geiste hat unsere Regierung auch schon Rechnung getragen. Möge man deshalb auch in unseren pädagogischen Kreisen hinsichtlich der klassischen Sprachen des Spruches eingedenk sein: „ne nimis!“ Denn was aus einem Volke wird, dessen Hauptkultur die antike Welt bildet, sieht man an den — Chinesen. Auch bei ihnen wird es jetzt anders.

Damit ist dies Thema nun keineswegs erschöpft, es sollten nur einige Momente besonders hervorgehoben werden.

Wedekinds „Faust“?

Von

Julius Bab.

Mit größeren Posaunen ist nicht leicht ein neues dramatisches Werk im Volke ausgeblasen worden, als der neueste jetzt in München uraufgeführte Wedekind „Franziska“. (Buch bei Georg Müller, München). Es nennt sich sogleich: ein Mysterium und kargt auch sonst mit den herausforderndsten Faustparallelen nicht. Und Wedekinds Anhänger, die in demselben Grade zahlreich und energisch werden, in dem der Dichter sich in seiner Pose des verkannten und mißhandelten Genies befestigt, sind auf diesen Vorschlag auch mit Begeisterung eingegangen. Sie verkünden allgemein, daß Wedekind einen neuen Faust geschrieben habe, und zwar einen „weiblichen Faust“.

Hier stock ich schon. Ist ein weiblicher Faust nicht etwas wie eine contradictio in adiecto. Ist Faust nicht als der immerbewegte, der ewig suchende, eben der spezifisch männliche Typus?

„Der Mann wird nie vom Glück so sehr gemieden,
Als er es meidet, denn er faßt es nimmer,
Gleichgültig wird es besser, wird es schlimmer,
Er hört nicht auf, das Dasein umzuschmieden.

Er widersteht nicht, sich im Meer zu baden,
Und forscht, vom hellen Leben abgezogen,
Ob Gott sich nicht verbirgt im Schoß der Grüfte.“

Dies ist nach Hebbels Definition der Mann und es ist zugleich die Definition von Faust. Vom Weibe aber sagt er: „Was sie auch hat, sie hat es ganz und immer, sie freut sich an des fernsten Sternes Schimmer, allein sie schließt sich ab in klarem Frieden.“ — Wenn dies, natürlich keine absolut deckende Formel für irgendein wirkliches Individuum, aber doch die Norm für den großen weltbildenden Gegensatz der Geschlechter ist, so kann der „weibliche Faust“ niemals eine typische Menschheitsangelegenheit sein, sondern nur ein individueller, höchstens zeitgeschichtlich aktueller und jedenfalls pathologischer Einzelfall. Darüber ließe sich, sofern es die Bewertung der Wedekindschen Dichtung beeinflussen soll, streiten, wenn der Dichter selbst anderer Ansicht wäre. Aber Wedekind ist offenbar durchaus der Hebbelschen Ansicht über das Verhältnis der Geschlechter, denn seine Franziska wird nicht wie Faust durch immerwährendes Streben, sondern von ihrem immerwährenden Streben erlöst, indem sie bei ihrem Kind, und bei einem Manne, der „an Güte glaubt“, Ruhe findet. Um aber zu diesem sehr bekannten Ziele der Weiber zu kommen, war der Faustische Drang, der sie durch den Auerbachkeller, ein Gretchenschicksal, den Kaiserhof und die Landschaft Helenas führte, kein notwendiger Weg, sondern ein bloßer Umweg. Insofern also kann schon das Ziel, die Gesamtrichtung des Wedekindschen Werkes an menschheitlichem Interesse mit dem Goetheschen Mysterium nicht einmal verglichen werden.

Aber für ein Kunstwerk ist der Weg wichtiger als das Ziel. Und es könnten auf

Digitized by Google

Franziskas Irrwegen so reiche dichterische Offenbarungen verstreut sein, daß sich ein Vergleich mit der reichsten Dichtung Deutschlands doch rechtfertigte. Aber ist dem so? Hier macht uns nun bereits die Tatsache stocken, daß überhaupt eine bewußte Anlehnung an ein literarisches Vorbild erfolgt. Denn Goethe hat nur das Schicksal seiner eigenen Seele, nicht ein literarisches Vorbild zum Leitstern seiner Produktion gehabt. Es ist charakteristisch, daß die ersten sechs Bilder, die in halb ironischer, halb pathetischer Weise den Faust nachahmen, künstlerisch hinter den drei letzten der „Franziska", wo Wedekind wieder ganz „Narr auf eigene Faust" zu sein wagt, an dichterischen Werten weit zurückstehen. Allerdings die ersten Bilder werden es wohl sein, die den Erfolg machen. Es gibt ja da alles, was das Philisterherz mit angenehmem Gruseln erfüllt. Eine sehr rüde Weiberkneipe mit Mord, eine Ehe zwischen zwei Frauen mit Selbstmord, — (Franziska läßt sich nämlich von ihrem Mephisto Veit Kunz in Männerkleidung hüllen, damit sie losgebunden, frei, erfahre, was das Leben sei) —, ferner eine Kindsabtreibung, eine Hofintrige mit erotischem Spuk und nacktem Theater und sonst noch allerlei Auffallendes und Provokantes. Und Wedekind steht wieder als der große Antiphilister, als der Freieste der Freien da. Ist er das wirklich? Ich denke, daß Nietzsches Wort entscheiden muß: Nicht das frei „wovon", sondern das frei „wozu" entscheidet! „Deinen herrschenden Gedanken will ich hören und nicht, daß du einer Kette entlaufen bist." An dieser Zielklarheit hat es der Wedekindschen Freiheit von Anfang an gefehlt; sie ist wesentlich negativ, und nur für die Jugend (für die Zeit, in der das wundervolle „Frühlingserwachen" entstand) bedeutet die negative Freiheitsbegeisterung eine künstlerische Kraftquelle. Der spätere Wedekindkultus ist wesentlich das Werk snobistischer Philister, die sich frei dünken, wenn sie in allem das Gegenteil von dem tun und sagen, was die Konvention anständig nennt, und die auf diese Weise von der Konvention genau so abhängig bleiben, wie jeder andere Philister. Und Wedekind selber? Ist er mit seinem moralistischen Fanatismus für Nacktkultur etwas anderes als ein eifernder Pedant? Stellt dies immerwährende Umkreisen des einzig einen erotischen Problems, das wieder dieses ganze „Mysterium" erfüllt, nicht einen beträchtlichen Mangel an zielgebender Idee dar? Wedekind hat keineswegs mehr die Freiheit, die den großen Künstler macht, er hat nur den phantastischen Ingrimm eines Moralisten, und zwar, das ist seine Schwäche, aber auch sein Reiz, eines Moralisten ohne eigentliche Moral. In seinem zweiten Akt glaubt er gegen das Wesen der Ehe zu polemisieren (am Beispiel von zwei mit einander verheirateten Frauen!) und bittet dazu in einer Anmerkung, „*das Stoffliche nicht allzu ernst zu nehmen, um so ernster aber auf die logischen Zusammenhänge zu achten.*" Dies ist bei Gott das äußerste Gegenteil von dem, was jemals ein Künstler gewünscht hat, der danach trachtet, uns durch seine Stoffgestaltungen sein *Weltgefühl* aufzuzwingen. Aus dieser keineswegs bildnerischen, sondern intellektuellen Begier ist denn aber auch allein der Vers zu erklären, indem die Hälfte dieses Stückes geschrieben ist, das man mit dem zauberhaftesten Versgedicht der Deutschen zu vergleichen, die zynische Unbesonnenheit gehabt hat.

„Ich wußte bis heute gar nicht, daß man
Sich gegen Konventionalstrafe versichern kann.

Mit deiner Geliebten verfahre ich genau so!
Gewiß, liebe Sophie! hätt' ich dich zur Frau so
Inständig begehrt, wie du mich zum Gatten!
Jedes junge Mädchen will sich verheiraten.

Das Weib kann nun einmal über die Grenzen
Der Naturbestimmung sein Glück nicht ergänzen."

Da wohl hundert Druckseiten der „Franziska" mit ausschließlich derartigen Versen gefüllt sind, und da es andererseits vom Wedekind (sogar auch noch in der „Franziska") einige sehr gute, rhythmisch und musikalisch gefühlte Verse gibt, so sind diese holprigen Reime-

Digitized by Google

reien nicht einfach damit erledigt, daß man sie hundsmiserabele Verse nennt, sie müssen vielmehr als der durchaus konsequente und wahrscheinlich sogar bewußte Ausdruck einer Stimmung gelten, die eben nicht vom Gefühlsmäßigen, sondern vom Intellektuellen ausgeht, und die deshalb die absolut gedankliche, jedem musikalischen Gefühlsrausch ferne Deutlichkeit der Sprache braucht. Wobei freilich zu sagen bleibt, daß dann die reinere Prosa das schärfere Werkzeug ist, und daß mir außerdem die „logischen Zusammenhänge", auf die zu achten ich genötigt werden soll, außerordentlich dürftig und unlogisch scheinen. Wenn ich gezwungen werden soll, Unmöglichkeit der Ehe zwischen zwei Frauen als beweiskräftiges Beispiel gegen die Gültigkeit der Ehe anzusehen, so finde ich das nicht logisch. Und wenn ich zum hundertstenmal die Gegner der nackten Schönheit Hunde, Schweine und Schweinehunde nennen höre, so finde ich das nicht interessant.

Wenn so der Klüngel sensationsbegieriger Philister aus einem pedantisch breiten, unlogisch ausgetüftelten Gespinnst ein überragendes, Menschen erschütterndes und Menschen führendes Dichtwerk machen möchte, so könnte man leicht ergrimmen und ungerecht werden. Ungerecht nämlich wäre es zu übersehen, daß dieser anspruchsvolle Trümmerhaufen doch noch immer Reste des merkwürdigen Künstlers Wedekind birgt, des Dramatikers, den einmal der wilde Aufstand der unterdrückten Sinne wider die bürgerlichen Forderungen mit grimmiger Schlagkraft rüstete, des phantastischen Psychologen, der die Einsamkeit der Geister in seltsamen, verbindungslos nebeneinanderlaufenden Parallelgesprächen darzustellen weiß, des Lyrikers, der zuweilen Situationen von einer erdrückenden Wehmut und einer schauerlichen Groteske zu schaffen wußte, und des seltsam flackernden Geistes, der zwar nie einen Zusammenhang in seine Welt hineinsah, der aber die grotesken Widersprüche ihrer einzelnen Gebilde oft in blendenden Lichtern aufzucken ließ. Von solchen Gaben, die allgemach die erotische Monomanie und die moralistische Pedanterei fast verschüttet haben, blitzt doch in der „Franziska", zumal im letzten Teil, der sich von der Faustnachäffung am freiesten hält, mancherlei auf: Das kurze siebente Bild, in dem Franziska unter sommerlichem Sternenhimmel die Schloßtreppe wiedersieht, die ihre qualvollsten Jugenderinnerungen wecken muß — aber von tiefem Lebensgenuß befriedet, vermag sie alles Häßliche aus dieser schönen Nacht auszulöschen — dies Bild hat so viel lyrische Kraft wie eine der Szenen in „Frühlings-Erwachen." Und das achte Bild, das auf dem phantastischen Theater des Veit Kunz in einem Schatten- und dann in einem Mänaden-Chor sehr starke lyrische Stücke bringt, kann neben den wuchtigsten Würfen aus dem „Erdgeist" bestehen: Veit Kunz hatte den Pakt gemacht, daß Franziska ihm leibeigen sein müsse, wenn er ihr zwei Jahre alle Herrlichkeiten der Welt zugeführt habe, und er hatte sich für die Erfüllung des Paktes auf die notwendige Natur des Weibes verlassen. Er übersah, daß eben seine Erziehung die Natur des Weibes aufgelöst haben muß, und so wird Franziska ihm beim ersten starken Anreiz nach erfülltem Pakt treulos und geht mit einem schönen Mimen davon. Veit Kunz will sich erwürgen. Da kommt der alte Freiherr von Hohenkemnath mit seinem Diener auf die Bühne gewankt. Der trat noch nie bisher auf, hat aber Franziska immer von weitem geliebt und unterstützt. Er rettet dem Veit Kunz das Leben, und die beiden ungleichen Liebhaber, der eine, der ihr viel zu nah, der andere, der ihr nie nahgenug kam, sitzen nun auf der leeren Bühne nebeneinander und sprechen aneinander vorbei von ihrem Verlust. Das ist eine tragisch-groteske Situation, deren Zwielicht zu entzünden vielleicht nur Wedekinds komisch-pathetisches, ganz anarchistisches Pierottemperament imstande ist; das ist ein gefühltes und fühlbares, zu sinnbildlicher Kraft gesteigertes Stück Leben, und damit ist dieser Teil mehr als das anspruchsvoll mühselige und doch so dürftige Ganze, aus dem es stammt.

Wenn man einen sinn- und ziellos schweifenden Tragikomiker jemals mit einem Weltbildner wie Goethe vergleicht, so beleidigt man nicht nur den komischen Genius, man tut auch dem eigentlichen Talent Wedekinds Unrecht,

Digitized by Google

das sich immer nur im chaotisch funkelnden Heraufbringen von einzelnen Trümmerstücken aus der großen Tiefe bewähren kann. Wedekinds Versuche, eine geistige Einheit sich und anderen vorzutäuschen, sind das Schwache, Unechte und Uninteressante an ihm. Er ist kein Künstler, der ein Werk durch Jahre und Tage bildet; aber ein tragischer Pierot, ein Gehirnerotiker, ein mathematischer Phantast, der auf Augenblicke genial ist — das ist er.

Gedichte

von

Anton Karl Martin.

Die letzten Worte.

Noch einmal klingt ein Lied durch meine Seele,
bevor der Abend seine Tore schließt
und ich den neuen Pfad zum Ziel erwähle,
in dem ein neues Licht mein Sein umfließt.

Dank dir, zum letztenmal, mein bittres Leben!
wahr ist es ja: ich hing nicht viel an dir,
du hast mir Schmerz und Kämpfe nur gegeben
und nahmst so viel, unsäglich viel von mir.

Doch alle Qual und Pein, die ich bestanden,
die feiert nun verklärt ihr Auferstehn —
ich fühle Glück und will den neuen Landen
mit glüh'nder Seele froh entgegen gehn.

Elisabeth.

I.

Durch meine Tage kam dein Bild geschritten...
du warst mir nur ein Bild, wie all die Andern,
die ihren Weg an mir vorüber wandern
mit dunkler Träume stillen Geisterschritten.

Und doch bist du ganz anders mir erschienen:
die Andern sucht mein dürstend Herz zu fassen,
und dich wollt es vorüberschreiten lassen,
dir wollt es nicht in Haß noch Freude dienen.

Denn eine dunkle Macht hat mich getrieben,
zu fliehn die Eine, die ich würde lieben —
wie scheu man seiner Seele Gott verehrt.

Zuletzt hab ich in stillen Abendstunden
den Weg zu dir, du Engelsbild, gefunden,
den Weg, den Liebe sonnenhell verklärt.

II.

Nun klingen in mir tausend helle Glocken —
und tausend sternentiefe Seligkeiten
die Rosenschwingen meiner Seele weiten —
und tausend Träume leise Wünsche locken.

Umstrahlt von Sonnengold sind meine Tage,
erfüllt von Glück und Sehnsucht meine Nächte,
in denen ich zum Kranz dir Worte flechte
und dir von meiner heißen Liebe sage.

In dir ward mir ein tiefer Wunsch gegeben:
Erfüllung bist du Eine meinem Leben,
dich schaut als holdes Ziel mein Sehnsuchtsblick.

Und jeder Herzschlag sucht voll hellem Klingen
die eine Bitte nahe dir zu bringen:
sei du mir gut und lieb, sei du mein Glück...

III.

Und dunkle Nächte füllen heiße Tränen,
weil alles Glück ein leerer Traum geblieben,
weil Herzen bluten, die vergebens lieben
und sich nach einer toten Liebe sehnen.

Ach düstre Welt, die mich allein gelassen
mit einer unerfüllten Sehnsucht Qualen,
die meinen Lippen bietet jene Schalen,
die bittren Schmerzes viele Tropfen fassen.

Ach Sonne, Sterne — traumbetörtes Gleißen,
ach Leben — trügerisches Glück-Verheißen,
o Erdendasein — schaler Freudentraum.

Nun leuchten tausend bleiche Totenkerzen —
mir starb ein Glück, mein Glück im tiefsten Herzen...
mir starb mein Glück, da es geboren kaum.

IV.

Tief ist das Leben, tiefer als die Träume
von einem Glück mit allen seinen Wonnen,
verborgen sind des Lebens wahre Bronnen
und was der Tag dir weist, sind leere Schäume.

Digitized by Google

Durch Schmerz geläutert suche deine Ziele,
die dich zu deines Herzens Ruhe führen...
den Weg der stillen Sieger mußt du küren,
der frei von allen Schicksals Gaukelspiele.

Denn jenseits von der Sehnsucht ist das Leben,
in dem der Wille und die Kräfte streben —
den hehren Weg des tiefen Lebens geh...

Als Kämpfer such das Leben zu ergründen,
der Menschheit lehre rechten Weg zu finden...
jenseits von Sehnsucht, Glück und Lust und
Weh.

Randbemerkungen.

Kinodrama und Dramatikerverband.

Als ich neulich in der „Gegenwart" über die „Veredelung des Kientopps" sprach, die der Verband deutscher Bühnenschriftsteller in die lukrativen Wege geleitet hat, und die mir weniger eine Veredelung des kinematographischen als eine ernste Bedrohung des dramatischen Theaters zu sein scheint, da ahnte ich nicht, daß dieser Artikel selber nur der erste Akt eines höchst ergreifenden Dramas werden würde. Ehe ich den verehrten Leser nun mit dem zweiten Akt bekannt mache, muß ich allerdings noch ein Stück Exposition nachtragen, das mir damals entbehrlich schien. Ich bin — pardon, ich war bis vorgestern — selber Mitglied jenes Verbandes, freilich ein durchaus passives und resigniertes Mitglied. Als man nämlich vor fünf Jahren einen Verband deutscher Dramatiker gründete, ging ich, des Glaubens, es solle dort etwas für die dramatische Kunst und ihre schwer ringenden Jünger geschehen, zur konstituierenden Versammlung. Es stellte sich aber sogleich heraus, daß hier lediglich die wirtschaftliche Interessenvertretung der „großen" Bühnenlieferanten und ihres kleinen Anhangs in Frage stand, und da dieses sozial ja berechtigte Unternehmen mich persönlich nicht allzu sehr interessierte, so blieb jene erste Betätigung innerhalb des Verbandes auch meine letzte. Erst als mit jenem Kinematographenbeschluß die Interessen der Herren Verbandshäupter nicht mehr neben der dramatischen Kunst herliefen, sondern sich direkt gegen jene Sache zu richten schienen, die mir erheblich wichtiger dünkt, als die allerglänzendsten Einnahmen, die die allerberühmtesten Bühnenschriftsteller durch die allergroßzügigsten Filmfabrikanten haben können, erst da meldete ich mich wieder zum Wort. — Nicht in einer Verbandsversammlung, wo mich die Autorität eines Blumenthal oder Sudermann lächelnd zerschmettert hätte und mich dem Hohn jener merkwürdigen Dramatiker preisgegeben haben würde, die die Generalversammlungen des Verbandes zu erfüllen pflegen, und die mir trotz zwölfjähriger Beschäftigung mit allem, was dramatische Kunst in Deutschland genannt wird, größtenteils nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Vielmehr sprach ich hier, wo für die Lebensinteressen dramatischer Kunst zu kämpfen meine Pflicht ist, meine offene Meinung aus.

Dies war der erste Akt; nun aber kamen die Folgen. Sie kamen in Gestalt eines eingeschriebenen Briefes — in dem der Vorstand des „Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller" mich auf das allerzierlichste an die Luft setzte! Er forderte mich nämlich auf, die in meinem Artikel enthaltenen Beleidigungen (deren er einige namhaft machte) zurückzunehmen, oder ihn zu ermächtigen, meinen Namen aus der Liste der Genossenschaft zu streichen. Gezeichnet war das Schriftstück vom Vorstand Max Dreyer und Ludwig Fulda in kühler Schreibmaschinenschrift, sein kostbares Autogramm hatte nur der Schriftführer, Herr Dr. Goldbaum, darangesetzt. Als Dramatiker kenne ich Herrn Dr. Goldbaum nicht. Als Berliner Rechtsanwalt aber steht er im hellsten Licht, denn sicher stammt von ihm die entzückende Wendung, mit der der Vorstand ohne die statutenmäßige Last einer Generalversammlung sich eines unbequemen Mitgliedes entledigen wollte. Ich hätte nun freilich diesen hübschen juristischen Ausweg nicht zu betreten brauchen und auf mein Recht eines statutenmäßig offiziellen Rausschmisses (die Generalversammlung wäre ihrem Blumenthal und Fulda ja gewiß nicht untreu geworden) bestehen können. Aber ich zog es vor, den Herren wie folgt zu schreiben:

Digitized by Google

„Auf Ihr Schreiben vom 14. Dezember habe ich das Folgende zu erwidern: Es ist richtig, daß es mir an Zeit und Lust gebrochen hat, in Ihren Versammlungen den aussichtslosen Kampf gegen eine sichere Majorität aufzunehmen, und daß ich es gleichwohl für meine publizistische Pflicht erachtet habe, mich öffentlich kritisch gegen eine Entschließung des Verbandes zu wenden, die das allgemeine Interesse dramatischer Kunst in Deutschland berührt, ein Interesse, dem kritisch zu dienen ich für meinen Beruf erachte.

Daß ich in der Ausführung dieser Absicht über den sachlichen Zweck hinaus Beleidigungen persönlicher Art begangen hätte, kann ich nicht zugeben. Nur eine der von Ihnen zitierten Wendungen wäre in der Art, wie Sie sie verstehen, in der Tat beleidigend; aber der Ausdruck „so viel vom Wesen der Kunst sollte selbst der genossenschaftliche Dramatiker verstehen", enthält selbstredend nicht eine Kritik der individuellen Mitglieder eben dieser Genossenschaft, sondern die Feststellung, daß die in einer Genossenschaft zusammengetretenen Dramatiker in erster Linie eben nicht auf ästhetische, sondern auf wirtschaftliche Werte eingestellt sein werden.

Ob Sie diese einfache Richtigstellung Ihres Mißverständnisses als eine Entschuldigung aufzufassen geneigt sind, kann für mich schon aus dem Grunde gleichgültig sein, weil ich Sie in jedem Fall ersuchen möchte, meinen Namen aus der Liste einer Genossenschaft zu streichen, die an ihre Mitglieder Anforderungen stellt, die sich mit meinen Auffassungen von den Rechten und Pflichten eines dramaturgischen Kritikers, der ich zu sein und zu bleiben denke, nicht vertragen."

Dies war der zweite, und so Gott will, der letzte Akt. Ein kluger, wohlmeinender, aber allzu idealistischer Dramatiker hielt mir folgenden pathetischen Epilog: Sie sind ein Opfer Ihrer ästhetischen Prinzipien geworden, sagte er; Sie treten stets für das Wort, die Sprache als Wurzel der dramatischen Kunst ein und mußten deshalb einmal zum Konflikt kommen mit Kollegen, die den Ursprung der dramatischen Form einfach in der Willensentfaltung erblicken und deshalb auch dramatische Kunst ohne Worte für möglich halten. — Diese sehr ehrenvolle Auslegung des Geschehenen muß ich leider durchaus ablehnen. — Ich bin kein ästhetischer Märtyrer, sondern ein unvorsichtiger Mensch, der einem frischgefüllten Futternapf zunahe gekommen ist. Die methodologische Streitfrage, ob ich, um zur richtigen Erkenntnis eines Dramas zu gelangen, vom leibschaffenden Wort oder von den feindlichen Willensspannungen, die freilich immer die Seele bilden, ausgehen soll, dieser interessante Konflikt zwischen einer mehr spiritistischen und mehr realistischen Aesthetik, er hat gar nichts mit unserer Streitfrage zu tun. Denn der Film, der eine verrohte, um ihren einzigen, den tanzkünstlerischen Adel gebrachte Pantomime ist, kann ja überhaupt nur die allerrohesten, die allerbrutalsten Willensspannungen ausdrücken. Daß die Sprache das einzige Element geistiger Differenzierung ist (mag man sie nun als primär oder sekundär im Kunstwerk empfinden!), das bestreiten auch meine ästhetischen Gegner durchaus nicht, denn das hieße die Kulturgeschichte bestreiten. Und das Filmdrama ist eben ein absoluter kultureller Rückschritt. Von der Mordtat des Rascolnicow oder Macbeth, die die Worte des Dostojewsky oder Shakespeare zu einem tragisch erschütternden Erlebnis machen, bleibt auf dem Film eine Moritat, die sich in gar nichts an geistigem Gehalt von einer beliebigen Lokalanzeigernotiz unterscheidet. Hier wird nicht um das Wesen des Dramas gestritten, sondern um Drama oder Nichtdrama, Kunst oder Barbarei. Die deutschen Bühnenschriftsteller haben beschlossen, der Barbarei einen wichtigen Dienst zu leisten, weil er ihnen sehr gut bezahlt wird. Und weil ich im Interesse der Kunst dagegen protestiert und durch diesen Protest ihr gutes Geschäft gefährdet habe, so hat man mich aus der Gemeinschaft der Gläubigen entfernt. So und nicht anders ist es mit den dramatischen Folgen meines Artikels beschaffen. Die deutschen Bühnenschriftsteller können nun einen neuen Sieg über das Land blasen — aber es ist wieder eine Blamage.

Julius Bab.

Digitized by Google

Vorbildliche Sprachverhunzung.

Jeder Gebildete kennt sie, die modernen Mundarten des Undeutschen, als da sind Zeitungsdeutsch, Kaufmannsdeutsch, Juristendeutsch, Gelehrtendeutsch usw. Vom Germanistendeutsch, das gleichfalls täglich neu geboren wird, ist leider selten oder nie die Rede.

Preziöse Unnatur in Rede und Schrift nötigt dem Wirklichkeitsmenschen des 20. Jahrhunderts ein Lächeln ab. Nicht so den meisten zeitgenössischen Germanisten. Einer unserer namhaftesten Literaturhistoriker meinte einmal: Der Fauststoff keimte in Goethe zuerst auf, als er Straßburger Student war. So einfach, so gemeinverständlich kann er sich aber nicht ausdrücken. Er sagt statt dessen: „Nur ein unbewußtes Keimen fällt nach Straßburg in die Wiege seiner Deutschheit." — Das Keimen fällt also, und es fällt in eine Wiege! — Derselbe Gelehrte will uns die großartige Tatsache mitteilen, daß Lessing noch „nennet" statt „nennt" schreibt: „Das zusammenraffende Streben hatte noch lange nicht den heutigen Kurs inne." — Von Karoline Schlegel berichtet jener Germanist jüngst folgendes: „. . . So vermochte sie fortan durch nichts beirrt, seine (Goethes) Bahn zu begleiten und ohne jeden Bruch (?) den ganzen Goethe zu erfassen, während ihr nach der ersten Abneigung gegen die Jugendschlacken (?!) und bei persönlichen Händeln eine wärmere Berührung mit Schillers Wachstum (!) unmöglich war. Kurz darauf ist die Rede vom „fremdbrüderlichen Mainzer Klubbistentum", von Schellings „poetischer produktiver Wärme". Karoline gelangt in „diesen sicheren Hafen (der Ehe), wo Schellings Hausherrnjugend (!) sich übermütig als souverain de sa femme (!) fühlte . . ."

Hauptmann ist nur äußerlich Naturalist, innerlich etwas anderes, was wir nicht wissen. Zu diesem Ende wird folgender Satz gedrechselt: „Als ein so ausgeprägter Naturalist sich Hauptmann in seinen bisherigen Dichtungen zunächst darstellt, dem nicht an der Oberfläche haften bleibenden Blick kann unmöglich entgehen, daß diese krassen Erscheinungsformen (!) des Naturalismus doch nur konvulsive Symptome (!) einer gewaltigen inneren Krisis sind, deren Verlauf nicht aus diesen Begleiterscheinungen (!), sondern nach den in der konstitutionellen (!) Veranlagung liegenden Ursachen gemutmaßt werden kann." —

Die 100 000 Fremdwörter des neuen Heyse sind für unsere Germanisten viel zu spärlich: „Der König monologiert (!), er erwarte von Posa Wahrheit (III. 5), Posa monologiert, er wolle dem König Wahrheit sagen (III., 9)." — Zu ärmlich, um den nüancierten Impressionen einer „differenzierten Forscherpsyche" einen „adäquaten" Ausdruck zu verleihen, erscheint einem anderen namhaften Germanisten seine Muttersprache: „Besonders Overbeck hat durch derartige Betrachtungen die ihm ganz unverständliche Tatenlust des Freundes (Nietzsche) wegzueskamotieren (!) versucht!" Ein spanisch-französisches Fremdwort allein tut es freilich nicht; in diesem Falle war eine deutsche Vorsilbe unabweisbares Bedürfnis, ähnlich wie man ja auch in gewissen Gegenden und Kreisen „abphotographieren" statt „photographieren" sagt. — Daß unsere großen deutschen Dichter streng genommen keine „Seele", sondern eine „Psyche" hatten, erscheint uns heute nachgerade als Binsenweisheit. Ein sehr angesehener Hellenist schreibt: „Diogenes gerierte sich im Leben als ein potenzierter Sokrates." Sein germanistischer Amtsgenosse schrieb: „Wo keine innere Notwendigkeit ist, da herrscht kunstlose Willkür; so bei allen Phantasten, die ihren Einfällen freien Lauf lassen, ohne ihn durch gegebene (!!) Daten begrenzen zu lassen und ihn durch individuelle (!!) Eigenart zu stilisieren. Und wo keine Freiheit ist, da herrscht kunstlose Abhängigkeit, wie bei allen auf objektivsten (!) Naturalismus und künstlerische Selbstvereinung gerichteten Doktrinären." — Allerdings! Ich füge nur hinzu: „Wo sprachliche Ehrenlosigkeit ist, da herrscht großtuerische Fremdwörtelei; so bei allen Germanisten, die ihrer Feder freien Lauf lassen, ohne sich jemals auf ihr Deutschtum zu besinnen, die vielmehr um jeden Preis ihren Schnörkelstiel sich müssen ausleben lassen. Und wo keine vornehme Verachtung edler muttersprachlicher Einfalt ist, da bildet sich schon bei mäßiger Veranlagung ein

Digitized by Google

lesbarer deutscher Stil, so auch bei den zu Lehrern künftiger Deutschlehrer bestellten deutschkundigen Hochschullehrern." —

Dr. Hans Offe.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Man stellte die Aerzte einander gegenüber. Jeder beharrte auf seiner Meinung. Sie erhitzten sich bei der Diskussion, und für einen Augenblick verschwand die Tragödie hinter diesem Streit à la Molière.

Aehnliche Szenen wiederholten sich zwischen den Sachverständigen, den Buchhaltern. Ohne daß irgend jemand etwas davon verstand, wurden Zahlen aufgestellt, und die Wertbestimmungen zeigten ungeheure Abweichungen. Lermantes mischte sich darein und widersprach ihnen. Er redete mit solcher Wärme, Klarheit und Genauigkeit, daß seine Gegner verwirrt wurden, aber sie widerriefen die Angaben nicht. Für sie blieben die Zahlen unorganische, abstrakte, bestimmte, unabänderliche Zeichen; für ihn waren sie schmiegsame, elastische, lebendige Körper, die sich unter seinen Händen streckten, groß, gigantisch wurden. Manchmal konnte man glauben, daß seine gewaltige Logik diese kleinlichen Wortklauber erdrücken würde; aber sie blieben standhaft. Das unentwirrbare Gemenge der Zahlen zog sich wie ein Netz immer fester um ihn zusammen, und vergeblich zerriß er einige Maschen, um sich zu wehren. Es war ein aufregendes Schauspiel, diese kleinen, schäbigen Menschen zu sehen, deren Additionen dem kühnen Riesen Fesseln anlegten. Umsonst sprach er von seinem Glauben an einen endlichen Sieg. Man glaubte ihm nicht. Sprachen die Bankrotteure, die Spekulanten nicht immer so, deren Gerüste in Trümmer zusammenstürzten? Niemand konnte der Diskussion folgen. Man verstand nur, daß die Erbschaft des Generals diesem kühnen Reiter gerade im Augenblick wieder in den Sattel geholfen hätte, da er die Steigbügel verloren hatte.

Dieses arithmetische Zwischenspiel wirkte langweilig. Dann wurde ein Waffenschmied vernommen, der die Flinte betrachtete, mit der das Unglück passiert war. Ihm folgte der Polizeikommissar, der die ersten Feststellungen gemacht hatte; darauf die beiden Wachtmeister, welche die Verhaftung von Lermantes vorgenommen hatten. Beide vierschrötig, fest, der eine mit starken, spitzen Knochen, der andere dicker, mit stechenden, schlauen Augen, traten sie vor den Gerichtshof. Mit übereinander geschlagenen Beinen standen sie da, den Geschworenen zugewandt. Ihrer Aussage war anzumerken, daß sie sich gern sprechen hörten. Lermantes war ihnen damals schweigend gefolgt und hatte auch während der Fahrt nicht den Mund geöffnet. Aber das war gleichgültig. Im Gegensatz zu Dr. Amadour hatten sie recht viel „Eindrücke": den Eindruck, den ihr Erscheinen auf den Angeklagten gemacht hatte, den Eindruck, daß er soeben Papiere verbrannt hatte, wenn auch keine Asche mehr im Kamin lag, den Eindruck, daß er ein sehr schlechtes Gewissen haben müßte, und daß jedes Wort, jede Geste für seine Verteidigung berechnet war. Diese Eindrücke setzten sie in dem überzeugenden Tone jener Leute auseinander, die in den Seelen wie in offenen Büchern zu lesen verstehen. Brévine protestierte: diese Zeugen bekundeten keine Tatsachen, keine direkten genauen Beobachtungen, nichts, was mit der Angelegenheit selbst zusammenhing. Aber sie sprachen weiter, denn ihr Beruf bedeutete Unfehlbarkeit. Waren sie denn nicht Wachtmeister? Durch den Eifer der Diskussion fortgerissen, erklärte der zweite schließlich, daß er in dem Zimmer, in das er eindrang, einen starken Geruch verbrannten Papiers gespürt habe.

„Bis jetzt haben Sie doch davon nichts gesagt!" rief Brévine.

„Niemand kann meine Behauptung in Abrede stellen," erwiderte er.

Lermantes, der mit verschränkten Armen dasaß, lächelte fast. Er wußte genau, daß er in jener Stunde kein Papier verbrannt hatte, und diese neue Belastung, über die seine Richter ernsthaft diskutierten, hatte für ihn zur tragischen Stunde etwas Komisches.

„Was für eine feine Nase!" rief er und fügte unklugerweise hinzu: „Es war schon mehrere Tage her, daß ich alles vernichtet hatte, was ich vernichten wollte."

„Sie haben also Papiere vernichtet?" fragte der Präsident.

„Aber natürlich!"

„Ich notiere das!" rief Herr Rutor.

„Oh, Herr Präsident, es handelte sich um intime Briefe, die nur mich angingen."

Das war gleichgültig. Der Zwischenfall fiel zu seinen Ungunsten aus, und der Wachtmeister

Digitized by Google

ging, sich in den Hüften wiegend, wie ein Triumphator auf seinen Platz zurück.

Der Gerichtsdiener rief jetzt Frau Donnaz auf und führte eine alte, ganz gebeugte Frau vor. Ihr durchfurchtes Antlitz, das unter einer schwarzen Tüllhaube hervorsah, glich zerknülltem Pergamentpapier, die Lippen schrumpften über den zahnlosen Kiefern zusammen. Auf dem vorgeschobenen Kinn waren einige weiße Haare. Sie war so erregt, daß sie nicht wußte, wohin sie zu gehen hatte. Ihr Führer stellte sie vor dem Gitter auf, an das sie sich mit ihren braunen Händen festklammerte. Sie war taub und verstand nicht gleich die Fragen des Präsidenten. Dieser mußte laut sprechen, und seine Stimme bekam dadurch einen rauhen, herben Ton.

Luise Donnaz war Dienstmädchen bei der Mutter des Angeklagten gewesen. Als jene gestorben war, blieb sie im Hause und war dort die wichtigste Stütze bis zum Tode des Hauptmanns. Die Wirtschaft wurde aufgelöst. Luise nahm Dienst in einer fremden Familie an, und später, als Frau de Pellice starb, zog sie in das Haus des Generals und blieb beständig in La Combette. Rheumatismus machte sie arbeitsunfähig, aber der General wollte sie trotzdem behalten; doch da er ihr eine kleine Pension bewilligte, zog sie es vor, das Heim mit ihrer Schwester, einer Händlerin in Montrouge, zu teilen. Der Untersuchungsrichter hatte sie vorladen lassen, weil sie in beiden Häusern gedient hatte und vielleicht eine Auskunft geben konnte, die das Testament erklären würde. Er hatte nichts aus ihr herausholen können: der General war reich und gut . . . er hatte Herrn Lionel aufwachsen sehen . . . sie hatte immer gedacht, daß er ihm sein Geld lassen würde . . . Trotz ihrer wertlosen Antworten ließ die Anklage sie in der Hoffnung vorladen, daß ihre Zunge vor dem Gerichtshof gelöst würde.

Als sie ihren Schwur abgelegt hatte und ihre Hand schnell herabgleiten ließ, mußte der Präsident zweimal wiederholen:

„Machen Sie Ihre Aussage!"

Sie betrachtete ihn mit weitaufgerissenen Augen und hielt den Kopf halb zur Seite, um mit dem Ohr, mit dem sie besser hören konnte, zu lauschen. Da sie sagte, daß sie zu alt wäre, um sich an etwas zu erinnern, mußte man ihr die Antworten brockenweise herausziehen: sie hatte „Herrn Lionel" seit Jahren nicht wiedergesehen . . . früher hatte er sie von Zeit zu Zeit im Laden von Montrouge besucht . . . dann hatte er sie vergessen; o, sie war ihm nicht böse, er hatte so viel zu tun . . .

Der Präsident forschte weiter; er fühlte instinktiv, daß sie mehr wußte, als sie sagen wollte.

„Wie erfuhren Sie das Unglück?" fragte er, „. . . das Unglück, den Tod des Generals?"

„Ich habe alles das gelesen . . . in der Zeitung."

„Was dachten Sie beim Lesen?"

Sie schien nicht zu verstehen. Er wurde dringlicher.

„Sie haben sich doch dabei irgend etwas gedacht? Sie lasen doch den Bericht nicht wie alles andere, nicht wahr? Er hat sie doch aufgeregt. Also versuchen Sie uns Ihre Eindrücke zu schildern!"

Luise Donnaz begann zu erzählen, langsam, nach Worten suchend, und je weiter sie sprach, um so besser ging es:

„Meine Schwester brachte mir die Zeitung . . . weil die Zeitungen, ich . . . ich lese keine! . . . Sie sagte mir: Höre, dein General, du weißt nicht . . . Nein, habe ich ihr gesagt, ich weiß nicht. Nun hat sie mir gesagt, es ist ihm ein Unglück passiert . . . Ach, du lieber Gott, sagte ich, was für ein Unglück? Da hat sie mir von der Jagd vorgelesen, von der Kugel, alles das. Und sie sagte: Nun was sagst du dazu? . . . Aber ich, ich konnte nichts sagen, weil . . . . . ich dachte an Herrn Lionel . . . der den General liebte . . . und ich weinte. Und so ist's gewesen! . . ."

„Ist das alles?"

„Ich sagte zuletzt: Herr Lionel wird sich niemals darüber trösten können!"

Sie zögerte wie vor einem unangenehmen Geständnis.

„Und meine Schwester sagte mir: Das ist noch nicht alles. Und . . . deine Pension? . . ."

Das Publikum lachte. Herr Motiers de Fraisse gebot Ruhe.

„Man muß die Situation verstehen. Diese brave Frau lebt von der Pension. Daß sie an ihr tägliches Brot dachte, ist ganz natürlich. Aber dann, Frau Donnaz, als Sie von dem Verdacht hörten, der auf Lermantes ruhte?"

„Da sagte ich: Dieses Mal irren sie sich sicher . . . Herr Lionel soll ein Mörder sein . . . . ach nein, ganz gewiß nicht, der . . . der so nett war, als er klein war . . ."

„Sie wissen nichts von dem Verbrechen, das ist selbstverständlich. Aber vielleicht wissen Sie Dinge, die uns bei unseren Untersuchungen helfen können, Dinge aus der Vergangenheit . . . Erinnern Sie sich! . . . Haben Sie eine Ahnung, ob Lermantes irgend welchen Grund hatte, einen Groll gegen den General zu hegen?"

„Das sicherlich nicht, Herr Präsident! . . . Herr Lionel liebte den General wie . . . wie . . . na, von ganzer Seele, ja! Groll, er Groll gegen den General? . . . Ach nein! . . ."

Digitized by Google

„Wissen Sie, daß einige Zeit das Gerücht verbreitet war, daß der Angeklagte Beziehungen zu einer Person hatte, die dem General nahestand?“

„Das weiß ich nicht!“

„Sie brauchen das nicht zu wissen. Es handelt sich um alte Geschichten vor Ihrem Dienst bei dem General. Danach soll sich der General für den Angeklagten interessiert haben, weniger aus persönlicher Zuneigung als durch den Einfluß seiner Frau: . . . verstehen Sie?“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Ein neuer Dichter. Ich weiß einen Dichter, der auserseh̃en wäre, einen Spiegel zu erfinden, in dem alles, das hineinschaut, die ganze Welt, sich so erblicken würde, wie sie sein soll. Albert Ehrenstein ist es, der in seinen Werken, „Der Selbstmord eines Katers“ (Georg Müller, München), neuartig in Form und Inhalt, eine künstlerische Darstellung des Tadels, des Aergers beinahe, versucht, ein neues Stoffgebiet darin sieht, das er mit unerschrockener, schöpferischer Phantasie zu ganz erstaunlichen Wirkungen gestaltet. Es ist mit der widerspenstigen Materie der Sprache hier das Gleiche unternommen, als wollte ein Maler ohne den Schauplatz eines menschlichen Antlitzes oder einer andern Uebertragung die Physiognomie der edlen Unzufriedenheit auf die Leinwand bringen, die Versinnlichung einer Vision.

Es sind Novellen voll Leben, voll kräftiger Handlung zuweilen, zuweilen in losen Bilderketten gesponnen, die nur die hartgeprüfte Empfindsamkeit des Helden verbindet, der immer der Autor ist, ob er Taigin heißt und China beherrscht, oder sich in einen Kater und dessen Herrn teilt, seine Seele unter sie verteilt, oder ein Kind ist, das Gott einen Kreuzer anbietet, wenn er sein Fieber aufhören läßt.

„Ich spiele mit dem Kosmos Fußball und die Erde ist mir abhanden gekommen,“ sagt er, und er ist alles, nur kein Poseur. Der Humor wächst diesem Glück-Unglücklichen auf dem gleichen Ast wie die Verzweiflung. Wohltuend sind seine Scherze selten, aber lustig beißend und dicht von Gedanken; jedes Wort eine Ueberraschung. „So lange habe ich die Gestirne mutwillig beseelt, mit sexuellen Empfindungen dotiert, bis ich im Traum aufgefordert wurde, im Verein katholisch geschiedener Fixsterne einen Vortrag zu halten.“

Und mitten drin, wie ein Edelstein im Spazierengehen gefunden, ersteht die schlichte traumhaft durchsichtige Einfachheit eines Märchens von dem Prinzen, der, durch ein Gelübde seiner Mutter verurteilt, kein weibliches Wesen, auch sie selbst nie zu Gesicht bekommen soll, ehe er nicht zum Manne herangewachsen ist. Es ergeben sich fein verknotete symbolische Konflikte durch staatsmännische Eingriffe in seine heimliche Liebe, durch eine Irrfahrt, die eine Suche nach der entschwundenen Geliebten ist und eine Bußfahrt seiner selbstischen seelenfremden Erotik wird. Noch aber ist das Märchen nicht zu Ende und schon persifliert Ehrenstein, gliedert organisch eine reizvolle Verspottung an, wodurch seine Rührung, (eine Probe auf ihre Echtheit) als kehrte sie in liebenswürdiger Verschämtheit ihr Gesicht ab, am deutlichsten sich bekennt.

Dies alles zieht an, zieht mit, aber ist nicht die Hauptsache an diesem merkwürdigen Buch. Das Eigenste darin scheint mir vor allem die Kraft, mit der die oft krasse, zornige, immer tief dringende Anschauung der Welt zu einer Sprache geworden ist, die ihrer leidenschaftlichen Ehrlichkeit restlos wie ein angewachsenes Kleid entspricht. Ehrenstein versteht es, uns ein fremdes Glas vor die Augen zu zwingen, durch das wir plötzlich anders sehen als bisher. Und wir werden diese oft überhellen leuchtenden, schießenden Blitzbilder, von denen manchem vielleicht die Augen schmerzen werden, niemals los, wenn wir das Buch aus der Hand legen.

Unwiderstehlich suggeriert er uns seine Erlebnisse, die sich selten weit vom Rande des Glaubhaften bewegen. Das Unwahrscheinlichste weiß er mit atmender Wirklichkeit zu beleben, daß wir manchmal wie träumend den Blick vom Buch heben und umhersehen, ob wir nicht vielleicht zufällig auf einen fremden Stern übersiedelt sind.

Schon in seinem ersten Buch „Tubutsch“ war diese waghalsige Kühnheit mit einer Selbstverständlichkeit vorgetragen, die die Liebe und das Mitleid für alles Mißhandelte und Entrechtete in dem stacheligen Eigensinn eines, der die Welt noch viel leichter entbehrt als sie ihn, mit blutigem Spaß abtut. Ein Mensch, ein Eindruck, ein Gefühl nähert sich ihm; aber er hat die ganze Welt in sich. Kann noch zum All etwas hinzugefügt werden? „Es will jemand in mich einsteigen,“ sagt er, „aber ich habe kaum selbst Platz in mir.“ Es sind Ansichten eines Exterritorialen, wie die Ueberschrift seiner letzten Novelle lautet. Er steht draußen und sieht zu. Das Weltganze erscheint ihm als ein Lebewesen und die Einzelexistenz schließt für ihn die Gesamtheit in sich ein. „Ein jeglicher der Menschen dreht sich (wie die Erde) zu-

Digitized by Google

vörderſt mit einer raſenden Geſchwindigkeit um ſich ſelbſt, verneigt ſich, verbeugt ſich unaufhörlich vor ſich, hernach kriecht er um irgendeine Sonne.“ Und er träumt Phantaſieorganismen wie Paul Scheerbart. „Es könnte auf der Erde Weſen geben, die, wenig bemerkt, von der den Alternden und Kranken entſchwindenden Kraft ſich nähern und, eine Zukoſt, an den Taten der Menſchen ſich freuen wie dieſe ſelbſt ſich mit dem Geſang der Vögel füttern.“

Der Typus der Dichter muß einmal anders geweſen ſein; damals als es noch keine Zeitungen gab. Nicht als ob der Einfluß der weltzugekehrten Art der Tagesſchriften das Streben nach dem Unvergänglichen verwäſſern könnte, aber die nachdrückliche Entfernung vom Gewöhnlichen wird leicht Weg und Ziel ſtatt Schranke; und behindert auch die Beſten in ihrer unbekümmerten Entwicklung.

Bei Albert Ehrenſtein haben wir eine überaus glückliche Kriſtalliſation dieſer Stilzwitterbildung: Hohn und Spott eines Journaliſten, wie ſich ihn vielleicht keine Zeitung, aber jedenfalls alle Leſer von Geſchmack wünſchen würden, und Viſionen eines Schwärmers, Traumentdeckers, eines Finders neuer Wege in das Unterbewußtſein. Oskar Baum.

Nach allen bisherigen Erfahrungen iſt der

Beweis

erbracht, daß die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pf., ein vorzügliches Mittel zur Erhaltung eines roſigen, jugendfriſchen Geſichts und eines zarten, reinen Teints iſt. Ferner macht der

Cream „Nadi“ (Lilienmilch-Cream

rote u. ſpröde Haut in einer Nacht weiß und ſammetweich. Tube 50 Pf.

Fiedler-Farben

Feine Künstler-Oel- u. Gouache-Tempera-Farben

In grossen Füllungen: Feine Münchener Studien- u. Skizzen-Farben Akademie-Tempera für dekorative Kunst

Erfüllen d. Anforderungen d. mod. Malerei: Pigmentreichtum / Modellierfähigkeit / Reiches Oberflächenlicht bei den Deckfarben Von Münchener Künstlern bevorzugt! Seit Jahren erprobt und im Gebrauch!

Wegen Proben wende man sich unter Bezugnahme auf diese Anzeige an die

Münchener Künstlerfarben-Fabrik Dr. Karl Fiedler und Ilgenstein

Prüfen Sie unbedingt Bliz Nährsalz-Cacao

damit Sie die **Vorzüglichkeit** dieses gesündesten und wohlschmeckendsten. **Obst**nährsalze enthaltenden Cacaos kennen lernen. Sehr wohltuend bei **Blutarmut, Nervosität,** bei allen **Schwächezuständen** und **chronischen Leiden.** Besonders wertvoll bei **Kindern,** die in der **Ernährung** und **Entwicklung zurückgeblieben** sind.

Ueberall zu haben, sonst durch die Fabrik

ILTZ & KLUDT, Dresden.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 2 — Berlin, den 11. Januar 1913. — 42. Jahrgang Band 83.

Nach Kiderlens Tode.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Das Jahr 1913 — die zweite Hälfte der Ziffer schmeckt für die Abergläubischen aller Länder nach unabwendbarem „Weltkrieg" — hat für Deutschland mit Unerwartetem begonnen.

Nicht, daß von irgendeiner Tat zu berichten wäre. Seitdem das einzig politisch Aufregende des neuen, jetzt schon fast greisenhaft anmutenden Kurses, der Strom politisch nicht ungefährlicher Kaiserreden, glücklich verebbt, sind Taten schon lange Alldeutschlands Sache nicht mehr. Und nicht aus Mangel an Gelegenheit. Wo ein ganzes großes Volk noch immer seiner inneren Befreiung harrt, wo bei so viel ungebrochener Volkskraft das Staatsregime (bei uns ein Zwitterding zwischen Halbabsolutismus und Halbparlamentarismus) täglich die Entwicklung hemmt, da sollte man meinen, es gäbe genug zu taten. Aber wo ist der politische Tatenmensch, der uns heute auch nur eine Hoffnung wäre?

Volk und König suchen seit einem Lustrum mit Inbrunst nach ihm. Und finden ihn nicht. Ihm, der als halbabsoluter Herrscher des Landes Minister noch immer nach höchst eigenem Willen beruft, trübt die ererbte Vorliebe für Sprossen feudaler Adelsfamilien den Blick? Wir erlebten es an den Folgen. Aber bietet das Parlament mit seinen 397 Volkstribunen ein erfreulicheres Bild? Sah Deutschland je eine Volksvertretung, die einem unzulänglichen Minister wie in anderen Ländern durch die Tat der Gehaltsverweigerung die Gefolgschaft versagte? Ein Parlament, das durch Würde und Männlichkeit nach oben und unten je wirklich Respekt einflößen konnte? Wo ist in unserem, von „Berufspolitikern" vollgepfropften Reichstagshause auch nur einer, den wir heute als Kiderlens Nachfolger ersehnten?

Die Sozialdemokraten sind weltfremde Zukunftstheoretiker und verbohrte Dogmatiker. Die Konservativen Klassenegoisten, für Fortschrittspolitik von vornherein verloren. Das Gros der Liberalen rückgratsschwach. Höchstens dazu befähigt, dem altbekannten Ministertyp „Diener seines Herrn" noch den Stich ins Spießbürgerliche zu geben.

Möglich, oder gar gewiß, daß dieser Mangel an wirklich hervorragenden politischen Persönlichkeiten unter den Berufspolitikern von des Volkes Gnaden sich auch zum Teil daraus erklärt, daß in Deutschland ja doch über das Parlament hinweg regiert wird. Nur natürlich, daß in Erkenntnis dieses Umstandes sich starke Naturen für die Karriere des Parlamentariers in deutschen Landen bedanken. Aber noch einmal: Wo sind die politischen Köpfe, die uns das deutsche Parteileben von heute erzog? Kein einziger von all den Debattierern, die Jahr um Jahr ihre endlosen Reden über die deutsche Politik, wie sie ist und wie sie sein sollte, zum Fenster hinaushalten, bekundet zurzeit eine Sachkenntnis und Talent, daß uns seiner als Minister des Auswärtigen gelüstete.

Ist es übertrieben? Man betrachte die Tatsache: Seit Dezennien warnt mit Recht jeder Vaterlandsfreund davor, unsere Auslandspolitik immer wieder Männern aus denselben exklusiven Kreisen anzuvertrauen. Aber jetzt, da Herr von Kiderlen-Waechter mitten aus einer verdienstvollen Arbeit um die Erhaltung des Weltfriedens abberufen, weiß die vereinigte

Digitized by Google

deutsche Bürgerschaft auch nicht einen einzigen aus ihrer Mitte dem Könige zu nennen. Kein Fortschrittsblatt in deutscher Zunge, das nicht für den Gedanken schwärmte, in unseren Tagen, da des Königs Wahl in der engen Diplomatenzunft so wiederholt zum Schaden des Vaterlandes auf einen Unbegabten fiel, einmal den modernen Auslandspolitiker aus der vielgelobten Schar unserer bürgerlichen Berufspolitiker zu stellen. Aber auch kein deutsches Fortschrittsblatt, das in diesen Tagen, da man nach dem plötzlichen Tode des vielzuviel geschmähten Kiderlens einen Nachfolger in dem politisch so talentarmen Deutschland von heute mit der Laterne suchte, auch nur mit einem halbwegs ernst zu nehmenden Kandidaten aus den anderen, mehr mit dem Volke zusammenhängenden Kreisen aufwarten konnte.

Bei der Wahl des Auslandsministers, dessen Begabung Krieg oder Frieden bedeuten kann, sollte und müßte in einem Verfassungsstaat der Wille des Volkes wenigstens berücksichtigt werden. Müßte — jawohl! Aber das ganze deutsche Volk kann, trotzdem es von „Berufspolitikern" seit einem Menschenalter in ihm wimmelt, heute nicht von einem einzigen sagen: Dieser Mann wäre so etwas wie eine Hoffnung.... Man sagt, daß Deutschlands Bürgerschaft, lange genug die Verkörperung politischer Gleichgültigkeit und zu seiner ganzen politischen Tatkraft erst beim Schall der Kriegstrompete erwachend, sich allmählich bis zu einem politisch lebendigen Volke hinaufentwickelt hätte. Mag sein. Aber vorläufig hat dieser Umschwung nicht vermocht, auch nur ein einziges großes Talent zu gebären. Viele ganz nette betuliche Köpfchen. Aber keinen Kopf.... Diese Tatsache steht leider ebenso fest wie jene andere, daß der König in seiner Gesellschaft der höfisch Gearteten nun seit bald fünfundzwanzigjähriger Regierungszeit nach dem politisch schöpferischen Genius der deutschen Gegenwart sucht und diesen nun in Gottlieb von Jagow gefunden zu haben wohl selbst keinen Augenblick glaubt.

Das Phänomen der kurvischen Periodizität beim Menschen.

Von

Dr. med. Ike Spier.

Es gibt im Leben eine rhythmische Periodizität, welche, kurvenmäßig dargestellt, dem Bilde einer Woge mit Wellenberg und Wellental sehr gleicht.

Seelische und körperliche Veränderungen kommen unter Umständen mit mathematischer Regelmäßigkeit und verschwinden wieder, um dann, alternierend, denselben Turnus von neuem zu beginnen.

Die Wissenschaft von der kurvischen Rhythmik ist vernachlässigt; es gibt wenige vom Fache, die es der Mühe wert gefunden haben, dem Problem ihre Kräfte zu widmen; dabei ist es eines der interessanten und am tiefsten in die Zusammenhänge zwischen Mensch und Natur eingreifenden.

Zu den bekanntesten Erscheinungen dieser Art gehört die Sexualperiodizität. Sie ist so sehr in den Sprach- und Gefühlsschatz der Menschen übergegangen, daß man sie gar nicht mehr als etwas Besonderes bemerkt. In einem ewigen Rhythmus bewegt sich dieser natürliche Vorgang.

Man hat besonders dem Mond einen wirklichen Einfluß darauf eingeräumt, daß nämlich der Lunarmonat mit seinen 28 Tagen sich deckt mit der 28tägigen rhythmischen Organizität. Diese auf das weibliche Geschlecht bezogene Rhythmik läßt sich mit gewissen Einschränkungen auch bei dem männlichen wiederfinden. Gall beobachtete bei den Männern eine monatliche kritische Zeit, wo Stimmungs-, also seelische und körperliche Beschwerden auftraten. Laycock behauptet (im Lancet von 1842) das Bestehen von monatlichen und vierzehntägigen Zyklen gewisser Krankheiten.

Der berühmte amerikanische Neurologe Hammond will eine monatliche Pulsation im Leben der Individuen gefunden haben; sie beginnt mit der Geburt und endet mit dem Tod.

Digitized by Google

Clouston berichtet von monatlichen Gefühlssteigerungen bei Männern, wo eine physiologische Vermehrung von Wünschen und Streben stattfindet. Auch bei seelischen Störungen kommt eine Rhythme vor; eine Krankheit heißt danach „periodisches (= in bestimmten Zeiträumen auftretendes) Irresein". Der österreichische Forscher Fließ unterscheidet einen Zyklus von 28 Tagen für weibliche, einen 23tägigen für männliche Individuen.

Unabhängig von ihm veröffentlichte gleichzeitig John Beard Studien über dasselbe Thema und kam zu einer periodischen Einheit von ca. 23½ Tagen.

Guerry berechnet, daß Selbstmorde mit einer gewissen Rhythmik am häufigsten Dienstags, Mittwochs und Donnerstags vorkommen.

Das Wachstum der Kinder bewegt sich in wöchentlichen Zyklen.

Edward Smyth stellte wöchentliche regelmäßige Veränderungen des Pulses, der Atmung, Temperatur, Kohlensäureentwicklung usw. fest, und fand, daß Sonntag der Tag der Restitution und der Gewichtszunahme sei.

Er beobachtete auch eine kurvische Zyklik der Leistungsfähigkeit der Menschen; im Frühjahr erreicht jede Funktion des Körpers einen Gipfelpunkt; ein allmählicher Abfall führt zum Minimum hin, der Uebergang ist im Herbst.

Bei Tieren findet ja allgemein eine rhythmische Kurvität aller Lebensgefühle statt; der Höhepunkt fällt in die Paarungszeit, dann erfolgt der Abfall, bis ein allmählicher Aufstieg zur nächsten Klimax überleitet.

Bei den Naturvölkern finden mit großer Regelmäßigkeit Feste jedes Jahr statt, wo alle Lebensfunktionen bis zum äußersten angespannt werden. Das Eintreten von Geisteskrankheiten folgt einer jährlichen Kurve: Hochstand Frühjahr, Tiefstand Herbst.

Die Verbrechenskurve zeigt den Scheitelpunkt im Juni, dem tiefsten im November, um dann wieder aufzusteigen.

Selbstmorde geschehen am meisten im Juni, die Mindestzahl erfolgt im Dezember; in einer regelmäßigen kurvischen Periodizität hebt sich und sinkt die Welle.

Sogar das Wachstum der Menschen hat, ähnlich wie bei den Bäumen, ganz regelmäßigen Höchst- und Tiefstand. Auch der Brotkonsum erfolgt in kurvischer Rhythmik.

Die Höchstzahl der entliehenen Bücher aus Romanbibliotheken findet sich im Monat März, evtl. kommt noch eine zweite Klimax im Herbst. Die Muskelkraftleistungen zeigen im Juni und Juli den höchsten Stand, im März den tiefsten.

Die sexuellen Höchstpunkte dürften beim Menschen im Frühjahr und Herbst liegen, wohl basierend auf vererbten Trieben; sie entsprechen ziemlich genau den Frühjahrs- und Herbstäquinoktien; es scheinen die Weltrhythmen hier durch kosmische Einflüsse bedingt zu sein.

Man sieht, daß eine Unzahl großer, einschneidender Geschehnisse im Leben der Individuen und der Allgemeinheit ganz kurvisch vor sich gehen; man fand diese Rhythmik erst aus vielen Beobachtungen heraus, die aber von den Forschern unabhängig in vielen Ländern gemacht wurden.

Eine Menge von Phänomen ist noch nicht genügend durch Einzelstatistiken geklärt.

So z. B. wird jeder Schaffende, der Dichter, Maler, Komponist usw. an sich bei einer Selbstprüfung konstatieren können, daß er Zeiten von leichter und von schwerer Bildnerkraft hat, daß Momente von absoluter geistiger Leere, von Erschöpfung vorkommen. In den Biographien bedeutender Persönlichkeiten kann man von den Depressionszuständen lesen, unter denen sie litten, wo ihnen ihr Können nichts wert erschien, wo sie ihre Werke verachteten und an allem verzweifelten. Dann wird von Höhepunkten einer gewissen Schaffenswut gemeldet, wo sie sich nicht genug tun konnten und Uebermenschliches leisteten; Strindberg schrieb sein erstes Stück, das ihn berühmt machte, ununterbrochen in drei Tagen, Peter Nansen eines seiner besten Novellenbücher nacheinander in 48 Stunden.

Ebenso bekannt sind aber auch ihre Niederdruckmomente.

Desgleichen wird von Böcklin, Leibl, Goethe, Heine, Schopenhauer, Napoleon usw.

Digitized by Google

erzählt. Diese Großen lebten zuweilen in einem rhythmischen Schaffensrausch, wo ebenso sicher ein „Katzenjammer" nachkam.

Leider ist bei ihnen niemals eine Tabelle angelegt worden, sonst könnte man, so evident es sich aus den Aufzeichnungen herauslesen läßt, eine Kurve mit Ordinaten und Abszissen, mit Scheitelpunkt und Tiefstand mathematisch entwerfen und eine gewisse Periodizität, die bei manchen vielleicht monatlich, bei anderen wöchentlich usw. wäre, feststellen. Man solle Künstler zu Notizen für diesen Zweck anregen. Es ist rein natürliche, physiologische Tatsache, daß diese rhythmische An- und Abschwellung der Fähigkeiten stattfindet; die Erklärung dagegen ist um so schwerer.

Man kann sich doch nur schlecht mit „Ansammlung und Aufbrauch von geistiger Energie" behelfen. Gewiß werden Sustanzen verzehrt, die mit ihnen aufgespeicherte Kraft wird benutzt, und die angestrengten Zellen benötigen dann wieder der Ruhe, müssen die Abfallprodukte wegschaffen, neue Kraft in Gestalt von Ernährungsbestandteilen anspeichern und sind mit potentieller Energie, welche ins kinetische übergeht, so zu neuer Arbeit bereit. Das würde eine gewisse Periodizität ergeben; aber so einfach ist es nicht. Es folgen auf Wochen von geistigen unerhörten Großtaten bei manchen lange Ruhepausen, bei anderen kurze, wieder andere sind nach einer Leistung für Monate erschöpft, „ausgeschrieben". Eine erworbene Routine kann jeden schaffenden Trieb, der sich von selbst einstellen soll, ersetzen; aber die bedeutenden Werke werden in der rhythmischen Divination geschaffen, die mit einer gewissen Periodizität wiederkehrt; wahrscheinlich spielen kosmische Einflüsse eine große Rolle. Temperatur, Luftdruck, Sonnenbestrahlung, Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre, Mondphasen, Gravitation der Himmelskörper in ihren verschiedenen Stellungen zueinander u. dgl. sind mit im Spiel. Ein Künstler, der die Periodizität, den kurvischen Rhythmus mit seinem Hoch- und Tiefniveau erkannt hat, wird in diesem Wissen einen Trost in den Zeiten der Schaffensunfähigkeit finden; solche Zustände sind etwas ganz Normales, sie müssen keinesfalls ein Zurückgehen des Könnens bedeuten.

Auch die nervösen Stimmungen, die Lust- und Unlustgefühle wiederholen sich bei den Menschen mit einer gewissen Rhythmik.

Der sogenannte Stimmungswechsel, die Launen, sind keine willkürlichen, unbegründeten, zeitlichen Erscheinungen. Wenn man genau Aufzeichnungen macht, die über Jahre hinausgehen, nur alle Tage freudiger Erregung, (wo man die Welt umarmen könnte), nur die graue, trübe Stimmung einträgt, so ergibt sich erstaunlicherweise beim Gesamtüberblicke eine regelmäßige kurvische Periodizität, eine Wellenbewegung mit Pausen von unbestimmten Gefühlswerten, die überleiten zu Hochdruck, und von da zu Tiefstand der gemütlichen Spannungen; das Volkswort „er hat wieder seine Launen heut", ist gut begründet. Diese Launen ändern sich, kommen und gehen mit einer gewissen Rhythmik.

Auch die scherzhafte Bemerkung, daß ein Mensch verändert ist, wenn „der Mond steigt", ist natürlich basiert. Eine große Anzahl von Menschen ist durch die noch nicht geklärten Korrelationen von Mond (Vollmond, Neumond) und Seelenstimmung in ihrem Benehmen bedingt; so laienhaft es klingt, so begründet ist es; englische Aufzeichnungen stehen uns zur Verfügung, welche diese Tatsache beweisen; sie stammen von klardenkenden, gebildeten Akademikern, die volles Vertrauen verdienen; man darf wohl kosmische und elektrische Ladungsverschiedenheiten an besonderen Tagen annehmen, die dann gewisse Menschen sehr intensiv beeinflussen.

Sehr bekannt ist ja, daß Viele bei atmosphärischen Umschlägen lebhaft reagieren, Gewitter und Wetterstürze aus ihren Sensationen auf Tage voraussagen können. So ähnlich werden regelmäßig an- und abschwellende kosmische Variationen die Seele influenzieren.

Optimistische und pessimistische Betrachtungsweise des Lebens wechseln bei den meisten Individuen ab; „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" ist die kürzeste Fassung dieses Axioms. Wir sprechen hier nicht von den phi-

Digitized by Google

losophischen Lebensanschauungen, diese sind durch die gesamte körperliche und geistige Struktur des Besitzers bedingt.

Wir meinen hier die wechselnde Stellungnahme der Einzelnen zu ihrem täglichen Leben, zu ihren Taten, Erfolgen, Leistungen usw.; heute sieht jemand sein Dasein rosig vor sich liegen, in einigen Tagen erscheint ihm die ganze Sachlage schal und aussichtslos. Dabei hat sich an den äußeren Dingen nichts geändert; das Individuum ist aber in eine andere Phase seiner zyklischen Veränderlichkeit getreten, also ein ganz verschiedenes perzipierendes Subjekt; daraus ergibt sich die Differenz; beobachtet man genau, so wird man eine regelmäßige Periodizität dieser Vorgänge wahrnehmen.

So lassen sich nervöse Erregbarkeit, Reizbarkeit und normale Emotionalität als miteinander abwechselnde, auf- und absteigende Geschehnisse fixieren; eine große Anzahl von anderen Phänomenen läßt dieselbe Deutung zu.

Mit diesen Konstatierungen allein ist noch nichts getan; die Nutzanwendung ist von Wichtigkeit. Die Strafrechtstheorien rechnen heute sehr mit den Tatsachen der Vererbung, Degeneration, Ausschließung der freien Willenskraft usw.

Diese Tendenz erhält eine starke Stütze in den Erkenntnissen von der kurvischen Periodizität.

Die Frage der Willensfreiheit hängt eng damit zusammen, und es ist schwer, eine persönliche freie Willensbestimmung zu vereinen mit dem rhythmischen Ablauf von seelischen Prozessen und motorischen Vorgängen — Handlungen, die wir wohl unbeeinflußt auszuführen vermeinen, die sich aber oft bei genauer Forschung als bedingt herausstellen.

Je mehr wir also die Eigenheiten der Psyche als rhythmische Vorgänge betrachten, desto mehr sind wir geneigt, das Leben als einen vorausbestimmbaren Komplex anzusprechen und eine wissenschaftlich begründete Eugenik (Ostwald) zu treiben.

Stimmungen, Reizzustände, Euphorien, Depressionen erscheinen und gehen, schwellen an und ab in physiologischer Regelmäßigkeit und kommen bei der Beurteilung menschlicher Handlungen in Betracht. Dadurch werden neue Gesichtspunkte für den täglichen Verkehr, die Kindererziehung, Strafrechtspflege usw. entwickelt.

Die kosmische Rhythmik, die kurvische Periodizität werden in der Zukunft Gegenstand intensiver Forschung sein.

Briefe des Schmerzes.

Von

Gustav Werner Peters.

Es gibt Bücher, die sich einem gleichsam ins Blut legen, die man Tage hindurch oder noch viel länger mit sich herum trägt und die erreichen, daß man auf das Leben, auf die Menschen — als wie auf Kleinigkeiten diesem einen Buche gegenüber — kaum mehr achtet. Also ergeht es nach der Lektüre der Briefe Henriette Feuerbachs, die der ausgezeichnete Hermann Uhde-Bernays im Verlage von Meyer und Jessen soeben veröffentlicht hat.

Gerade herausgesagt: ich werte das Erscheinen dieses Buches wie ein großes, schönes Ereignis, das die Bedeutung einer wichtigen literarischen Veröffentlichung übersteigt. Schließlich häufen sich in diesen Briefen die Romane, eine Tragödie verdrängt die andere und die Enttäuschungen, Entbehrungen, Demütigungen, Qualen und Verzweifelungen prasseln wie ein Sturzregen auf Henriette Feuerbach, die Gattin des Archäologen und die Mutter des Malers Anselm, hernieder. Und sie geht aufrecht, sie erhebt sich von Schmerz zu Schmerz, sie wird größer und herrlicher, und als sie am Schluß ihres langen, langen Lebens angelangt ist, da erscheint sie uns wie ein ganz großes, übermenschliches, homerisches Gleichnis . . .

Aus kleinen bürgerlichen Verhältnissen rückt sie in das berühmte Geschlecht der unruhig genialischen, vom Schicksal gezeichneten Feuer-

Digitized by Google

bachschen Geister. Selber reich an Begabung, schriftstellerischer wie musikalischer, folgt sie — ohne innere Leidenschaft und mehr aus Mitleid — als zweite Frau dem Archäologen Anselm nach Speyer und sofort beginnt das Werk ihres Lebens: Leidende zu stützen und Tränen zu trocknen. Ihr Mann seufzt unter dem Joche, als Oberlehrer seine eigentliche Bestimmung versäumen zu müssen, seine Kinder, Emilie und Anselm*) — vor allem Anselm schon jetzt ein extravagantes Kind! — verlangen förmlich erzieherische Aufopferung. Und in der Familie ihrer eigenen Eltern gibt es zudem Unglück über Unglück: Ihr Bruder Christian, ein musikalisches Genie, das über den Misèren des Lebens nicht zur Entfaltung kommt, zerbricht und stirbt früh, ebenso wie ihr Bruder Wilhelm, den es zur Dozentenlaufbahn drängt und der sich im Dienste des Tages nutzlos verbraucht.

Henriettes Tragödie beginnt. Nicht deshalb, weil sie Leiden erlebt, sondern weil sie über den Leiden anderer, die sie zu eigenen macht, all das ihre — alle Wünsche, alle Sehnsüchte, alle Begabungen und vor allem die schriftstellerische, die über dem Durchschnitt war, — zu vergessen, ja mit bewußten Sinnen zu zertreten hat. So schreibt sie einmal am müden Abend ihres Lebens: „Siehst du, lieber Freund, ich hatte das Zeug zu manchem Guten, was mir und den Meinigen hätte nützen können. Mein Musiktalent war größer und tiefer als das der Frau Schumann. Ich war ein dummes Kind und wußte nichts. Niemand hat mir geraten, niemand geholfen und in dem wilden Strudel der Feuerbachschen Familie bin ich untergegangen."

Bereits in frühen Jahren werden die Briefe (deren Zahl Legion ist) ihre Zuflucht. Den Schmerz gießt sie hinein; aber während der Schilderung eben dieses Schmerzes wird sie wie von ungefähr und ohne je zu posieren wieder Künstlerin, und deshalb gewähren ihr die Briefe tiefe seelische Befriedigung. Man merkt das vor allem bei den Schreiben an Bruder Christian, wo sie zudem mehr gibt als Schmerz: Gedanken über Musik und Kunst und über die Ereignisse des Tages. Wie es denn überhaupt einzig ist, daß sich diese Frau den großen, freien Blick zu bewahren vermag und selbst in den letzten Jahren noch mit geradezu vollendeten Sentenzen über Bismarck, Treitschke, Wagner, Brahms oder Schack verblüfft. Die Selbständigkeit ihres Urteils ist unantastbar und ihr Auge — das Auge einer der gebildetsten deutschen Frauen — dringt stolz und ungehemmt in die Zukunft. Unablässig arbeitet sie an sich selber. Nach dem Tode ihres Mannes besucht sie Collegs, die alten Sprachen beherrscht sie vollkommen, in der Archäologie scheint sie geboren. Wohin sie kommt, fällt ihr die geistige Führung zu; überall versammelt sie um sich die Erlauchten der Wissenschaft und der Kunst; und jedesmal bezaubert, bezwingt ihr musikalisches Spiel.

Aber über alles wächst eben ihre entsagende Menschlichkeit. Gewiß, von diesen Dingen haben wir längst gewußt; aber nicht so tief wie jetzt, nachdem man uns Henriettes Briefe zugänglich gemacht hat. Denn hinter den Schreiben ihres Sohnes Anselm erhebt sie sich ja doch nur wie ein Schatten, und wir wußten von ihr nur in Verbindung mit den Namen der Großen, für die sie gekämpft. Jetzt ist das anders. Jetzt haben wir Henriette Feuerbach allein, und obwohl wir gegen den Willen dieser Frau verstoßen, die sich sogar weigerte, neben ihrem Sohne begraben zu werden (um nicht die Menschheit im andächtigen Betrachten seines Werkes zu stören), richten wir nun erst das rechte Denkmal ihres Ruhmes auf — unbeschadet des Streites der Meinungen, ob Anselm als Künstler wirklich gehalten, was er versprach, ob er bleiben wird und ob er Vergötterung verdient. Henriette Feuerbach ist endlich befreit von den Menschen, die einst ihr Leben erstickten! . . .

„Ich bin ein armes Ding. Ich möchte alles und kann nichts; ich ahne viel und denke doch nichts. Es ist in mir wie eine ungeborene Welt. Gott geb' ein fröhliches Erwachen." In die Zeit ihrer Reife bricht das Unglück, und aus dem eben erblühten jungen Mädchen wird

*) Man wird staunen, daß Henriettes unaussprechliche Liebe zum Sohne Anselm nur die Liebe einer Stiefmutter zum Stiefkinde gewesen ist . . .!

Digitized by Google

eigentlich sofort eine alte Frau. Sie zählt dreißig Jahre, als in ihren Briefen längst etwas Greisenhaftes enthalten ist, das verzweifelt, den großen Kampf gegen das Schicksal aufzunehmen. Ihre Samariterliebe aber, die jetzt Oberhand gewinnt und von der sie in jedem einzelnen Brief eine kleine Tat zu geben pflegt (später verlangte sie eine Zeitlang überhaupt Krankenschwester zu werden!), ist voll entzückender Anmut. Nie fällt ein lautes oder gar heftiges Wort; stets weiß sie in ihren Zeilen weich zu streicheln, stets gibt es ein hoffnungsvolles Aufmuntern und oft sogar einen feinen silbernen Humor. Die Briefschreiberin Henriette Feuerbach ist eben so, wie sie ihr Sohn Anselm auf die Leinewand gebannt hat: mit jenen tiefen seelenvollen Augen, mit jenen unendlich feinen durchsichtigen Zügen, mit jener innig nachdenksamen Neigung des Hauptes, mit jenen Lippen, die immer noch ein wenig lächeln möchten, mit jener gleichsam abwartenden, im Warten grau gewordenen und nun zögernd verblühenden Schönheit einer Frau, die ihre Bestimmung — Leidenschaften zu erleben und Kinder zu haben — versäumt hat.

Ihre längsten Jahre haben sich bekanntlich in Baden abgespielt, und es ist sicher, daß dieses Land mit die Hauptschuld an der Katastrophe ihres Mannes, an der Katastrophe ihres Sohnes trägt. Im Jahre 1836 vollendete der alte Feuerbach sein Lebenswerk über den vatikanischen Apoll. Ehrenvolle Berufungen von Universitäten standen in Aussicht; Intrigen jedoch erreichten es, daß sich eine Aussicht nach der anderen zerschlug und daß nur ein paar kärgliche Jahre in Freiburg übrig blieben,*) in denen der Grimm den alten Anselm Feuerbach zerfraß, in denen das Glück des Ehelebens elend in Scherben ging und die mit dem schnellen Tod des Enttäuschten in Geistesstörung endigten.

Es folgen die Jahre in Heidelberg (1852 bis 1876). Zu den Briefen an alte Freunde und nahe Verwandte kommen solche an Johannes Brahms, Georg und Emma Herwegh, Joseph v. Widmann, Kapellmeister Levi und Julius Allgeyer, Anselms künftigen Biographen. Anregungen gibt es viele, dazu die segensvolle Tätigkeit Henriettes im Vorstand des Heidelberger Frauenvereins — besonders während des Kriegsjahres 1870. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß zu Hause tagtäglich die Sorge sitzt, daß die kleine Pension nicht zum Leben und nicht zum Sterben reicht und daß die Ausgaben für den „extravaganten Sohn", der von Paris nach Italien übersiedelt, wachsen. Frau Feuerbach muß alle Kräfte aufs äußerste daransetzen, um die kleine Familie über Wasser zu halten. Sie schreibt selbst, daß sie am Boden liegt und scheuert, daß sie auf eine Magd verzichtet, Stunden gibt und Zeitungsartikel schreibt. Und dann stirbt im Jahre 1873 ihre Stieftochter Emilie; aber ihrer weichlichen Flatterhaftigkeit und Vergnügungssucht hat Henriette zeitlebens ferngestanden. —

Von nun ab gehören ihre Tage allein Anselm. Sie lernt es vielleicht jetzt erst, für ihn eine geradezu übermenschliche Liebe zu sammeln; sie vergißt seine Fehler und erkennt die ganze getragene Größe seiner Kunst. Alles nimmt sie ihm ab, alle Geschäfte, alle Bittgänge, alle Demütigungen und von den Sorgen ums tägliche Brot darf der in Italien Schaffende — Schwärmende nichts erfahren. „Ich möchte, daß es allmählich wieder heiter und lustig um Anselm wird. Wir müssen ihn jetzt an Leib und Seele pflegen. Anselm weiß sehr oft nicht, was er schreibt und was er spricht, nicht einmal, was er denkt. Er tobt sich aus wie eine Naturgewalt, die eben trifft, was sie trifft. — Forderungen an ihn als Menschen sind nicht statthaft, ihm etwas übel zu nehmen, ganz vergeblich."

Alle ihre Liebe aber, die nach ihrer Uebersiedelung nach Nürnberg noch wächst, vermag nicht das drohende Verhängnis abwendig zu machen, und mit Entsetzen erlebt sie abermals (wie bei ihrem Gatten) die erbarmungslose Verkettung widerlicher Zufälle, der Anselm erliegt. Die Gegner seiner Kunst gewinnen Ober-

*) Zu den interessantesten Kapiteln aus Freiburg gehört übrigens Henriettes Darstellung ihrer Erlebnisse aus der badischen Revolution.

Digitized by Google

hand, seine einzigen Stützpunkte Karlsruhe, München und Wien gehen ihm verloren. Unfähig standzuhalten, gesundheitlich längst ruiniert (Henriettes Briefe bleiben in dieser Beziehung allzu optimistisch!), bricht er zusammen und stirbt am 4. Januar des Jahres 1880 in Albergo della Luna zu Venedig.

.... Die Nachricht reißt sie aus allen Himmeln. Sie steht fassungslos, hilflos, betäubt. Sie klagt nicht, spricht nicht, sondern sieht nur den ungeheuren, wüsten Trümmerhaufen, der das Köstliche dieser Welt begraben hat: ihren Anselm, höchste Kunst — und zugleich ihr eigenes, armes, altes, zerschundenes Leben. Und dann kommt die Leiche mit den Formalitäten und Kondolenzen der plötzlich schreckvoll aufhorchenden Mutter Germania (wie liebenswürdig und wie zur rechten Stunde!) und der eisig fahle Morgen des 12. Januar, da Henriette — wenige Stunden vor der Beerdigung — für Julius Allgeyer jene unvergeßlichen Zeilen niedersetzt, die mit dem Röcheln: „Mir graut vor dem Tag, vor dem Leben" markerschütternd schließen.

Die letzten Briefe lesen sich wie eine Legende. Sie sind eine Klage — eine einzige unermeßliche, sie kennen keinen Trost, denn Trost ist im gewissen Sinne etwas Charakterloses, sie sind ein feierliches Totenopfer, ein stilles Warten auf das eigene Ende. Für Henriette ist das Dasein vorbei (ja, sie flucht sich, daß ihr bei alledem ihre Gesundheit geblieben), und es vollzieht sich jene wunderbare Wandlung, daß sie ihr eigenes Ich ablegt und für einige Zeit gleichsam das leere Gewand des Sohnes aufnimmt, — nur um seinen Nachlaß zu ordnen und mit der letzten äußersten Kraft für die Heiligung seines Namens zu kämpfen. Nichts aber ist großartiger und gleichzeitig erschütternder als dieser Anblick, und nirgends bietet er sich so vollkommen wie hier in diesen letzten herrlichen Briefen.

Ihre Arbeit gilt zunächst der Herausgabe seines „Vermächtnisses", jener selbstbiographischen Aufzeichnungen und künstlerischen Bekenntnisse, von denen es auf jeder einzelnen Brieffeite Henriettes feierlich wiederklingt. Dann reist sie (eigentlich zum erstenmal in ihrem Leben), wirbt unermüdlich und bringt tatsächlich die Feuerbach-Ausstellung der Berliner Nationalgalerie, Anselms erste Anerkennung großen Stils, zustande. Für sie selbst natürlich fällt nichts ab, ja sie schreibt voll Zorn: „Sie haben mich alte einsame Frau empfangen wie eine Fürstin, die in ihr Schloß einzieht. Das war das Aergste" — und fährt nach Haus, um zu darben.

Grollend berichtet sie, wie sich nur langsam die Museen zu Bilderkäufen entschließen. Die Leidenschaft erwacht darob in ihrem alten Körper und die Kräfte wollen sich verdoppeln. „Die Amazonenschlacht" will nicht abgehen, weshalb sie sich dann entschließt, sie Nürnberg zu schenken. „Wohl der Stadt," schreibt sie, „die solches Kleinod in ihren Mauern hat. Der Eindruck unauslöschlich, unvergeßlich. So hat man mir den Vorgang mündlich und schriftlich geschildert. Ich habe meine Schmerzenstränen ins Kanapeekissen geweint, wie es einem alten, richtigen Pechvogel geziemt. Monatelang hatte ich auf diese Stunde gehofft. Doch was tut es. Ich komme nicht in Betracht. Das Bild ist gerettet — gerettet für alle menschliche Zeit. Es wohnt in seinem Gemach, hundert Stufen hoch. Es ist ausgestellt, man kommt zu ihm. Niemand rührt es an — es hat seine Heimat, und zwölf Minuten entfernt ruht sein Schöpfer."

Dann als alles besorgt ist, sinkt sie allmählich zusammen. Sie denkt nicht mehr zurück; am wenigsten daran, was sie selbst einmal gewesen. Ihre Briefe an Anselm hat sie bis auf wenige verbrannt (um nicht dem herrlich Verklärten im Lichte zu stehen); vor dem Blick in die Zukunft schließen sich ihre erblindenden Augen. So trifft man sie, eine Achtzigjährige — inmitten der paar Skizzen ihres Sohnes, die ihr noch geblieben —, pianissimo Bach spielend. Oder die Brahmsche Nänie, die Anselm gewidmet ist: „Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt ..."

Digitized by Google

Aus Berliner Theatern.

„Rose Bernd" und „Der blaue Vogel".

Der Belgier Maurice Maeterlinck war einmal ein großer Dichter, an dem wir alle Bedeutendes erlebt haben. Er war ein Dichter der Lebensangst, der menschlichen Wehrlosigkeit, der hinschmelzenden Melancholie, und er schuf szenische Symbole seines inneren Zustandes. Er dichtete von dem tiefen Brunnen, an dessen Rand zwei Königskinder spielen, von dem schwarzen Tor, an dessen Pforten sich die Schwester des geraubten Tintagiles die weißen Hände blutig schlägt, von dem Eindringling, dessen tödliches Nahen sich der angstvollen Familie gespenstisch ankündigt, und von den Blinden, die, ihres Führers beraubt, auf der einsamen Insel hoffnungslos die Nacht erwarten. Und aus all diesen Bildern schuf die kinderhaft tastende Melancholie seiner Sprache den erschütternden Ausdruck begrifflich unsagbarer Erlebnisse.

Diese szenischen Symbole waren freilich keine Dramen, denn der Mensch, sein Kämpfen und Wollen spielte in diesen Stücken durchaus keine Rolle. Es war nur die lyrische Inszenierung eines wesentlich leidenden Weltgefühls, und so lange dieses Gefühl stark und gut war, eine jedenfalls echte und ergreifende Dichtung. — Nun aber ist Maeterlinck aus dieser melancholischen Epoche längst herausgetreten. Er hat sich auf dem Wege über eine etwas bequeme Religion der allgemeinen Menschenliebe, zu einem Positivismus durchgemausert, der ihn heute sogar als einen begeisterten Verkünder des edlen Boxersports auftreten läßt. Auch von dieser neuen Weltanschauung der tatkräftigen Lebensfreude versucht er nun dichterische Rechenschaft zu geben. Die meist verkannte „Monna Vanna" war nach dieser Richtung ein durchaus ernsthafter Versuch, wenn schon kein geglückter. Glücken konnte der Versuch deshalb nicht, weil die Begabung dieses Romantikers offenbar rein lyrischer Natur war und keine wirklich dramatischen Akzente hergab. Es mußte mit ihm geschehen, was in so erschreckender Weise mit unseren deutschen Neuromantikern geschehen ist: Sobald die Szene ihnen nicht mehr lyrischer Ausdruck eines resigniert pessimistischen Erlebnisses ist, wird sie zum bloßen Schauplatz sinnlich bunter Aufzüge; denn das handelnde, kämpfende Leben haben diese Poeten nicht bis zur Gestaltungsmöglichkeit erlebt, sie haben es nur angeschaut, nur erleben wollen, und sie geben es deshalb äußerlich, theoretisch, unkünstlerisch. So ist auch das schon viele Jahre alte Märchenstück „Der blaue Vogel", das das „Deutsche Theater" jetzt zu Weihnachten gespielt hat, weder eine lyrische, noch eine dramatische Dichtung, sondern lediglich eine allegorische Spielerei. Es ist kein Leben ergriffen, um zum Ausdruck einer neuen Leidenschaft geformt zu werden, es ist nur mit bequemer Ueppigkeit in den bunten Vorrat literarischer Konvention gegriffen und daraus ein Spielchen zusammengestellt, bei dem jedes Stück mit hübscher Genauigkeit auf einen keineswegs neuen Begriff paßt. Die Kinder Tytyl und Mytyl suchen im Weihnachtstraum den blauen Vogel, der eine nicht gerade stürmisch-originelle Variation der so bekannten blauen Blume darstellt, die der Romantiker immer sucht. Daß er sich nur in der Nacht bei den Träumen fangen läßt, aber am Tage tot ist — daß man ihn bei den Toten, im „Lande der Erinnerung", finden, aber nicht nach Hause nehmen kann — daß man ihn im Traumschlosse der Freuden, aber nicht in der Wirklichkeit kennt —, das alles sind allegorische Schildereien, die kaum für eine lyrische Zeile genug metaphorische Kraft hätten, die aber in der Breite szenischer Ausführung allzu sehr ihre leblose, vernunftgeborene, eben nicht symbolische, sondern allegorische Natur verraten. Deshalb wird dies lange Stück für den Erwachsenen, der eine Neugestaltung des ihm wohlbekannten Lebens durch dichterische Eigenart zu sehen wünscht, auf die Dauer langweilig, während das Kind sich an einem bunten und moralischen Bilderbuch wohl genügen lassen kann. Es braucht die Kunst ja nicht als Verarbeitung, sondern als vorläufigen Ersatz des Lebens. Sobald man also darauf verzichtet, uns diese trivialen Allegorien als eine große Dichtung einzureden, werden wir gern zugeben, daß hier ein sehr liebenswürdiges, an Ge-

Digitized by Google

schmack und Geschick den Durchschnitt der Gattung weit überragendes Kinderstück vorhanden ist, das nach der Art guter Bühnenschriftsteller (die deshalb noch lange keine Dichter sind) sogar mit leisem Humor und künstlerischen Stimmungsanklängen geschmückt wurde. Wozu noch kommt, daß einem Kinderstück wohl sehr selten eine so glänzende Aufführung zuteil wird, wie sie Max Reinhardt, der Regisseur, und Ernst Stern, der Maler, im „Deutschen Theater" zustande gebracht haben, wo die Eysoldt sich als prächtige Miesekatze auslebte, Victor Arnold einen rührend braven, täppischen Hund machte, und die beiden Kinder von Lia Rosen und dem prächtigen kleinen Wiener Theatermädchen Mathilde Danegger sehr hübsch gespielt wurden. — Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk für Kinder und solche, die es bleiben wollen.

Weshalb erwachsene Menschen ins Theater gehen, dies zu erfahren, gaben freilich die letzten Berliner Theaterwochen eine andere große Gelegenheit. Die Else Lehmann spielte im „Lessingtheater" Hauptmanns Rose Bernd. Hier ist nicht allegorisiert, wo überall der Mensch den blauen Vogel, die beschwingte Kraft, über sich selbst hinauszugelangen, suchen kann — hier ist ein Beispiel gegeben, wie man ihn findet. Hier ist zwiefach das Wunder der vollen Verwandlung geschehen, das Wunder, daß eine Dichterseele sich bis zu völliger Einfühlung an ein Stück erschautes Leben hingibt, und dies von innen so durchglüht, daß es uns unendlich mehr als Wirklichkeit, daß es ein Symbol wird. „Rose Bernd" gehört zu Hauptmanns klassischen Werken. Es ist das große Gegenstück zum „Fuhrmann Hentschel". Der weibliche Fall eines besonders tüchtigen, tatkräftigen Menschen, der doch von der bösen Gewalt der Umwelt, die in der Gier des anderen Geschlechtes hervorbricht, völlig niedergeritten, zu Boden gestampft, vernichtet wird. Aber seine innere Kraft, seine Schönheit, seine Seele, sie wächst vor uns mit dem wachsenden äußeren Verfall. Wie dies immer bei Hauptmann ist, wird auch hier der Geist erst bei der Zerstörung des Körpers frei. Der Mensch ist über seinem Schicksal, der Mensch ist mehr als ein stumpf und dumpf geworfenes Stück Natur. Diese Rose Bernd, die schließlich wirklich zu einem gleichzeitigen Bund mit drei verschiedenen Männern kommt, zu Meineid und zu Kindsmord, sie steht doch so da, daß nur der ganz entseelte Philister die Reinheit und den Adel ihres Menschentums bezweifeln könnte. Das Schicksal geht seinen furchtbar schonungslosen Weg die Kette der Ursachen entlang, — aber eben deshalb kann es zwar Existenzen vernichten, aber keine Seelen. Die liegen außerhalb seiner Ursachenreihe! Wie die unentrinnbare Schicksalsverstrickung hier über der Rose Bernd zusammengezogen wird, und immer glühendere Qualen ihre arme Seele aus dem Leibe lösen, das ist hier mit einer Meisterschaft gestaltet, die das Werk zu den nicht vergänglichen stellt. Es wird leben, auch wenn es keine Blutzeugin mehr für sich haben wird, wie die Else Lehmann. Sie hat der Geist der Zeit zu gleicher Stunde, aus gleichem Stoff, zu gleichem Ziel hervorgerufen, wie den Dichter Hauptmann. Die Lehmann gibt deshalb in dieser Rolle das Allerseltenste, das schlechthin Vollkommene. Sie hat alle Schlichtheit und Wahrheit der Natur und all das felsenrüttelnde Pathos ihrer ungeheueren Situation. Sie hat die Innigkeit, die Lebenslust, die skrupellose Tatkraft eines ganzen Menschen, und dazu die Wut, den Notschrei, das Höllengeheul des Verzweifelnden. Und sie gibt diesen ganzen großen Inhalt in höchster Freiheit und mit höchstem Maß, in künstlerisch vollendeter Form. Wir haben seit Jahren in Berlin kein menschendarstellerisches Kunstwerk von solcher höchsten Qualität gesehen. Was das Theater dem reifen Menschen bedeuten kann, das wurde hier mit höchster Kraft gezeigt: Hier war nicht Witz und schaulustige Sinnlichkeit im Spiel, hier wurde der innerste Kern unserer Existenz angegriffen, unsere ganze Lebenssubstanz wurde um und um gewühlt und das Fruchtkorn eines künstlerisch großen Weltgefühls wurde in die geöffneten Furchen unserer Seele geworfen.

Julius Bab.

Digitized by Google

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Luise Donnaz schüttelte langsam den Kopf und bewegte die Lippen. Das mißtrauische Erstaunen, das ihr Gesicht zuerst ausdrückte, verwandelte sich nach und nach, je besser sie verstand, in wahrhafte Betroffenheit. Sie erhob die Hände, faltete sie auf der Brust und stotterte:

„Wie man das sagen kann . . . ach, das geht doch nicht . . . das ist doch noch weniger möglich!“

„Weniger möglich . . . als was?“

„Als den General getötet zu haben.“

„Machen Sie sich klar, was Sie sagen; Sie meinen, das ist noch weniger möglich, daß Lermantes der Liebhaber von Frau de Pellice war, als der Mörder des Generals? Warum?“

„Darum!“

„Darum ist keine Antwort. Erklären Sie!“

Die alte Frau sah verzweifelt umher, und plötzlich begann sie sehr schnell zu sprechen und wiederholte sich.

„Weil ich genau weiß, wie der General Herrn Lionel liebte! . . . Ich weiß es . . . . Seit Herr Lionel in der Wiege lag, Sie begreifen, Herr Präsident, ich habe den General immer da gesehen, also ich weiß, wie er Herrn Lionel liebte . . . er ließ ihn auf den Knien reiten, und Herr Lionel lächelte ihn an! . . . während seine Frau . . . seine Frau . . . also wenn man diese Sachen sagt, sind sie nicht wahr!“

„Frau de Pellice hatte keine Kinder. War sie vielleicht eifersüchtig auf diese Zuneigung?“

„Das sage ich nicht! Nein, das sage ich nicht! Aber schließlich . . . wirklich, ich weiß es nicht . . . und dann ist es schon zu lange her.“

Sie schien außerordentlich erregt zu sein. Herr Motiers de Fraisse hatte den Eindruck, als ob er sich einer wichtigen Entdeckung nähere. Aber da er diese Wendung des Verhörs nicht vorausgesehen hatte, ging er nicht mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit vor und fragte fast zufällig:

„Kannte der General die Familie Lermantes schon, als Sie dort in den Dienst zogen?“

„Natürlich kannte er sie.“

„Waren sie sehr befreundet?“

„O ja! . . . Der General war damals erst Oberst . . . er kam fast täglich zu uns!“

„Fast täglich? Gingen Lermantes' ebenso oft zu ihm?“

„Sicherlich nicht!“

Bei aller Vorsicht waren der alten Frau zuletzt Worte entschlüpft, die sie nicht hatte sagen wollen. Sie bemerkte es und wurde immer verwirrter. Herr Motiers de Fraisse ließ nicht locker.

„Also der Oberst ging fast täglich zu dem Hauptmann, während der Hauptmann selten zu dem Oberst ging? Besuchten sich die Frauen der beiden?“

Bei jeder Frage zog sich das Netz enger zusammen. Luise Donnaz stotterte:

„Ich glaube ja, ich glaube . . . daß die Damen . . . sich ein wenig kannten . . .“

„Ein wenig? Was soll denn das heißen? Besuchten sie untereinander? Sie müssen das doch wissen!“

„Ich . . . ich erinnere mich nicht . . . es ist schon so lange her.“

„Versuchen Sie, sich zu erinnern! . . . Sie waren der einzige Dienstbote im Hause, nicht wahr? Also öffneten Sie doch die Tür!“

„Ja . . . das tat ich!“

„Nun, dann müssen Sie doch wissen, ob Frau de Pellice oft kam?“

Luise Donnaz schwieg mit gesenkten Lidern. Sie bewegte die Lippen, als ob sie die Worte kaute, die sie zurückhielt.

„Sie müssen antworten; haben Sie Frau de Pellice oft die Tür geöffnet?“

„Nicht oft!“

„Manchmal?“

Das Schweigen der alten Frau wurde immer beängstigender.

„Vielleicht nie? Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen antworten. Ist Frau de Pellice nie zu Ihrer Herrschaft gekommen?“

„Weiß ich das . . . wie kann ich das wissen?“

Herr Motiers de Fraisse nahm seinen gebieterischen Ton wieder auf.

„Gewiß müssen Sie das wissen! Sagen Sie es!“

Wieder warf die alte Frau verzweifelte Blicke umher, wie ein Ertrinkender, der keine Hilfe mehr erwartet, und instinktiv Lermantes den Rücken zuwendend, gestand sie:

„Vielleicht . . . nun . . . nun . . . vielleicht nie . . .!“

Ihre Erregung, ihre Haltung, ihr Ton ververschlimmerten den zweideutigen Sinn ihrer Worte. Dennoch zögerte Herr Motiers de Fraisse, mit Rücksicht auf die Toten, eine Erklärung zu verlangen, die ihn Aufschluß geben konnte.

Digitized by Google

„Also," begann er, „Frau de Pellice ging niemals zu Lermantes; in ein Haus, in dem ihr Mann so freundschaftlich verkehrte! . . . Das ist doch sonderbar; fanden Sie das natürlich?"

Sie glaubte sich aus der Affäre zu ziehen, wenn sie diese Meinung bestätigte.

„War sonst außer Ihnen noch jemand darüber erstaunt?"

Sie legte die Hand auf den Mund wie ein erschrecktes Kind, das nicht antworten will.

„Fand niemand diese Sache eigentümlich?" fragte noch einmal Herr Motiers de Fraisse.

„O ja . . . man fand es merkwürdig . . . aber wer . . . die Portierfrau . . . die Waschfrau . . . das waren Klatschereien!"

„Hier haben Sie auch Klatschereien zu wiederholen, Frau Donnaz! . . . Hier ist nichts gleichgültig. Wir wollen wissen, im Interesse der Wahrheit, im Interesse aller, weshalb der General dem Angeklagten so viel Zuneigung bezeugte. Also was wissen Sie?"

„Ich war doch nur ein armes Dienstmädchen . . . ich wußte so wenig!"

Herr Motiers de Fraisse machte eine befehlende, ungeduldige Bewegung.

„Sagen Sie alles, was Sie wissen! . . . Sie haben geschworen, die volle Wahrheit zu sagen, und Sie haben Ihren Schwur zu halten! An dem Punkt, an dem wir angelangt sind, können Sie nicht mehr schweigen. Warum hatte der General so viel Zuneigung für Lermantes? Ich verlange, daß Sie es sagen!"

Die alte Frau zog die Schultern ein und machte sich so klein wie möglich.

„Aber er war doch sein Pate, Herr Präsident . . . sein Pate! . . . Er hat ihn doch zur Welt kommen sehen . . . Herr Lionel war doch der Sohn von . . . von seinem Freund!"

Das alte Geheimnis, das so viele Jahre erstickt gewesen war, stieg aus dem Abgrund empor, es war da und zitterte auf diesen Lippen, die es gleich preisgeben würden. Alles wartete mit angehaltenem Atem. Lermantes war aufgestanden und blickte über den Kopf von Brévine hinweg, der seine schwarzen Aermel der Zeugin abwehrend entgegenstreckte. Chaussy hatte sich aufgerichtet, ihm traten die Augen aus dem Kopf heraus. Rutor hatte sich über sein Pult vorgeneigt, um das entscheidende Wort aufzufangen.

„Sie sagen nicht alles!" rief der Präsident.

Um Luise Donnaz herum begannen sich die Köpfe der Richter, der Gerichtsdiener, der Gendarmen, der Soldaten, alle diese Baretts, Helme, kahle Schädel in wildem Tanze zu drehen. Die Kehle war ihr wie ausgetrocknet, ihre Stirn war mit Schweiß bedeckt, dicke Tränen rollten ihr die Wange herab, ihre alten Glieder begannen zu zittern.

„Ach," sagte sie, „ich . . . sagte alles, — alles was ich sagen konnte."

Eine Menge unklarer Erinnerungen zogen jetzt an Lermantes' Geist vorüber. Diese Szene erklärte ihm plötzlich unbestimmte Eindrücke, die ihn bisher kaum beschäftigt hatten. Er war wie von Phantomen umgeben, er sah Herrn de Pellice in den Salon treten — an ihrem Tisch sitzen — plaudern, rauchen, lachen; dann sah er ihn während der Agonie seiner Mutter jeden Augenblick kommen — sich auf den Stuhl setzen, den man ihm wies — warten — und beim Weggehen sah er einen solchen Schmerzenszug auf dem harten Gesicht, daß dieser Ausdruck sich dem Kinde eingeprägt hatte, und ihm heute vor Augen stand und ihm die Wahrheit zuschrie.

„Warum können Sie nicht sagen, was Sie wissen?" fuhr Herr Motiers de Fraisse fort. „Was hindert Sie?"

Die alte Frau rang stöhnend die Hände.

„Ich habe geschworen . . . ich habe geschworen . . .!"

„Sie haben geschworen, nichts zu sagen? Wem haben Sie das geschworen?"

„Ihm! . . ."

„Solche Schwüre haben hier keinen Wert. Hier gilt nur ein Schwur, und zwar der, den Sie soeben geleistet haben. Sie schworen, die volle Wahrheit zu sagen."

Ein wahnsinniger Schrecken erschütterte Lermantes. Ein verzweifelter Schrei „Schweigen Sie!" erstickte in seiner Kehle, gleichzeitig ein übermäßiges Bedürfnis, bis in die Tiefen seines Schicksals zu tauchen, zog ihn zu dieser Frau, deren Aussehen, deren Stimme, deren Existenz er fast vergessen hatte. Sie wandte sich ihm flehend mit gefalteten Händen zu, als ob er allein sie aus dieser Falle befreien könnte, in die man sie gelockt hat. So starrten sie sich einige Sekunden an, und mit gebrochener Stimme rief der Unglückliche gegen seinen Willen:

„Sprechen Sie . . .! Sprechen Sie doch!"

Luise Donnaz zögerte wieder. Schließlich ganz leise, als ob sie sich nur allein an ihn wandte, flüsterte sie wie in der Beichte:

„Er war Ihr Vater, Herr Lionel! . . ."

Niemand hörte die Worte. Alle errieten sie. Dumpfes Gemurmel entstand, es schwoll nach und nach an und erfüllte das Prätorium. Den Kopf in den Händen, sank Lermantes auf die Bank zurück. In der allgemeinen Verwirrung beriet sich der Präsident mit seinen beiden Beisitzern. Rutor war erregt auf-

Digitized by Google

gesprungen. Brévine erhob sich, um den Antrag zu stellen, daß die Untersuchung weiter ergänzt werden sollte. Der Gerichtshof zog sich zurück, um darüber zu beratschlagen, der Saal wogte wie ein bewegtes Meer: nicht mehr wie im Anfang wisperte man, man bebte, atmete laut, man schrie. Die Blasierten, die nach ganz besonderen Erregungen jagten, waren hier auf ihre Kosten gekommen: Crévola, der überall einschlief, weil keine Erregung für seinen trägen Geist gepfeffert genug war; Valens, den sein Beruf zwang, große Dramen, die sich auf der weiten Weltbühne abspielten, zu lauschen; Proz, Lavancher, die sich von jedem Pariser Familiengeheimnis unterrichtet glaubten, Montjorrat, dessen Kunst so gut die wahren Leidenschaften nachahmte; die vielen niedlichen Frauchen, diese geschwätzigen Papageien, fühlten einen geheimnisvollen, schaurigem Atem über sich hingleiten. Onkel Marner starrte vor Schande fassungslos auf den Erdboden, als ob er erwartete, daß er sich jeden Augenblick öffnen sollte. Die Kinder wagten nicht, sich anzusehen. Frau d'Entraque heftete ihre vor Erregung weit geöffneten Augen auf sie. Chaussy zwirbelte an seinem Schnurrbart. Das Unglück des Feindes, gegen den sein früherer Groll sich in polemischen Artikeln Luft gemacht hatte, war vielleicht noch größer als Haß.

Der Gerichtshof kehrte zurück; die Einwände der Verteidigung waren durch sehr gute Beweggründe abgelenkt worden: zwischen dem Opfer und dem Angeklagten bestand kein gesetzliches Band. Das Zeugnis von Luise Donnaz lieferte keinen juridischen Beweis für die Vaterschaft des Generals. Bestand diese Vaterschaft, so war Lermantes ein im Ehebruch erzeugtes Kind, für das gesetzlich weder Rechte noch Pflichten bestanden. In keinem Falle konnte er des Vatermordes bezichtigt werden. Wieder einmal triumphierte eine dieser Lügen, welche soziale Kunstgriffe geschaffen und die der Natur Gewalt antun. Ein solcher Firnis soll die schärfsten Unebenheiten des Lebens glätten, und unter dem Gewebe des Scheins werden die Schrecken der düsteren Wirklichkeit versteckt.

Die Verhandlung wurde auf den nächsten Tag vertagt.

Wenn auch die Pläne des Präsidenten zusammengestürzt waren, die Anklage wurde dadurch nicht berührt; aber die Verteidigung war in tiefer Verwirrung.

Als das Publikum den Saal verließ, stand es unter dem Eindruck der Enthüllungen: Arbeiter, Handwerker, Herren der Gesellschaft, Militärs, hübsche Frauen, alle, die Blasierten oder die Naiven, waren von demselben Schauder gepackt. Langsam verließen sie das Gericht und standen erst in Gruppen auf dem Platz vor dem Gebäude, ehe sie sich trennten. Nicht wie sie gekommen waren, gingen sie von dannen; ein wenig mokant, ein wenig grausam waren sie, wie zu einem Schauspiel, hierher geeilt. Ohne daß sie sich über die Gründe klar werden konnten, hatte sich Lermantes ihre Sympathie erworben. War es, weil aus seinen Worten Ehrlichkeit geklungen hatte, war es seine gute Haltung oder erweckte sein Schicksal in ihnen eine Ahnung, daß sie dasselbe Unglück, an jeder Straßenecke drohend, treffen konnte? Ihr Neid fand keine Nahrung mehr und verschwand nun von selbst. Spähenden Blickes, mit der Zigarre im Munde, kam Chaussy allein heraus. Voller Feindseligkeit sah man ihm nach; flüsternd wurde er abgeurteilt. Da er gewöhnt war, die Menge zu sondieren, fühlte er ihren dumpfen Tadel, und der genügte, den Schimmer von Mitleid, der in seinem Herzen aufgeflackert war, zu erlöschen. Verächtlich und hochmütig ging er an den Gruppen vorbei, die sein niedriges Vorgehen verurteilten. Seine Geschicklichkeit, Zwietracht zu säen, seine Kunst, den Groll der Klassen, den Haß der Parteien auszunützen, wurde erörtert.

Alles stand noch unter dem Eindruck der schrecklichen Szene. Der Straßenlärm, die gute Luft, die man in vollen Zügen atmete, die freien, vielleicht glücklichen Menschen, die vorbeigingen, begannen wohltuend auf die noch wie gelähmten Zuhörer zu wirken. Die nichtssagenden Worte, mit denen sie ihrer Erregung Ausdruck gaben, kontrastierten mit ihrem Empfinden.

Lola Mammette stand auf dem Trottoir der Präfektur gegenüber und tippte fortwährend mit ihrem Sonnenschirm auf den Asphalt. Dabei sagte sie zu ihrer Freundin Aline:

„Na so etwas! na so etwas! Wirklich großartig!"

Sie fand keine anderen Worte, um ihren Eindruck wiederzugeben. Aber ihre zarte Gestalt zitterte, und etwas Undefinierbares lag in ihren schwarzen, großen, leeren Augen. Aline schüttelte nur den Kopf und biß die Lippen zusammen. Sie war klüger, und zwar klug genug, um zu schweigen. Während des Verhörs mit Luise Donnaz hatte sie ihr Taschentuch zerrissen — ein entzückendes, mit Brüsseler Spitzen besetztes Tuch — und jetzt biß sie die Fetzen entzwei. Sie standen eine Zeitlang unbeweglich, und dann eilten sie wie Stare vor dem Gewitter hastig von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Reichshauptstadt.

Die Musizieretage.

Das „Musizierhaus“ ist die neueste und jüngste Konsequenz der Berliner Antilärmbewegung, an deren Spitze, den Drachen Tumult bekämpfend, Ritter Sankt Georg von Jagow, täglich mit einer neuen Verordnung gewappnet, beherzt einhersprengt. Das Musizierhaus liegt im Berliner Südwesten, also eigentlich ein wenig abseits von dem mehr unserem Westen eingebetteten Hauptherde der Musikseuche, und ist im Grunde nur eine Musizieretage. Ein Aufzug (aber nicht etwa der Aufzug der Hochzeitsgesellschaft im „Lohengrin“ oder der hocharistokratischen Liedertafel im „Tannhäuser“, sondern ein ganz unmelodisch knirschender Lift) führt in den dritten Stock, wo, hoch über den brausenden Wassern des Berliner Lebens, sieben kleine, saubere Kojen sich öffnen und, wenn man drinnen ist, sich wieder schließen. Die Wände erinnern an jene andern Wände, die man heraufkaufen kann, wenn man, etwa als Bürger des Berliner Bayrischen Viertels, genötigt ist, seine Gedankengespinste zwischen einem Klavier-Girl vom Oberhaus und einem Violin-Jüngling vom Unterhaus, einem hohen Tenor vom Vorderhaus und einem tiefen Baß vom Nebenhaus zu fabrizieren: das ganze Milieu holt das Wort „Gummizelle“, in welcher schon so mancher Berliner Musikpatient seine Tage beschlossen hat, aus der Tiefe der Erinnerung. Aber dieser Raum ist besser als sein erster Eindruck: und er dient gleichermaßen der Musik, wie denjenigen Berlinern, die als unfreiwillige Zuhörer längst von ihr überlastet sind. Er (der Raum) sperrt die Musik in Einzelhaft, zwingt sie, sich von den Menschen und damit zugleich zu ihrer eigenen inneren Schönheit zurückzuziehen. Denn diese sieben Zimmer sind Uebungszimmer, die ihre Mieter mit einem Raffinement, das der musikübersättigten Welt schon früher hätte einfallen sollen, von dem Leben absperren und zugleich das Berufsleben der nicht musikalisch beschäftigten Menschheit vor diesen Mietern schützen. Der Fußboden der Musizieretage, eine geistvoll verschmitzte Kombination von Kork, Sägemehl und Filz, versichert: „Ich möchte mal die Etüde sehen, die mir auch bei fünfzigmaliger und in der Tonstärke gesteigerter Wiederholung über meine Schwelle kommt“; die Wand, die keine „schnöde Wand“, keine Rabitzwand ist, mit Korkmehl ausgestopft und doppelt-dick, wie eine Winterstiefelsohle, läßt kein „Gebet der Jungfrau“ hindurch, auch wenn es noch so flehentlich ausgestoßen wird, und übt an jedem, einem Instrument oder der Kehle enteilenden Ton eine genau so strenge Zensur wie die bulgarische Militärbehörde an den Telegrammen der Kriegskorrespondenten. Kurz: die Musizieretage in Berlin SW — sie ist vorläufig die einzige ihrer Art und als solche leider noch nicht mehr als ein wohlgemeinter „Vorschlag zur Güte“ — isoliert gleichermaßen die Musik wie diejenigen Zeitgenossen, die die edle Himmelstochter aus gewissen, ihnen von ihrem Beruf oder von ihren Nervenkostümen vorgeschriebenen Gründen zeitweise entbehren müssen. Man braucht nur die Etagenmiete und die Miete für das Instrument aufzubringen — mein Gott, es wird doch in Berlin noch Leute geben, die pumpabel sind —; und die Welt hat während deiner musikgefüllten Stunden Ruhe vor dir, wie du vor der Welt; mit dem Bewußtsein, durch kein Klopfen von „Ueber, Unter, Vor und Zwischen“ gestört werden zu können, begibst du dich in deine (je nachdem) Piano-, Violin-, Cello- oder, verzeihen Sie das harte Wort, Beletage. (Ich mache den Leser darauf aufmerksam, daß ich den an dieser Stelle dringend gebotenen Hinweis auf Wilhelm Buschs Zitat: „Musik wird störend oft empfunden, weil sie meist mit Geräusch verbunden“ im Gegensatz zu anderen Feuilletonisten unterlasse.)

Ich hab' es nie zu begreifen vermocht, wenn mir zum Beispiel der Wiener Autor Felix Salten erzählte, daß er durchaus imstande sei, seine eleganten Dialoge, seine graziös gestalteten und stark gefühlten, aktuellen Betrachtungen zwischen telephonischen Unterbrechungen, Besuchen, Gesprächen mit seinen Kindern blank und glatt zu feilen; der Poet Rudolf Presber, der dichtend in einer nach dem Muster der Musizieretage mit gepolsterten Wänden und Fußböden verbarrikadierten Zimmerkatakombe seiner eigenen Wohnung sitzt, leuchtet mir viel mehr ein. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß dieses Feuilleton so gut geworden wäre, wie es geworden ist, — Leser, keine Protestkundgebung! —, wenn ganz wie in jenem Leipziger Schusterladen etwa die Melodien von „Wer kann dafür?“ oder „Mensch, hast du 'ne Weste an!“ in unmittelbarer Nähe meines Schreibtisches versucht hätten, meine Gedanken gefällig abzurunden. Aber in der Beziehung müssen gerade wir im musikwilden Berliner Westen uns an manches gewöhnen: und die Hornhaut, die der demnächst tantiemenfrei werdende deutsche Held Siegfried am ganzen Körper trug, werden wir im speziellen für unsere Ohren nötig haben. Zwar „die Musik der

Digitized by Google

armen Leute", der Leierkasten, wird als unstandesgemäß von dem Flammenschwert der Portiersgrobheit sofort verscheucht, wenn sie auf diesen hochherrschaftlichen Höfen einmal schüchtern debutieren will. Auch den Chorgesängen der Heilsarmee wird allenfalls für eine Sonntags-Vormittagsstunde — leider immer gerade für diejenige, in welcher an diesem Schreibtisch Uraufführungen der Berliner Bühnen besprochen werden müssen — die Notkonzession erteilt. Sonst aber rottet sich der Knäuel der Musikbeflissenen mit Viola, Baß und Geigen, mit zwei-, vier-, sechs- und achthändigem Spiel, mit unselbständigen Pianofortes und selbständigen Pianolas, mit Girls, Schülern, Lehrern, Enthusiasten, Finger- und Kehlenathleten, mit klassischer und unklassischer Musik, rottet sich diese Armee, die ich im Gegensatz zu der wesentlich schweigsameren Heilsarmee eine Unheilsarmee nennen möchte, im besonderen auf der Grenze von Berlin-Schöneberg-Wilmersdorf, im ganz besonderen im „bayrischen Viertel" von Berlin, im Sturm zusammen. Und tausend Musikcafés, tausend Grammophone, akkompagniert von dem spitzen „Tick-Tack" der Schreibmaschine und dem platschenden Aufschlagen der Teppichklopfer, geben ihren ruhestörenden Senf dazu. Man muß es wirklich sagen, daß die in dieser Form hergestellte Geräuschharmonie weder sphärisch-apollinisch noch bekömmlich ist: und man muß vermuten, daß der hochgeehrten Frau Musika in dieser Situation ebenso kodderig zumute ist, als denjenigen, die von ihr gerade in dem Augenblicke heimgesucht werden, in denen sie einmal nicht zu Hause sein möchten...

Es gibt aber natürlich Gegengifte; Gewaltsmittel; „Antimusicine". Ich kenne den Schriftsteller — seinen Namen werdet Ihr nie erfahren: ich glaub', ich war es selbst —, der einst mit der Waffe eines bedachtsam geschlossenen Mietsvertrages rücksichtslos vier, und zwar sehr niedliche Engländerinnen vor sich her und aus dem Hause trieb, die es sich in die Blondköpfchen gesetzt hatten, ausgerechnet meinen Arbeitsstunden die Auszeichnung ihrer Teilnahme mit acht Händen und vierzig Fingern auf vier Klavieren zugleich zuteil werden zu lassen. Ich kenne auch den Dramatiker, der so lange ein hart an die Verbindungswand gerücktes Grammophon mit: „Liebchen, komm mit ins duftige Grün" oder „Siehste wohl, da kimmt er" arbeiten ließ, bis sich der Heldensänger nebenan entschloß, von neun bis zwölf Uhr vormittags den Tenor zu halten, wozu er vorher mit gütigem Zureden nicht zu bewegen gewesen war. Aber wozu, in der Zeit des Balkan-Waffenstillstandes, auf dem Wege der Schlachtmusik das ausfechten, was sich vielleicht im Interesse beider Parteien im Guten beilegen läßt? Die Musizieretage, einer der wenigen amerikanischen Importartikel, an denen man sich einwandslos freuen kann, befreit unbedingt in aller Liebe und Freundschaft die Musik von den Berliner Menschen und die Menschen von einem Teil der Berliner Musik. Und mir scheint, daß für die Aufrichtung von solchen Musizierhäusern, die da kommen soll, die da kommen muß — von einem, zwei, fünf, zehn Dutzend — zugleich auch jenes Groß-Berliner Kapital durchaus nutzbringend und in philantropischem Sinne beschäftigt werden könnte, das jetzt zwecklos den Boden so manchen Pleitetheaters, so manchen Sportpalastes, so mancher großen Hotelgründung düngt...

Urbanus.

Neue Bücher.

Literarische Ratgeber. Der literarische Ratgeber. Literarischer Jahresbericht. Herausgegeben vom Dürerbunde bei Georg D. W. Callwey in München 1912. Deutscher Literaturspiegel. Von Rudolf Greinz-Leipzig 1912, L. Staackmann.

Mit dem stetigen Anschwellen der jährlichen Büchererzeugung wächst die Schwierigkeit ins Ungemessene, aus dem Wust des Tages die Spreu des Vergänglichen vom Weizen des Beachtenswürdigen zu scheiden. Wo schon der fachkundige Kritiker nicht mehr zu sondern vermag, ist dem Laien ein Zurechtfinden in dem Wirrsal der Masse völlig unmöglich. Das Gute und selbst Beste wird so von der Menge des Mittelmäßigen gehemmt und oft erdrückt.

Diesem Uebelstande abzuhelfen, wurden die Ratgeberunternehmungen des Dürerbundes vom Kunstwartkreis gegründet. Von dem Ehrendoktor Ferdinand Avenarius ausgezeichnet geleitet, liegen sie heuer in drei ansehnlichen, äußerst übersichtlichen, für sich selbständigen Teilen vor. Der „literarische Ratgeber" (3 M.) behandelt in jährlicher Ergänzung die gesamte alte und neuere Literatur, der „literarische Jahresbericht" (1 M.) berücksichtigt das wesentlichste der letzten Jahresernte und der „Weihnachtskatalog" umfaßt in noch strengerer Lese das Allerwichtigste und Bedeutsamste der Bücherneuheiten von heuer. Die Mitarbeiterschaft von rund fünfzig Männern der Wissenschaft und Kunst von anerkanntem Rufe und aus allen Gebieten gewährleistet die Größe und den Wert des hier Geleisteten. Die unvermeidlichen Unzulänglichkeiten der Kritik, unter denen der Schaffende am schwersten leidet, erscheinen hier durch die gänzliche Unbeeinflußbarkeit des unübertrefflichen Mitarbeiter-

Digitized by Google

stabes bewältigt, dessen einzelne Mitglieder ohne Namenszeichnung, also in vollster Unbefangenheit und mit denkbarster Gründlichkeit wirken: das Unbegreifliche, hier ist's getan! Ein verläßlicherer und erschöpfenderer Wegweiser zur guten Literatur aus allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, als er hier mit schweren Mühen und Kosten geschaffen wurde, kann nicht mehr geboten werden.

Von denselben Beweggründen getragen, dem Guten und Besten unter Ausrottung des Nichtigen ans Ziel zu verhelfen, ist der heuer zum zweiten Male zum Spottpreis erschienene „Deutsche Literaturspiegel" von Rudolf Greinz, der schon als erstaunliche Leistung eines einzelnen die größte Anerkennung verdient. Auf nur ein Jahr und der Natur der Sache nach auf einen bedeutend geringeren Gesichtskreis beschränkt, ist auch er ein höchst dankenswerter und schätzbarer Führer im Geistesleben, den man nicht mehr missen möchte. In einem Vorwort „Wege zum Publikum" enthält er überdies eine Reihe beachtenswerter Vorschläge zur Förderung der guten Literatur.

Dürerbundratgeber und Literaturspiegel kommen beide einem dringenden Bedürfnisse nach und verdienen als Kulturfaktoren alle erdenkliche Unterstützung. Haben erstere in einem Jahre einen Absatz von 112 000 Exemplaren erreicht, so darf sich der letztere einer Auflage von 40 000 Stück im Vorjahr rühmen. Es wäre jedoch nicht allein Sache des gebildeten Lesepublikums, sich des hier in so dankenswerter Weise Gebotenen in ausgedehntestem Maße zu bedienen, sondern es ist zugleich auch Pflicht des Sortimentsbuchhandels, die Verbreitung dieser unentbehrlichen Literaturbehelfe tatkräftigst zu fördern. Jede namhafte Buchhandlung sollte anstatt der mit hohen Anschaffungskosten verbundenen meist schlecht zusammengestellten, nichtssagenden, einseitigen und somit wenig dienlichen eigenen Kataloge doch lieber ihren Kunden den „Weihnachtskatalog des Dürerbundes" oder mindestens den „Deutschen Literaturspiegel" einhändigen. Es ist nicht möglich, das Unkraut des Dilettantismus und der Schundliteratur auszurotten und dem Guten Bahn zu brechen, wenn sich nicht alle, die eines guten Willens sind, fest zusammenschließen! Viktor Wall (Wien).

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma: Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen möchten.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Prüfen Sie unbedingt Bilz Nährsalz-Cacao

damit Sie die **Vorzüglichkeit** dieses gesündesten und wohlschmeckendsten, **Obst**nährsalze enthaltenden Cacaos kennen lernen. Sehr wohltuend bei **Blutarmut, Nervosität,** bei allen **Schwächezuständen** und **chronischen Leiden.** Besonders wertvoll bei **Kindern,** die in der **Ernährung** und **Entwicklung zurückgeblieben** sind.

Ueberall zu haben, sonst durch die Fabrik **ILTZ & KLUDT, Dresden.**

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 3 — Berlin, den 18. Januar 1913. — 42. Jahrgang Band 83.

Sozialpolitik.

Von

Otto Corbach.

Ein moderner Sozialpolitiker vergleicht die staatliche Zwangsversicherung für gewerbliche Arbeiter und andere Gruppen der Wirtschaftsgesellschaft mit jenem, teilweise gesetzlich vorgeschriebenen kaufmännischen Grundsatze, daß beim Jahresabschluß das Inventar in den Gesellschaftsbüchern nur mit dem tatsächlichen Werte eingesetzt, d. h., daß davon sachgemäß, entsprechend der Wertverminderung durch Abnutzung, abgeschrieben wird. Er will damit die Beitragspflicht der Arbeitgeber rechtfertigen: „Durch die Versicherungspflicht zwingt der Staat jeden Arbeitgeber, neben dem Entgelt für die in bestimmter Zeit geleistete Arbeit auch eine bescheidene Amortisationsquote für den Verbrauch an Leben und Arbeitskraft zu leisten. Wenn ein ordentlicher Kaufmann auf sein Gebäude jährlich 1 bis 2 Prozent, auf Maschinen 10 Prozent des Preises abschreibt, so ist es wahrscheinlich eine bescheidene Forderung, daß er für seine Arbeiter 1 bis 2 Prozent, für die kaufmännischen und technischen Angestellten künftig 4 bis 5 Prozent — nicht vom Worte des Menschen, sondern nur vom Arbeitslohn abschreibt.“ Eigentlich hätte er ruhig schreiben können: „vom Werte“; denn ein gerechter Arbeitslohn bestimmt ja den wirtschaftlichen Wert des Arbeiters. Aber er fürchtete wohl, in den Verdacht zu kommen, den modernen Lohnarbeiter als einen Sklaven anzusehen, der für seinen Brotgeber einen bestimmten Wert repräsentiert wie jedes Stück seines Inventars. Darum machte er die feine Unterscheidung: Beim Inventar wird vom Werte, beim Arbeiter vom ideellen Arbeitslohne abgeschrieben. In Wirklichkeit liegt nur der Unterschied vor, daß der Arbeitgeber bei seinem Inventar allein für den Verschleiß aufzukommen hat, während er sich bei den Arbeitskräften, die für ihn tätig sind, mit deren persönlichen Trägern und mit dem Staate als Vertreter der Gesamtheit in den Verlust teilt. Im Unterbewußtsein ging beim Gesetzgeber, als er die Lasten der sozialen Gesetzgebung zwischen Staat, Arbeitgeber und Arbeitnehmer verteilte, wohl etwa folgende Erwägung vor sich: „Wäre der Lohnarbeiter wirklich vollständig frei, so könnte er seine Arbeitskraft zu ihrem vollen Werte an den Unternehmer verkaufen. Dann aber müßte er allein die Lasten der für ihn zu schaffenden sozialen Gesetze tragen; denn dem Unternehmer würde ja durch eine Beisteuer etwas von dem Ertrage seiner Arbeit geraubt. Nun aber ist er nicht völlig frei, sondern noch zum Teil Sklave des Unternehmers, und da ferner der Staat noch zum Teil ein Klassenstaat ist, der mit den Besitzenden mehr als mit den Besitzlosen gemein hat, so ist es nur gerechtfertigt, wenn Staat und Unternehmertum, als die Mächte, die sich einen Teil der Arbeitskraft des Lohnarbeiters zwangsweise unentgolten aneignen, für dessen Wertverminderung durch Abnutzung mit aufkommen.“

Gäbe es noch keine halbfreien Lohnarbeiter, sondern außer Herren nur Sklaven, so brauchte sich der Staat um die pflegliche Bewahrung der Arbeitskräfte vor Verlust und Verderb nicht mehr zu kümmern, als um die pflegliche Verwaltung der Sachgüter. Das physische Wohlbefinden des Sklaven war immer Gegenstand größter Sorgfalt für den Herrn; er brauchte ebensowenig Hunger leiden wie irgendein Arbeitsvieh; sein Elend war mehr seelischer als körperlicher Natur. 18 Jahre

Digitized by Google

nach dem amerikanischen Sezessionskriege begegnete ein alter Neger dem Sohne seines früheren Besitzers und sagte zu ihm: „Mas' George, you say, you set us free; but for God, I'm worse off than when I belonged to your father." George M. Hantson, dem dies begegnete, schrieb dazu an Henry George: „Die Pflanzer anderseits sind zufrieden mit dem Wechsel. Sie sagen: ‚Wie töricht war es von uns, für die Sklaverei in den Krieg zu ziehen! Wir bekommen die Arbeit jetzt billiger als da wir die Sklaven besaßen.' Und wie bekommen sie sie billiger? Nun, in der Form von Renten eignen sie sich mehr von der Arbeit des Negers an als sie unter der Sklaverei konnten, denn damals waren sie gezwungen, ihm genügend Nahrung, Kleidung und ärztliche Pflege angedeihen zu lassen, um ihn gesund und wohl zu erhalten, und sie waren durch ihr Gewissen und die öffentliche Meinung, sowohl wie durch das Gesetz gezwungen, ihn zu behalten, auch wenn er nicht mehr arbeiten konnte. Nun hört ihr Interesse und ihre Verantwortlichkeit auf, sobald sie so viel Arbeit aus ihm herausgeholt haben als möglich ist."

Es kann gewiß nicht behauptet werden, daß es der Lohnarbeiter noch heute schlimmer hätte als seine Vorgänger, der Hörige und der Sklave. Aber er hatte es schlimmer in jeder Frühperiode einer modernen kapitalistischen Wirtschaftsgesellschaft, und hat es schlimmer zum Beispiel heute noch in Japan, wo in der Industrie genau solche Zustände herrschen, wie sie Marx im ersten Bande seines „Kapitals" am Jugendstadium des englischen Kapitalismus schildert. Sein Los wurde erst besser in dem Maße, als das kapitalistische Unternehmertum sich mit Profit sättigte und als anderseits der Organisationsgedanke sich bei ihm entwickelt und gestärkt hatte. Wenn aber die Zustände in der Sklavenwirtschaft eines klar beweisen, so ist es dies: Wer die volle Verfügungsgewalt über eine für das Wirtschaftsleben beschäftigte menschliche Arbeitskraft besitzt, ist in der Lage und sorgt aus eigenem Antriebe dafür, daß sie vor Verlust und Verderb pfleglich bewahrt wird. Obgleich die ehemaligen Sklavenhalter im Süden der Vereinigten Staaten vor Aufhebung der Sklaverei nach ihrem eigenen Zugeständnis weniger Arbeit aus den Negern herausholten als nachher, da sie es mit „freien" Lohnarbeitern zu tun hatten, so reichte der volle Ertrag der Arbeit eines Negers doch aus, um diesen gegebenenfalls samt Familie nicht nur lebenslänglich zu verpflegen und zu versorgen, sondern auch noch einen ausreichenden Profit für den Herrn übrig zu lassen. Wieviel mehr müßte bei der viel stärkeren Wirksamkeit seiner Arbeitsenergie der Lohnarbeiter aus dem vollen Ertrage seiner Arbeit lebenslänglich versorgt werden können, wenn dieser hierfür wirklich zur Verfügung stände. Das ist eben nicht der Fall. Und darum bedeutet die moderne sozialpolitische Staatsfürsorge eine vorübergehende Notwendigkeit. Man könnte versucht sein, die größere Unsicherheit der Existenz des Lohnarbeiters gegenüber der des Sklaven mit der Malthusschen Lehre zu erklären, wonach alles soziale Elend daher stammt, daß zuviel Menschen geboren werden. Die Sklavenhalter konnten die Vermehrung der handarbeitenden Bevölkerung in ihrem Machtgebiet regulieren, während die Lohnarbeiterschaft sich meist blindlings ohne Rücksicht auf vorhandene Unterhaltsmittel vermehrt. Als aber jener alte Neger in Amerika dem Sohne seines ehemaligen Besitzers klagte: „Ich bin schlimmer daran, als da ich Ihrem Vater gehörte," konnte von einer Uebervölkerung in der neuen Welt noch viel weniger die Rede sein als jetzt — und doch mußte der Neger als Lohnarbeiter bei größeren Leistungen erbärmlicher leben als früher bei geringen Leistungen als Sklave. Im übrigen: wo nichts mehr ist, da hat bekanntlich der Kaiser sein Recht verloren, also auch der Staat; ist die eigene Fürsorge von der Grenze des Nahrungsspielraumes abhängig, so ist es noch viel mehr die des Staates. Denn auch der Staat braucht Mittel um zu leben, und nicht zu wenig. „Der Mensch," sagt Nietzsche, „ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Uebermensch." „Der Lohnarbeiter," kann man mit mehr Sicherheit sagen, „ist ein Seil, geknüpft zwischen Sklave und freiem Arbeiter." Denn woran es auch liegen mag, daß das Lohnsystem dem einfachen, nicht bevorrechteten Gesellschaftsmitglied

Digitized by Google

die volle Herrschaft über die eigene Arbeitskraft nicht zu sichern vermochte — jedenfalls lehrt jeder Tag im politischen Leben, daß die Entwicklung unausgesetzt an einer weiteren Emanzipation der Arbeitskräfte von den Besitzern der Produktionsmittel arbeitet. Insofern der Gesetzgeber in der modernen sozialen Gesetzgebung dieser Entwicklung einen Hemmschuh anlegen wollte, war auch er nur ein Teil von jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. Tatsächlich sollte ja durch die soziale Zwangsversicherung der Lohnarbeiter mit seinem Lose zufrieden gemacht und davon abgehalten werden, eigene politische Wege zu gehen. Diese Bestrebung hat sich als völlig verfehlt erwiesen. Der Lohnarbeiter hat den Staat für eine größere Sicherheit seiner Existenzbedingungen arbeiten lassen, aber er hat nicht aufgehört, diesen Staat zu bekämpfen, weil er sich seinen Emanzipationsbestrebungen entgegenstemmte. Nun kommen seit einiger Zeit aus den Kreisen des Unternehmertums immer häufiger Klagen über eine übermäßige Belastung der nationalen Industrie durch ihren Anteil an der Unterhaltung der sozialen Gesetzgebung. Neuerdings hat ein reaktionärer Tendenzen so wenig verdächtiger Gelehrter wie Professor Dr. Bernhard jene Klagen zu rechtfertigen gesucht. Die weltwirtschaftliche Entwicklung des neuen Jahrhunderts, meint er, werde die im ersten Erwachsen begriffenen riesenhaften Produktionskräfte des fernen Ostens und Südamerikas dem Wirtschaftsleben der alten Kulturstaaten als furchtbaren Alpdruck auf die Brust setzen, und wenn die deutsche Industrie nicht von allen einengenden Schranken zugunsten ungehinderter Entfaltung befreit, nicht mit weiteren „sozialen Einrichtungen und Rüstungen“ verschont werde, dann müsse die Weltentwicklung aus Deutschland Menschen und Kapital massenhaft aussaugen, dann müsse sie Deutschland aushöhlen.

Von zwei Möglichkeiten muß irgendwann einmal eine eintreten: entweder muß es dem Unternehmertum gelingen, sich die Staatsgewalt so weit botmäßig zu machen, daß es mit ihrer Hilfe der Lohnarbeiterschaft die Vorteile der sozialen Gesetzgebung nimmt, ohne ihr irgendwelchen Ersatz zu bieten, oder es muß seinen Widerstand gegen die Herstellung einer genügend großen natürlichen Interessensolidarität mit der Lohnarbeiterschaft aufgeben, um mit dieser in wirtschaftspolitischen Fragen gemeinsam ohne Staatshilfe handeln und eine Verringerung der Unkosten der nationalen Industrie ohne Beeinträchtigung der allgemeinen Volkswohlfahrt erzielen zu können. Letzteres würde zum Beispiel möglich sein, wenn man den gewerblichen Lohnarbeiter, wie Naumann es ausdrückt, vom Industrieuntertan zu einem Industriebürger erhöbe, der am Gewinn wie Risiko eines Unternehmens beteiligt wäre und auf die Leitung einen, seinem ökonomischen Verständnis entsprechenden Einfluß ausüben könnte. Und dies würde in der Richtung liegen, die die Entwicklung bisher eingehalten hat.

Musik und Landschaft.

Von

Hugo Marcus.

Bilder leben im Raume. Zur Zeit dagegen scheinen sie ohne Beziehung. Denn so viel Zeit immer vergehe, nichts ändert sich auf ihnen. Trotzdem spielt auch für sie noch die Zeit ihre Rolle. Denn Zeit ist notwendig, damit ich mein Auge in der Meterfläche eines Bildes hin- und herreisen, wandern lassen kann. Das größte Gebilde des Raumes ist die Landschaft; nach ihrer räumlichen Ausdehnung übertrifft sie selbst noch die Werke der raumweitesten Kunst, der Architektur. Eine Landschaft allseitig zu betrachten, genügt daher nicht mehr wie beim Bild die Wanderung der Augen, nein, ich muß selbst gehen, wandern, oft stundenlang. Und so wird die Landschaft, die doch ein Anblick im Raume ist, durch ihre Größe zugleich eines unserer ausgedehntesten Erlebnisse in der Zeit. Das bringt sie in eine eigentümliche Parallele zur Zeitkunst katexochen, zur Musik. Das Wandern in der Landschaft wird allerdings nicht oft mit dem gleichen Bedacht genossen, mit dem man ein Kunstwerk aufnimmt. Doch ist es auch

Digitized by Google

um einen nicht fachlich ausgebildeten Kunstgenuß eine eigene Sache, am meisten in der Musik. Als Laie hört man während der Musik süß erfüllt auf die Themen. Zwischendurch aber, bei den Verarbeitungen, überläßt man sich seinen Gedanken. Trotzdem ist es nicht gleichgültig, daß während dieser Gedanken die Musik erklingt. Denn alle unsere Vorstellungen kommen im Musikhören merkwürdig beschwingt und mit ganz neuer Gefühlsgewalt, ja mit dem Glück plötzlicher, produktiver Eingebungen über uns; die Musik befiehlt der Seele nämlich keine bestimmte Vorstellung, aber sie setzt unseren ganzen inneren Besitz in lebendige Bewegung. Musik hören ist in keinem Falle ein passiver, sondern immer ein höchst tätiger Genuß.

Und ein Gleiches wie beim Hören der Musik erleben wir nun auch beim Wandern in der Landschaft. Selbst in der reizvollsten Landschaft vermögen sich nicht viele Menschen dauernd auf das reine Sehen zu konzentrieren. So sind die schönsten Punkte des Weges wie die Themen in der Musik. Man steht einen Augenblick stille und läßt den ersten Eindruck, der auch der stärkste ist, in sich verklingen. Dann aber geht man weiter, und im Weitergehen schweifen die Gedanken alsbald von der unmittelbaren Umgebung ab und undankbarer Weise oft zu den fernsten Dingen. Dennoch ist es für die Art unseres Denkens nicht gleichgültig, daß wir wandern, und zwar durch die schönste Natur. Die wechselnden Bilder von außen beleben nämlich, ähnlich wie die Musik, halb unbewußt die Fülle der Vorstellungen in uns durch immer andere Anknüpfungen. Und noch ein Anderes ist da, was unser Sinnen gleich wie die Musik beschwingt: das unmittelbar Musikalische am Wandern nämlich, das in der rhythmischen Bewegung der Glieder und dem Takttritt der Füße liegt. Alle mechanischen Beschäftigungen haben, mit Maß geübt, etwas Phantasiebeschwingendes, nicht anders wie die Musik, so z. B. Abschreiben, Handarbeiten, Wandern. Denn diese Tätigkeiten lassen den Gedankeninhalten als solchen völlige Bewegungsfreiheit, ganz der Musik analog, und zusammen mit den Gliedern setzt sich auch die Seele in Bewegung, auf ähnliche Weise wie mit den Tönen. Somit beschwingt beim Wandern auch die Bewegung der Glieder noch die Bewegung der Gedanken. Die besten Eingebungen kommen uns, wir werden produktiv und erleben zum Glück des Wanderns und Schauens von neuen Dingen auch noch das Inspirationsglück des Neuen in uns. Alles Alte, längst Besessene gewinnt überraschenden Sinn durch das Neue um uns und in uns, das jeder Schritt uns gibt, alles Neue wird uns doppelt neu, indem wir meditierend mit Staunen sehen, daß es sich früheren Erfahrungen auf neue Weise einordnet. So wird jeder Weg jedem Wanderer zuletzt zum Philosophen- und Poetenweg, wie jede Musik in jedem von uns zuletzt den Träumer, Betrachter und Dichter weckt.

Künstlerisches und philosophisches Produzieren ist geistiges Wandern, ein Wandern, bei dem jeder Schritt des einzelnen einen Schritt vorwärts für alle bedeutet. Welche Anregungen für solch ein Wandern des Geistes das Wandern der Füße bildet, dafür kann uns Nietzsche ein Beispiel sein, der bis zur Qual bedrängt war durch die Fülle der Gesichte, die ihn auf seinen Silser Spaziergängen überkamen. Und ebenso ist Nietzsche das beste Beispiel für den Zusammenhang von geistiger Bewegung und Musik, den auch Darwin so stark empfand, daß er die Musik zu Zeiten völlig meiden mußte, weil sie zu viele produktive Gedanken in ihm aufrührte. Der Landschaft und der Musik, beiden sind wir demnach nicht nur für viele unserer eigenen Eingebungen verpflichtet, sondern auch für die Ueberfälle von Inspirationen, mit denen sie unsere größten Geister beschenkt, nicht selten auch bedrängt haben.

Unser Gefühl vor der Landschaft kann sich indessen auch auf andere Weise noch zur Qual verwandeln als durch die Ueberfülle des geweckten Reichtums. Jene Gedanken, die uns im Wandern und Umschauen kommen, sind nämlich doch jedenfalls Abschweifungen unseres Interesses vom unmittelbar Sichtbaren. Wir aber sind so weit ins Land gereist, um eine bestimmte Gegend zu sehen, und wir fühlen wohl auch in ihrem Anblick: sie ist so schön, daß sie wert wäre, gemalt zu werden, das

Digitized by Google

heißt „verewigt“ zu werden. Und doch halten wir keine viertel oder halbe Stunde rein sehend vor ihrem Bilde aus, für dessen Schönheit, das fühlen wir ja trotzdem, bei richtiger Würdigung alle Zeit zu kurz wäre. Wir schweifen vielmehr vom Sichtbaren ab zu fremden Gedanken. Und prüfen wir diese Gedanken, so kommen wir auf die Frage: sind sie wirklich so hochwertig, daß sie das Recht hätten, diesen Anblick vor unseren Augen in unserem Bewußtsein zu verdrängen? Vor jenen schönsten Landschaften, um die es sich uns in erster Linie handelt, lautet die Antwort natürlich ohne weiteres „nein“. Wir fühlen also, daß unsere innere Welt zur Größe und Schönheit der Außenwelt und Umgebung nicht hinaufragt, und wir empfinden es als tiefe Beschämung, daß unsere unbedeutenden Gedanken das Bild vor unseren Augen trotzdem in unserer Seele verdrängen konnten, ja fortgesetzt weiter verdrängen. Uns peinigt dabei aber nicht nur der geringe Wert unseres momentanen Innenlebens, sondern zugleich quält uns auch noch der Gegensatz dieser unserer minderwertigen Gedanken zur großartigen Welt um uns. Wir empfinden unsere kleinen Gedanken in so großer Umgebung eben nicht nur als klein, sondern auch als stilwidrig, stillos. „Wie kann man in dieser Umgebung diese Gedanken denken, die man überall anders ebensogut denken könnte“, das ist unser beständiger Einwand gegen unsere eigenen Gedanken in großer landschaftlicher Umgebung. Und unser Aufenthalt in dieser Umgebung erscheint uns nun als Phrase und Lüge, insofern es nach unserem Hiersein ja scheinen muß, als ob wir für die Umwelt empfänden, was wir doch gar nicht für sie empfinden, da unsere Gedanken nicht bei ihr weilen. Solcher Art sind die Schwierigkeiten im Verkehr mit uns selbst, in die uns die Landschaft stürzen kann, besonders wenn wir unter dem Einfluß von Ermüdungszuständen stehen, also nach langem Wandern, bei dem mit dem Körper auch die Seele erlahmt, oder in Stadien der Uebersättigung.

Ganz dieselben Schwierigkeiten begegnen uns aber auch zuweilen beim Hören von Musik. Manchmal beunruhigt es uns, daß wir beim Anhören einer großen Komposition zwar schön geträumt haben; aber das Stück selbst haben wir nicht gefaßt, sondern über unseren Träumen verpaßt. Und waren die Träume ohne Hochgefühl und große Impulse, weil wir ermüdet waren, vielleicht vom langen Musikhören selbst ermüdet waren, so stellt sich in uns vollends eine Unzufriedenheit ein, nicht nur, weil uns der Unwert unseres Seelenlebens während der Zeitspanne des Hörens zum Bewußtsein kommt, sondern auch, weil dieser Unwert in Kontrast gerät zu dem Höchstwert, den unser Ohr empfangen hat, ohne ihn unserer Teilnahme wahrhaft zu vermitteln.

Bombast.

Von

Adolf Mayer.

Es ist, wie ich meine, noch strittig, ob der Begriff des Wortes, das zur Ueberschrift gewählt wurde, aus dem Namen des Bombastus Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, der allerdings als ein typischer Träger der damit bezeichneten Eigenschaft gelten kann, gebildet ist, oder ob die Bezeichnung schon früher vorhanden war und nur eine zufällige Uebereinstimmung vorliegt. — Eine dritte Möglichkeit, nämlich die, daß der Wunderdoktor des Reformationszeitalters absichtlich den Namen in der üblen Bedeutung erhalten oder sich selbst erteilt habe, ist ja ganz ausgeschlossen. Konrad Ferdinand, der den geschwollenen Gelehrten am Krankenlager des sterbenden Hutten erscheinen läßt, scheint der in zweiter Linie genannten Möglichkeit zuzustimmen, sonst würde er nicht den dahinsiechenden Ritter nach beendigtem Konsulte sagen lassen:

„Ich dachte: Wie zu dir dein Name paßt!
Bombastus nennst du dich und sprichst
Bombast.“,

bei welcher Annahme nun freilich gar nicht mit der vierten Möglichkeit zu Rate gegangen wird, mit der naheliegenden, daß sich der Sinn des

Digitized by Google

Wortes im Laufe der Zeiten geändert haben könnte*).

Sei dem wie ihm wolle, und setzen wir für diejenigen, die einen umstrittenen Begriff gern vermeiden, an die Stelle des gewählten Titels das Wort „Schwulst". Jedenfalls haben wir es im Bombast oder Schwulst mit einer Erscheinung zu tun, die sich gerade in unserer Zeit und in unserem Volke wieder mächtig breit macht. Ja, im eigentlichen Sinne des Wortes breit macht; denn, obwohl sie an Intensität abgenommen hat, gegenüber einigen auffallenden und geschmacklosen Marktschreiereien des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, ist sie in Allgemeinheit des Vorkommens unverkennbar fortgeschritten. Der allerdings gemäßigte Bombast unserer Zeit, der auch wohl als „geschwollener Stil" oder „Superlativistik" bezeichnet wird, ist in der Tat bei uns sehr allgemein geworden, ja, er wird vielfach in der Schule gelehrt. Man muß nach den Worten der auswärtigen Presse lauschen; da kann man es hören, wie über diese Erscheinung von Unbeteiligten gedacht wird: Die Völker rücken von Deutschland ab wegen der unheimlich großen Worte, die dort gemacht werden, sagte vor einiger Zeit der bekannte Figaro-Korrespondent Prevost.

Die Form der Ausdrucksweise schwellen lassen über den Inhalt an Gedanken hinaus, das ist es, was wir meinen.

„Schön sollen des Gewandes Falten sein,
Doch schöner soll, was sie enthalten, sein"

sagt Mirza Schaffy-Bodenstedt. Muß doch eine rationale Beziehung bestehen zwischen Form und Inhalt, denn ist die Form zu gering für den zu bewahrenden Inhalt, so geht die Menge, die sich zunächst durch die Form imponieren läßt, achtlos an jenem vorüber, und dieser wird erst später durch Kenner entdeckt, was schade ist, — nicht wegen des Urhebers, in dessen Interesse es ja kaum ist, des Lorbeers teilhaftig zu werden, sondern wegen des Publikums, das so eine lange Zeit auf ein Geschenk verzichten mußte. Ist umgekehrt die Form zu üppig für den Inhalt, ein unbedeutendes Gemälde in einem renommistischen Rahmen, so wird die Menge irregeleitet und deren Geschmack verderbt, der Sieger in der Konkurrenz aber ermutigt, weiter schales Zeug an den Mann zu bringen.

Weil dies letztere noch schlimmer ist wie jenes erstere, darum ist es besser, daß der Inhalt die Form ein weniges übertreffe. Dann zieht die Form die Menge an, aber je länger diese den Inhalt prüft und je bessere Kenner sich an dieser Prüfung beteiligen, um so größer wird die Befriedigung. Es entsteht eine sanft ansteigende Klimax der Bewunderung, und die wirkt ästhetisch am nachhaltigsten.

Wenn man von einem geschwollenen Stile redet, so meint man also damit nicht gerade ein inhaltlich Schlechtes durch schöne Worte herausgeputzt oder durch diese „aufgedonnert", sondern man meint damit einen vielleicht ganz tüchtigen Inhalt; nur daß die Worte, die zur Verdolmetschung desselben dienen, etwas reichlich groß gewählt sind, wodurch bei der Lektüre das leise aber ästhetisch entschieden unbehagliche Gefühl einer Antiklimax bei einer späteren näheren Bekanntschaft gegenüber der ersten oberflächlichen hervorgerufen wird. Es liegt ein Beigeschmack von leichter Renommisterei und noch nicht ganz überwundenem Protzentum in der Ausdrucksweise. Und dies sind eben die Merkzeichen einer noch jungen Kultur, die kaum erst geworden ist, die rasch noch mehr werden möchte, die sich fühlt in ihren Errungenschaften, und der diese noch nicht als etwas Selbstverständliches gelten.

Merkwürdig, unsere Klassiker, die doch dem Zeitalter einer vernichteten Kultur so sehr viel näherstehen, haben so gar nichts vom geschwollenen Stil. Uebelwollende haben wohl die Schillersche Ausdrucksweise bombastisch genannt. Wie mir scheint, zu Unrecht. Denn bei den Schillerschen Dithyramben, z. B. dem Lied an die Freude, habe ich entschieden die Empfindung, daß sich Form und Inhalt deckt. Die Schillersche Begeisterung war wirklich so groß, daß er es in seinem „Seid umschlungen, Millionen" ehrlich mit diesen Ausdrücken

*) Andere leiten ihn von dem Griechischen: Bombyx (Baumwollenzeug) ab.

Digitized by Google

meinte. Ich habe das Gefühl, daß die Ausdrücke eine durchaus passende Form sind für die tatsächliche Höhe der Stimmung. Selbst die jetzt viel verspotteten Entzückungen „An Laura" entsprechen in ihrer Form dem ungestümen Drange eines gewaltig gärenden Mostes, und der Spott, den sie von seiten Fritz Mauthners in seiner Verkleidung als Paul Lindau gefunden haben, ist eben nur treffend von dem Standpunkte eines reiferen Alters und einer mehr nüchternen Zeit. Jene Dichtungen kann man heute jünglingshaft nennen, meinetwegen auch in Heinescher Sarkastik „Jugendeselei", aber man wird nicht behaupten können, daß Schiller sich absichtlich gebläht habe, um bewußt eine stärkere Wirkung hervorzubringen, als seiner eigenen Empfindung entsprach. Dies bewußte Sichblähen aber ist meist der eigentliche Grund für den modernen geschwollenen Stil. — Das weist darauf, daß unsere hochgepriesene Kultur in einer Beziehung wenigstens wieder einen Schritt rückwärts gemacht, daß der kühle berechnende Verstand auf Kosten der Gefühlsentwicklung sich mehr in den Vordergrund geschoben hat. — Dieser kühle Verstand berechnet eben auch den Effekt, und der Effekt wird schneller erreicht durch virtuose Kultivierung der Form, zumal wenn das Gefühl für den Inhalt abgestumpft ist und nur noch ein konventionelles Scheindasein führt. Diese Erscheinung aber in unserem Zeitgeiste ist so zu erklären, daß infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs größere und größere Kreise in ein gewisses aber noch nicht tiefes Interesse für Literatur wie für Kunst überhaupt mit fortgezogen wurden, und daß in diesen Kreisen, die doch Bücherkauf und Auswahl bestimmen helfen, die Geschmacksentwicklung noch vielfach eine äußerliche und daher sich zum Konventionellen neigende geblieben ist.

Der derzeitige Geschmack dieser Kreise liebt auch breite und in die Ferne wirkende Rahmen um verhältnismäßig unbedeutende, nur eine Einseitigkeit der Mode zur Anschauung bringende Bilder. Sie liebt Tischreden mit konventionellen Phrasen, an denen man die Gesinnungstüchtigkeit erkennt und die mit Hurra endigen. So liebt sie auch den Stil, der sich bläht über das Maß des Inhalts hinaus. —

Die Neigung zum Schwülstigen ist freilich älteren Datums als diese Evolution unseres Volkes mit ihrer Kehrseite, auf die wir stoßen. Schon der poetische Stil des jungen Freiligrath aus der Zeit, da er sich noch nicht vom Kaufmannspulte losgewunden hatte, gehört hierher. Man erinnert sich an das Dröhnen der exotischen Reime „Schakale" und „Hottentottenkrale" und dergleichen, die dem Knaben so angenehm in die Ohren klangen — und über die Heine mit seinem feineren lyrischen Gefühl im Romancero sich so unbändig lustig machte.

Unter den Späteren ist auch Ernst von Wildenbruch einer der Geschwollenen im deutschen Lande. Man lese dessen dithyrambische Verse, in denen aber kein entsprechendes dithyrambisches Gefühl steckt, die er aus Anlaß des Todes des Kaisers Friedrich, zur Jahrhundertwende oder der hundertjährigen Totenfeier Schillers geschrieben hat. Viele gute Gedanken, reiche Phantasie und eine würdige Form, aber Ausdrücke wie: „ein Riesenroß", „Es geht wie Frühlingswetters Sturmgeschoß" oder:

„Des Riesenleibes marmorweiße Glieder"
„Schimmern vom Berge wie ein Gletscherwall"

gehen doch schon sehr ins Schwülstige. Allerdings ist hier von dem Leibe des Jahrhunderts die Rede. Aber der Schwall der Worte steigt über das Gefühl, das dahintersteckt, weit hinaus.

Auch bei seinem Büchlein „Aus Liselottes Heimat" habe ich dieselbe Empfindung. Die Heldin, die doch nur durch ihren köstlichen klaren Menschenverstand und ihre Unverdorbenheit sich auszeichnet, wird darin bis zum Genie heraufgeschraubt, und in ähnlicher Uebertreibung der Maintenon aber alle Schuld an den Sünden Ludwig XIV. zugemessen. Und doch hatte Wildenbruch ein so schönes Talent.

Auch Hermann Grimm kann hier herangezogen werden, und ich wähle als letztes und bestes Beispiel absichtlich die Redeweise dieses großen Kritikers bei Gelegenheit einer Aeuße-

Digitized by Google

rung über den größten deutschen Dichter, um zu zeigen, daß nicht von einer Unart der Kleinen, die sich groß zeigen wollen, die Rede ist, sondern daß auch Große gelegentlich in dieser Hinsicht gesündigt haben und sündigen.

Die Phrasen, die uns als Beispiel dienen sollen, sind die folgenden:

„Er (der Geburtstag Goethes) wird vielleicht diesmal nicht so festlich begangen werden als im Jahre 2749 seine tausendjährige Wirksamkeit". (Goethe in freier Luft: Deutsche Rundschau 1899, August) und später im selben Aufsatze:

„Das Deutsch Goethes wird die Sprache des neuen germanischen Weltreichs sein" und ferner

„Der erste Nachfolger Goethes ist Bismarck als Verfasser seines eigenen Lebens, ein Werk, das als das erste deutsche Kunstwerk genannt werden darf, welches in der Sprache Goethes geschrieben wurde, ohne doch eine Spur von Nachahmung zu zeigen. Wie Hermann und Dorothea ohne Homer aber nicht möglich gewesen wäre, so waren Bismarcks „Erinnerungen und Gedanken" ohne Goethe nicht denkbar"*). — Die Unterstreichungen rühren allerdings von mir her. Sie sollen eben dienen um auszudrücken, was mir besonders auffallend erscheint.

Die Behauptungen sind ins Ungeheuerliche übertrieben; denn zweifellos zeigt der deutsche Stil seit Goethe schon eine entschiedene Entwicklung, und zwar über das Urbild hinaus. Auch H. Grimm selbst schreibt nicht mehr Goethisch, sondern mit Vorliebe in kurzen Sätzen, eine Art von Lapidarstil, wenn er auch dessen Erfinder nicht ist. Und nun gar von der tausendjährigen Wirkung Goethes zu reden! — Mit Vernunft und Nüchternheit betrachtet, ist dies Schwulst; denn was kann der Literarhistoriker von heute, und ist es ein Hermann Grimm, wissen über die Beurteilung von Goethe nach so viel hundert Jahren!

Natürlich zu den Vergessenen wird Goethe niemals gehören; denn er bezeichnet eine Kulturperiode. Sein Wirken in der Vergangenheit kann durch kein Ereignis der Zukunft weggewischt werden. Aber wer kann in die Zukunft schauen und reden mit der Sicherheit eines Propheten? — Kann nicht ein Größerer kommen, der Goethe etwas in den Schatten stellt. Kann nicht die Bewertung alles Gewesenen sich wesentlich verändern? —

Und wenn einer, und sei es wieder der Größten einer, redet, als ob er im Rate der Götter säße und dekretiert mit großen Worten weit in die Zukunft hinaus: So wird es sein, — so beweist das eben, was — wir hier beweisen wollten.

Daß auch so hochstehende Geister dem Schwulste ihren reichlichen Tribut zollen, muß allerdings noch auf eine andere Weise erklärt werden. Es sind offenbar nicht bloß Beziehungen zu einer noch unfertigen Kultur; es sind auch Beziehungen zum großstädtischen Wesen, die sich hier geltend machen. Infolge einer jener Ironien des Schicksals handelt gerade der Aufsatz, aus welchem ich die etwas stark geschwollenen Stellen ausgezogen habe, von der „freien Luft" und betont ganz richtig mit dem Scharfsinne, der dem Autor eigentümlich war, aber zugleich mit der typischen Sehnsucht des Stubenmenschen nach diesem Medium, das Verhalten unserer Geistesheroen zu demselben. Es wird dort gezeigt und wirklich aufgezeigt, daß alle drei Geistesheroen, von denen dort die Rede ist: Luther, Goethe, Bismarck viel in der Natur gelebt haben und keine richtigen Großstädter gewesen sind, und wie diese Natur bestimmend auf sie gewirkt hat; nur daß auch hier wohl die Uebertreibung mit unterläuft, als ob nur die Heroen der freien Luft in so hohem Maße bedürftig seien. —

Ich möchte diese Beziehung, die übrigens auch schon von anderen, von Helmholtz z. B. in seiner Tischrede bei Gelegenheit des 500-

*) Ein anderer Ausdruck, der in dieselbe Kategorie gehört, steht als Ueberschrift eines Essays und heißt: Raffael als Weltmacht. — Auch die Sprache unserer Denkmäler ist zurzeit bombastisch. Die Leistungen unseres Bismarck in Ehren, aber die Form des posthumen Dankes, den ihm die Nation zollt, in Bildern, die an Zeus oder Wotan erinnern, ist maßlos und plump, d. h. also bombastisch.

Digitized by Google

jährigen Heidelberger Jubiläums ausgesprochen worden ist, dahin richtigstellen, wie wichtig der rege Verkehr mit der Natur für die Entwicklung eines jeden bedeutenderen Menschen ist, und darauf weisen, daß man in Stubenluft und in der Großstadt leicht derjenigen Einsamkeit entbehrt, die einzig und allein die persönliche Anschauung ermöglicht, zugleich das Nervenleben stärkt und Zeit gewährt zum Nachdenken, während sich in der Großstadt die Eindrücke zu sehr häufen, um noch fruchtbar verarbeitet werden zu können. Die bloße Einsamkeit des Studiertischs gibt aber nur Gelegenheit zum Verkehr mit Geistern aus zweiter und dritter Hand. München, in der Nähe des Gebirgs gelegen, wo Joppe, Rucksack und lokaler Dialekt salonfähig sind, ist in dieser Beziehung soviel besser daran als Berlin, und die Folgen sind unverkennbar.

Auch der in dritter Linie genannte nationale Heros hat es selber ausgesprochen: Das platte Land mache dank dem Verkehr mit der unmittelbaren Natur praktischer, sagte Bismarck 1870 zu Versaille. Die große Stadt mache übergescheit; sie erzeuge aus Sagen und Nachsagen Massenmeinungen ohne Tatsachen, unausrottbaren Aberglauben, der den einzelnen umspinne und ihm schließlich als Pflicht und Schuldigkeit erscheine. Wo viele Menschen beisammen sind, zerfließen die Individualitäten ineinander.

Natürlich sind auch bei Goethe Parallelstellen zu finden.

Die Großstadt zieht die Talente an, fördert sie technisch in hohem Grade und — verbraucht sie. — „On est arrivé“ sagen die Franzosen; man ist ein berühmter Mann und fortan auch ohne große Originalität der Beachtung gewiß. Die Mit- und Nachwelt fährt aber übel hierbei; denn die wirkliche Produktivität ist zum Stillstand verdammt und greift nun zu den Surrogaten des Scheins, der blendenden Hülle des „Dekorums“ des Schwulstes.

Ohne Zweifel hängt hiermit zusammen, daß trotz der großartigen Organisation des Geistes in der Hauptstadt das eigentlich Originelle immer in der Provinz entsteht. Man denke an die drei großen Schweizer: Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Böcklin, an die großen Schwaben und im Norden an Hebbel, Reuter, Storm, Frensen und ähnliche Erscheinungen. Selbst der Witz der Großstädter leidet an Mangel der individuellen Charakterisierung, obwohl er an Schlagfertigkeit dem des Provinzialen so spottweit überlegen ist. —

Wenn man in den Markthallen von Paris oder Berlin die herrlichsten Früchte beisammen findet, so darf man ja daraus auch nicht auf Produktivität des großstädtischen Gartens schließen. Die Großstadt sammelt nur und — organisiert den Verschleiß. Die Verkäuferinnen haben — man verzeihe den Vergleich — ein loseres Mundwerk. Da aber immer die sich rasch konsumierenden Künstler der Großstadt den Schein erhalten müssen, die ersten zu sein, so neigen sie zu der Produktion des Blendenden, zur bloßen Mache.

Dazu kommt die stramme Organisation alles Volkslebens, die in Großstädten nötig ist. Auch dadurch wird alles, was Form ist, begünstigt, da ja Formen das einfachste Mittel sind, sich die Menschen vom Halse zu schaffen. Mit anderen Worten: man lernt lügen und Worte machen, und der Sinn für strenge Wahrhaftigkeit geht verloren. Die Erscheinung hängt also nicht bloß mit der Jugend unserer Kultur, sie hängt auch damit zusammen, daß wir aus Provinzlern rasch Großstädter geworden sind und noch nicht wissen, wie wir diesen Schaden wieder gutmachen sollen.

Ich meine, es war desto nötiger, diesen Punkt hier zur Sprache zu bringen, da Phrasenhaftigkeit im Grunde so wenig im germanischen Wesen liegt. Der Romane, der ja viel auf der Straße, obwohl wenig in der eigentlichen Natur lebt, ist in diesem Punkte ganz anders geartet. Er steht auch zur Kunst in einer anderen Beziehung. Das Schöne steht ihm immer in erster Linie, das Bedürfnis nach Wahrheit durchaus in zweiter. Die Sprache ist ihm nicht das Mittel, die Gedanken zu offenbaren. Sie ist ein Instrument, das gespielt wird wie ein anderes. Bei ihm ist daher auch das Bedürfnis nach einer Altmax beim Uebergang an Form zu Inhalt nicht in dem gleichen Maße vorhanden. —

Digitized by Google

Ganz anders unsere großen Deutschen, die H. Grimm in ihren Beziehungen zur freien Luft schilderte: Luther mit dem wahrhaftigen Gewissen, Goethe mit der Offenheit der Wiedergabe seiner intimsten Empfindungen und Bismarck, der selbst in das verlogenste aller Geschäfte die Wahrhaftigkeit einzuführen unternahm. Wir Germanen wissen das Dekorative nicht schicklich zu tragen, darum befleißigen wir uns, wenn wir wir selbst bleiben wollen, ängstlich der Wahrhaftigkeit, und schon kleine Uebertreibungen, die den Romanen noch wohl anstehen, suchen wir besser zu vermeiden.

Freilich gibt es eine gewisse Betonung der Form und des Dekorums, deren in keinem Lande z. B. der öffentliche Redner, der Pfarrer auf der Kanzel, entbehren kann; aber es rede eben nur der öffentlich und ergreife den Beruf des Predigers, dem die erhöhte Stimmung, die der erhöhten Redeweise treu entspricht, natürlich ist. Wer sich bloß den Tenor der Redeweise angewöhnt, ohne die innere erhöhte Stimmung zu besitzen, ist eben ein — Komödiant. Wenn dem Komödianten aber zufällig die Maske herunterfällt, und dazu ist in deutschen Landen eben besonders viel Gelegenheit, wird er unausbleiblich lächerlich, und dann ist viel von seiner früheren Wirkung dahin.

Ich kenne einen Aesthetiker, der sich verzückt auf den Katheder legt und nach langem Warten das eine Wort ausspricht: „Raffael". Dann eine Kunstpause von einer halben Minute und endlich wie in Begeisterung die hervorgestoßenen Laute: „Eine ganze Welt liegt in diesem Namen." — Das ist Komödie, die auf in ihren Empfindungen maßlose Blaustrümpfe Eindruck macht. Fällt aber dann die Maske, und sie fällt immer nach kürzerer oder längerer Zeit, dann ist auch das Gute und Wahrhaftige, das der Redner etwa vorzubringen weiß, rettungslos unter der Lächerlichkeit verschüttet.

Es ist aber der Zwang der Mode in der Großstadt, der hierzu führt. Man muß bei gewissen Gelegenheiten den Frack antun; man muß liebliche Salonlügen flüstern. Da lernt man auch bald, wie bei bestimmten Gelegenheiten gedichtet werden muß. „Anöden" heißt der studentische Ausdruck.

Das Schlimmste ist dabei, daß die Jugend so frühzeitig die gesellschaftliche Lüge lernt. Sie lernt sie schon im gewöhnlichen Leben frühe genug. Aber die Poesie sollte ihr wenigstens ein Ausflug in das Land der Wahrhaftigkeit sein, in dem man sich freilich des Bildes bedient. Doch das Bild sollte der Wirklichkeit ohne jede Uebertreibung entsprechen und nur gereinigt sein von den Zufälligkeiten und Störungen, infolge deren die Wirklichkeit ihr wahres Wesen nicht zur Anschauung gelangen lassen kann und daher durch ihre Massen bedrückt anstatt zu erbauen.

1813.

Drei Gedichte
von
Ernst Lissauer.

I.
Tauroggen.

Vorm frostbeschlagnen Fenster auf und nieder
Gleichmäßig klappt der Schritt der Grenadiere,
Leise im Nebenzimmer sprechen Offiziere,
Schwer wandert York die enge Stube hin und wieder.
Sie ist voll Dämmerung wie voll Rauch,
Er stößt das Fenster auf, ihn labt der Hauch, — Hart schnellt
Die Tür ins Schloß, er geht hinaus ins Feld.

Im Osten,
Fern blinzen Feuer von Kosakenposten.
Braun schweigt das Land, schimmrig von Reif beeist,
Von Dunst zerschattet schwimmt die Poscheruner Mühle,
Schneewölkig hängt der Himmel, weithin überweißt,
Wohltätig harscht ihm Blut und Kopf die Kühle.
Er steht,
Er faltet seine Hände im Gebet:

Digitized by Google

„Du Herr und Gott, auf mich gelegt ist schwere Pflicht,
Zum Führer hat der König mich ernannt,
Ich diene ihm, ich herrsche nicht, —
Entscheiden soll ich über Volk und Land.
Zu deinem Himmel spreche ich empor:
Ich bin verblendet nicht von irrem Ruhme,
Es ist mir um die Krone, der ich schwor,
Es ist um dieses Landes Korn und Krume."
Er schweigt, er steht,
Wie Brot und Wasser speist ihn das Gebet.

Trüb glimmt der Himmel, finster liegt die Runde,
Tief in sich selber horcht er tief hinein,
Und plötzlich spürt er sich nicht mehr allein,
Kraft
Wächst empor rings aus dem Grunde,
Die heiß das Blut ihm glüht, die Muskeln strafft,
Es rauscht um ihn, es stürzt in ihn die Stunde.
Weit über das Gelände,
Als wandre auf ihn Springflut erdener Schollen,
Spürt er Gewalt in seine Seele rollen,
Verschlungen auf dem Korb die betenden Hände,
Umbraust und überbraust von meergleich hohem Schwalle,
Er spürt mit seinem Atem atmen alle,
Er ward das Land, —

Befehl
Scholl an ihn; er folgt dem Befehl.

II.
Einsegnung.

Mit Fahnen überspreitet schwarz und weiß,
Gebaut aus Trommeln über Trommeln ragt der Feldaltar;
Wehrmänner stehn im Kreis,
Wein und Brot reicht der Prediger dar:

„Geerntete Kraft, gekelterte Glut, —
Dies ist des Landes Leib und Blut."

Nachspricht das Wort mit starkem Schall die Schar;
Mitspricht ein Trommelrühren dunkel im Altar.

III.
Die tote Legion.

Wenn über die grauenden Straßen, aus Dorfquartier oder Lagerwacht,
Die Schwadronen ausreiten und sich versammeln zur Schlacht, —
Zwischen den Jägern, Dragonern, Husaren,
Still trabt eine Schar inmitten der Scharen,
Auf Nebelschimmeln, die mageren Hände am Zügel,
Die dürren Schenkel starr gestellt in die Bügel,
Die Lider geschlossen,
Schläfen, Brustkörbe, Kehlen zerschossen,
Sie reiten Roß an Roß, Mann an Mann, dicht,
Aus den blassen Häuptern hallen nicht Schreie und Rufe,
Wie über Neuschnee gleiten die Hufe,
Ringsum die Völker sehen sie nicht,
Ihr Antlitz ist weiß, als ob voller Mond es bescheint,
Es zuckt nicht von Haß oder Leide,
Gewehre am Rücken, Säbel in Scheide,
Sie reiten, sie reiten, und nun erblickt sie der Feind.
Es kommen, stumm und fahl,
Die Toten aus den Jahren der Qual,
Erschossene Bürger, gefallene Streiter,
Wen Hunger fraß, wen Willkür schlug,
Trupp hinter Trupp in endlosem Zug
Die Kugeln verwehn wie in Nebel,
In Rauch haun die Säbel,
Sie reiten an, reiten an, Leiber zerschossen,
Lider geschlossen,
Fronten, Vierecke, Glieder,
Zerbrechen, gemalmt in Wirrnis und Flucht,
Langhin, langsam in lastender Wucht,
Stürzt es sie, stampft es sie, stößt es sie nieder . . .*)

*) Die drei hier abgedruckten Gedichte, die in ihrer herben, erdgeruchausstrahlenden Eigenart für sich selber sprechen, bilden eine charakteristische Probe für den neuen Zyklus von Gedichten, den Ernst

Digitized by Google

Aus Berliner Theatern.

Der neue Sudermann.

„Der gute Ruf" hat nur einen sehr temperierten Erfolg gehabt. Sudermann, lange genug als Dramatiker, vor allem im Technischen bedeutend, gebricht es in seinem neuesten Werke an jener derben Kraft der Muskel und Sehnen, die für die äußerliche Bühnenwirkung bestimmend ist. Auch Sudermann ist ein Beweis dafür, wie schnell sich ein rein bühnentechnisches Talent erschöpft und sich für die Dauer nicht zu behaupten pflegt.

Nunmehr außerstande, den Atem der Zuhörer durch bewußt kräftigen Bühneneffekt ins Stocken zu bringen, könnte Sudermann immer noch seine literarischen Qualitäten weiter entfalten und verfeinern. Seine einstige Stärke, eine poetische Idee derb und real anzupacken, scheint er nun auf einem verwickelteren und spezielleren Gebiet versuchen zu wollen. Sein Fatum ist jedoch, im Gewebe von komplizierteren Begebenheiten an Klarheit zu verlieren. Das wäre an und für sich nicht so schlimm, wenn uns Sudermann wenigstens durch besonders fein gezeichnete Details trösten könnte. Auch Schnitzler verfällt in seinen letzten Dramen in den Fehler, zu viel Seitensprünge zu machen. „Das weite Land" ist die viel zu vielseitige Charakteristik eines Wiener Gesellschaftszirkels ohne einen kernigen Mittelpunkt. Und „Professor Bernhardi", in dem gewisse Ideen deutlicher zur Geltung kommen, lenkt uns noch viel zu oft vom Grundgedanken ab. Aber bei Schnitzler bietet die treffliche Milieuschilderung und die sinnvolle Aphoristik reichlichen Ersatz.

Sudermann kann und darf sich nicht in Episoden verlieren, und auch die Aphorismen, mit denen er ab und zu gern hervorrückt, sind nicht weit her. Er ist, wie wenige, darauf angewiesen, auf die technische Proportion zu achten, denn sobald er sich zerstückelt, geht seine beste Fähigkeit in die Brüche.

„Dem guten Ruf" liegt eine Handlung zugrunde, die sich in ihrer Verworrenheit nicht leicht erzählen läßt. Aus dem Chaos von Andeutungen und Ereignissen ragen zwei Frauengestalten empor, Freundinnen und Rivalinnen zugleich; die eine „Kommerzienrätin", die andere „Baronin", beide unglücklich verheiratet, beide leidenschaftliche Naturen und beide in jene Genußsucht verfallen, der wir in großstädtischen Finanzkreisen so häufig begegnen. Während sich aber die eine mit plumper Unbeholfenheit in sinnlichen Taumel stürzt, ist die andere von der Art jener koketten Frauen, die sich unter allen Umständen beherrschen können. Die Tendenz in das Stück bringt nun der Gatte der ersten, Geheimer Kommerzienrat Weißegger, der mit abscheulicher Rigorosität auf den guten geselligen Ruf seines prunkvoll etablierten Hauses achtet. Und nun will der böse Zufall, daß sich die im üblichen Sinne des Wortes „unschuldige" Baronin blamiert, indem sie sich für ihre Freundin opfert, wofür sie der Herr Kommerzienrat seines Heimes verweist. Schließlich fühlt sich aber der unglückselige Hüter seines guten Rufes, der in die Gefahr geriet, den Unrat seines eigenen Hauses nicht weiter verbergen zu können, gezwungen, der Ausgestoßenen reuevoll Abbitte zu leisten.

Dieses Zittern um den guten Ruf, eine uralte Schwäche der „besseren Gesellschaft", die schon Calderon in seinem Drama „Der Arzt seiner Ehre" vom Standpunkte des ritterlich gesinnten Spaniers trefflich geschildert hat, könnte auch in diesem Milieu packend in den Vordergrund treten, wenn es der Dichter in erster Linie darauf abgesehen hätte. Wir würden uns gern damit abfinden, daß auch die Baronin von Tanna nicht ganz „unschuldig" in die Klemme geraten ist. Gewiß, für ihren Flirt lassen sich Milderungsgründe finden. Sie lebt an der Seite eines durch und durch verdorbenen Mannes, den sie verabscheut, und sie selbst gehört unter jene Frauen, die sich „von der alten Schule abgewandt haben, ohne sich in die neue hineinzufinden". Aber für jeden Fall schwört sie bewußt oder unbewußt jene Situationen herbei, denen sie zum Opfer fällt. Vielleicht wollte uns Sudermann be-

---

Lissauer, alles andere als ein Kriegslyriker im hergebrachten Sinne, ebenso wie seine bisherigen Gaben demnächst bei Eugen Diederichs in Jena herausbringen wird.

Digitized by Google

weisen, daß „der gute Ruf“ überhaupt eine Phrase ist, und daß es sich in der sogenannten guten Gesellschaft immer und immer nur um den Schein handelt. Aber diese Idee hätte klar und deutlich aus allen Szenen hervorleuchten müssen.

Leider tritt das Motiv des guten Rufes nur zeitweise, in ziemlich tendenziöser Form auf, und inzwischen jagen sich die verschiedensten Ereignisse, ohne jeden engeren Zusammenhang.

Unbedingt muß auch die Unreinheit des Stils auffallen, der bald in aphoristischem Größenwahn schwelgt und mit Oskar Wilde wetteifern möchte, bald wieder nach der schwülen, mit psychologischen Einfällen geschwängerten Luft von Henrik Ibsen strebt und auch naiv-sentimentale Szenen im Stile des Dumas fils nicht verachtet. Nur selten begegnen wir individuell gefärbten Szenen.

Nicht das erstemal führt uns Sudermann in die Geldaristokratie von Berlin W. Es ist nicht jedem vergönnt, in diesem Zirkel näher bekannt zu sein. Aber um die Charaktere eines Dichters zu beurteilen, brauchen wir ja gar nicht das Milieu zu kennen, dem jene entnommen sind. Ein plastischer Charakter ist zugleich ein lebensgetreuer. Aus Turgenjeffs Romanen erkennen wir mit Vergnügen den uns unbekannten russischen Adel, und aus Zolas Werken das französische Proletariat. Sudermann gedenkt aller Erbsünden der korrumpierten Lebewelt, laboriert mit Liebelei, Hasardspiel und Duell, doch von jener verderbten Luft, in der diese Laster gedeihen, ist wenig zu spüren. Selbst das größte Scheusal des Stückes, der Baron von Tanna, ist im Grunde genommen ein ganz harmloser Gesell, über den wir uns nicht sonderlich entrüsten können.

Der Photograph, der in seinem Berufe kaum als Künstler betrachtet wird, vermag dennoch einen gewissen künstlerischen Geschmack zum Ausdruck zu bringen, indem er seine Gruppen oder Landschaften in einen Mittelpunkt münden läßt, der den Charakter des Gesamtbildes in sich vereint. Aber auch diese „Einstellung“ fehlt im „Guten Ruf“. Vergebens suchen wir nach jenem leuchtenden Mittelpunkt, in dem Begebenheiten und Charaktere zusammenfließen. Und deshalb können wir uns nicht erwärmen.

Das „Deutsche Schauspielhaus“ war mit seinen stillosen Dekorationen dem Werke nicht behilflich. Die schauspielerischen Leistungen hielten sich kaum über den Durchschnitt, und nur das neueste Mitglied des Theaters, Elsa Galafrés aus Wien, brachte mit ihrem durchgeistertem Blick und ihrer natürlichen Anmut Farbe und Leben in die Aufführung.

Gustav Erényi.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Lavenne und Proz näherten sich Frau de Luseney, einer sehr bekannten Dame der Pariser Gesellschaft, die sich verpflichtet glaubte, schriftstellerisch tätig sein zu müssen. Ihr Wagen harrte am Ausgang; sie hatte ein Emphysem und konnte keine vier Schritte machen, ohne den Atem zu verlieren. Sie führte alle Dinge auf die Literatur zurück und sah das Leben vom Standpunkt der Bücher aus an, wie sie die Natur von Bildern aus beurteilte. Für sie war eine Landschaft nie etwas anderes als ein Corot, ein Daubigny, ein Cabat. Eine „Geschichte“ war der reine Zola, Daudet, Dumas fils und Maupassant. Sehr rot, atemlos klopfte sie mit dem Fächer auf Lavennes Arm und rief:

„Ist das nicht Oedipus, König Oedipus? Diese alten Mythen kehren immer zurück.“

Sie hielt Frau Aurora Winkelmatten fest, die ihre Amtsrobe abgelegt hatte und eine sehr elegante Straßentoilette trug. Das graue Kleid aus Seidenleinen hatte eine bauschige Taille mit Kimonoärmeln. Der Halsausschnitt war tief genug, um den hübschen Nacken zu zeigen. Der weiße, aufgeklappte Strohhut war mit Flügeln garniert.

„Ist es nicht Oedipus, Frau Winkelmatten? Ach, lieber Gott, daß eine solche Tragödie heute noch möglich ist!“

Die sonst immer vergnügte Advokatin lächelte dieses Mal nicht.

„Also Sie, die Sie doch zur Zunft gehören, halten ihn für schuldig?“

Digitized by Google

„Nein! Aber ich habe Angst um ihn. Was soll man tun, wenn man einen solchen Orkan gegen sich hat?“

Sie lehnte Frau de Luseneys Anerbieten, sie nach Paris zu fahren, ab und entfernte sich schnell. Sie hatte eine wunderhübsche Figur und einen graziösen Gang. Proz sah ihr einen Augenblick nach und sagte zu Frau de Luseney:

„Und wenn man sich vorstellt, daß die plädiert — welche Ernüchterung, finden Sie nicht?“

Als der Wagen der alten Dame endlich vorfuhr, schritten Herr und Frau d'Entraque über den Platz. Am Ausgang hatte die Bewegung der Menge sie nebeneinander gebracht. Aber sie sprachen kein Wort und vermieden sogar, sich anzusehen. Jeder suchte so schnell wie möglich eine andere Straßenseite zu gewinnen, um einen weiten Raum zwischen sich zu bringen. Ihr Benehmen überraschte Lavenne, fragend blickte er Proz an und murmelte:

„Sieh mal an!“

Proz verstand und gab ihm Auskunft.

„Ach, das geht seit langem so, man sprach sogar schon von Scheidung. Aber sie sind noch zusammen.“

„Was ist denn los?“

Der Maler antwortete mit ausweichender Bewegung. Wußte er es nicht, der sich doch etwas darauf zugute tat, alles zu wissen, oder war er zufälligerweise einmal diskret?

Wie das Publikum gingen auch die Geschworenen ohne viel zu sprechen von dannen. Durant, Butier und Oberst Ollomont, die sich hätten ablehnen lassen können, bedauerten jetzt, Geschworene zu sein, so schrecklich erschien ihnen ihr Amt bei diesem Prozesse. Alle überlegten sich, was sie zu Hause ihren Kindern von diesem Drama erzählen könnten, was sie auf die Fragen ihrer Frauen, ihrer Freunde antworten sollten. Was sollte man ihnen sagen? Sie wußten selbst nicht, was sie glauben sollten! Wie ungünstig sie diesen genialen Spekulanten, diesen Spieler und Verschwender auch anfangs beurteilt hatten, jetzt begannen sie von Zweifeln gequält zu werden.

Conthey und Souzier konnten den Zug 6 Uhr 25 benutzen. Während sie die hübsche Fahrt durch das hügelige Land machten, besprachen sie das eben Gehörte und gingen zu Fuß die gerade, lange Allee herauf, die vom Bahnhof in die alte Stadt führt. Ihre Diskussionen hatten eine andere Färbung angenommen. Sie hatten ihr Wissen aus den Zeitungen geschöpft, hatten unzählige Entstellungen und Unrichtigkeiten in sich aufgenommen und waren vollkommen davon überzeugt gewesen, daß ihre Meinung die allein richtige sein konnte. Jetzt begannen sie, unsicher zu werden. Jeder von ihnen kam dem andern entgegen. Souzier meinte, das Orakel Chaussy könne sich getäuscht haben, Conthey, daß es vielleicht recht gehabt habe. Souzier gab zu, daß seine Zeitungen ihm eine bestimmte Richtung gegeben und sein Urteil vielleicht falsch beeinflußt hatten. Conthey hatte zu den seinen jeden Glauben verloren. Wenn sie wenigstens mit diesen irrigen Informationen hätten aufräumen können, mit diesen verfrühten Kommentaren, diesem Wortschwall, der sich um die Untersuchung gehäuft hatte. Aber sie konnten es nicht. Die Presse hatte einen Schleier zwischen sie und die Wahrheit gezogen: die Sicherheit, mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Denken zu messen, war dahin. Als sie die Papierhandlung erreichten, waren die Abendzeitungen gerade eingetroffen. Nun wollten sie noch die Berichterstattung über die ersten Stunden der Sitzung lesen. War das, was sie da lasen, wirklich das, was sie eben im Gerichtssaal gehört hatten? Selbst die wenigen Worte, die einzelne Teile des Verhörs wörtlich wiedergaben, waren kaum wiederzuerkennen. Selbst das genau Wiedergegebene nahm im Berichte einen anderen Sinn an und klang anders.

Conthey rief:

„Wenn das nun mit der Untersuchung ebenso geht, mit den Interviews, mit allem?“

Und Souzier meinte:

„Ach, hätte man bis heute nicht davon sprechen hören! Wir würden frei in unserem Urteil sein. Unser Kopf ist wirr und wir haben eine schwarze Brille vor den Augen...“

Die Richter verließen etwas später das Gericht. Herr Rudrit und Herr Perron waren Nachbarn. Der eine wohnte Rue d'Angiviller und der andere Boulevard du Roi. Oft kehrten sie zusammen heim und gingen erst durch den Park, ihr Weg war fast immer derselbe: das nördliche Beet, die Allee des Marmousets oder des Trois-Fontaines, das Neptunbassin. Sie plauderten dabei gern von beruflichen Angelegenheiten. Heute sprachen sie zuerst vom Publikum. Herr Rudrit, der wenig Gesellschaften mitmachte, hatte nur eine Pariserin erkannt, Frau Languard, die Frau eines sehr bekannten Anwalts. Herr Perron nannte ihm einige Zuhörer und erzählte, was er von ihnen wußte. Dann fragte er:

„Wer saß denn auf der Tribüne neben Ihrer Frau Gemahlin? Eine sehr hübsche, blonde, elegante Dame. Sie mußte Ihre Frau kennen, denn sie plauderten miteinander.“

„Ihnen entgeht doch nichts,“ antwortete lachend Rudrit. „Es ist eine Schwedin, Baronin Kharv. Meine Frau lernte sie voriges Jahr

Digitized by Google

in Evian kennen. Sie ist Witwe und viel unterwegs. Wir dachten gar nicht mehr an sie, als sie mir schrieb und um ein Billett bat. Es ist erstaunlich, wie man sich bei solchen Gelegenheiten seiner Freunde erinnert. Sie haben doch so viele Bekanntschaften, wie machen Sie es in diesem Fall?"

„Ich verspreche alles und halte mein Wort, soweit es mir möglich ist. Aber es würde mir Vergnügen machen, mir eine Freundin wie die Baronin zu verpflichten."

„Sie können sie morgen kennen lernen, wenn Sie mit dem Präsidenten bei mir dinieren wollen. Sie wird entzückt sein, mit Ihnen plaudern zu können, die roten Talare interessieren sie sehr. Und mit Vergnügen sehe ich, daß es gegenseitig ist."

Sie kamen auf den Prozeß zurück und diskutierten über die Rechtsbeweisgründe, die sie veranlaßt hatten, die Anträge Brévines abzulehnen. Tatsächlich, man konnte nicht anders urteilen.

Und doch meinte Herr Rudrit, als sie sich trennten:

„Welch schrecklicher Vatermord, wenn es kein Zufall war, wenn Lermantes Bescheid gewußt hätte. Und wäre alles nur Zufall, welchem fürchterlichen Spiel des Schicksals sind wir ausgesetzt!"

Herr Motiers de Fraisse und Herr Rutor gingen nach dem Bahnhof am linken Ufer. Sie hatten verabredet, zusammen nach Hause zu fahren. Beide wohnten in der Nähe des Invalides. Ohne Talar und Barett glichen sie zwei gewöhnlichen Spaziergängern. Durch seine hohe Gestalt, sein stattliches Aussehen, seinen langen Bart, den Gehrock und Zylinder bewahrte der Präsident eine gewisse Feierlichkeit. Anders der Staatsanwalt. Der erinnerte in seinem braunen Anzug und mit seinem kleinen Strohhut durchaus nicht mehr an den Beamten, der soeben noch in seinen weiten Aermeln ein Arsenal von Gewissensbissen und Strafen beherbergt hatte. Sie waren beide sehr abgespannt und vermieden zuerst in stillschweigendem Einverständnis, auf die Ereignisse des Tages zurückzukommen. Die Dinge um sie herum lenkten sie ab. Beide stellten fest, daß Versailles durch die Menge elektrischer Bahnen, die dahinsausten, keine tote Stadt mehr wäre. Als sie dann die Avenue de Paris überschritten, standen sie still, um das Schloß zu betrachten. Seine Flügel, seine Pavillons, Dächer, Tore, Statuen gehen alle durcheinander, und weder der Charakter noch die Schönheit lassen sich heraus erkennen. Sie sprachen von der Zeit, wo hier Karossen, Sänften, gestickte Röcke, glänzende Uniformen auf demselben Platze wimmelten, da in diesem Augenblick eine demokratische Droschke vorbeifuhr und ein Haufen Dammarbeiter entlang ging.

„Alles das ist vorbei," meinte der Präsident.

Als sie sich dem Bahnhof zuwendeten und Herr Rutor zur Rathausuhr emporsah, sagte er:

„Ich glaube, wir haben den Zug versäumt."

Er sah im Kursbuch nach. Es stimmte. Der nächste Zug fuhr in einer Viertelstunde. Um die Zeit hinzubringen, gingen sie um den Platz herum und atmeten die schon frischer werdende Luft tief ein. Sie näherten sich dem Gitter und tauschten einige Bemerkungen über die Architektur aus, die nach dem Geschmack des Präsidenten zu viel römischen Stil zeigte. Sie blickten in den Hof hinein und eilten dann nach dem Bahnhof. Als sie den Zug entlang gingen, erkannten sie in einem Abteil die Kinder von Lermantes. Herr Rutor murmelte:

„Die armen Dinger!"

„Die Justiz ist ein großes Geheimnis," antwortete der Präsident. „Die Unschuldigen werden mit den Schuldigen bestraft."

„Weshalb?"

Die Frage blieb unbeantwortet. Vielleicht fühlten beide, daß man sie nicht beantworten könne. Oder sie schreckten vor der Schlußfolgerung zurück, die ihnen durch den Geist zog: Wenn die Unschuldigen mit den Schuldigen bestraft werden, manchmal für sie oder mehr als sie, so hieß das, daß die Gerechtigkeit nicht existierte, oder daß sie blind war wie auf jenen Standbildern alter Meister, die die Göttin mit einem Schwert in der Hand und einer Binde vor den Augen darstellten...

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

„Die Güldenkammer". Herausgeber: S. D. Gallwitz, G. F. Hartlaub, H. Smidt Verlag Kaffeehag, Bremen.

In den Reihen der Revuen von selbständiger geistiger Physiognomie hat sich die im dritten Jahrgang erscheinende Monatsschrift „Die Güldenkammer" eine beachtenswerte Stelle errungen. Wenn diese Monatsschrift, die außer Beiträgen zu allen Fragen des politischen und wirtschaftlichen Lebens noch Literatur-, Kunst- und Kulturaufsätze bringt, auch kein genau formulierbares Programm an der Stirn geschrieben trägt, so hat sich doch mit der Zeit durch die Auslese ihrer ständigen Mitarbeiter ein Gepräge

Digitized by Google

an ihr herausgebildet, das man in Temperament und Haltung als norddeutsch bezeichnen möchte. Dieses Gepräge stellt sie in einen gewissen Gegensatz zu dem dezentralisierenden Geist unserer Berliner Blätter, auch in Gegensatz zu speziell süddeutscher Art, der sie übrigens, wie das typisch ist für norddeutsches Wesen, starke Sympathien entgegenzubringen scheint. Die „Güldenkammer" gibt in ihren Spalten vortrefflichen Namen das Wort. Wir erwähnen aus dem reichen Inhalt des vorliegenden Januarheftes Beiträge von Albrecht Wirth, Carl Hagemann, J. J. Hegner, Rudolf Borchardt, Otto Flake, Bremensis u. a. m. Daneben als interessantes Kunst- und Menschheitsdokument die Briefe und Tagebuchblätter der junggestorbenen Malerin Paula Becker-Modersohn, der Frau des bekannten Worpsweder Malers Otto Modersohn.

Reichtum

ist Macht, aber Schönheit noch mehr, letztere verleiht ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pf. Ferner macht der

Cream „Dada" (Lilienmilch-Cream)

rote und spröde Haut in einer Nacht weiß u. sammetweich. Tube 50 Pf.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Fiedler-Farben

Feine Künstler-Oel- u. Gouache-Tempera-Farben

In grossen Füllungen: Feine Münchener Studien- u. Skizzen-Farben Akademie-Tempera u. dekorative Kunst

Erfüllen d. Anforderungen d. mod. Malerei: Pigmentreichtum / Modellierfähigkeit / Reiches Oberflächenlicht bei den Deckfarben Von Münchener Künstlern bevorzugt! Seit Jahren erprobt und im Gebrauch!

Wegen Proben wende man sich unter Bezugnahme auf diese Anzeige an die

Münchener Künstlerfarben-Fabrik Dr. Karl Fiedler und Ilgenstein

Prüfen Sie unbedingt Biiz Nährsalz-Cacao

damit Sie die **Vorzüglichkeit** dieses gesündesten und wohlschmeckendsten. **Obst**nährsalze enthaltenden Cacaos kennen lernen. Sehr wohltuend bei **Blutarmut, Nervosität,** bei allen **Schwächezuständen** und **chronischen Leiden.** Besonders wertvoll bei **Kindern,** die in der **Ernährung** und **Entwicklung zurückgeblieben** sind.

Ueberall zu haben, sonst durch die Fabrik

ILTZ & KLUDT, Dresden.

Ägeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Hake, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Sistach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Carl G. Lucht G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 4 | Berlin, den 25. Januar 1913. | 42. Jahrgang Band 83.

Kunst und König.

Von

Heinrich Ilgenstein.

In Berlin gab es eine vielbeachtete Ausstellung von mehr oder minder reizvollen künstlerischen Entwürfen für das neue Königliche Opernhaus der Reichshauptstadt. Und ob die schließlich ausschlaggebende Entscheidung des Kaisers nun so oder so ausfällt, eins ist sicher: den weitaus größten Teil der in die Millionen gehenden Kosten wird weniger der Monarch als das Volk zu tragen haben. Darüber wäre an sich nichts zu sagen. Die Kunst ist ein so wichtiger Bestandteil des Volkslebens, daß das Volk, das für die Kunst kein Opfer brächte, sich selbst am schwersten schädigte. Und nicht wahr? Es ist doch eine schöne Sache. Das Volk stellt jedes Jahr immer neue Hunderttausende bereit, und dann kommt der König, gibt aus seinen Privatmitteln noch einiges hinzu, und so entstehen dann gewiß ideale Kunsttempel, die jenseits des Ewig-Geschäftlichen im Unterschiede zu den Privatunternehmungen mit schönem Idealismus geleitet werden können.

So könnte und so sollte es sein. In Dresden und in Stuttgart gibt es allerdings Hoftheater, die auch so etwas wie Nationaltheater sind. Also Theater, die sich durch die vom Volk bereitgestellten Mittel verpflichtet fühlen, in einwandsfreier Weise der Kunst zu dienen. Wie es aber mit den preußischen Hoftheatern aussieht, das zeigt ein Blick auf die beiden Königlichen Bühnen zu Berlin. Das Königliche Opernhaus schaltet sowieso aus. Es ist, was die Eintrittspreise angeht, immer mehr ein Institut geworden, das lediglich für die Reichsten und Allerreichsten des Landes da ist. Das Volk zahlt, aber wozu? Nicht, damit sich die Hoftheaterleitung verpflichtet fühlt, wenigstens ein paar Abende in der langen Wintersaison das Haus auch den Minderbemittelten zu volkstümlichen Preisen zugänglich zu machen. Wozu? Damit die Kapitalisten, denen es wahrlich nicht darauf ankäme, auch noch mehr zu zahlen, bei ihrem Opernvergnügen doch noch einen gewissen Rabatt genießen. Und wenn das Volk schon nichts von seinem Opfer hat, wird wenigstens die Kunst in besserer Weise gefördert, als an den Privattheatern, die nicht den Säckel der Allgemeinheit belasten? Nein, und dreimal nein. Steht ein neuer Komponist auf, so findet er an dieser Stätte sicher erst dann Förderung, wenn ihn (siehe Richard Strauß) seine Erfolge außerhalb Berlins der zeitfremden Berliner Intendantur sozusagen aufdrängen. Und das Berliner Königliche Schauspielhaus? Dies größtenteils von Volksmitteln erbaute Theater, das wie kein anderes die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hätte, sich neben der Pflege der Klassiker in den Dienst der künstlerisch ernst zu nehmenden Zeitgenossen zu stellen, wie steht's mit ihm? Man wird bald das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum Wilhelms II. feiern. Aber was sein Schauspielhaus in diesen fünfundzwanzig Jahren geleistet hat, ist trostlose Oede. Der einzige deutsche Dramatiker, der von der Berliner Königlichen Bühne in dieser langen Zeit aus eigener Initiative entdeckt ward, heißt Joseph Lauff, der unerreichte Spezialist für Hohenzollernsche Familienfestspiele. Hin und wieder mit mindestens zehnjähriger Verspätung die süßsaure Konzession einer Gelegenheitsaufführung von Ibsen oder Hauptmann. Im übrigen beschränkt sich die Förderung der lebenden Dichtergeneration auf die Pflege von Poeten, deren überragendes Haupt Oskar Blumenthal ist; eines Mannes,

Digitized by Google

der, bei allem Respekt vor seinen lustigen Sächelchen, es wohl selbst nie erwartet hat, daß seine Werke noch sozusagen mit nationalem Zuschuß aufgeführt werden.

Woher dies zum Himmel schreiende Kunstelend und dies starre, zeitfeindliche Beiseitestehen der preußischen Hoftheater von heute kommen, liegt klar am Tage. Wilhelm II. hat für das künstlerische Sehnen der Zeit, wie es sich in seinen paar wirklichen Dichtern widerspiegelt, nichts übrig. Und das weiß der Intendant. Er weiß, in diesen Musentempeln gibt es nur eine künstlerische Richtschnur, den höchst persönlichen Geschmack seines Herrn. Und das weiß auch Herr Dr. Paul Lindau, der einst so demokratisch Gesonnene, der als später Hofmann nun vergeblich nach „hoffähigen" Dichtern ausschaut. Deshalb schalten für das Kunstleben der deutschen Gegenwart ausgesucht die Theater aus, die einst zum wesentlichen Teile aus den Mitteln des Volkes entstanden und noch heute die Beihilfe des Volkes — auch bei der Erhöhung der Zivilliste ward erst vor wenigen Jahren der Posten „Königliche Theater" dem Volke mit jährlich einer Million angekreidet — in Anspruch nehmen.

Sollen wir mit dem Könige hadern? Nein. Geschmack ist Privatsache. Die ganze Welt sieht in diesem Jahr auf Gerhart Hauptmann, und wenn es auch grotesk erscheint, daß das ganze deutsche Volk diesen Dichter schätzt und liebt, der König aber seinen Joseph Lauff bedeutend höher schätzt, es ist noch immer Privatsache. Wilhelm II. wird es nie verstehen, daß die Schweden nicht Joseph Lauff, den Verfasser des Spektakulums „Der große König", das doch nun schon so lange das Hauptrepertoirestück des Berliner Königlichen Schauspielhauses ist, lieber mit dem Nobelpreis beehrten. Aber auch dies ist Wilhelms II. durchaus eigene Angelegenheit. Seine eigene Angelegenheit, wie die Königlich Preußische Kunst überhaupt.

Die Frage ist: Nationaltheater oder Hoftheater. Wilhelm II. hat sich mit einer Deutlichkeit, die in ihrer fünfundzwanzigjährigen ausschließlich höfischen Kunstpflege nichts zu wünschen übrig läßt, für das Hoftheater par excellence entschieden. Wo sind die preußischen Parlamentarier, die endlich erklären, daß unter diesen Umständen jeder Volksgroschen verloren ist. Wo ist der preußische Freisinnsmann, der dem Minister sagt: Wenn der König für seine rein persönliche Geschmackspflege neuer, kostbarerer Häuser bedarf, so kann und mag der gekrönte Gegner aller nichthöfischen Kunst sich als konsequenter Denker nicht an das Volk, sondern ausschließlich an seine Privatschatulle halten.

Monismus und Dualismus.

Von

Walter Stroem.

Die Gegner des Monismus jubeln neuerdings, daß diese Lehre von ihnen mit Leichtigkeit widerlegt sei, daß sie ihre Rolle als neue Weltanschauung und Religion ausgespielt habe. Diese Männer übersehen, daß sie nur eine einzige, bestimmte Art dieses Monismus bekämpfen, bedenken aber nicht, daß er in seinem innersten Wesen, nämlich als Zusammenfassung aller Gegensätze der Welt in einer höheren Einheit, selbstverständlich und damit unwiderlegbar ist. Wenn es ihnen aber gelungen ist, die Unzulänglichkeit einer bestimmten philosophischen Form, und zwar des naturwissenschaftlichen Monismus Haeckels in vielen Punkten zu erweisen, so besagt das weiter nichts, als daß alle heutigen Lehren, die sich als Monismus ausgeben, nur Versuche sind, zu ihm zu gelangen. Es ist daher unsinnig, zu behaupten, den Monismus an sich widerlegt zu haben, vollständig mit ihm fertig zu sein, wenn einem vielleicht die Beweisführung einer seiner Arten nicht recht einleuchtend erscheint. Das hieße blind sein gegen die tiefsten Bestrebungen unseres Jahrhunderts und so das Kind mit dem Bade ausschütten.

Denn wenn es auch im Interesse der Sache bedauerlich ist, daß diese monistische Lehre im Kreise ihrer Vertreter noch durchaus jener Einheit entbehrt, die sie als Urgrund alles Seins zu finden sucht, so ist diese Zersplitte-

Digitized by Google

rung doch nicht unverständlich. Sie ist, im Gegenteil, vollauf bedingt durch die kulturgeschichtliche Entwicklung und durch die Gegensätze, in die jedes denkende Wesen das einheitliche All zerlegt.

„Aller Fortschritt der Wissenschaft vollzieht sich in der immer feineren Unterscheidung bisher für einfach gehaltener Begriffe und der Wiederaufhebung dieser Unterschiede als Momente in einem höheren, umfassenderen Begriff, d. h. in der immer wieder erneuten Analyse und Synthese."

Die Welt und das Leben erscheinen als unmittelbare Anschauung zunächst durchaus einheitlich. Der betrachtende Mensch nimmt im ersten Augenblicke keine Unterschiede wahr, sondern erfaßt das Erschaute, z. B. eine Landschaft oder ein Erlebnis, zuerst nur als eine in sich geschlossene Einheit.

Und in diese einheitliche Wirklichkeit zieht dann der denkende Menschengeist gliedernde Linien; er spaltet das Dasein, um es besser fassen, erkennen zu können, indem er es — im aktiven Sinne des Wortes — mit seinen Werkzeugen, den Anschauungsformen, begreift und damit in einzelne Teile zerlegt. Die einheitliche Wirklichkeit löst sich durch das analytische Denken auf in eine Welt von Unterschieden und Gegensätzen.

Dann werden die einzelnen Teile geordnet, begrifflich zusammengefaßt: das einst in der Anschauung unmittelbar einheitliche Sein wird mittelbar — im Bewußtsein — rekonstruiert. Alle Gegensätze verbinden sich durch die synthetische Denktätigkeit des Menschen zu Attributen einer höheren Einheit.

So wurzeln also die beiden einander so entgegengesetzten Weltbetrachtungsweisen des Dualismus und Monismus im innersten Wesen der menschlichen Vernunft und sind sowohl in Reihenfolge als auch Kausalzusammenhang durch ihre Grundtätigkeiten bedingt. „Auf dem abstrakten Festhalten an den Ergebnissen der Analyse beruht der Dualismus im berechtigten Sinne des Wortes, auf ihrer Herabsetzung zu Momenten einer höheren Einheit beruht das Wesen des Monismus."

Beide Faktoren der Vernunft betätigen sich überall, wo menschlicher Geist nach Erkenntnis strebt. — So beim Naturwissenschaftler, der z. B. eine Pflanze bestimmt, indem er sie analysiert, d. h. sie in die einzelnen Teile zerlegt, diese untersucht und dann daraus in synthetischer Zusammenfassung den Klassenwert, die Rangstufe ihrer Wesenseinheit, ermittelt. — Aehnlich verfährt der Kunstkritiker, der ein Werk nur dadurch richtig zu werten vermag, daß er seine Teile einzeln, von verschiedenen Gesichtspunkten aus, beurteilt. — Und so auch der Künstler selbst, z. B. ein Dichter, der die einheitliche Landschaft, die ihm vor Augen schwebt, schildert, indem er den Leser an den Gruppen einzeln vorüberführt und es dann seinem schaffenden Geiste überläßt, diese Teildarstellungen synthetisch zu einem Gesamteindruck zu verschmelzen.

Der Weg zum Bewußtseinsmonismus führt also über den Dualismus, und dieser ist das Ergebnis der analytischen Tätigkeit des menschlichen Denkens. Von besonderer philosophischer Bedeutung sind vor allem drei paar Gegensätze, aus denen alle anderen sich ableiten lassen.

Der erste Schnitt spaltet die Wirklichkeit in zwei scharf getrennte Sphären: die Außenwelt und das Einzelindividuum, so daß es wie ein feindlicher Widerspruch klingt: Welt und Ich!

Diese Linie, durch die der Mensch sich als Einzelwesen von der Vielheit der Erscheinungen um sich her absondert, ist die Voraussetzung zu jeglicher Erfassung der Wirklichkeit. Ein jedes Kind weiß nicht eher etwas von seiner Umwelt und besitzt auch nicht eher ein ausgebildetes Ichbewußtsein, bis es diese Trennung zwischen sich und allem übrigen vollzogen hat. Die geistige Begriffs- und Bewußtseinsentwicklung setzt erst ein, wenn das Kind gemerkt hat, daß den Bildern in seinem Köpfchen gewisse Dinge der Außenwelt entsprechen.

Und zu diesen Dingen der Umwelt gehört dann auch der menschliche Körper, da er ebenfalls zu einer Vorstellung des Denkens werden kann. Der erste Gegensatz zwischen Welt und Ich führt also hin zu einer Linie, die die Vorstellungen der Dinge von den Dingen selbst

Digitized by Google

trennt. So ergibt sich der zweite tiefgreifende Gegensatz, der die Wirklichkeit spaltet in Sein und Bewußtsein oder Dinge und Gedanken.

Durch Projizierung dieser Gegenüberstellung von räumlich ausgedehnten und denkenden Wesen auf den ersten Gegensatz von Welt und Ich erhält man die dritte Linie, die sowohl in der Umwelt als auch im Ich wieder trennend wirkt, und zwar die Außenwelt in Materie und Geist, das Individuum in Körper und Seele zerlegt.

Diese drei Grundgegensätze im All: Objekt-Subjekt, Sein-Bewußtsein, Materie-Geist schließen alle jene Probleme in sich, deren befriedigende Lösung von jeher das Streben der Philosophen aller Zeiten und aller Völker gewesen ist. Hier entspringt die jetzt von der Mathematik wieder so arg umstrittene Behauptung von der Unendlichkeit und Ewigkeit der Welt in Raum und Zeit, hier wurzeln die beiden entgegengesetzten Auffassungen des Materialismus (Demokrit, Lange) und Spiritualismus (Leibniz, Berkeley), und hier mündet auch die wichtige Frage des Zusammenhanges von Sein und Nichtsein, Leben und Tod, eine Frage, die ja gerade in der Gegenwart lebhafter als wohl je zuvor gestellt wird, da die denkende Menschheit nach den letzten Resultaten der Wissenschaft durchaus nicht mehr mit der Antwort zufrieden ist, die das Christentum vor nun schon fast zweitausend Jahren dafür gefunden.

Zu diesen Grundgegensätzen gesellen sich nun noch manche andere Unterschiede, die sich bei näherer Beobachtung der realen Wirklichkeit, der Materie, bezüglich des Körpers ergeben.

So führt z. B. die Analyse der Bewegung, die an allen Dingen wahrgenommen wird, zu dem Gegensatz des Bewegenden und des Bewegten, der Kraft und des Stoffes.

Und die Kraft zerlegt sich wieder in anziehende und abstoßende mechanische Kräfte, ähnlich dem Gefühlsgegensatz von Liebe und Haß.

Moderne Naturforscher und Philosophen gehen dann noch weiter. Sie nehmen über dem einfachen Mechanismus der Bewegung der Dinge, die durch die anziehenden und abstoßenden Kräfte bewirkt wird, noch höhere, organisierende Kräfte an, die sich als Richtung gebende, von den Bewegung erzeugenden Kräften unterscheiden. Diese Richtkräfte oder Gestaltungsdominanten sollen die Rätsel des Lebens im Organismus erklären. Mit ihrer Annahme entsteht also der neue Gegensatz von leblos und lebendig, oder philosophisch ausgedrückt, von Mechanismus und Vitalismus.

Weiter nimmt der Mechanismus zur Erklärung der Gesetzmäßigkeit im Naturgeschehen an, daß alles, was irgendwie geschieht, durch vorhergehende Ereignisse bewirkt sei, er basiert auf dem erkenntnistheoretischen Prinzip von Ursache und Wirkung. — Der Vitalismus aber nimmt an, daß ein Naturgesetz nichts weiter als das Streben nach einem gewissen Ziele besage. Alles Geschehen sei Mittel zu einem höheren Zweck. Er stützt sich also auf das metaphysische Zweckprinzip. Die Unterschiede zwischen dem Mechanismus und Vitalismus münden also letzten Endes in dem wichtigen Gegensatz von Ursächlichkeit und Zielstrebigkeit, der gerade von den Verteidigern des Dualismus am schärfsten betont und gern gegen den Monismus ausgespielt wird, da die dazu herangezogenen Beweise sehr einleuchtend erscheinen und wegen ihrer metaphysischen Begründung schwer widerlegbar sind. Verfechter alter Systeme haben sich schon immer vor hellen und klaren Gründen gedrückt und sind darum mit ihren Thesen ins Reich des Glaubens und der Wunder geflüchtet, bis dann die Erkenntnis endlich doch ihren Einzug in die Massen hielt und sie verdrängte.

Und so muß es auch in diesem Kampfe zwischen Dualismus und Manismus kommen. Der letztere wird den ersteren als Grundauffassung in Wissenschaft, Moral und Religion ablösen, und zwar nach jener Notwendigkeit, nach der im denkenden Geiste auf die Analyse die Synthese folgt.

Und wie das eine nicht ohne das andere zu denken ist, so ist auch der Dualismus der Welt als Produkt der menschlichen Vernunft gerechtfertigt, doch keinesfalls als absolute und letzte Wahrheit erwiesen. Er ist vielmehr weiter nichts als die Uebergangsstufe von der unbe-

Digitized by Google

wußten Weltanschauung hin zu bewußter Welterkenntnis. Und damit sinkt sein absoluter Wert.

Denn alle Unterscheidungen sind nur Konstruktionen des menschlichen Geistes als Mittel zur Erfassung der einheitlichen Wirklichkeit. Die eine ist das unvermeidliche Korrelat der anderen: Es gibt eben kein Ichbewußtsein ohne die Außenwelt, keine Gedanken ohne Dinge, keinen Geist ohne Materie, keine Kraft ohne Stoff und umgekehrt; sondern das Bewußtsein ist eben das Bewußtsein vom Sein, das Denken ... das Denken der Dinge, der Geist ... der Geist der Materie, die Kraft ... die Kraft des Stoffes, und auch wieder umgekehrt.

Alle diese Beziehungen sind also aufzufassen als notwendige Attribute einer höheren Bewußtseins-Einheit der Welt. Und für den denkenden Geist besteht nun die Aufgabe, diese Einheit aus der Vielheit der Gegensätze abzuleiten, auf die Analyse die Synthese folgen zu lassen, den Dualismus zum Monismus fortzuführen. Die ganze Entwicklung der Philosophie ist im letzten Grunde ein sich immer wiederholender Versuch, diese Aufgabe zu lösen, obgleich bis jetzt kaum ein einwandfreies Resultat vorliegt. Gerade in unseren Tagen ist die Sehnsucht nach einheitlicher Welterkenntnis wieder aufs lebhafteste in der Menschheit erwacht und hat schon manche neue Lösungsversuche gezeitigt. Doch erst die Zukunft wird entscheiden, ob einer von ihnen mächtig genug ist, um endlich all die dualistischen Kulturfaktoren vergangener Jahrhunderte, an der das gesamte gesellschaftliche Dasein der Gegenwart krankt, in Trümmer zu schlagen.

Die Salons.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Die Gurlittsche Hofkunsthandlung hat einen höfischen Gedanken zum Thema ihrer Januar-Ausstellung gemacht. „Das fünfundzwanzigste Jahr der Regierung Kaiser Wilhelms des Zweiten gibt mir den Anlaß, den Besuchern meines Kunstsalons den größten und wichtigsten Teil jener Künstler, die im Laufe dieser fünfundzwanzig Jahre (1888 bis 1913) zur Ausstellung gelangten, in ausgewählten Bildern gesammelt zu zeigen.“ Der preußische Adler fliegt im Strahlennimbus auf dem Titelblatt des Kataloges. Während des Jubiläumsjahres wird der Kaiser ja noch ungezählte Male zu Ausstellungen in Beziehung gesetzt und, ob er will oder nicht, mit Verdiensten bekleidet werden. Ueber „Kaiser und Kunst“ indessen sollte man nur im Notfalle sprechen, zumal darüber beinahe einstimmiges Urteil herrscht. Die Regierung Wilhelms II. und bestimmte Gurlittsche Ausstellungen nun sind einfach gleichzeitig gewesen, weiter nichts. Aus anderen Gründen aber sei der Kunsthandlung für das, was sie gegenwärtig bietet, gedankt. Es ist uns nämlich von wahrem Interesse, im Durchblättern des schmucken Kataloges zu erfahren, welchen Künstlern dieser Salon zur Premiere in Berlin verholfen hat. Bis jetzt hat es einer dem andern erzählt, daß Cassirer uns die Franzosen gebracht hätte. Nun stellt Gurlitt in bescheidenen Notizen fest, daß er erste Berliner Ausstellungen oder doch erste Sonderausstellungen von Monet, Sisley, Pissarro und Renoir im Jahre 1893 und von Géricault 1907 veranstaltet habe. Leider ist keiner von diesen und anderen bekannten Franzosen (Corot, Couture, Courbet, Boudin, Fantin-Latour, Guigou, Renoir) heute dort sehr gut vertreten; das beste ist noch Renoirs weltbekanntes Modell als Balayeuse, und aus einem Blumenstück von 1860 kann einer lernen, wie sehr Fantin-Latour die Farbe liebte, ehe er zu den zitternden nebligen Tönen überging, durch die er berühmt geworden ist. Zwei Corots aber, einen frühen und einen späten, einen farbigen und einen tonigen, müßte ein Aussteller, der sein Publikum anzuregen sich bemüht, auf jeden Fall nebeneinander hängen und nicht durch Säle trennen. Einige Jahre, ehe er die genannten Franzosen uns vorstellte, hatte Gurlitt zwei Deutsche, die beide fast zu gleicher Zeit für die neue französische Malerei sich begeistert, aber rasch wieder auf sich selber sich besonnen hatten, in Berlin ein-

Digitized by Google

geführt, Hans Thoma (1888) und Wilhelm Leibl (1889). „Und für diese Besonderheiten der deutschen Entwicklung einzutreten, ist in all den Jahren das Hauptstreben des Kunstsalons gewesen," heißt es am Anfang des Katalogs. Leibl hat nachher noch acht, Thoma zehn Ausstellungen an eben jener Stelle gehabt. Das Jahr 1891 brachte Anders Zorn nach Berlin. An diese Tatsache soll uns ein Bild von 1895 erinnern, „Mutter und Kind, im Meere badend". Vor ein paar Jahren war ein Zornsches Aquarell desselben Inhalts unter dem Titel „Der erste Versuch" in der Sezession. Das Aquarell war viel sicherer und frischer; dieses Oelbild sieht dagegen wie eine Kopie von anderer, schlechterer Hand aus. Daß Walter Crane und Brangwyn sich 1894 bei Gurlitt zeigen konnten, mag wohl mit dem gesteigerten Interesse zusammenhängen, das man der zeitgenössischen englischen Malerei seit der Schotten-Ausstellung von 1892 entgegenbrachte. 1894 wurde man auch hier zum erstenmal mit der Kunst des Frankfurter Malers Viktor Müller näher bekannt gemacht, dreiundzwanzig Jahre nach dessen Tod. Aber es gelang noch nicht, ihn zu lancieren. Erst mußte die Jahrhundert-Ausstellung von 1906 zeigen, in welche Umgebung er zu setzen sei, und, als er eingeordnet werden konnte, hat man ihn zuversichtlich aufgenommen. Die Kunsthandlung mag mit Stolz an ihren ritterlichen Versuch von 1894 zurückdenken. Zwei der neuesten, die mittlerweile zu Cassirer abgewandert sind, sind 1895 gleichfalls durch den Salon Gurlitt in Berlin eingetreten, Corinth und Slevogt. Eine Slevogtsche Parklandschaft von 1909 überstrahlt nun fast alles, was gegenwärtig dort ausgestellt ist. Es ist unmöglich, daß die Ueberfülle der Kraft, welche aus diesem Bilde spricht, heute schon versiegt sei; wir wollen nicht daran glauben, obschon der Künstler seit einem Jahre uns wenig oder nichts mehr vorgewiesen hat; vielleicht liegt er heute nur brach und sammelt alle Säfte zu kommender Saat und Ernte. Daß auch Hodler durch Gurlitt, und zwar im Jahre 1900 zu uns gebracht worden ist, wußten wir gar nicht mehr, weil der Schweizer inzwischen in allen Salons zu verkehren gelernt hat. Um solcher unbestreitbarer Verdienste willen sei es der Kunsthandlung nachgesehen, daß sie Jahr für Jahr in hartnäckiger Weise uns so viele Hagemeister usw. usw. zeigt. Für diese Bilder dürfte aber keinesfalls in einer Ausstellung ein Platz bereitet werden, wo die gewaltige Porträtskizze Gottfried Kellers von der Hand Arnold Boecklins hängt.

Im ersten Saal des Künstlerhauses steht noch der schwarze Flügel, der zur Ehre Paul Meyerheims bei der Eröffnung seiner Kollektivausstellung gespielt wurde. An den Wänden herum hängt alles, was auf bequeme Art aus Berliner Häusern herbeigeschafft werden konnte, darunter das Bild mit dem Ziegenhändler von 1863, das noch so viel von der Kunst Eduard Meyerheims, des Vaters, enthält. Allzuviel Federvieh ist mit der oberen Bilderreihe hereingekommen. Um den Siebzigjährigen zu feiern, hätte man nicht so viel Hennen mobil machen und so viel Dinge zweiten Ranges zusammenhängen sollen. Als im verflossenen Sommer die Bilderfolge „Aus dem Leben einer Lokomotive" in die Ausstellung am Lehrter Bahnhof gebracht wurde, da gab es viel Grund, sich zu freuen. Jetzt hat man unverständlicherweise uns viel Schönes vorenthalten, denn wenn man sich schon nicht sehr anstrengen wollte, so wäre einfach Meyerheims Atelier zu durchsuchen gewesen, um von den Wänden und aus den Mappen köstliche, wenig bekannte Bilder zu nehmen.

Paul Cassirer hat die Sammlung Reber-Barmen bei sich ausgestellt, und vieles ist damit wieder unter unsere Augen gekommen, was schon früher an eben dieser Stelle zu sehen war. Die neuen Franzosen, die dabei sind, brauche ich hier nicht mehr eigens abzuschätzen. Aber zu seltenen Vergleichen werden wir hier angeregt, denn alte Deutsche und Niederländer sind wahllos zwischen die Modernen gehängt. Und was erleben wir? Ein mittelguter Berckheyde geht zwischen Degas und van Gogh keineswegs zugrunde! Der „Meister von Meßkirch", den wir ein wenig geringschätzig behandeln, wenn wir von Dürer kommen, behauptet sich ohne Schwierigkeiten zwischen den Cézannes! „Ehrt eure alten

Digitized by Google

Meister, so pflegt ihr gute Geister!“ Haben wir uns wirklich nur zu Cézanne verführen lassen?

Fiorenza.

Von

Julius Bab.

Fiorenza, die szenische Dichtung von Thomas Mann, hat so viele, so deutliche, so ganz an der Oberfläche liegende Schwächen, daß es von einer gewissen geistigen Bescheidenheit zeigt, daß die große Ueberzahl der Berliner Kritiker bei der kürzlichen Aufführung des Werkes in den „Kammerspielen“ nichts anderes zu tun fand, als mit überlegener und vielfach höhnischer Miene diese auch von der Aufführung leider gar nicht verdeckten Schwächen „aufzudecken“. Aber eben so viel intellektuelle Bescheidenheit wie das Einheimsen so billiger Triumphe beweist, so viel gefühlsmäßige Unbescheidenheit beweist es, nichts als die Lust an einer theatralischen Blamage gegenüber einem Dichter zu empfinden, der als einer der künstlerisch reinsten und ernstesten Geister seit langem unter uns lebt, und der unserer Generation das bestimmt kulturell aufschlußreichste und wahrscheinlich künstlerisch lebensfähigste epische Gedicht geschenkt hat. Welch ein Schauspiel roher Undankbarkeit und ästhetischer Unvernunft, den Dichter der „Buddenbrooks“ plötzlich behandelt zu sehen wie einen ehrgeizigen und sehr ungeschickten Literaten, der seinem krähenhaften Nichts dadurch ein Ansehen geben möchte, daß er es mit den ausgerauften Pfauenfedern einer geschichtlich berühmten alten Kultur besteckt! Die Lehre, daß nur die Kritik der Liebe fruchtbar sei, ist mir zweifelhaft — denn wer die Lüge nicht hassen kann, besitzt keine echte Leidenschaft für die Wahrheit, und wer das angemaßte Dichtertum Sudermanns noch mit „Respekt“ zu behandeln vermag, dem ist die Kunst Hauptmanns nie eine Lebenssache gewesen. Aber in der Form müßte das Wort gelten, daß dem einmal erkannten Dichter gegenüber Vertrauen und Liebe nicht nur die fruchtbarste, sondern auch die einzig berechtigte Form der Kritik ist. Was ist das für eine Literatenvorstellung: Ein Künstler könne seine seelische Not, sein schaffendes Glück zeitweilig an den Nagel hängen und ein kokettes Nichts für den Markt zusammenkleben. Auch die mißlungenen Werke eines Dichters sind nur zu begreifen und zu deuten, wenn man den Punkt der seelischen Notwendigkeit, den schöpferischen Einsatzpunkt, sucht und sich von hier aus zu erkennen müht, wie die Linien der Kraft verliefen und an welchen Widerständen sie gebrochen sind.

Für Thomas Mann ist der Dichter nicht, wie der häufigere Sprachgebrauch es will, schlechthin ein Künstler; er ist als der Künstler des geistigsten Materials, des Wortes, ein Mittler zwischen der Welt froher sinnlicher Hingabe und dem grimmigen Ernst geistig richtender Gestaltung. Diese Unterscheidung mag theoretisch angreifbar sein, weil ja auch in jedem Künstler es schließlich geistig ringende Kräfte sind, die die Form angeben — wie wenig ist der heroische Lebenskampf eines Rembrandt von der Vorstellung eines „reinen Sinnenmenschen“ aus zu begreifen! Der Geist kann auch ohne Worte und Begriffe wirken. Aber jedenfalls ist die Thomas Mannsche Scheidung ein brauchbarer Ausdruck für den inneren Kampf, die Bewegung zwischen zwei Polen, in der jedes Dichterleben verläuft. Und da unsere ganze Zeit erschüttert ist von dem Kampf geistiger, ethischer, formgebender Instinkte, die sich durch die große, rauschvoll ästhetische Dämmerung des bloßen „Verstehens“ wieder ans Licht drängen, so ist diese seine persönlichste Erfahrung, deren mannigfaltige Variationen seine ganze Schöpfung erfüllen, zugleich eine Sache von allgemein menschlicher Bedeutung. — Das Symbol solch Ringens in historisch vorgeformten Konflikten zu suchen, wird nur der flache Naturalist, dessen Spielgeist den reinsinnbildlichen Wert aller Kunst nie begriffen hat, einem Dichter als Schwäche anrechnen wollen. Solch Symbol fand Thomas Mann in der Begegnung des Lorenzo de Medici, des heidnischen Renaissancefürsten, des großen Freundes der

Digitized by Google

Künste, des Herren aller sinnlichen Schönheit, mit dem Bußprediger Savanarola, der kein Reformator wie Luther, sondern ein reiner Reaktionär, ein leidenschaftlich großer Erneuerer der altchristlichen, rein geistigen, weltfeindlichen Idee war. — In dieser Begegnung fand Thomas Mann einen sehr deutlichen, vielleicht all zu deutlichen Ausdruck seines zentralen Erlebnisses.

Die Stärke der gegebenen Spannung verführte ihn zu dem Glauben, daß er hier die dramatische Form wählen könne. Ihre Deutlichkeit verführte ihn zu dem Glauben, daß der Konflikt konkret, unabsichtlich, nur aus einem ganz lebendigen Bilde des kulturellen historischen Milieus aufwachsen könne. Das Gleichzeitige dieser beiden Annahmen brachte seinem Werk die künstlerische Gefahr. Denn es ist nur des Epikers Recht, den Menschen aus seiner Welt herauswachsen zu lassen. Der Dramatiker, der seine Gestalten der sichtbaren Körperlichkeit des Schauspielers vermählen soll, muß die ganze Welt nur aus den Gestalten herauswachsen lassen. Es ist das ganze Geheimnis der dramatischen Form, daß alles Vorher und Nebenher im Vorwärtsgehen enthüllt werden muß. Und der Gedanke, einen Konflikt zwei Akte lang nur im Spiegelbild der Umgebung stärker und stärker aufleuchten zu lassen, bis er endlich im Schlußakt in den beiden Konfliktträgern leibhaftig vor uns hintritt, ist zwar ein durchaus künstlerischer, aber ein eminent undramatischer. Denn auf der Bühne lebt und wirbt nur die körperlich wandelnde Gestalt, und der Konflikt, der vor uns diskutiert, illustriert aber nicht ausgekämpft wird, führt zum philosophischen, nicht zum dramatischen Dialog. Weniger zu Gobineau als zu Plato scheinen mir diese Dialoge abzuirren. Die künstlerisch unglückliche Erfindung eines rein allegorischen Wesens, der großen Courtisane Fiore, die noch einmal Florenz und in Florenz den Ruhm und die Herrlichkeit der Welt verkörpert, und die in ihrer ganz entbehrlichen Bedeutsamkeit nie unserem Gefühl ein wirkliches Lebewesen wird, diese vom Dichter selbst kaum halb geglaubte Gestalt verstärkt die bedenkliche Wendung des Werkes vom Fühlbaren zum Begreiflichen, von der Kunst zur Theorie. All dies wächst aber, wie mir scheint, nur daraus, daß ein epischer Künstler bei seinem ersten Versuch das dramatische Handwerkszeug noch nicht beherrscht, und aus keinem anderen Grunde kommt das Ueberdeutliche, das Allzubewußte, das Selbstcharakteristische, das der sonst so diskrete Thomas Mann mancher Gestalt in den Mund legt. Selten begreift der Epiker, daß all das Leben außerhalb des Dialogs, das ihm seine Kunstform gestattet, im Dramatischen nie durch den Inhalt, sondern höchstens durch die Art der Rede ersetzt werden kann. Giovanni muß so sprechen, daß man fühlt, er weiß niemals, wann er spottet und wann er ernsthaft redet; aber er darf diese Selbsterkenntnis nicht zum besten geben. Und aus Savanarolas Worten muß ein persönlicher Machtwillen deutlich genug klingen, aber dieser Diener des reinen Geistes durfte um seinen Egoismus nicht einmal wissen, ohne sich im Kern zu zerstören.

Bei all diesen Uebelständen bleibt doch unverkennbar das Werk eines Dichters, dem es im Innersten Ernst ist um eine sehr wichtige Sache, und auch eines Bildners, der vielerlei vermag. Mit welcher launischen Grazie ist nicht der kleine raffinierte Epikuräer, der liebenswürdig skeptische siebzehnjährige Kardinal Giovanni Medici (hernach als Leo X. Herr der ganzen heidnischen Christenheit), gezeichnet, mit welch bitterem Humor ist nicht das plebejisch-kindische „Künstlervölkchen“ gesehen! (Daß dies ganze Milieu, bis auf ganz wenige Ausnahmen in den Kammerspielen, teils berlinisch, teils hoftheatralisch wirkte, ist nicht Thomas Manns Schuld.) Und wie stark wird nicht der Ton jenes Ruhmverlangens, das der unzertrennbare Begleiter jedes geistigen Machtwillens scheint, wenn Lorenzo seine Liebe zur Fiore mit solchen Worten ausströmen läßt: „Und eine, eine sah ich unter allen, Lorbeer im Haar und Lilien in der Hand. Und die Buffonen sangen mir in frechen Versen, du seiest Fiorenza, du — die Süße, Eine, der Ruhm, der Glanz, die Liebe und die Macht, das Ziel der Sehnsucht, du, die Blüte dieser Welt, und werdest mein sein ... Ich sah dich

Digitized by Google

an und eine Pein ergriff mein Herz, ein Weh, ein Trotz und eine tiefe Drangsal — wie nenn ich es? — nach dir! nach dir! dich haben, Weltenblume, schillernde Verführung, und an dir sterben!" (Daß solche lyrisch starken und geistig unentbehrlichen Stellen in der Aufführung der Kammerspiele fortblieben, ist wiederum nicht Thomas Manns Schuld.) Zu wirklich dichterischer Größe und an die Schwelle echt dramatischer Kunst führt dann aber die Begegnungsszene zwischen dem sterbenden Lorenzo und dem totbereiten Savonarola. (In den Kammerspielen erhielt nur der Lorenzo durch Paul Wegner ein lebendiges Gesicht, der überhaupt neben der mit vollem Recht rein dekorativ gehaltenen Fiore der Mary Dietrich in dieser unreinhardtschen Aufführung allein die Würde dieser Bühne vertrat.) — In diesem Dialog nämlich wächst aus dem Widerstreit dieser großen Gegner plötzlich etwas Neues heraus, etwas tief Gemeinsames, über aller Gegnerschaft: die Größe. Der Gewaltige der Sinnenwelt und der Mächtige des reinen Geistes, sie erkennen plötzlich, daß sie, die der Dämon aus Schwäche zur Macht berief, ein Tiefgemeinsames gegenüber den Alltäglichen, den Antrieblosen, den Folgsamen, den Bequemen besitzen. „Ruhe kennen die Vielen, die ohne Sendung sind, ihnen ist leicht." Und in der Weihe ihrer heiligen Ruhelosigkeit finden sich diese feindlichen Brüder. Wie sie sich im kaum bewußten Rausch des Verstehens schließlich die Worte vom Munde reißen und einen furchtbar prächtigen Zwiegesang vom Glück und von der Qual des Erwählten anstimmen, das ist von erschütternder Macht. Ich kenne nur eine ähnlich große Szene der modernen Literatur, die in völlig anderer Tonart die gleiche Melodie spielt; das ist in Bernard Shaws „Major Barbara" die Szene, da der mächtige Kanonenkönig, Barbaras Vater, und der Euripidesübersetzer und Dichter, der Liebhaber der Heilsarmee-Majorin, sich feindlich begegnen — und plötzlich eine tiefe Gemeinsamkeit erkennen müssen: Nur ein „Narr" kann Kanonen machen, kein „geistig normaler" Mann kann Euripides übersetzen, keine „geistig normale" Frau kann Seelen retten und verwandeln. „Was haben wir drei mit dem niedrigen Volk von Sklaven und Götzendienern zu schaffen!?" Es ist der gleiche Triumpf der schöpferischen Lebenskraft über all ihre äußeren Formen, der hier entzückt und der in Thomas Manns „Fiorenza" erschüttert.

Ich denke, mit einem Werke, das solche Momente bildet, bleibt die Ehre des echten Dichters unverloren. Und nicht einmal die Hoffnung auf einen Dramatiker wird durch dieses mißglückte Theaterstück begraben. Als der Epiker Heinrich Mann sich der Bühne zuwandte, war seine Hand theatralisch viel geschickter; aber der geistige Konflikt zersplitterte ihn in psychologische Raffinements. Thomas Manns erster Versuch hat die große dialektische Spannung, aus der ein sehr bedeutsames Drama wird entstehen können, wenn es dem Dichter gelingt, die Handwerksgebote der dramatischen Form zu erfassen. Nicht nur die Dankbarkeit für früher Gegebenes, auch der Respekt vor dem hier tatsächlich Gebotenen sollte genügen, um der „Fiorenza" Thomas Manns mit großer Achtung zu begegnen.

Wieland der Schmied.

Das „Deutsche Opernhaus" in Charlottenburg hat bisher von den alten Meistern gelebt. Die erste Novität, die es wagte, war „Wieland der Schmied" und der Autor, dem es seinen Riesenapparat zur Verfügung stellte, ein in weiten Kreisen unbekannter Mann: Kurt Hösel aus Dresden. Er ist nicht mehr jung und die Oper, die er gedichtet und komponiert hat, bedeutet seine Lebensarbeit. Man wird Herrn Direktor Georg Hartmann also Dank dafür wissen, daß er einem Komponisten das Wort gab, der schon manchen vergeblichen Versuch hinter sich hat, sein Werk an einer Bühne anzubringen. Man wird ihm gleichwohl nicht gratulieren können. Ja, wenn der Fleiß das ausschlaggebende Moment in der Kunst wäre! Dann würde Herr Kurt Hösel unter den Ersten seiner Zeit genannt werden. Er hat seinen „Wieland"

Digitized by Google

kaum erfunden, er hat ihn richtig ersessen. Aber der Fleiß allein tut es nicht. Und so wie man heute bereits das Riesenwerk August Bungerts vergessen hat, der die homerische Heldensage in vier abendfüllenden Musikdramen behandelte, so wird man auch über den verspäteten Nachzügler Richard Wagners sehr bald zur Tagesordnung übergehen. Der künstlerische Versuch, das musikdramatische Experiment Höfels verdient gleichwohl Interesse.

Richard Wagner hatte bekanntlich auch die Sage vom kunstreichen Schmied Wieland ins Auge gefaßt. Er hat sie auch nie aus dem Auge verloren, sondern später bewußt fallen gelassen. Warum, ist nie bekannt geworden. Was er über diesen Punkt der Fürstin Wittgenstein mitteilt, umschreibt die Sache mehr als daß sie dadurch geklärt würde. Berlioz und Liszt, Uhlig und Röckel hat er sein Szenarium vergeblich angeboten. Keiner wollte an den Stoff heran. Erst Kurt Höfel versuchte sich daran. Er griff die Anlage Wagners auf, vervollständigte sie, bog sie für seine Zwecke um und verfertigte unzählige Verse im Stabreim. Wer das Libretto liest, könnte meinen, es sei ein Jugendwerk von Wagner selber. Wer die Musik Höfels hört, kommt auf denselben Gedanken. Sie ist gar nicht von Höfel, sie ist von Wagner, ist undenkbar ohne Wagner. Kurt Höfel sagt nun: diese Aehnlichkeit, die fast nach Plagiat aussieht, sei beabsichtigt. Er habe den Stil Wagners in Ton und Wort kopieren wollen. Aber damit verbessert er die künstlerische Plattform nicht, auf die er sich begeben hat. Wenn wir Wagner hören wollen, gehen wir zu Wagner und nicht zu Kurt Höfel. Es besteht keine Notwendigkeit das Lebenswerk Wagners, das wahrlich reich genug ist, um eine Oper zu vermehren. Warum befriedigen nun diese zahlreichen gewollten und gewählten Reminiszenzen an Wagner den Hörer nicht? Warum stören, ja beleidigen sie ihn nur? Weil Höfel eine Kleinigkeit übersehen hat, die sich auf keine Weise mehr einbringen läßt: Wagners Geist und Persönlichkeit. Das scharfe Wort aus dem „Wallenstein" vom Räuspern und Spucken ist selten so am Platze als in einem Vergleich zwischen Höfel und Wagner. Alles Aeußere und Aeußerliche ist Höfel vortrefflich gelungen. Fehlt nur eines auf diesem Körper: Wagners Kopf. Die Namengebung der Personen (Schwanhilde, Neiding, Helferich) ist von Wagner, der Zauberring, die wabernde Lohe einer brennenden Hütte, die Bedeutung des Schwertes, der Treuschwur, der Verrat, die Heldenintrige, alles ist von Wagner, der Stabreim und die Auswahl der poetischen Beiworte ist von Wagner, die übermäßigen Quinten, die balladenhaften $^{6}/_{8}$- oder $^{12}/_{8}$-Takte, die Figuren der beiden Harfen, die Verwendung der Hörner, die dramatischen Akzente und liegenden halben Noten an idyllischen Stellen, alles ist von Wagner, nur der Geist, der das erdacht hat, ist von Kurt Höfel, ist unwagnerisch durch und durch. Selbst die glanzvolle Aufmachung des „Deutschen Opernhauses" konnte nicht über die Dürftigkeit der musikalischen Erfindung und über die Langeweile der Verwicklungen hinwegtäuschen. Selbst so ausgezeichnete Darsteller wie Emmy Zimmermann (Schwanhilde) und Carl Braun (Neiding) konnten den Heldenpuppen aus Höfels Werkstatt kein Leben einhauchen. Selbst der temperamentvolle Mörike konnte nur Fortissimo spielen lassen, wo Leidenschaft oder Inbrunst gemeint war. Noch unmittelbar nach der Generalprobe hat die Direktion dem entsetzten Autor große Partien gestrichen, um die Aufführung überhaupt zu ermöglichen. In der Generalprobe hatte der erste Akt noch länger als eineinhalb Stunden gedauert. Ich fürchte, das Publikum wird mit der Zeit noch radikaler vorgehen und das ganze Werk vom Repertoir streichen.

Paul Zschorlich.

Randbemerkungen.

Ein unverständliches Urteil.

Ein Urteil, über das alle einsichtigen Personen wieder einmal lebhaft den Kopf schütteln werden, ist dieser Tage von der Strafkammer in Hildesheim gefällt worden. Ein Urteil, das sich gegen einen Geheimen Kommerzienrat richtet und ungewöhnlich

Digitized by Google

mild ausgefallen ist. Der Geheime Kommerzienrat Theodor Pistorius hatte in den achtziger Jahren ein Bankgeschäft übernommen, das vor einiger Zeit pleite machte. Die zahlreichen trauernden Hinterbliebenen waren kleine Leute, vor allem Geschäftsleute auf dem Eichsfeld. Den katholischen Kreisen und dem Zentrum, das mit Pistorius enge Fühlung hatte, war dieser Zusammenbruch sehr unangenehm. Man versuchte alles, die Sache aus der Welt zu schaffen und das ruinierte Bankinstitut zu sanieren. Es wurde auch gegen eine Million Mark aufgebracht und ein Mann wie der Kardinal Kopp bewies eine echt christliche Gesinnung, indem er sein Guthaben bei Pistorius fahren ließ. Es waren 400 000 Mark. Die Unterbilanz betrug indessen fast drei Millionen Mark, so daß der Sanierungsversuch scheiterte. Die Gläubiger können zufrieden sein, wenn sie wenigstens 15 Prozent ihres Einsatzes retten. Es konnte auch nicht verhindert werden, daß der Geheime Kommerzienrat vor den Strafrichter kam, und ganz und gar nichts ließ sich dagegen tun, daß der Staatsanwalt gegen den Schützling des Zentrums ein Jahr Gefängnis beantragte. Die Vergehen gegen die Konkursordnung müssen also reichlich substantiiert gewesen sein. Aber gerichtliche Prozesse sind nun einmal ein Lotteriespiel und Herr Pistorius hatte Glück. Er zog das große Los mit 1000 Mark. Mehr wurde ihm nämlich nicht zudiktiert. Kein Gefängnis, nicht einmal Haft. Sondern mildernde Umstände. Diese mildernden Umstände sind es, auf denen der Blick des harmlosen Betrachters mit einigem Nachdruck verweilt. Der Geheime Kommerzienrat hatte sich nämlich vor seinen Richtern damit entschuldigt, daß er „zu wenig von geschäftlichen Einrichtungen verstehe" und deshalb alles seinen Prokuristen überlassen habe. Wenn ein Arzt bei einem chirurgischen Eingriff ein Versehen begeht, das den Tod des Patienten zur Folge hat, wenn ein Baumeister gegen einen der zahllosen Paragraphen verstößt, die von der Bauordnung vorgesehen sind, wenn ein Kaufmann minderwertige Ware verkauft oder mit dem Nahrungsmittelgesetz in Konflikt gerät, so werden sie bestraft. Ein Arzt, der sich als Scharlatan, ein Baumeister, der sich als oberflächlich, ein Kaufmann, der sich als unzuverlässig erweist, sie alle büßen ihre Fahrlässigkeit im Handumdrehen mit Gefängnis. Aber ein Geheimer Kommerzienrat, der ein Bankgeschäft leitet und Tausende kleiner Sparer durch seine Fahrlässigkeit um ihre mühsam errungenen Notpfennige bringt, hat das Glück, mit tausend Mark Geldstrafe davonzukommen, auch wenn der Staatsanwalt ein Jahr Gefängnis beantragte! Ja mehr noch: er bleibt nach wie vor der „Herr Geheime Kommerzienrat". Er hat ja seinen „jungen Mann", der für alles verantwortlich ist. Er selber weiß von nichts, hört von nichts, versteht nichts und verantwortet nichts. Ob die Bank, die seinen Namen trägt, leichtsinnige Kredite gewährt, ob sie abenteuerliche Spekulationen macht, ob sie sich und andere herunterbringt, er weiß es nicht, der Herr Geheime Kommerzienrat, denn er versteht nichts von Handel und Geschäft. Aber den Titel trägt er weiter spazieren. Wem nach alledem der gesunde Menschenverstand noch nicht sagt, was es mit einem solchen Titel auf sich hat, dem ist, weiß Gott, nicht mehr zu helfen. Ein Kulturbild aus Preußen: ein Schüler, der das Klassenpensum nicht gelernt hat, bleibt sitzen. Der Geheime Herr Kommerzienrat, der nach eigenem Bekenntnis nichts von der Buchführung versteht, wird nicht sitzen.

P. Zsch.

Kaiserjubiläum und Byzantinismus.

Die deutschen Städte rüsten sich, dem Kaiser zu seinem 25jährigen Regierungsjubiläum in würdiger Form zu huldigen. Es wäre zu wünschen, daß sie in den ersten Anfängen einer Epoche, die die ersten Erfolge in dem Kampfe des Volkes für eine Emanzipation vom „persönlichen Regiment" zeitigt, sich hierbei bewußt blieben, was sie bei einer solchen Kundgebung dem „Bürgerstolz vor Königsthronen" schuldig sind. Der Kaiser selbst hat es ihnen leicht gemacht, sich bei jener Gelegenheit vor jeglichem Rückfall in das Zeitalter des Byzantinismus zu hüten. Wilhelm II. machte in den Kämpfen um seine frühere allzu persön-

Digitized by Google

liche Politik die Erfahrung, daß er für sein selbstverständliches Bestreben, das Vertrauen und die Zuneigung seines Volkes zu besitzen, viel versäumt und viel nachzuholen hat. Ebenso begreiflich wie sympathisch ist es daher, daß sich der Monarch für sein nahendes Regierungsjubiläum Geschenke von materiellem Wert verbeten hat und ausdrücklich gewünscht hat, es möchten die hierzu in Aussicht genommenen Mittel wohltätigen, gemeinnützigen oder patriotischen Zwecken zugewendet werden. Leider muß er es erleben, daß in den deutschen Städten die byzantinische Saat, infolge seines unstillbaren Verlangens nach immer neuen, immer pomphafteren, immer theatralischeren Einzugsfeierlichkeiten mit „patriotischen" Redefeuerwerken, während der verflossenen 25 Jahre seines Regiments aufs üppigste ins Kraut geschossen ist. Vergebens sucht er jetzt die byzantinischen Bürgermeister, die er rief, los zu werden. Die Häupter deutscher Städte können ihrem eigenen Verlangen nach einer byzantinisch gearteten Huldigung nicht widerstehen. Statt dem Wink des Monarchen in einem Falle zu folgen, wo er einmal wirklich ganz im Einklang mit unserem sozial empfindenden Zeitalter steht, wollen sie unbedingt monarchischer als der Monarch selbst sein und ihm eine künstlerisch ausgestattete Adresse überreichen, eine Adresse mit triptychonartig aufschlagenden Tafeln, die auf goldenem Grunde die Wappen der 176 Städte des deutschen Städtetages in Email tragen, jede mit einem Täfelchen über dem Schild. 40 000 Mark waren dafür schon bewilligt, aber die Zentralstelle des deutschen Städtetages hat den einzelnen Stadtverwaltungen mitgeteilt, daß sich die Kosten auf 80 000 Mark erhöhten. Mit welchen Empfindungen mag Wilhelm II. dieses Geschenk hinnehmen? Ob es ihm nicht als ein Anzeichen dafür erscheinen wird, daß die Volkserregung über sein persönliches Regiment nur ein Strohfeuer war, daß es bald Zeit sei, wieder ganz im alten Stil zu herrschen? Die deutschen Städte scheinen nichts sehnlicher zu wünschen.

Otto Corbach.

Raymund Poincaré.

Nicht Herrn Pams, den vierzig Millionen schweren Schwiegersohn des Zigarettenfabrikanten Bardoux, den „feinen Kenner und Schützer der französischen Kochkunst und erfahrenen Jachtsportsmann", wie böse Zungen ihn preisen, hat das französische Volk zu seinem Präsidenten erkoren, sondern den ehemaligen Journalisten und Rechtsanwalt Poincaré, den geschickten Demagogen und Parlamentarier, den politischen Emporkömmling, den Mann des Könnens, nicht den des Vermögens. Bei uns pflegen reaktionäre Federn über die in vielen Republiken wahrzunehmende Strömung zu spötteln, volkstümlichen Persönlichkeiten mit autokratischen Neigungen an die Spitze der Regierung zu verhelfen und diesen dann einen möglichst großen Spielraum für persönliche Politik zu gewähren. Sie erblicken darin eine Abkehr der demokratisch regierten Völker vom republikanischen Staatsideal und eine Annäherung an das monarchische. In der Tat scheint ihnen die Wahl Poincarés wieder recht zu geben. „Zum erstenmal seit den Tagen Thiers", so meldet man, „steht an der Spitze der Republik ein Politiker von großem Namen; zum erstenmal überhaupt wird zum Präsidenten Frankreichs ein jüngerer Mann von großer Tatkraft und unzweifelhaftem Willen gewählt. Das französische Publikum hat von den indifferenten Präsidenten genug ...." Es ist auch bezeichnend, daß ein Blatt wie der „Figaro" versichert, Poincarés auswärtige Politik habe die „Bewunderung Frankreichs und des ganzen Auslandes" erregt. Indessen beweist auch dieses Beispiel zunächst nur immer wieder, daß auch die Regierungsform einer Republik ein persönliches Regiment durch einen fähigen Staatslenker gestattet, wenn es allgemein gewünscht wird. Nicht die Frage, ob die Republik oder die Monarchie die beste Staatsform sei, ist wichtig und aktuell, sondern die, ob Monarchien dauernd mit Republiken konkurrieren können, wenn sie nicht endlich anfangen, in der Politik dem wirklichen Talent die Bahn freizugeben. Wenn bei uns einmal nicht mehr die Bureaukratie das fast ausschließliche Reservoir von Anwärtern für politisch-leitende

Digitized by Google

Stellungen sein wird, wenn der König auch bei uns endlich Staatsmänner beruft, die im Dienste der Allgemeinheit gewissermaßen von der Pike auf gedient haben, dann werden wir wohl auch auf dem Gebiete internationaler Politik endlich wieder konkurrenzfähig werden.

O. C.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Der Zug pfiff; Versailles verschwand. Die beiden Beamten waren allein. Ihre Blicke suchten in der Ferne die anmutigen Linien der Landschaft, die Baumgruppen, das Gehölz, die ruhigen Häuser, den weiten blauen Himmel, wo der Lärm und der Rauch dahinschwinden. Sie hatten Zeitungen, aber sie sahen nicht hinein. Gern hätten sie weitergeplaudert: sie konnten es nicht. Schließlich berührte Herr Rutor doch die Frage, die ihn verfolgte:

„Was sagen Sie zu dem allen, Herr Präsident?"

Herr Motiers de Fraisse runzelte ärgerlich die Stirn, ließ mit der gewöhnlichen Bewegung die Hand durch den Bart gleiten und antwortete:

„Es ist eine sehr schwierige Sache."

„Wie stets, wenn man die Tatsachen deuten muß. Wie kann man es wissen...? Wie kann man die Absicht aus dem Geschehenen herausfinden. durch die es allein ein Verbrechen wird?..."

Herr Motiers de Fraisse antwortete nicht auf diese Worte. Auch er hatte einstmals als Staatsanwalt im Namen der Gesellschaft verurteilt, und zwei oder drei schuldige Häupter waren durch ihn gefallen. Jetzt in diesem Augenblick freute er sich, dieses Amt nicht mehr zu bekleiden. Hinter die Neutralität seiner Funktion verschanzt, gab er Tatsachen das Wort. Lenkte er den Spruch, ohne es zu wollen, in eine bestimmte Richtung? Er glaubte es nicht. Zwischen den entgegengesetzten Thesen der Anklage und der Verteidigung hatte er nicht zu wählen: das war Sache der Geschworenen. Er hielt die Stange der Wage. Der Spruch der Geschworenen bestimmte das Urteil. Er formulierte es mit der Ruhe eines selbstregistrierenden Apparates.

„Der letzte Zwischenfall," begann er — und gab der Unterhaltung eine neue Wendung — „hat keine Bedeutung, das versteht sich von selbst; vor dem Gesetz zählt diese Vaterschaft nicht."

„Aber sie hat doch existiert!"

„Juridisch nicht, also müssen wir sie ignorieren."

„Wir wissen so vieles nicht, teils in bestimmter Absicht, teils aus Unverstand. Aber schließlich müssen wir doch urteilen."

Herr Motiers de Fraisse wurde etwas nervös. Er fuhr fort:

„Wußte der Angeklagte von dieser Vaterschaft? Das ist die einzige Frage, die uns interessiert. Denn wenn er sie kannte, wußte er auch von dem Testament und konnte es voraussehen."

„Nein, das ist nicht ganz sicher!" erwiderte Rutor, der Einwände erhob, um Widerspruch zu erzeugen.

„Es ist äußerst plausibel. Wenn er diese Vaterschaft kannte, die das Testament verstehen läßt, weshalb verbarg er sie? Weil er schuldig ist..."

„Er wird niemals eingestehen, daß er sie kannte."

„Wer weiß! Ich werde die alte Frau noch einmal vernehmen. Wir werden sie kontradiktorisch prüfen!"

„Und wenn er sie wirklich nicht kannte, kommen wir doch nie zu einer für ihn günstigen Gewißheit. Wir müßten seine Versicherungen als zuverlässig hinnehmen, weil wir keinen Gegenbeweis haben. Das ist alles!"

„Ueberlassen Sie doch Brévine diese Einwände," antwortete Motiers de Fraisse. „Er wird sich das schon zunutze machen. Sie dürfen überzeugt sein, daß ihm nichts entgeht."

Rutor schwieg; er verfolgte seine Gedankengänge weiter und empfand die unendlichen Folgen der Wertungleichheit zwischen den Beweisen für und gegen den Angeklagten; seine Zweifel wuchsen. Da er jedoch fühlte, daß seine Kritik einen Mann unangenehm berührte, der besser als er zu seinem Beruf paßte und dessen Geist dogmatischer und weniger kühn war, ging er nicht weiter.

„Wie es auch sei," sagte er trotzdem, „wir hatten die schöne Szene eines Schauerstückes, aber keinen neuen Beweis."

Herr Motiers de Fraisse erwiderte etwas trocken:

„Aber keine Mutmaßung weniger, und die sind zahlreich."

„Das ist wahr," gab Rutor zu, aber er verbesserte sich gleich: „Trotzdem fühle ich mich auf wenig sicherem Terrain. Es ist selbstver-

Digitized by Google

ständlich, daß wir diese Vaterschaft ignorieren, wenn sie auch in unseren Augen sicher ist. Der Fall hat sich nicht geändert. Aber er nimmt eine schreckliche, erschütternde Wendung."

„Ein Prozeß, über dem ein Todesurteil schwebt, ist immer feierlich und schrecklich."

„Aber nicht so wie dieser da. Ich bin nicht weichherzig gegen Verbrecher. Man kann mir nicht vorwerfen, bei ihrer Bestrafung gezögert zu haben. Aber hier habe ich das Gefühl, in einem Fall zu intervenieren, der sich unserer Gerechtigkeit entzieht."

„Welche Skrupel!" unterbrach ihn der Präsident. „Alle menschlichen Dinge beugen sich der menschlichen Gerechtigkeit an. Wie sollte man sonst leben . . . Wir suchen, so gut wir können, die Wahrheit, wir handeln nach unseren Gewissen, im Geist des Gesetzes, das sich von Jahrhundert zu Jahrhundert vervollkommnet hat, des Gesetzes, dessen Diener und Hüter wir sind. Darin liegt unsere Pflicht."

Herr Rutor hörte zu diskutieren auf. Tausendmal hatte er sich dasselbe gesagt, es war die Wahrheit selbst. Warum genügte sie nicht, auch diesmal seinen Geist zu beschwichtigen? Warum hieß ihn eine andere Stimme an die Unschuld dieses Mannes glauben, um den sich die Indizienbeweise häuften, und dessen Kopf er morgen fordern sollte? . . .

Die jungen Lermantes verließen erschöpft das Gericht. Ihr Vater hatte sie durch Brévine bitten lassen, nicht zu ihm zu kommen. Der Rechtsanwalt hatte die Bestellung ausgerichtet und den Kindern seine Unruhe verborgen.

„Ich versichere Ihnen, daß es nicht schlecht steht. Alles wird sich zu seinen Gunsten wenden. Nur Mut!"

Dann kam Charreire, um ihnen die Hand zu drücken, und schwor, daß er an der Unschuld seines Freundes nicht zweifle.

„Wenn es eine Gerechtigkeit gibt, wird sie sich morgen offenbaren."

Dann belegten sie und der Onkel die vier Ecken eines Coupees, in dem sie allein zu bleiben hofften.

Als der Zug am Pont de Grenelle hielt, fragte sie Herr Marnex mit erzwungener Freundlichkeit:

„Wollt ihr nicht bei uns Abendbrot essen?"

Man hörte ihm an, wie er sich jede Silbe aus der Kehle rang. Sie schlugen die Einladung ab. Herr Marnex tat, als ob er sich nicht abweisen lassen wollte.

„Ich glaube, eure Tante erwartet euch."

Diesem noch mühsamer erquälten Satze folgte einer jener Seufzer, die man nach einer verzweifelten Anstrengung hervorstößt.

„Danke sehr, wir möchten lieber nach Hause."

Roland fügte entschuldigend hinzu:

„Renée ist vollkommen erschöpft."

Herr Marnex senkte den Kopf und meinte mit einem Seufzer: „Das läßt sich begreifen."

Die drei jungen Leute gingen schnell über die Brücke, welche von Arbeitern, die jetzt von ihrem Tagewerk heimkehrten, wimmelte. Eiligen Schrittes durchschritten die Kinder die Rue de Boulainvilliers und waren in einigen Augenblicken vor ihrem Haus. Ihr Vater hatte es nach seinem Geschmack von Tony Gabiet, dem beliebten Architekten, erbauen lassen. Der Stil war ein Gemisch gotisch-florentinischer Kunst. Spitzbogige Türen und Fenster, Balkons aus Schmiedeeisen, und über dem Haustor unter einer, Strozzi nachgebildeten Laterne, stand Lermantes' Devise: Labor vincit. Früher klang helles Geschirrklappern aus dem Erdgeschoß. Unter dem Schutzdach sah man Leute, die kamen oder gingen, Wagen und Autos hielten vor der Freitreppe und belebten die vereinsamte Straße. Jetzt glich das Haus mit seinen geschlossenen Fenstern, seiner Schweigsamkeit und seiner Verlassenheit einem alten Palast, in dessen vernachlässigten Räumen die ruinierten Nachkommen ein trauriges Asyl gefunden haben. Manchesmal standen Leute, die durch die Rue de Boulainvilliers gingen, still und zeigten auf das Haus von Lermantes. Dann setzten sie ihren Weg fort, indem sie über seine augenblickliche Wohnung Witze machten.

Das Innere erschien noch düsterer. In der vollständigen Umwälzung hatte man noch nicht Zeit gefunden, die Unordnung, welche durch die häufigen gerichtlichen Untersuchungen entstanden war, zu beseitigen. Bücherschränke, Schreibtische, alle Spinde waren geöffnet. In den unbenutzten Gesellschaftszimmern standen die Möbel durcheinander, die Teppiche waren aufgerollt. Kleinigkeiten lagen verstreut auf Konsolen, Tischchen, Klavier und Kaminen umher. Niedliche Schnurrpfeifereien, feine Skulpturen, alte Bronzen sahen jetzt so kläglich aus wie in dem wirren Durcheinander eines Trödlerladens. Aber hatten auch die brutalen Hände der Polizei dem Heim jede Gemütlichkeit genommen, es blieb doch die Zuflucht der Kinder. Hier waren sie wenigstens geschützt vor den neugierigen, boshaften und falschen Blicken, die sie den ganzen Tag ertragen mußten; sie waren zu Hause, allein und konnten sich ihrer Verzweiflung überlassen.

Digitized by Google

Trotzdem sie Geschwister waren, waren die drei jungen Wesen voneinander völlig verschieden. Das gleiche Schicksal hatte sie getroffen; aber jeder von ihnen empfand es durch sein Temperament anders.

Der Aelteste, Roland, war eben großjährig geworden. Er war also das Haupt der Familie und hatte Entscheidungen zu treffen. Marnez überließ ihm gern die ganze Verantwortung. Er war sehr groß, sehr mager, und seine tiefliegenden Augen gaben ihm ein asketisches Aussehen. Von seiner Mutter hatte er die blonden Haare, den blassen Teint und die längliche Gesichtsform. Das einzig Schöne an ihm war die hohe, wie gemeißelte Stirn. Er interessierte sich leidenschaftlich für Geschichte und studierte in Chartes. Seine Begeisterung für alte Pergamente erregte manchmal den Spott seines Vaters, dessen Tatkraft und Lebendigkeit diese Leidenschaft nicht begriff. Seine Kurzsichtigkeit hatte ihn vom Militärdienst befreit, und häufige Neuralgien hinderten ihn oft an seiner Arbeit. Er versuchte, seinen Organismus durch Sport zu kräftigen. Doch blieb er übermäßig empfindlich, er war Neurastheniker. Der Kontrast zwischen seiner schwachen Gesundheit und seinem intensiven Innenleben klassifizierte ihn unter diejenigen, von denen man sagt, daß der Geist den Körper aufreibe.

Fünfzehn Monate jünger war Paul, der jetzt gerade in die Ecole Centrale eingetreten war. Er glich im Teint und in der Haarfarbe seinem Vater; er hatte bereits einen Schnurrbart, auf den er sehr stolz war; kräftig, aufbrausend, eifersüchtig, fiel er in seiner Stimmung leicht von einem Extrem ins andere. Bald war er begeistert, bald deprimiert. Er arbeitete ebenso gern, wie er sich amüsierte. Seine Kraft, seine Sicherheit, seine Tollheit machten ihn unter seinen Kameraden populär. Er handelte impulsiv, ohne Nachdenken, gab aber nie zu, sich geirrt zu haben. Lermantes liebte diese anschmiegende und gefährliche Natur, dieses feurige Temperament, das dem seinen glich. Es versprach einen tüchtigen Kämpfer, der sich den immer schwerer werdenden Anforderungen, die das Leben stellt, anpassen würde, und er sah in seinem zweiten Sohn seinen geistigen Nachfolger, denjenigen, der das, was er überlieferte, erhalten würde, und zog ihn Roland vor, dessen vorzügliche Eigenschaften er ein wenig verkannte.

Ihre Schwester Renée war kaum achtzehn Jahre alt. Sie glich Roland und hatte wie er ein längliches, blasses Gesicht. Eine Fülle feiner Haare von der Farbe reifen Getreides und große, graue Augen, die manchmal goldbraun aussahen, waren ihre ganze Schönheit. Ohne häßlich zu sein, hatte sie nichts Anziehendes; ihrem Teint fehlte die Frische. Sie besaß jene scheinbare Vernunft mutterloser Mädchen, die sich frühzeitig der Führung des Haushalts widmen; sie hatte dessen Leitung gerade übernommen, als das Gewitter ausbrach. Ihr Benehmen war ruhig und vornehm und sie hatte eine jener schönen, ernsten Stimmen, die eine klare Seele enthüllen, eine Stimme, die herzbewegend war, wenn sie sang. Sie hatte viel Gemüt, und die leiseste Erregung wirkte lange bei ihr nach. Aber sie verstand sie so gut zu verbergen, daß nur sie allein darum wußte. Nun weinte sie schon seit Monaten die Nächte hindurch, ohne daß jemand ihre Tränen sah. Ihre Tante Angele hielt sie für gefühllos und verfehlte nicht, zu bemerken, daß ihre Tochter Hortense an ihrer Stelle schon vor Scham und Kummer gestorben wäre.

Minna, ein deutsches Dienstmädchen, öffnete den drei jungen Leuten die Tür. Alle anderen Dienstboten waren entlassen; sie und Josephine, die savoyardische Köchin, waren die ganze Bedienung. Minnas kleine Augen gingen prüfend über die Gesichter der Ankommenden; ihr Mund zog sich zu einer Grimasse zusammen, die bedeutete: es scheint schlecht zu stehen. Aus ihrem verschlossenen Gesicht erriet man nicht, ob Schadenfreude oder Mitleid sie bewege. Die drei wollten diese Blicke vermeiden und eilten in ihren gewohnten Zufluchtswinkel, in Rolands Zimmer. Es war ein kleiner, mit Büchern angefüllter Raum, mit antiken Möbeln ausgestattet. Die von einem Perserteppich bedeckte Chaiselongue war der einzige bequeme Sitz im Zimmer. Roland ließ sich darauf fallen und begann zu schluchzen. Er hielt sich den Mund mit der Hand zu, um seine Stimme zu ersticken, der Körper war von Schauern geschüttelt. Renée eilte zu ihm, sie küßte ihn, und in ihrer eigenen Verzweiflung suchte sie Trostesworte, um ihn zu beruhigen.

„Nein, Roland, so darfst du dich nicht gehen lassen. Wir haben eine Pflicht zu erfüllen und müssen unsere Kräfte für den Kampf aufsparen. Vater braucht uns so nötig! Hast du nicht gesehen, wie er uns angesehen hat, als ob er uns um Mut bitten wollte? Er muß nun auch merken, daß wir mutig sind und Vertrauen zu ihm haben. Besonders heute nach diesem schrecklichen Tage. Ach, mein Gott, denke doch, wie er leiden muß, wenn er es abgeschlagen hat, uns zu sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Neue Bücher.

Alexander Amfiteatrow: Der gelbe Paß, Marja Lusjewas Schicksal im dunkelsten Petersburg. Leipzig 1912. Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. Preis 3 M. 300 Seiten.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: künstlerische Aufgaben habe er sich in diesem Werke nicht gestellt. Man wird um der Sache willen gern eine künstlerische Wertung aufgeben müssen. Amfiteatrow hat sich nämlich (ein schlagendster Beweis für seine Aufrichtigkeit) von seiner Sache so hinreißen lassen, daß er sich über alle Schranken eines Kunstwerkes hinwegsetzte, die Technik verschluderte, die Charakteristik nur in Umrissen gab und das Stoffliche stark hervordrängte. Es handelte sich eben für ihn nicht um die Aufreizung einer langsamen seelischen Zermürbung, obwohl nicht bestritten werden soll, daß A. in seelischen Dingen ein Ignorant ist. Leider scheint sich auch der Uebersetzer wenig um Eigenart und Sorgfältigkeit bemüht zu haben, man liest oft die abgeschmacktesten Kolportageromanphrasen und vermißt jedes Ringen, Banalitäten zu vermeiden.

Aber es kommt nicht darauf an. Sondern: A. hat mit stummer, ingrimmiger Wut, ohne eine Spur von verstohlener Geilheit, mit düsterm Ernst und einem unerbittlichen, grausamen (aber notwendigen, sonst kommt man nicht weiter) Mute zur Wahrheit die gräßlichen Zustände des Mädchenhandels enthüllt. Man steht vor diesen Vorgängen, als schaute man in eine andere Welt: sind das noch Menschen? Im Zentrum tummeln sich frech und verwegen russische Mädchenhändlerinnen, die ihr Geschäft leiten wie ein amerikanisches Kohlenunternehmen, an der Börse große Spekulationen treiben, in alle Kreise der Gesellschaft eindringen und dank der Feigheit der Menschen vor dem Skandal ungehindert fast eine königliche Stellung einnehmen und einen Menschenraubbau treiben schlimmer als antike Sklavenhändler. Da sieht man wahrhaft, wie die Menschheit bekanntlich immer fortschreitet. Bejammernswert ihre Opfer, die teils freiwillig, teils unfreiwillig in ihre Netze fallen, seelisch bald einen ekelhaften Tod erleiden, wie das gedankenlose Vieh hinvegetieren, in Schmutz und Dreck, Hysterie und Seuchen verkommen, und wenn sie die Freiheit gewinnen, ist es nur der Weg ins Zuchthaus oder nach Sibirien, oder der gelbe Paß: die Stellung unter Polizeiaufsicht. Wahrlich: une grosse foule de pauvres créatures. Und um diese faule Welt hopsen dämlich, von der Eitelkeit und dem Geschlechtstrieb gejagt, die ewigen Drohnen des Klassenstaates herum: die Jeunesse dorée, Roués, Kavaliere, Schieber usw. In der Tat, man kann die Worte des Uebersetzers nicht stark genug auch an dieser Stelle betonen.

Man sollte das Buch — wie es auch in Rußland geschah — zu Propagandazwecken für die Bekämpfung des Mädchenhandels in Deutschland verbreiten.

Nein, man sollte vor allen Dingen: handeln. Das tut not. Kurt Kersten.

Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten. Das ist der Titel einer der Schriften, die Dittmar über die Kunst des Einrichtens in neuerem Sinne herausgibt und kostenfrei versendet. Diese Schriften haben große Beachtung gefunden, weil sie kurz und treffend die neue Art, wie man einrichtet, zeigen. In sehr vielen Schulen benutzen sie Lehrer als Material. In vielen Zeitschriften haben die in ihnen enthaltenen Gedanken, nach vorheriger Verständigung, zu Aufsätzen gedient. Im ganzen sind mehr als 200 000 Stück dieser Schriften von Dittmar, und zwar nur auf Wunsch, übersendet worden. Und daß sie auch gelesen worden sind, das beweisen die vielen Anerkennungen dafür. Somit darf von diesen Schriften gesagt werden, daß sie ein nicht unwesentliches Mittel zur Verbreitung guten Geschmacks gewesen sind. Vollständig im Sinne der Schriften ist die Ausstellung in der Tauentzienstraße 10 von Dittmar gehalten. Sie ist zur freien Besichtigung offen, ebenso das Hauptgeschäft der Firma W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Prüfen Sie unbedingt Bliz Nährsalz-Cacao

damit Sie die **Vorzüglichkeit** dieses gesündesten und wohlschmeckendsten, **Obst**nährsalze enthaltenden Cacaos kennen lernen. Sehr wohltuend bei **Blutarmut, Nervosität,** bei allen **Schwächezuständen** und **chronischen Leiden.** Besonders wertvoll bei **Kindern,** die in der **Ernährung** und **Entwicklung zurückgeblieben** sind.

Ueberall zu haben, sonst durch die Fabrik **ILTZ & KLUDT, Dresden.**

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich i. V.: Dr. Gustav Erényi, Charlottenburg, Bismarckstr. 56. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 5 | Berlin, den 1. Februar 1913. | 42. Jahrgang Band 83.

„Vaterländisches" Denunziantentum.

Von

Otto Corbach.

Solange es verschieden geartete Völker gibt, wird es auch verschieden geartete nationale Gefühle, Empfindungen, Gesinnungen, Gedanken geben. Darum ist und bleibt die Pflege des Bewußtseins der nationalen Eigenart eine der Hauptaufgaben der Jugenderziehung. Das Patriotische versteht sich also eigentlich immer von selbst. Aber auch der Patriotismus ist den Gesetzen der Entwicklung unterworfen. Was früher Patriotismus war, braucht es gegenwärtig und erst recht künftig nicht mehr zu sein. Indessen, man kann es noch so heißen. Lebenfördernd ist natürlich immer nur der wirkliche, zeitgemäße Patriotismus, nicht einer, der mehr oder weniger nur so genannt wird. Es war einmal bei uns ein Patriotismus echt, zeitgemäß, der sich unter deutsch-französischen Reibungen entwickelt hatte. Der Franzose war politisch geweckt, lange bevor der deutsche Michel aufhörte, verschlafen in den Tag hinein zu träumen. Deshalb, nicht weil er stärker gewesen wäre, konnte er diesem oft was am Zeuge flicken. Wie ein schwerer Alp lastete auf unserm Volke die politische Anmaßung der Franzosen, als Grande Nation über Europa zu herrschen. National war daher für uns alles, wodurch wir uns im Gefühl eigener Kraft gegen das politische Joch des Franzosentums auflehnten. Die Jahre 1870 und 1871 brachten erst die wirkliche Befreiung, und später sorgte das französische Revanchebedürfnis dafür, daß sich unsere nationale Gesinnung nach wie vor in der Richtung einer „Wacht am Rhein" betätigte.

Dieser in erster Linie von Franzosenhaß lebende Patriotismus liegt in den letzten Zügen. Der französische Revanchegeist ist erschlafft und wäre vielleicht schon geschwunden, wenn die deutsche auswärtige Politik mit mehr gesundem Menschenverstand betrieben würde. Schärfer als der deutsch-französische ist heute der deutsch-englische Gegensatz, aber auch gegen England ist das deutsche Volk nicht ausgesprochen übelwollend gesinnt, schon weil die Zeit für uns arbeitet. Jedes Jahr des Friedens läßt unsern Handel auf Kosten des britischen wachsen. Deshalb sind wir wohl auf der Hut, aber der Wille zu friedlicher Verständigung ist stärker als jedes Mißtrauen. Eine wirkliche Lebensgefahr bedroht das Deutschtum nicht mehr im Westen, sondern im Osten. Es gilt, sich gegen das Slawentum zu behaupten. Das erfordert einen neuen Nationalismus. Der alte Nationalismus war vorwiegend militaristisch, imperialistisch; denn es handelte sich um rein politische Machtfaktoren. Im Kampfe gegen die Slawen handelt es sich zunächst um etwas anderes. Die Deutschen sind die kulturell Ueberlegenen, während die Ostvölker ihnen an ursprünglichen Kräften, wie auch an Masse, ohne Frage überlegen sind. Mit einer Gewaltpolitik allein, wie sie einst den Franzosen gegenüber Notwendigkeit war, ist hier also wenig auszurichten, vielmehr muß der Deutsche sich jenen Fremdvölkern gegenüber vermöge seiner überlegenen Bildung und Gesittung im Gleichgewicht zu erhalten suchen. Dieser neue, ostwärts gerichtete Nationalismus müßte sich also auf die Dauer zu einem solchen kulturpolitischer Art gestalten. Folglich müßte für die Zukunft national in erster Linie alles bedeuten, was die Schranken beseitigen hilft, die die Wirksamkeit moderner Kulturkräfte hemmen. Führte uns der alte Nationalismus zur politi-

Digitized by Google

schen Einheit, so müßte uns der neue die deutsche Einheitskultur bringen, mit der allein wir uns gegen die Slawenwelt auf die Dauer behaupten können.

Die Pflege dieses neuen Nationalismus als Bollwerk gegen die slawische Gefahr sollte eine würdige Aufgabe für unsere Jugenderzieher bedeuten, aber vorläufig existiert er kaum erst als Problem. Zudem läßt das ganze offizielle Preußen-Deutschland keine anderen als die alten überlebten nationalen Ideen gelten. In solchen Zeiten eines Widerspruches zwischen den realen politischen Bedürfnissen eines Volkes und den von seinen Machthabern geprägten „vaterländischen" Gedanken pflegen in der Regel gerade solche Leute am meisten mit „vaterländischen" Worten zu prunken, die nicht gerade Muster wetterfester Tüchtigkeit vorstellen. Wenn daher sich heute jemand an die Oeffentlichkeit unter dem Vorwande wendet, er wolle der Jugend eine vaterländische Erziehung erhalten helfen, so kann man fast darauf schwören, daß er ein verkappter Feind des lebenskräftigsten Teiles der Jugend und seiner Erzieher sei. Herr Wilhelm Kotzde in Rathenow ist offenbar so einer. Er ist Herausgeber der „Mainzer Volks- und Jugendbücher", mit dessen Verleger, Joseph Scholz, zusammen er in zwei Broschüren den „vaterländischen Gedanken in der Jugendliteratur" und die „vaterländische Erziehung" gegen die „vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften", an deren Spitze eine Gruppe Hamburger Lehrer steht, verteidigen zu sollen glaubt.

Die einzelnen Angriffe des Herrn Kotzde sind so kleinlich, daß man gar nicht näher auf sie einzugehen braucht. Er hält sich nicht an Tatsachen, sondern an Worte, die dann und wann dem einen oder anderen der Führer der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften entschlüpft sein mögen, ohne daß sie sie vorher auf die Goldwage einer berechnenden Vorsicht gelegt hätten. An solche Worte, die zum Teil verdreht oder außer ihrem zum vollen Verständnisse notwendigen Zusammenhange wiedergegeben werden, knüpft Herr Kotzde die Verdächtigung, die „Hamburger" trieben heimliche sozialdemokratische Propaganda. In Wirklichkeit haben die Hamburger Herren nur einen schüchternen Anfang damit gemacht, offenbaren Schund in der Jugendliteratur, der ja meist unter der Flagge des „vaterländischen Gedankens" segelt, zu bekämpfen. Die Prüfungsausschüsse haben auf ihrer Hauptversammlung in München, Pfingsten 1906, u. a. einen Leitsatz aufgestellt, der lautet: „Dichtungen, die bei voller Wahrung der Gesetze künstlerischen Gestaltens zugleich eine religiöse, moralische oder patriotische Wirkung ausüben, sind, sofern sie im übrigen der Aufnahmefähigkeit jugendlicher Leser gerecht werden, als Jugendlektüre unbedingt zu empfehlen." Die Hamburger Herren haben damit den Kampf gegen die Reaktion in der Jugendliteratur auf das Gebiet der Methode verlegt, wo ihnen das ganze Rüstzeug der Kunstkritik zur Verfügung steht. Das paßt natürlich Herrn Kotzde nicht. Wenn man seinen „Stabstrompeter Kostmann" unter die literarische Lupe nimmt, dann schneidet er schlecht ab; aber wenn man ihn daraufhin in erster Linie prüft, ob darin der „vaterländische Gedanke" im Sinne der lautesten Säbelraßler in dem alldeutschen Lager verherrlicht sei, dann erscheint er als ein Musterstück deutscher Jugendliteratur. Denn er läßt darin Jungens im Gespräch mit einem alten Veteranen von 1813 Phrasen dreschen wie diese: „Wir Preußen geben für König und Vaterland Hab und Gut und, wenn es sein muß, den letzten Blutstropfen hin!" .... „Für uns Preußen gibt es vor dem Feinde kein Zurück. Sieg oder Tod!" Oder: „Die preußischen Frauen opferten ihr Haar auf dem Altar des Vaterlandes, ich, wenn mein König mich ruft, mein Herzblut." Einer der Herren von den Vereinigten Prüfungsausschüssen nannte diese Aussprüche mit Recht „innerlich unwahre, weil in ihrer Tragweite unmöglich erfaßte Tiraden". Das kann ihnen Herr Kotzde nicht verzeihen. Darum will er sie so lange reizen, bis sie sich zu einem Frontangriff gegen die in den „vaterländischen Gedanken" gehüllte Reaktion in der Jugendliteratur, die er vertritt, bequemen, worauf sie mit Hilfe der Schulbehörden durch politische Machtmittel zerschmettert werden müßten.

Digitized by Google

Die Verteidiger der Jugendausschüsse weisen darauf hin, daß von den 1033 Büchern, die das letzte „Hamburger" Verzeichnis der Jugend vom zehnten Jahre an empfiehlt, mehr als 300, also ziemlich ein Drittel, Stoffe aus der vaterländischen Geschichte behandeln. Schon diese eine Tatsache lehrt, daß die Verdächtigungen Kotzdes, sobald man von Wortklaubereien absieht, jeder stichhaltigen Begründung entbehren. Darum ist auch der Dürerbund in einer Erklärung den Kotzdeschen Pamphleten entgegengetreten, in der es heißt: „Die Behauptung, daß die Hamburger Herren ... heimliche sozialdemokratische Propaganda trieben, halten sie (die Unterzeichner) nach ihren eingehenden Informationen für so von Grund aus falsch, daß ihnen diese Behauptung, wo Böswilligkeit nicht in Frage kommt, nur durch den Mangel an Einblick oder durch eine starke Voreingenommenheit erklärlich erscheint. Es ist nicht ihre Sache, zu untersuchen, welche Gründe diese Voreingenommenheit bei den Herren Kotzde und Scholz haben kann. Im Interesse der Wahrheit aber müssen sie betonen, daß die Angaben, mit welchen die genannten Herren in der „Streit- und Wehrschrift" „Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur" eine solche Behauptung zu stützen suchen, irrtümlich und irreführend sind." Ferner hat die Hamburger Oberschulbehörde für den Hamburger Jugendschriftenausschuß Stellung genommen. Veranlassung dazu gab ein Hetzartikel der „Hamburger Nachrichten". Dieses Blatt hatte sich die Angriffe der Herren Kotzde und Scholz zu eigen gemacht. Der Präses der dritten Sektion der Oberschulbehörde, Senator v. Berenberg-Goßler, hat den „Hamburger Nachrichten", nachdem er sich über den Sachverhalt informiert hatte, geschrieben, daß die Angriffe haltlos seien. Umfangreiches Beweismaterial stellte er zur Verfügung. Dieses Material wird zwar von den „Hamburger Nachrichten" in einem neuen Artikel erwähnt, aber sein beweiskräftiger Inhalt den Lesern vorenthalten. Bedauerlich ist nur, daß die end- und zahllosen Zuschriften der „Patrioten" und Geschäftsmänner Scholz und Kotzde in Dutzenden von rechtsstehenden Blättern stets bereite Aufnahme finden, während die liberale Presse sich sogar der Erklärung des Dürerbundes gegenüber schweigend verhält. Und da wundert man sich immer noch, daß auf dem Gebiete der Schule und Jugendpflege nach wie vor Reaktion Trumpf ist.

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Kalte klare Winternächte begünstigen jetzt, wo endlich auch der meteorologische Charakter der Jahreszeit mit dem astronomisch-winterlichen besser übereinstimmt, die Beobachtung des Sternenhimmels für den Laien und erinnern ihn an den Ausspruch Senekas: „Aufrechter Gang ward dem Menschen gegeben, den Himmel zu schauen und empor zu den Sternen sein Antlitz zu heben, um staunend die zahllosen Lichter und ihre regelmäßigen Bewegungen am Firmament zu bewundern." Erst die neuere Astronomie hat durch feine Untersuchungen über die Bewegungen und Entfernungen der Fixsterne Aufschluß über die Beschaffenheit und die Besonderheiten des Universums oder des in unendlicher Weite jenseits unseres Sonnensystems sich erstreckenden Himmelsraumes geben können. Fixsterne oder feststehende Sterne gibt es nicht, da allen mehr oder weniger große Eigenbewegungen zukommen, die nur nicht immer wegen der ganz ungeheueren Entfernungen vieler Fixsternwelten von der Erde der Messung zugänglich sind. Blickt man jetzt etwa gegen 9 Uhr abends nach Süden, so erkennt man am Firmament das schönste Sternbild des winterlichen Himmels, den „Orion" mit Gürtel und Schwert. Denkt man sich den Oriongürtel nach Südosten verlängert, so trifft man auf den hellsten Fixstern am ganzen Himmel, den im „Großen Hund" stehenden Sirius. Am nördlichen Himmel ist dieser überaus helle Stern zugleich einer der uns am nächsten stehenden, da seine Entfernung nur 275 000 Erdbahndurch-

Digitized by Google

messer oder rund 83 Billionen Kilometer beträgt. Um diese Distanz, die zu den kleineren Abständen der Fixsternwelten vom Sonnensystem gehört, zu durchlaufen, gebraucht das Licht mit seiner riesigen Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde fast neun Jahre, während es Sterne in so weiter Entfernung gibt, daß sie mehrere Tausende von sogenannten Lichtjahren von der Erde abstehen. Außerdem besitzt der Fixstern Sirius einen lichtschwachen Begleiter, der den Hauptstern in ungefähr 85 Jahren umkreist. So erkennen wir, was außerdem aus besonderen Untersuchungen von Lichtspektren der Sterne folgt, daß die Fixsterne Sonnen fernster Welten sind, ebenso wie unsere Sonne, von fernen Stellen des Universums aus betrachtet, nur als Fixstern erscheint. Wendet man auf das Sternbild des „Orion" einen einfachen Krimstecher oder ein besseres Opernglas an, so erkennt man im Schwert dieser merkwürdigen Konstellation das größte und hellste Nebelgebilde am gesamten Firmament, den sogen. „Orionnebel". Von diesem Gebilde sind in neuerer Zeit ausgezeichnete photographische Aufnahmen in großen Spiegelteleskopen gelungen, die zu interessanten Schlußfolgerungen über die Beschaffenheit des Universums führten. Im Orionnebel haben wir ein vollkommen chaotisches Gebilde vor uns, eine fernste Welt im ersten Entstehen, wo wild durcheinander helle und dunkle Materien im Universum miteinander kämpfen. Niemals konnten im Linsenteleskop oder Refraktor so feine Einzelheiten aus der Struktur der Nebelwelten erkannt werden, wie die photographische Aufnahme in großen Spiegelteleskopen sie enthüllte. So kommt denn erst in der neuesten Zeit, fast hundert Jahre nach Wilhelm Herschels Tode, der schon im 18. Jahrhundert die ersten großen Spiegelteleskope baute und mit denselben bedeutsame Entdeckungen am Himmel ausführte (z. B. die Auffindung des jetzt vorletzten Planeten Uranus), das lange Zeit gegenüber dem Linsenfernrohr fast in Vergessenheit geratene astronomische Spiegelinstrument wieder zur erfolgreichen Geltung. Gerade jetzt sind übrigens die gesamten Schriften dieses merkwürdigen Astronomen neu herausgegeben worden, der sich vom einfachen Militärmusiker zu einem der bedeutendsten Himmelsforscher emporarbeitete und dabei in hervorragender Weise von seiner Schwester Caroline Herschel unterstützt wurde. Von den zahlreichen Arbeiten Wilhelm Herschels, dessen Sohn John Herschel gleichfalls zu den hervorragendsten Astronomen zählte, sind wohl die epochemachendsten diejenigen, welche sich auf die Welt der Doppelsterne im Universum und auf die Bewegung des ganzen Sonnensystems im Weltenraume beziehen, zwei Gebiete der Stellarastronomie, die in neuerer Zeit einen glänzenden Ausbau erfuhren. Wilhelm Herschel entdeckte 800 Doppelsterne oder fernste Sternenwelten, die zumeist in einem besonderen physischen Zusammenhange miteinander stehen; gegenwärtig kennt die astronomische Wissenschaft bereits etwa 14 000 solcher Gebilde, bei denen auch für die Bewegung der Doppelsterne umeinander dasselbe Gesetz der allgemeinen Massenanziehung gilt wie in unserem Sonnensystem für die Bewegung der Planeten um den Zentralkörper. Daß die Sonne ferner mitsamt den Planeten sich nahezu gradlinig im Himmelsraume vorwärts bewegt, und zwar nach der Richtung des Sternbildes Herkules, hat auch Wilhelm Herschel zuerst gefunden; jetzt wissen wir von dieser Bewegung unseres Sonnensystems im Weltenraume, daß sie mit einer Geschwindigkeit von rund 19 Kilometern in der Sekunde sich vollzieht, wie aus spektroskopischen Messungen von Linienverschiebungen im Spektrum der Sterne genau nachgewiesen werden konnte. Bei den modernen Vorstellungen über die mutmaßliche Ausdehnung des uns in den größten Fernrohren zugänglichen Universums kann man ausrechnen, daß unser Sonnensystem in etwa 250 Millionen Jahren jenen Raum durchlaufen haben wird, eine riesige Zeitspanne, bei der jene bisher für die menschliche Kultur und alle einigermaßen genauen astronomischen Messungen bereits verflossene Zeit von rund 5000 Jahren gar nicht in Betracht kommt.

Astronomisch-geologische Betrachtungen führen uns nunmehr vom Himmel auf die Erde zurück. Das Relief unserer Erdoberfläche zeichnet sich durch ausgedehnte Spaltensysteme aus, die besonders auch fast ganz West-

Digitized by Google

europa in nordsüdlicher Richtung durchsetzen. Verfolgt man auf einer Reliefkarte den Verlauf dieser großen Verwerfungsspalten, wie z. B. von der Nordsee bis zum Mittelmeer, sogar bis nach Sardinien und Korsika, so erkennt man etwa ein Dutzend von Norden nach Süden um die Panzerdecke der Erde herumgehende Verwerfungsspalten. Würde man dieselben etwa von einem anderen Planeten, z. B. vom Nachbarplaneten Mars, aus im Fernrohr betrachten, so müßten sie sich der Beobachtung in ganz ähnlicher Weise darbieten wie die nur scheinbar gradlinigen Kanalgebilde auf dem Mars oder die Streifen auf dem Monde. Durch solche Vergleiche zwischen astronomisch wahrnehmbaren Erscheinungen auf dem Mars oder Mond und geologischen Formationen auf unserer Erde gewinnt die Wissenschaft auch in kosmogonischer Beziehung neue und anregende Gesichtspunkte. Außerdem liegen jetzt auch neuere physikalisch- und chemisch-geologische Versuche von Bedeutung vor, die sich einmal auf Verwertung der Kohle zu Gas ohne Abbau des Kohlenbergwerks und dann auf eine ganz neue wissenschaftliche Form der Wünschelrute beziehen. Für solche unterirdischen Kohlenlager, deren Abbau sonst nicht lohnt, verdient ein Versuch Beachtung, im Bergwerk selbst die Kohlen zu vergasen. Zur Auffindung von Erzlagern und Wasseradern im Bergbau ist endlich neuerdings ein besonderer Apparat mit drahtlos-telegraphischen Einrichtungen verwendet worden, der aus den von Erzlagern oder Wasserläufen von der Tiefe nach oben reflektierten elektrischen Wellen auf die unterirdische Lage derartiger Schichten schließen läßt.

Ein Austauschprofessor über die Amerikaner.

Von

Johannes Gaulke.

Es ist von Berufenen und Unberufenen viel, unendlich viel über Amerika und die Amerikaner geschrieben worden. Wer mal im Fluge die Oststaaten der Union, die Strecke von New York über Philadelphia, Baltimore, Washington nach Chicago und zurück über Niagara und Boston, besucht hat, glaubt sich berechtigt, ein Buch über Amerika zu schreiben, aber mindestens seine Weisheit in eine Reihe von Zeitungs-Feuilletons niederzulegen. Die einen sehen in allen Lebensäußerungen der Neuen Welt nur ein Zerrbild der Alten Welt, während es den anderen als das Land der Zukunft, das unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten in sich birgt, gilt. Beide Gruppen haben in gewisser Beziehung recht, wer aber tiefer zu schürfen versteht, der wird in Amerika doch noch etwas anderes entdecken, als der oberflächliche Beobachter, dem sich das Land auf dem Präsentierteller darbietet, überhaupt zu sehen vermag. Das ist der Geist Amerikas, die Seele des Amerikaners, die, gänzlich verschieden von der des Europäers, der Kultur vollkommen neue Bahnen weist.

Den gigantischen Versuch, den amerikanischen Menschen zu schildern und seine Ideenwelt zu entwickeln, hat Hugo Münsterberg*), ein „Austauschprofessor", versucht, der, von Freiburg an die berühmte Harvard-Universität berufen, hier eine zehnjährige Wirksamkeit entfaltet hat. Er hat also, um so mehr, da er neben seiner beruflichen Tätigkeit auch durch Reisen in allen Teilen der Union seine Anschauung vertieft hat, ein Recht, über Amerika und die Amerikaner zu schreiben. Und es ist — das sei gleich vorausgeschickt — ein Werk zustande gekommen, dem in der Amerika-Literatur unbedingt ein erster Platz einzuräumen ist. In fesselnder Sprache, stets interessant und aus der Tiefe schöpfend, hat er alle Gebiete des amerikanischen Lebens unter dem Gesichtspunkt der historischen Entwicklung geschildert, ja er hat Amerika für den Deutschen diesseits und jenseits des Ozeans neu entdeckt und damit eine Brücke zwischen beiden Nationen zum gegenseitigen Verstehen und regen Gedankenaustausch geschaffen.

Der amerikanische Staat und die amerikanische Kultur ist eine Schöpfung, die eine ge-

*) Münsterberg, Hugo (Professor an der Harvard-Universität), „Die Amerikaner". Vierte neubearbeitete und erweiterte Auflage. Zwei Bände. 1912. Ernst Mittler & Sohn. Berlin. Preis 12 M., geb. 14,50 M.

Digitized by Google

sonderte Betrachtung erfordert. Man gerät in ein Labyrinth von Irrtümern, wenn man einen europäischen Maßstab an die Dinge in Amerika legt, wenn man mit den alten ethischen Werten, mit denen Europa sich belastet hat, die Errungenschaften des amerikanischen Geistes mißt. In seinen Grundzügen bleibt ja der Mensch überall derselbe, er will sich betätigen, er will erwerben und genießen, aber die Mittel, deren er sich bedient, um zu diesem Ziel zu gelangen, sind grundverschieden. Der Deutsche ist bedächtig und gründlich in der Durchführung seiner Pläne, er ist ganz und gar Berufsmensch und verliert dabei leicht den Blick für die Gesamtheit der Erscheinungen. Das Spezialistentum ist eine spezifisch deutsche Wesensart. Anders der Amerikaner. Er klammert sich nicht an seinen Beruf, mit einem Ungestüm, das bei uns oft als sträflicher Leichtsinn ausgelegt wird, drängt er vorwärts; gelingt es ihm nicht, auf diesem Wege sein Ziel zu erreichen, so schlägt er, ohne sich lange zu besinnen und die Chancen abzuwägen, sofort einen anderen ein. Amerika gilt als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, aber es könnte ebensogut als das Land der Experimente bezeichnet werden. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit der Amerikaner zu neuen Arbeitsmethoden, selbst unter Aufwand von gewaltigen Kosten, übergeht, wenn sie ihm zweckdienlicher als die alten erscheinen, welchen Aufwand er mit Maschinen und anderen Arbeitsmitteln treibt, welches Material er verschwendet, um das Zweckdienlichste herauszufinden. Der Zug ins Große, ja ins Phantastische tritt am stärksten im amerikanischen Volkstum hervor und drückt auch der amerikanischen Stadt ihr besonderes Gepräge auf. Selbst die höchst solide fundamentierten und gebauten „Wolkenkratzer", die das Sinnbild des amerikanischen Wirtschaftslebens geworden sind, tragen den Charakter des Experimentellen und Provisorischen. Im Grunde genommen ist das ganze Amerika noch ein Provisorium, das in feste Formen umzuwandeln den folgenden Generationen vorbehalten bleibt.

Bei Beurteilung des Amerikanertums ist vor allem ein Umstand zu berücksichtigen: der Amerikaner schafft eine neue Kultur, indem er die Elemente der alten sich als sein selbstverständliches Erbe zu eigen macht, um sie nach seinem Willen umzugestalten, aber unter Ausschluß alles dessen, was den Europäer wie ein Bleigewicht in allen seinen Handlungen beengt. Wir nennen es Tradition, ein Gefühlswort, dessen Bedeutung bei weitem überschätzt wird. „Amerika, du hast es besser, als unser Kontinent, der alte; hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte", so preist Goethe das Glück der Vereinigten Staaten.

Nicht in die Vergangenheit schweift der Blick des Amerikaners zurück, sondern er blickt frohen Mutes in die Zukunft. Alles Große, alle bleibenden Werte, die Amerika geschaffen, sind aus dieser Seelenstimmung heraus entstanden. Darin liegt auch der faszinierende Reiz, den Amerika auf alle Europamüden ausübt, der alle Einwanderer in seinen Bann tut und sie so schnell der neuen Volksgemeinschaft assimiliert. In der zweiten Generation tritt schon der Amerikaner auf den Plan. Selbst die Eingewanderten fühlen sich schon nach kurzem Aufenthalt im Lande als Amerikaner. Hat es doch in Tausenden und aber Tausenden schlummernde Triebe zur herrlichen Entwicklung gebracht und sie zu Leistungen angespornt, zu denen sie sich in der Heimat, durch die Ungunst der Verhältnisse verkümmert, nicht mehr haben emporschwingen können. Aber auch die anderen, denen das neue Vaterland keine menschenwürdige Existenz gewährt, stehen treu zu ihm.

Die Ursache der geheimnisvollen Anziehungskraft, die Amerika auf alle Einwanderer, ohne Unterschied der Nation, des Standes und des Berufs, ausübt, ist in der Umwertung der menschlichen Persönlichkeit, die sich in Amerika vollzogen hat, zu suchen. Mag der Kampf ums Dasein in Amerika rücksichtsloser als irgendwo geführt werden, mag die Ausbeutungsfreiheit in diesem Lande auch unbegrenzt sein, so stehen sich die Menschen, ob Arbeitgeber oder Arbeiter, doch immer als Gleiche gegenüber. Der Arbeiter verkauft immer nur seine Arbeitskraft, nicht den ganzen Menschen, seine Gesinnung und Ueberzeugung,

Digitized by Google

an seinen Arbeitgeber. Untertänigkeit und Liebedienerei haben sich auf dem Boden der Neuen Welt noch nicht eingebürgert. Keine Obrigkeit behütet den erwachsenen Menschen wie ein unmündiges Kind auf Schritt und Tritt, niemand kümmert sich um die Art seiner Tätigkeit. Ob er Straßen reinigt oder sich als Sackträger verdingt, ob er auf dem Lehrstuhl einer Universität sitzt oder ein Theater leitet, die gewöhnlichste oder die höchste Arbeit leistet, stets bleibt er in den Augen seiner Mitbürger derselbe. Es fragt auch niemand nach seiner Herkunft und Vergangenheit, nach seinem Bildungsgang und Führungsattest. Seine persönliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit bestimmen seinen Wert. Der Arbeit haftet kein Makel an. Wer sich von den niedrigsten zu den höchsten Sphären durch eigene Kraft emporgerungen hat, steht am höchsten in der Achtung seiner Mitbürger. Selfmademan ist ein Ehrentitel für den Mann der Tat, der in der Verfolgung seiner Ziele vor nichts zurückschreckt.

Diese, dem Amerikaner eigentümliche Ueberschätzung des wirtschaftlichen Erfolges hat indessen — wir gelangen hier zu den Schattenseiten amerikanischer Zivilisation — einen Zustand hervorgerufen, der eine ungeheure Gefahr für die Zukunft der Nation in sich birgt, ja selbst die Wirtschaftsordnung gefährdet und gerade das Selbstbestimmungsrecht des Amerikaners, das zu seinen hervorragendsten Errungenschaften zählt, zu einer Farce macht. Das Wirtschaftsleben Amerikas von heute charakterisiert sich durch die Monopolstellung der Trustmagnaten, eine Erscheinung, die Münsterberg nur nebenher gestreift und als relativ harmlos hingestellt hat. Der Gedanke, daß durch Geld wiederum Geld zu verdienen sei, leitet die kapitalistische Wirtschaft ein. Der Kapitalismus hat sich aber in Amerika noch überkapitalisiert, indem er aus höchst zweifelhaften Werten, aus Werten, die nur ein Forderungskapital darstellen, immer neue Werte herausschlägt. Das ganze System hängt in den Wolken. So kann das Vermögen eines Rockefeller nur zum kleineren Teil durch wirkliche Werte gedeckt werden und dennoch vermehrt es sich ganz von selbst in infinitum. Die Akkumulierung des Kapitals vollzieht sich unter dem System der Trusts in Amerika in unheimlich schnellem Tempo. Eine Plutokratie ist in voller Entwicklung begriffen, die alle vorhergegangenen Herrschaftsformen an Machtvollkommenheit in den Schatten stellt. Selbst der amerikanische Staat empfindet die gepanzerte Faust der Trusts höchst nachdrücklich und versucht, sie durch Gesetze zu knebeln. Und das Resultat? Weitere Zunahme und Konsolidierung der Trusts. Es gibt für den Trustmagnaten keine lieblichere Aufgabe, als dem Gesetzgeber einen Strick zu drehen. Das hat Rockefeller mehr als einmal bewiesen.

Vertrustung bedeutet aber Verknechtung. Sobald eine Industrie unter einen Hut gebracht ist, hört das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte auf. Ein Unternehmer, der nicht so glücklich gewesen ist, sich beizeiten unter die schützenden Fittiche des Trusts zu flüchten, geht unrettbar seinem wirtschaftlichen Untergange entgegen.

Aber auch der Arbeiter wird durch das System der Trusts immer mehr in ein Hörigkeitsverhältnis zum Großkapital gedrängt. Gewaltige Lohnkämpfe zeugen von dem äußerst gespannten Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital. Der große Streik in den Carnegie-Stahlwerken in Homstead 1892 kündigt die neue Kampfära an. Obgleich 20 Jahre darüber vergangen sind, sind die Schandtaten der im Solde Carnegies, dieses über alle Gebühr gepriesenen „Wohltäters" der Menschheit, stehenden Geheimpolizei und der Staatsmiliz noch in frischer Erinnerung. Durch Meuchelmord, Verrat und Straßenkämpfe charakterisierten sich auch die Streiks und Aussperrungen der letzten Jahre.

Wie ein Alp lastet das vertrustete Kapital auf dem ganzen Lande. Die Monopoltyrannei der Trusts erdrückt jede freie wirtschaftliche Betätigung und übt infolgedessen auch auf die geistige Verfassung des Amerikaners verhängnisvolle Wirkungen aus. Unter den Arbeitermassen, die die minderwertigsten Elemente der osteuropäischen Einwanderung in sich aufnehmen, breitet sich immer mehr das Gefühl

Digitized by Google

der Hoffnungslosigkeit und Stumpfheit aus. Amerika ist nicht mehr für sie das Land der Freiheit und Gleichheit, sondern das einer anders gearteten Knechtschaft, die jeden einzelnen in ihr hartes Joch spannt.

Ueber die neueste Entwicklungsphase Amerikas läßt sich zwar noch kein abschließendes Urteil fällen, aber es scheint so, als ob die Trusts einstweilen das Heft in Händen behalten werden. Da aber Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist, kann auch wieder eine Verschiebung des Schwerpunkts zugunsten der Arbeiter ganz plötzlich einsetzen. Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß die nächsten Jahrzehnte von den heftigsten Klassenkämpfen in Amerika erfüllt sein werden.

Literaten.

Von

Julius Bab.

Worin unterscheidet sich der Literat vom Dichter? Nicht dadurch, daß seine Arbeiten schlecht und die des anderen gut sind, sondern darin, daß sie aus einem ganz anderen Geschlecht sind. Es gibt mißlungene Dichtwerke und vollendete literarische Machwerke, aber noch zwischen ihnen ist der Unterschied, wie zwischen einem vielleicht schönen Steinbild und einem vielleicht häßlichen Menschen; der Mensch, wie er nun auch sein mag, er geht, wandelt, atmet, lacht, weint und stirbt — das Steinbild steht da, unbeweglich, schnell überschaubar und bleibt stehen, bis es vermodert. Mit anderen Worten, kein Unterschied in der technischen Fertigkeit, ein Naturunterschied trennt die beiden, ein Unterschied, wie zwischen Lebewesen und Industriewerk. Nur der Dichter gestaltet Lebendiges, gestaltet aus einer Leidenschaft, aus einer großen zeugenden Not seiner Natur, und seine Geschöpfe haben deshalb für uns den notwendigen, den unbedingt überzeugenden Charakter des Leidens, des Lebens. Er hat es gelebt. Der Literat hat es immer irgendwo gelernt. Mit Takt, mit Feingefühl, mit Verstand, mit hundert guten Sachen gerüstet, hat er sich den vorgeschaffenen Werken der Kunst genähert und kann nun Variationen gewinnen, kann es noch einmal sagen, vielleicht so geschickt variiert, daß man es für etwas Neues hält, aber doch niemals so, daß es nicht anders sein könnte, daß es notwendiges Leben scheint. Er hätte die Dichtkunst nicht erfinden können — denn in all seinen Spielarten ist der Literat darauf angewiesen, daß sie schon da ist. Und deshalb ist und bleibt der Literat der Zweite.

Hermann Bahr ist ein Literat; ein ausgezeichneter, ein vielseitiger, ein verdienstlicher Literat. Einer, der Empfindung, Phantasie und Witz genug hat, um in die Seele jedes Schaffenden (mag es ein Denker, ein Künstler, ein Dichter, ein Politiker sein) hineinzuschlüpfen. Jeden Frühling schlüpft er in eine ganz andere Seele, und einen Sommer lang gibt er von seiner neuen Erfahrung begeisterten Bericht. Und damit hat er als Herold, als Agitator, als Erklärer, als gefälliger Verbreiter von allerlei Gutem gewiß seine Verdienste. Aber eines ist er gar nicht: ein Schaffender, einer, für den das nicht schon kulturell durchgearbeitete Leben, die unmittelbare Natur einen Zwang, eine Notwendigkeit enthält. Und deshalb sind mir seine sogenannten eigenen Werke von je in demselben Grade unsympathisch gewesen, wie seine Feuilletons schätzbar. Denn wenn er nicht mehr über das Weltbild anderer Leute spricht, sondern ein eigenes produzieren soll, so offenbart sich eine Ohnmacht, die unsympathisch wirkt, weil er sie nicht eingesteht, sondern verschleiert. Sein Literatentalent reicht eigentlich nur zur Kombination der überkommenen Formen aus. Wenn er etwa ein Schauspiel schreiben will, könnte er als ein Mann von Kenntnis und Geschick natürlich so gut und besser wie Blumenthal oder Fulda sein Lustspiel zusammenschieben. Aber er hat Ehrgeiz, sein Spiel soll auch etwas bedeuten, er bringt große Gesichtspunkte hinein. Aber diese Punkte haben keine Festigkeit, weil sie nie ursprüngliches Erlebnis bei ihm sind; alles schwankt nach der Gelegenheit des Theaters hin und her, und wenn so mit sehr ernsten Dingen ein frivoles Spiel getrieben wird, nennt der Feuilletonist das „geistige

Digitized by Google

Ueberlegenheit". Diese geistige Ueberlegenheit aber, die jedem das Ideal verunzenden Spießer Vorspann leistet, ist nichts als die Ohnmacht einer unschöpferischen Seele. Jede wirkliche Ueberlegenheit, die ein freches Spiel mit den Dingen treibt, stammt aus einem leidenschaftlichen Herzen; der kluge Shaw so gut, wie der bornierte Wedekind haben hinter ihrem kindisch-frechen Spiel einen tiefernsten Sinn. Bahr hat nur Einfälle und den Literatenwillen, ein Stück zu schreiben.

Jetzt also hat er ein Stück geschrieben „Das Prinzip", das im Berliner Lessingtheater durch eine glänzende Aufführung und hauptsächlich, weil Else Lehmann eine Köchin spielte, Erfolg gehabt hat. Diese fröhlich-gescheite Köchin nämlich hat in ihrem tüchtigen Realsinn ein Theaterrenkontre von erprobter Wirksamkeit mit einem Idealisten. Der Idealist hat einen 17jährigen Sohn, der sich bei einer Tanzbodenbegegnung in die besagte Köchin vergafft hat, und aus dem Prinzip, daß seine Kinder ihren Willen haben müssen, geht der Vater schleunigst hin, dieser Köchin einen ernsthaften Heiratsvorschlag zu machen. Diese im Leben ebenso seltene wie in der Posse häufige Sorte von „Idealisten" pflegt man korrekter Idioten zu nennen, und Bahr hat denn auch nicht viel dagegen, daß uns sein Dr. Esch im zweiten Akt so erscheint. Im ersten Akt aber sollen wir über einen Philister lachen, der sich über die Liebes- und Freiheitslehre des Dr. Esch entrüstet, und da sollen wir dann diesen Esch für einen ganz ernsthaften und womöglich bedeutenden Menschen halten. Man kann es unanständig finden, mit so ernsthaften Dingen so zusammenhanglose Possenwirkungen zu erzielen, und einige Verehrer Bahrs haben denn auch von gewissenloser Talentverschleuderung aus schnöder Erwerbsgier gesprochen. Ich glaube, die tun dem Bühnenautor Bahr Unrecht, weil sie den Feuilletonisten überschätzen. Weder der eine, noch der andere hat den Glauben, der allein Berge versetzt und Totes wandeln läßt. Die kleine Fläche eines Feuilletons, eines Essays aber mag temperamentvolle Einfühlung, witzige Umschreibung bedecken. Die rundum sichtbare Gestalt eines Dramas zu umhüllen, reichen diese Gaben nicht aus, und so blicken wir denn ins Innere, wo statt des göttlichen Funkens eine Taschenlaterne brennt, häufig versagend und uns ganz im Finstern lassend, wie all diese neumodischen Taschenlaternen.

Einen anderen und in der theatralischen Erscheinung weniger fatalen Typus des Literaten stellt Eduard Stucken dar, von dem jetzt ein neues Drama „Astrid" im Deutschen Theater gespielt wird. Namentlich hier, wo er nicht wie in seinen Gralsdramen mit einer recht untergrundslosen Mystik kokettiert, sondern nur berühmte Motive in einem sorgsam studierten Milieu nach bewährten Regeln der Kunst neu arrangiert, scheint Stucken mir etwas von der sympathischen Haltung des vornehmen Liebhabers zu haben. — Ein Freund der Künste, ein Amateur, gegen den nicht das mindeste zu sagen wäre, wenn er nicht immer wieder mit dem schaffenden Dichter, dem Herrn der Künste verwechselt würde. Aber Stucken lebt von Kunsteindrücken, nicht von Naturerlebnissen, und er kann deshalb höchstens dem gebildeten Geschmack eine Unterhaltung, nicht der Seele ein Erlebnis gewähren. — In seinem Drama „Astrid" hat er, sehr ähnlich wie Ibsen in der „nordischen Heerfahrt", den Einfall, das Nibelungenmotiv in einem Milieu zu wiederholen, in dem es literaturgeschichtlich wohl entstanden sein kann. Seine Astrid ist Brunhild, die Tochter eines isländischen Edelherrn; weil sie ihren Siegfried (der Kjartan heißt) treulos wähnte, so heiratete sie den Gunther (Bolli), der ihr das Falsche berichtet hat und der der Pflegebruder und Blutsfreund Kjartans ist. Als Kjartan zurückkehrt und nun aus Trotz eine sanfte Krimhild heiratet, ruht Astrid nicht, bis sie trotz aller edlen Friedensbereitschaft der Männer allesamt und sich selber zugrunde gerichtet hat. Dies ist in sehr geschickter, theatralischer Steigerung auf vier Akte verteilt, in einer würdigen, an den Bildern der Edda gebildeten Sprache ausgeführt, und in einigen Momenten erreicht die ehrliche Einfühlung des Verfassers (wenn die feindlich zum Todeskampf entschlossenen Freunde Abschied voneinander nehmen) eine Stimmung, die uns nicht unbe-

Digitized by Google

rührt läßt. — Wenn aber das Ganze vorbei ist, so sagen wir: sehr gut, sehr vortrefflich, sehr respektabel gemacht, — aber wozu eigentlich? Wen geht es etwas an, wessen Seele hat hier ein neues, tiefer in das Herz der Welt führendes Erlebnis gehabt? Wo steckt die Leidenschaft, die neue Welterfahrung, um derenwillen dies Werk geschrieben wurde? Nirgends. Es ist das Werk eines gebildeten Kopfes, einer kultivierten Nachempfindung. Das in so geschmackvoll herber Rhetorik gegebene Heldentum dieser Menschen wirkt in unserer Erinnerung doch leer und ledern, weil es nicht das Symbol einer heldenhaft getragenen und gestalteten inneren Not, sondern eine literarisch konventionelle Geste ist. Und nach einem soliden, wirksamen Theaterabend hat man doch das Gefühl, innerlich nichts, gar nichts gewonnen zu haben, weil eben doch der anständigste Literat kein Dichter ist, und nur die Dichter es sind, die unseren inneren Besitz wahrhaft mehren.

Stella maris.

Von

Gustav Eréný i.

Drei Jahre lang wartet sie vergebens auf ihn. Allabendlich erscheint sie am Strande und schaut schmachtend in die Ferne: nur ein einsamer Stern leuchtet herüber. Er gilt für tot, ihr Herz fängt neue Flamme. Und nun muß er — vom Sturm an die Küste getrieben — just an ihrem Hochzeitsfeste erscheinen. Er überhäuft sie mit bitteren Vorwürfen, sie heuchelt ihm Gleichgültigkeit vor. In seinem Herzen kämpfen Leidenschaft und Rachsucht. Mit hypnotischen Blicken und brutalen Drohungen zwingt er sie zu einem Stelldichein.

Gatte und Liebhaber treffen sich tobend und schäumend vor Haß und Wut. Alle Saiten sind gespannt — in unserer erregten Phantasie hören wir, wie sie schon die Messer schleifen. Da nimmt der leidenschaftliche Liebhaber plötzlich Raison an. Wiederum erscheint der verhängnisvolle Stern und eine sentimentale Liebesszene bringt uns wie auf einen Schlag aus nervenspannenden Sensationsszenen in die Atmosphäre süßlicher Gefühle.

Der französische Text von Alfred Kaisers in der Kurfürstenoper zur Erstaufführung gelangten neuen Oper „Stella maris“ ist im Stile jener italienischen Schauerdramen gehalten, die sich moderne Komponisten so gern zum Libretto erwählen. „Bajazzi“, „Cavalleria rusticana“ oder „Tiefland“ konnten ihren glänzenden Erfolg außer den dramatisch wirksamen Melodien hauptsächlich der drastischen Komödianten- und Wirtshausromantik ihres Textes verdanken. In „Stella maris“ ist das derb Dramatische nicht so stilrein und konsequent zu Ende geführt, wie es den italienischen Veristen so oft gelungen ist. Von größerem Wert sind die farbigen Schilderungen aus dem südfranzösischen Landleben, die in der geschmackvoll temperierten Inszenierung der Kurfürstenoper wirksam zur Geltung kamen.

Jedenfalls hat der Komponist, dessen Namen diesmal zuerst in der Opernliteratur erscheint, seinen Text nicht besonders glücklich gewählt. Seine in mancher Beziehung achtbaren musikalischen Qualitäten haben im Ringen mit dem Stoffe entschieden gelitten. Es ist in neueren Opern öfter der Fall, daß die Musik zwischen den theatralischen Handgreiflichkeiten der Handlung verloren geht. So vermochte der junge Puccini die drastischen Begebenheiten von „Tosca“ mit seinem eigenartigen Talent nicht in rein musikalische Effekte umzuwandeln und fand erst das ihm näherliegende Gebiet, als er in „Madame Butterfly“ ein mehr harmloses Sujet freier anpacken und durch die ihm eigene lyrische Instrumentation beleben konnte.

Kaiser scheint eine gewisse Gestaltungskraft zu haben, die sich vorläufig eher noch in der Ueppigkeit der Farben als in melodiös fein durcharbeiteten Motiven und Einzelszenen offenbart. Seine Töne sind einfach, aufrichtig, ungekünstelt, und in dieser Hinsicht ist sein Werk bei den wirren und oft affektierten Bestrebungen der modernen Programm-Musik eine erfreuliche Erscheinung. Einzelne Stellen, in denen bescheidenere Klänge dominieren: Chöre und Tänze, sind überraschend gut gelungen.

Digitized by Google

Bei den letzteren kamen ihm provenzalische Volksmotive gewiß zu Hilfe. Aber unselbständig wurde er, oder er wandte sich an ausdruckslose Kraftmittel, sobald er das roh Dramatische in Musik setzen wollte. Sturm und Donner wirkten als derbes, melodisch undifferenziertes Geräusch, und gewisse „dramatische Leitmotive", die er nicht ohne jedes Feingefühl in die Handlung einverleibte, lehnen sich etwas unbeholfen an bekannte Melodien an. Die Arie der Priesterinnen aus „Aida" und das populäre Klagelied des Bajazzo haben es ihm allem Anschein nach besonders angetan. Einigemal erzeugte seine Unfähigkeit, die dramatische Begebenheit zum musikalischen Ausdruck zu bringen, eine peinliche Disharmonie zwischen Text und Musik, die umso mehr auffiel, als er stets das Bestreben hat, die Handlung zu vertonen — und nicht wie beispielsweise Verdi, ohne Rücksicht auf den textlichen Inhalt, seiner musikalischen Eingebung folgt.

Gewiß würden Alfred Kaisers Vorzüge klarer und einheitlicher zur Geltung kommen, wen er an keinen „theatralischen Stoff" gebunden wäre.

Randbemerkungen.

Das liberale Spanien.

Im politischen Leben Spaniens hat sich in den letzten Jahren ein radikaler Wandel vollzogen. Man hörte von einer Entfremdung zwischen Staat und Kirche, von einem liberalen Regime, und nun heißt es, der König hätte mehrere Abgeordnete der republikanischen Partei empfangen und mit ihnen über die Möglichkeit gemeinschaftlicher Arbeit im fortschrittlich-freiheitlichen Sinne gesprochen.

Zuerst brachte man diese ganze Politik des Fortschritts und der Reformen mit der stark ausgeprägten Persönlichkeit von Canalejas, dem jüngst durch einen Anarchisten getöteten Ministerpräsidenten, in Zusammenhang. Doch scheint nach seinem Tode jene Richtung, die er im Lande Jahrhunderte lang währender Reaktionen mit zähem Willen, im Kampfe gegen eine starke Opposition, ins Leben rief, weiterzuleben. Die Geschichte lehrt uns, daß bedeutende Individuen mit ihren Ideen und Bestrebungen nur durchdringen können, wenn diese einer vorhergegangenen geistigen und sozialen Evolution entsprechen. Der kaum fünfundzwanzigjährige Alfonzo, der nicht im Rufe eines besonders energischen Herrschers steht, spielt wohl in dieser ganzen Bewegung mit seinen Audienzen und Aeußerungen eine höchst passive Rolle. Er ist ein bloßes Rädchen in der großen Werkstätte der Geschichte, die nur in den seltensten Fällen von Herrschern gemacht wird.

Gewisse ferne Länder sind für uns mit einigen oberflächlichen Allgemeinvorstellungen abgetan. In uns lebt noch mehr oder weniger das Bild jenes Spaniens aus der Zeit der Massenverfolgungen und Inquisitionen. Aus dem Dunkel mittelalterlicher Zustände ragen nur die Gestalten von Calderon und Cervantes, von Murillo und Velasquez empor. Es ist für unsere Einbildungskraft noch immer das Land des eingefleischten Konservatismus und des Erbadels — das Land der Blutschuld und der Duelle, das sich vor dem Zeitgeist hermetisch verschließt.

Und während wir in unserem romantisch-sentimentalen Gelüste inmitten des modernen Kulturrummels sorgsam an der Vorstellung eines mittelalterlichen Spaniens festhalten, wühlt dort über den Pyrenäen der bittere Kampf des Kapitals und Proletariats, Streik folgt auf Streik, Staat und Kirche trennen sich, das erbliche Königtum will das drohende Gespenst der Republik durch verzweifelte Konzessionen verscheuchen — und die alte Herrlichkeit lebt nur noch in blutigen Stierkämpfen weiter. Vielleicht ist es eben die Arena ,die durch ihren Appell an die ewig-bestialen Leidenschaften der Massen das alte und das neue Spanien verbindet. G. E.

Jasnaja Poljana.

Ohne jeden Kommentar bringen die Blätter die schlichte Nachricht, daß das Landgut von Leo Tolstoi — dem Willen des Dichters gemäß — in den Besitz der Bauern übergegangen ist. In Jasnaja Poljana hat Tolstoi den größten

Digitized by Google

Teil seines Lebens verbracht, hier hat er fast alle seine Werke geschrieben, hier empfing er Denker und Künstler zur eifrigen Diskussion über den Sinn der Kunst und Religion und von hieraus verbreitete sich im Volksmunde sein Ruhm als Apostel.

Es sind etwas über zwei Jahre her, daß der mehr als achtzigjährige Greis in Frost und Schnee, von einer einzigen Tochter begleitet, Haus und Familie verließ, um in Einsamkeit zu sterben. Wenn man seinen Tod nahen fühlt, pflegt man sich nach seinem Heim und seinen Angehörigen zu sehnen. Der alte Tolstoi, der sich im letzten Augenblick von allen Banden losreißt, die ihn in den Jahren der Entwicklung und der Reife bitter drückten, um ungestört sterben zu können, ist in seiner resignierten Todesfahrt eine tragische Figur. Die bildende Kunst hat dieses packende Moment in instinktiver Vorahnung seiner weltgeschichtlichen Bedeutung festgehalten, und bald darauf war der alte Mann in der einsamen Schneelandschaft ein beliebtes Thema der Kunstausstellungen.

Es gibt wenige, selbst unter den Auserwählten, deren Lebenslauf eine derartig konsequente, abgeschlossene Entwicklung darstellen würde — wie Leo Tolstois schriftstellerische und agitatorische Laufbahn. In seiner Jugend war er ein genußsüchtiges Mitglied der „guten Gesellschaft". Sein Weg führt von dem farbigen Gesellschaftsromane über die revolutionäre „Kreutzersonaten"-Epoche zu den christlich-erlösenden Gedanken der „Auferstehung" und schließlich in die puritane Atmosphäre des alten Testaments, von dessen Anhöhen er einsam und weltfremd, mit verächtlicher Gebärde, auf die Kultur unserer Zeit hinuntersieht. Nach und nach ist er vom Aristokraten zum Mann des Volkes und vom Lebemann zum Einsiedler geworden.

Das russische Volk stand an seiner Seite, als er, von der russischen Kirche verstoßen, von dem Bildungsphilister als Sonderling verspottet, mit seinem Evangelium und seinem Humanismus gegen Unmenschlichkeit und Korruption ins Feld zog. In unserem nüchternen Zeitalter der naturwissenschaftlichen Weltanschauungen muten uns die Lehren dieses Volksapostels sonderlich an. Dem reaktionären Rußland, dem Reich der überlieferten Klassenunterschiede, steht noch die Zukunft offen: es ist imstande, Apostel hervorzubringen.

Tolstois tragischer Tod hatte einen widerlichen Hader der Erben zur Folge. Diese fanden es unbillig, daß ein Teil seines Vermögens dem Volk anheimfalle. Einer von seinen Söhnen, von denen Tolstoi in seinem Testament behauptet, sie wären mit seinen Ideen nicht vertraut gewesen, nahm öffentlich gegen den Vater Stellung. Man schrak nicht zurück, die letzten Schritte Tolstois als Folgen einer geistigen Umnachtung hinzustellen.

Mit Jasnaja Poljanas Verteilung an die Bauern ist ein Lieblingsgedanke des Dichters in Erfüllung gegangen, für den er in der „Auferstehung" lebhaft Propaganda macht — und mit den Zwistigkeiten innerhalb der Familie hat es allem Anschein nach ein Ende genommen. Der Fall ist für das russische Volk in seiner Gesamtheit von keiner großen Bedeutung. Der Tag der Freiheit hat da für die unterdrückten Millionen noch nicht geschlagen. Aber dieser vereinzelte Fall deutet mit der Kraft des Symbols auf das Rußland der Zukunft hin und kann seine Wirkung auf das Volk, in dem Leo Tolstois Lehren Feuer gefangen haben, nicht verfehlen.

G. E.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Während sie Roland so zu beruhigen versuchte, ging Paul aufgeregt auf und ab. Das Gefühl, das sich bei seinem Bruder in Schmerz äußerte, machte sich bei ihm in Zorn Luft. Leichenblaß, mit zusammengepreßten Lippen, rang er die Hände und warf die Gegenstände im Zimmer durcheinander, in dem Bedürfnis, seine ohnmächtigen Kräfte zu gebrauchen. In das Schluchzen seines Bruders warf er von Zeit zu Zeit einen wütenden Ausruf, eine Verwünschung.

Digitized by Google

„Alle sind sie gegen ihn," schimpfte er, „die Richter, die Geschworenen, die Zeugen. Man sieht, daß sie ihn zugrunde richten wollen. Alles was sie sagen, ist vorbereitet. Ach, die Lügner, die Kanaillen!"

Voller Verzweiflung streckte er die Faust ins Leere.

„Und diese Sachverständigen! Ein Haufen Aktenschmierer, Bureaumenschen! Was verstehen sie von Papas Geschäften! Sie schmieren Zahlen hin. Wie bei einer Steinigung kommt ein jeder und wirft seinen Stein auf ihn. Und mit gebundenen Händen müssen wir alles mit ansehen, ohne ihm helfen zu können!"

„Wir müssen versuchen, ihn durch unser Vertrauen zu stärken," sagte Renée.

Paul zuckte die Achseln.

„Das ist zu wenig! Was ist das? Er braucht mehr, eine energische Tat, Initiative, etwas Entscheidendes. Wir wissen selbst nicht was."

Trotz ihrer Jugendkraft fühlten sie sich so wehrlos wie ihr Vater selbst. Einst so stark im Kampf, war er jetzt vor seinen Richtern jeder Macht beraubt, machtlos zwischen zwei gleichgültigen Gendarmen, die sich den Schnurrbart zwirbelten. Gegen ihn und also auch gegen sie richtete sich eine ungeheure Macht auf. Es war diese latente Kraft in der Tiefe des sozialen Lebens, an die man ebensowenig denkt wie an die Macht des Meeres, wenn man sich auf festem Boden befindet und deren unbeugsame Kraft man erst fühlt, wenn man ihr getrotzt hat. Ausdauernd, unüberwindlich, unerbittlich dringt sie gegen ihre Opfer vor und zerschmettert sie. Vielleicht, um sich von diesen Gedanken loszumachen, kam Paul zu seiner ersten Idee zurück:

„Alle haben sich gegen ihn vereint ... Aus Neid hassen sie ihn, aus Niedrigkeit, weil er große Dinge geschaffen hat. Alle haben sie sich gegen ihn verschworen, um ihn zu verderben. Himmel, was haben sie nicht alles erfunden: die Buchhalter, Aerzte, Richter, Zeugen, alle, alle, bis zu dieser schrecklichen Alten!"

Er hielt inne, als er Luise Donnaz erwähnt hatte. Das entfesselte Heer von Gedanken, die er seit der Preisgebung des Geheimnisses hatte zurückdrängen müssen, schwirrte durch seinen Kopf. Nicht klare, in Worte zu kleidende Empfindungen waren es: dunkle, fast unerklärliche Ahnungen, die aus unserer innersten Seele hervorquellen und uns wie mit Krallen festhalten. Sie flüsterten von dieser Zeugin. Dinge aus einer fernen, schon vom Vergessen umhüllten Zeit wurden lebendig, eine andere Gerechtigkeit erstand, eine Gerechtigkeit aus der Tiefe des Lebens, die viel mehr vom Schicksal als von Menschen kam, so geheimnisvoll, daß man sie Gott zuschieben mußte; eine Gerechtigkeit, deren spätes Eingreifen einer schuldigen Vergangenheit gilt.

Paul begann wieder:

„Ja, diese Megäre ... diese ..."

Er hielt von neuem inne.

Renée richtete ihre vorwurfsvollen Blicke auf ihn. Langsam, fast unabsichtlich sagte sie, als ob eine fremde Macht ihr die Worte diktierte:

„Nein, Paul, diese arme Frau hat nicht gelogen!"

„Das sagst du! Du! Du! Du glaubst?..."

Er rief mit einem Blick die Hilfe seines Bruders an; dieser antwortete:

„Erinnere dich! Sie wollte nichts sagen... trotzdem kamen die Worte von ihren Lippen, die Wahrheit hat sie ihnen entrissen. Sie klangen so echt. Niemand kann daran zweifeln!"

Paul erwiderte nichts. Doch sein Zorn war verflogen. Schweigend nahm er die Hand seiner Schwester. Roland hatte aufgehört zu schluchzen. Eng aneinandergeschmiegt verharrten sie vor diesem Geheimnis. So fand sich ihr Vater, wo er seine Kräfte gegen die fürchterlichste der Anklagen brauchte, entwaffnet durch die plötzliche Entdeckung einer Wahrheit, die so lange in der Tiefe einer fernen Vergangenheit geschlummert hatte. Der Ehebruch hatte, bevor seine Augen sich öffneten, die Lüge zu seinem Schicksal gestempelt. Verrat und Perfidie hatten an seiner Wiege gestanden, schändliche List führte ihn mit einem falschen Namen ins Leben. Eine ungetreue Mutter wachte an seinem Bett. Er liebte, ehrte und beweinte einen Vater, der nicht der seine war, und empfing wie von einem Fremden die Wohltaten und Zuneigung des Mannes, dessen Blut durch seine Adern rann. War er nicht von Beginn an ein Spielzeug seiner Herkunft gewesen? Zweifellos hatte sich ihr Gift in sein Blut und in die Muttermilch gemischt. Sie hatte aus ihm den gemacht, den man eben geschildert hat. Er betrog ihre Mutter, wie die seine den Großvater, der auf dem Felde der Ehre gefallen war, betrogen hatte und der nicht wußte, welche Flecken seinen Heldennamen beschmutzen. Lügen und Komödie! Was sollte man von den Tränen halten, die er ihrer Mutter nachgeweint hatte?... Vielleicht war es ein neuer Trug, weil er den Trug in sich weiterschleppte. Und bis wohin hatte ihn die Erblüge gebracht, bis zu welchem Abgrund, in den sie nicht ihre Blicke zu senken wagten? Warum sollten nicht seine Geschäfte davon durchseucht sein, wenn seine Vergnügungen es waren? Also Lügen waren diese Unter-

Digitized by Google

nehmungen, die mit so viel Tam-Tam entstanden waren, der Bluff ihrer Prospekte, die Zahlen ihrer Inventarien waren durch Unwahrheit vergrößert, das leichtsinnige Spiel mit fremdem Kapital, das Aubauen von Häfen, Leuchttürmen, elektrischen Bahnen, Hochbahnen, Schwebebahnen. Es waren Lügen wie ihr Familienname, wie ihr Stammbaum, die Quelle ihres Seins, ihres Luxus, ihrer Ehrenhaftigkeit. Wo endete die Lüge?....

„Also das ist das Leben!“ murmelte Renée.

„Das ist es!“ erwiderte Paul bitter. Aber schließlich rief er in neuer Auflehnung: „Ist es unseres Vaters Schuld? Diese Sache!? Jeder ist nur für seine Handlungen verantwortlich!“

„Man kann tödlich durch diejenigen anderer leiden!“ sagte Roland leise.

„Ein Starker macht sich frei. Ein wenig Energie genügt, um zu widerstehen. Man verteidigt sich und setzt sich durch.“

„Vater hat sich lange durchgesetzt. Augenblicklich ist er schwach wie ein Kind.“

„Er ist noch nicht verurteilt. Er kann es nicht werden. Weshalb sollte er bestraft werden für ein Verbrechen, das er nicht begangen hat.“

„Nein,“ sagte Renée, „aber wer weiß...“ Sie unterbrach sich und fügte mit ihrer schönen, tiefen Stimme hinzu: „Die Schuld seiner Vergangenheit!“

„Was sagst du da? Man verurteilt einen Menschen nicht wegen der Schuld seiner Mutter und auch nicht unklarer Dinge wegen, die jenseits des Gesetzes stehen. Man richtet ihn nach seinen eigenen Handlungen. Nun, Vater hat nichts Schlimmeres als so viele andere getan; er hat gelebt, wie man in unserer Welt lebt, wie unsere Freunde leben und wie wir eines Tages auch leben werden.“

Er hätte hinzufügen müssen: wie ich schon jetzt lebe, denn tatsächlich erfand er Geschichten, um Geld zu erhalten, er verlor beim Rennen Summen, die Lermantes lachend bezahlte; er hatte Frauenzimmer gehabt, selbst die Frau eines Weltmannes war sein Verhältnis gewesen, und er hatte sich über ihren Gatten lustig gemacht. Aber aus Rücksicht für Renée schwieg er davon.

„Die ihn jetzt quälen,“ fuhr er fort, „die ihn verfolgen und richten, sind sie besser als er? Durchaus nicht. Sie sollen nur vor ihrer eigenen Tür fegen. Vater hat es so wie sie gemacht. Das ist alles, was man ihm vorwerfen kann. Darum schäme ich mich durchaus nicht für ihn.“

Voller Trotz betrachtete er seine Schwester und seinen Bruder, wie um sie herauszufordern, ihm zu widersprechen. Aber ihr Schweigen war keine Billigung. Von neuem ging er aufgeregt durch das Zimmer und schalt weiter:

„Diese Lumpen klagen ihn an! Sie wissen, daß er an dem Verbrechen unschuldig ist! So gut, wie wir es wissen, wie es die ganze Welt weiß! Ihr sagt beide nichts, ich hoffe, ihr zweifelt nicht daran!“

„Nein, gewiß nicht,“ versicherte Renée.

„Nun, das ist die einzige Frage, die in Betracht kommt. Eine andere gibt es nicht. Und da sie entscheidend ist, behaupte ich, daß die Richter, die sich dagegen wehren, sie zu stellen, Schurken sind.“

Wieder schüttelte er drohend seine Faust ins Leere. Eine ohnmächtige Bewegung, deren Kinderei er als erster fühlte. Was konnte er gegen diese Menschen ausrichten, ob sie ehrlich oder Schurken, anständig oder ehrlos, loyal oder falsch waren. Sie hatten ihren Vater in der Hand. Sie hielten ihn in ihren Gefängnissen, um ihn vielleicht in das Zuchthaus oder auf das Schafott zu schicken.

„Schließlich üben die Richter ihren Beruf aus,“ verbesserte er sich brummend. „Vielleicht sind sie ehrlich. Aber die anderen, diese Räuber, diese Schmarotzer! Glücklicherweise gibt es eine Vergeltung in dieser Welt. Der Tag kommt, wo ich sie fasse, wie sie uns fassen. Ich werde sie ohne Gnade zertreten.“

„Sprich doch nicht von Rache,“ sagte Roland. „Jetzt ist nicht der geeignete Moment dazu. Beschränken wir uns darauf, uns zu verteidigen. Diese Aufgabe genügt unseren Kräften.“

Renée fügte hinzu:

„Nicht der Gedanke an Rache soll uns aufrecht erhalten. Sei sicher, daß der Vater auch nicht daran denkt, sich zu rächen. Er ist allein, er denkt an sein Leben, an alles, was er getan hat, was er nicht hätte tun sollen — an uns — an uns besonders.“

Paul befand sich in diesem Augenblick vor dem Schreibtisch. Während seine Schwester sprach, wandte er eine kleine silberne Sanduhr um, die neben dem Schreibzeug stand und betrachtete die kleinen Körnchen, welche die Flucht dieser schmerzlichen Minuten zeigten. Wenn sie gefallen waren, bildeten sie kleine Häufchen, die sich erhoben, dann plötzlich wieder zusammenfielen und von neuem stiegen, um noch einmal zusammenzustürzen. Auch seine Gefühle wechselten jetzt wie so häufig.

„Wenn Vater Böses getan hat,“ sagte er mit düsterer Miene, „geschah es, weil er nicht an uns dachte, an uns, die wir für ihn bezahlen müssen.“

Diesesmal unterbrach ihn Roland mit gebieterischer Miene.

„Schweige, Paul! Wir wollen nicht über ihn urteilen. Wenn man so viel erlebt, ist es schwer zu handeln, ohne zu irren. Wenn sich

Digitized by Google

der geringste Irrtum gegen ihn wendet, ist es ein Unglück, über das wir keine Abrechnung von ihm verlangen können."

„Wir können ihn nur beklagen," sagte Renée. Sie fügte leiser hinzu: „Und ihn noch mehr lieben."

„Wir wollen unseren Feinden verzeihen," rief Roland. „Unser einziger Wunsch ist, daß man ihn uns wiedergibt. In meinem Herzen ist kein Platz für eine andere Bitte und für einen anderen Gedanken..."

„Würden wir nicht alles nach seiner Befreiung vergessen?" sagte Renée.

„Ich nicht," erwiderte Paul. „Ich werde mich immer des Bösen erinnern, das jeder uns tat. Ich, ich werde mich dessen erinnern..."

Ihm entging der tiefe Sinn der Ereignisse, den die beiden anderen fühlten. Selbst in seinem Unglück durchzog ihn noch ihre Sehnsucht nach Erfolg, Vergnügen, Besitz, Freude. Er litt nicht allein durch die Anklage, die ihn und die Seinen erdrückte, sondern durch den Zusammenbruch ihrer Existenz, ihren Ruin. Er fühlte sich allein gegen Bruder und Schwester, in deren vornehmem Schmerz Beherrschung lag, während er durch seine Bitterkeit bis aufs Blut gepeinigt wurde. Als er sie so ruhig sah, schrie er, anstatt sich ein Beispiel an ihnen zu nehmen, gequält auf.

„Ihr fühlt nichts! Ihr seid mit einem Panzer von Gleichgültigkeit umgeben. Eure Nerven sind aus Baumwolle. Ihr könnt die Katastrophe nicht ermessen. Mir scheint, daß mir alles genommen ist, und ich bin verzweifelt."

„Vielleicht, weil du zu sehr an dich denkst," sagte Renée.

„Renée und ich," fügte Roland hinzu, „wir denken nicht an uns, unser Leben ist in dem von Vater aufgegangen. Alle unsere Gedanken gehören ihm. Um seine Ehre, um sein Leben, um das allein handelt es sich jetzt. Da wir trotz allem an ihn glauben, wollen wir uns die Hoffnung wahren. Der Tag ist entsetzlich gewesen. Aber eine Stimme sagt mir, daß er trotzdem gerettet wird."

„Was wollt ihr," sagte Paul bitter, „ich bin kein Heiliger eurer Art... ich höre keine Stimme."

Minnas unliebenswürdiges Gesicht erschien in der Türöffnung.

„Fräulein, das Abendbrot steht schon lange auf dem Tisch."

Das Abendbrot! Das Leben ging seinen alten Gang weiter wie alle anderen Tage. Die Gewohnheit, deren Sklave man blieb, übte auch jetzt noch ihre Macht aus. Sie empfanden den Hunger, wie sie die Hitze in dem fürchterlichen Saal empfunden hatten. Und sie würden nun essen und dann schlafen.

„Schön, schön," antwortete Renée.

Die Tür schloß sich.

Paul sagte seufzend:

„Man muß essen!"

„Man muß leben," antwortete Roland.

Am nächsten Tage konnte Herr Marnez erst nach einer längeren Auseinandersetzung mit seiner Frau und Tochter wieder zur Gerichtsverhandlung gehen.

Beide wollten ihn durchaus zurückhalten. Sie machten Einwände, deren Schwere er fühlte. Weshalb sollte er einen Teil der Schande dieses Prozesses auf sich nehmen? Die Lauheit seiner ehemaligen Beziehungen zu Lermantes befreiten ihn von dieser falschen Verpflichtung. Weder dieser traurige Schwager noch dessen Kinder würden ihm für seine Aufopferung zu danken wissen. Kämen sie wirklich aus diesem fürchterlichen Elend noch einmal heraus, dann würden sie ihn nur von neuem durch ihren unverschämten Luxus beiseite zu schieben wissen, bis irgendeine andere Katastrophe kam. Trotz des Widerhalls, die diese Gründe bei ihm fanden, ließ sich Herr Marnez diesmal nicht überreden. Sicher war es für ihn kein Vergnügen, nach Versailles zu fahren, und er erwartete von niemandem Dank. Aber er tat „seine Pflicht". Er wollte „ganz seine Pflicht" tun, und er nahm den Mund voll bei diesen Worten. In Wirklichkeit widersprach es ihm im Schatten zu verschwinden, so zwang er doch die Leute, ihn zu loben. Man würde sagen: trotzdem er nie ein gemeinsames Interesse mit Lermantes hatte, fürchtete er nichts und hat die unglücklichen Kinder nicht verlassen. Das ist ein Mann mit Gemüt. Man kann ihn nur bedauern und ihn bewundern. So setzte er sich denn wieder neben Paul, hinter die Zeugenbänke. Als die Zuhörer das ernste, stumme Gesicht wiedersahen, dachten auch einige von ihnen so, wie er es eben berechnet hatte. Aber er nahm sich vor, jegliche Beziehung zu dieser unheilvollen Familie sofort nach der Urteilsverkündigung zu lösen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Grete Meisel-Heß. Geister. Novellen. Dr. Sally Rabinowitz, Leipzig 1912.

In unserer Gegenwartsliteratur bilden die Nachläufer der E. T. A. Hoffmann, Edgar Allan Poe usw. einen eigenen, neuerdings stärker hervortretenden Kreis. Sofern dieser nicht durch die gesuchte, effekthascherische Darstellung von allerhand Blutrünstigkeiten, Grausamkeiten und Perversitäten geschmackverbildend wirkt, ist seine Kunstrichtung berufen, unserer

Digitized by Google

vielfach abstrakten und lebensfremden Literatur von heute eine neue Blutauffrischung zuzuführen, mit dieser Einschränkung also zu begrüßen. Die Entfaltung der Phantasie im Unbetretenen, nicht zu Betretenden bildet seit je eine nicht geringe Lockung und auch Berufung des Dichters, der sich über die schale Prosa des Alltags in ein Reich zu erheben vermag, dessen Pforten dem Nüchterling verschlossen bleiben.

Im ersten Augenblick wirkt es überraschend, einer so sehr zerebralen und bisher den harten Wirklichkeiten zugewandten Frau wie Grete Meisel-Heß in übersinnlichen Bereichen zu begegnen. Ihre sehr verdienstliche sozialpolitische Untersuchung über „Die sexuelle Krise“ (Jena, Eugen Diederichs 1909, 5. Tausend) zeigte sie vor allem zu einer Kritik der realen Probleme des Lebens berufen. Ihre sozusagen mathematische Begabung verwies sie auf einen großgedachten Stoff, wie sie ihn in dem Roman „Die Intellektuellen“ (Berlin, Oesterheld & Co., 4. Aufl. 1912) zu durchdringen sich bestrebte. Ist darin vielfach der warme Strom lebendigen Geschehens zu kühl verstandesmäßiger Form erstarrt, so bedeutet ihr neues Buch ein unverkennbares Fortschreiten über die ihr bisnun gesetzten Grenzen ihrer Begabung.

Der Titel des jüngsten Werkes will in dem Doppelsinn des Wortes „Geister“ genommen sein, indem es sich in den einzelnen Erzählungen nicht allein um spukhafte Begebnisse, sondern auch um die Bloßlegung verborgener seelischer Triebkräfte handelt. In einem nur durch wenige Unebenheiten gehemmten, meisterlich flüssigen Stil bringt sie ihre absonderlichen oder die geheimen Urgründe der Seele enthüllenden Begebnisse vor. Mit außerordentlich zarter, dabei aber doch sicherer Hand sind ihre Geschichten durchgeführt und gemahnen in ihrer sorgfältigen, von jedem überflüssigen Beiwerk befreiten Ausarbeitung an außerordentlich fein skelettierte medizinische Präparate. Ueberdies weiß sie starke, spannende Stimmungen zu entfalten, ein Vorzug, dessen so viele allzu trockene, bloß „psychologische“ zeitgenössische Literaturerzeugnisse leider gänzlich entraten. Eine sehr geübte Hand zeigte sich derart überall am Werk, und demgemäß ist dies letzte erzählende Werk der geistvollen, emsig regen Frau mit ungeteilt warm anerkennendem Beifall zu begrüßen.

Viktor Wall (Wien).

Die Kleidung der Menschen hat in früheren Zeiten immer mit den Formen der Möbel harmoniert. Als es Renaissancemöbel gab, gab es auch Renaissancekleidung, zu Rokokomöbeln trug man Rokokokleidung, die Empiremöbel zeitigten Empirekleidung und so fort. Wie steht es mit dieser Harmonie heute? Da könnte doch eigentlich nur modern zu modern passen. Das Schlanke, Einfache der modernen Frauenkleidung fordert ebensolche Möbel. In der Tat werden auch, besonders von der Jugend der besseren Stände, solche Möbel bevorzugt. Wenn alle unsere Damen wüßten, wie vortrefflich zu ihrer modernen Art in dem gleichen Sinne eingerichtete Räume passen, wie gut sie sie kleiden, dann würde es mit einem Schlage mit allen Stilmöbeln vorbei sein. Die Tauentzienstraße-10-Ausstellung von W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, gibt den Damen Gelegenheit, sich von der Richtigkeit zu überzeugen. Die Ausstellung ist von 9 bis 7, Sonntags von 12 bis 2 Uhr zur Besichtigung frei. Im Hauptgeschäft von Dittmar ist die Besichtigung ebenfalls gern gesehen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

ausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich i. V.: Dr. Gustav Erényi, Charlottenburg, Bismarckstr. 56. — Verlag: Ilmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I., Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 6 Berlin, den 8. Februar 1913. 42. Jahrgang Band 83.

Morgen.

Von

Jean Jaurès-Paris.

Wenn morgen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbräche, wie würde er sich gestalten? Deutschland wird sicher das Angriffsverfahren in Anwendung bringen. Ich will damit sagen, daß die Deutschen jäh in französisches Gebiet einfallen und versuchen werden, dem Gros der kaum versammelten französischen Kräfte durch Ueberrumpelung einen jener furchtbaren Stöße zu versetzen, die den Gegner niederwerfen oder ihn zumindest so betäuben, so zum Wanken zu bringen, daß er selbst in der Folge eines fortdauernden Ringens seine volle Kampfesenergie, seine Siegesbegeisterung nicht wiederfinden kann. Alles weist darauf hin, daß das morgen Deutschlands Methode sein wird. Es ist die täglich bestimmtere und klarer hervortretende Lehre des Großen Generalstabs in Berlin. Er will den Angriff für jede Operation wie für das Ganze, für die Schlachtenführung wie für die Kriegsführung, für das, was man Taktik und für das, was man Strategie nennt.

Es ist jeder Hang zur Defensive und sogar jede Beimischung von Defensive aus dem deutschen System ausgeschaltet. Es wird ein bedingungsloser Angriff sein. Es wird ein Einbruch sein, der geradenwegs auf die Hauptstreitkraft des Feindes losgeht, um sie durch Umfassung zu vernichten. Sollte der Gegner bemüht sein, sich der Sicht zu entziehen, den Gang der Ereignisse aufzuhalten, dann muß man ihn aufsuchen und ihn derart in die Enge treiben, daß er durchaus gezwungen ist, den Kampf Mann gegen Mann anzunehmen. Zu diesem Zweck müßte von vornherein eine große Menschenmasse zur Verfügung stehen, die starker Wirkungen fähig ist; und diese Masse müßte bei aller Wahrung genügender Einheit, genügendem Zusammenhanges aller ihrer Teile, um je nach Bedarf eine Gesamtwirkung zu erzielen, dennoch genügend gegliedert und beweglich sein, um sich zu den raschen Bewegungen zu eignen, die für die notwendige Fühlung mit dem Feind entscheidend sind. Also: ein ganz bestimmtes Ziel und kein starrer Plan! Es gilt den Gegner aufzusuchen, ihn um jeden Preis zu erreichen und eine Umfassung anzustreben. Die Umfassung ist das sichere Mittel, schweres Unheil durch das Vernichten eines großen Teils ihrer Kräfte und moralisches Unheil durch die unfehlbar niederschmetternde Wirkung eines erfolgreichen, kühnen Manövers auf den Gegner. Es ist, als ob den so berechneten Kraftstößen ein furchtbarer Geist innewohnte, ein Geist der Kühnheit und der Siegeskraft, der weit in der Gesamtheit des zuerst geschlagenen Volkes und weit über die wahre Ausdehnung der erlittenen Verluste hinaus das Gefühl des Unersetzlichen, des Unwiderruflichen verbreitet. Oberst Maillard hat in der Einführung zu seinen „Elementen des Krieges" richtig bemerkt, daß die Deutschen bei ihrem jähen Einbruch zu der Wirksamkeit der Masse die Wirksamkeit ihrer Manövrierfähigkeit gesellen werden.

Deutschland weiß, was es will, weiß es gründlich. Weiß aber Frankreich, was es will? Mit großem Nachdruck betont Major Rossel, daß dem nicht so ist. Vorerst definiert er, welcher Art die Verteidigung Frankreichs sein müßte, wie sie sich vom sozialistischen und wahrhaft nationalen Standpunkt aus zu gestalten hätte. „Strategischerweise würden wir der Offensive des Gegners eine wissenschaftlich organisierte Defensive und ein bis an die äußersten Grenzen von Aufopferung und Kühnheit geführtes Manöver entgegensetzen. Käme uns der Gegner durch seinen Einmarsch zuvor, so

Digitized by Google

würden wir wahrscheinlich durch rasche Versammlung aller wehrkräftigen Elemente der überfallenen oder unmittelbar bedrohten Landstriche Fuß für Fuß des nationalen Gebiets verteidigen. Wir würden jedoch nicht die Dummheit begehen, uns in die Höhle des Löwen zu stürzen, um der Nation eine trügerische und flüchtige Sicherheit vorzutäuschen. Selbst auf die Gefahr hin, daß unser nationaler Ehrgeiz darunter leidet, daß ein Teil Frankreichs überflutet wird, würden wir die organisierten Massen von Millionen bewaffneter Bürger erst dann in den furchtbaren Sturm eines allgemeinen, unwiderruflichen Angriffs, in einen endgültigen Gegenangriff werfen, wenn diese Massen, die das ganze lebende und arbeitende Volk darstellen, gleichzeitig den Kampfplatz erreicht haben werden; erst dann, wenn die feindlichen Massen, infolge fortwährenden Aufmarschierens, durch die Enttäuschung des Fehlschlusses, durch zunehmende Entfernung vom Ausgangspunkt, durch die unbestimmte Verzögerung des Kampfes und schließlich sogar durch die Unentschiedenheit ihrer Leitung geschwächt sein werden und ihre Angriffskraft, ihre Zähigkeit schwinden fühlen. Eine dem nationalen Verteidigungskrieg entsprechende Strategie wäre einerseits die vor jeder Störung gesicherte Konzentration der Truppen, andererseits der allgemeine Angriff im rechten Augenblick und am rechten Ort. Das wäre der einzig mögliche, gleichzeitig defensive und offensive Feldzugsplan für das Volk, das den Frieden will, das aber den Krieg kennt und das gerade aus seinem Willen zum Frieden seine Kampfeskraft schöpft."

Nachdem nun Rossel so seine eigenen Ansichten und das, was ihm für das von einem deutschen Angriff bedrohte Frankreich des 19. Jahrhunderts die wahrhaft nationale Strategie zu sein dünkt, in großen Zügen klargelegt hat, fordert er von den offiziellen Leitern Frankreichs und der Armee Rechenschaft über ihre Pläne. Er bedrängt sie mit gefürchteten Fragen: „Ist die gegenwärtige Armee, so wie sie die bürgerlichen Parteien geschaffen haben, vom Gesichtspunkt der Strategie aus des Angriffs fähig? Nein! Die Oberleitung hat sich mit diesem Gedanken noch gar nicht befaßt. Die deutsche Armee der vorderen Linie wäre zwei, vielleicht drei Tage eher schlagfertig als die unsere, und sogar das von Süddeutschland gestellte Kontingent wäre am siebenten oder achten Tage der Mobilmachung im Fuß der Vogesen. Und wie steht es um die Verteidigung? Nicht besser. Bisher hat es noch kein Befehlshaber in Frankreich gewagt, der Defensive ins Auge zu sehen und sie im voraus zu organisieren. Man wird Millionen von Menschen so dicht wie möglich an der Grenze, hinter den Höhen der Maas, zwischen den Backen des Schraubstocks anhäufen. Wenn aber ein furchtbares Heer, das vor dem unseren kampfbereit ist, die Höhen der Maas besetzt oder umgeht, wenn dieses Heer in Belgien eindringt — was wahrscheinlich ist und vernünftig wäre —, wenn Verwirrung in unsere Konzentration gebracht wird — welcher Ruin! Eine Niederlage vor der Schlacht!"

Beim ersten Aufeinanderstoßen, bei der ersten Begegnung der an der Grenze angesammelten Truppen wären die Deutschen entschieden im Vorteil. Das Angriffsspiel bietet ihnen unendlich mehr Aussichten als uns. Die Macht, die sie leitet und die in vieler Beziehung unverantwortlich ist, kann in bestimmten Augenblicken von einem so festen Willen zum Angriff beseelt sein, wie ihn die demokratische Republik Frankreich, die durch viele harte Prüfungen vorsichtig geworden ist, niemals in gleichem Maße anbringen wird; auch dann nicht, wenn sie nach und nach unheilvollen Einflüsterungen Gehör schenkte und den klaren Sinn für jenes hohe Friedensideal verlöre, das ihr jetzt Ehre, Macht, Lebenskraft bedeutet. Wie also die deutsche Regierung, die sich in solchen Fragen der Kontrolle des Parlaments entzieht, die politische Initiative, so wird der deutsche Generalstab die militärische Initiative zum Angriff ergreifen können. Dadurch ist ihm ein Vorsprung von einigen Tagen gesichert; zudem kann Deutschland mit seiner um mehr als ein Drittel größeren Bevölkerung eine größere Friedensarmee unterhalten als Frankreich. Wenn Deutschlands ganzes Streben seit einigen Jahren dahin geht, ein Vordertreffen zu errichten, das ohne Heranziehung der Reserven dem unseren zumindest gleichkommt, so geschieht das nicht, wie der Generalstab vorgibt, aus-

Digitized by Google

schließlich, um in die ersten Schlachten nur junge Menschen zu schicken, die von allen Familienbanden frei und gleichsam aller sozialen Pflichte ledig sind, sondern hauptsächlich auch, um die Armee in der kürzesten Frist und auch ohne nur das erste Aufgebot der Reserven abwarten zu müssen, mobilisieren und versammeln zu können. Wie sehr unsere Führer auch das Kasernenheer bevorzugen mögen, sie wissen genau, daß sie ohne die Einverleibung wenigstens der jüngsten Reserveklassen dem Feind nur das Skelett eines Heeres entgegenstellen könnten. Schließlich sind dem deutschen Vordertreffen durch die umfassende Gestalt der deutschen Grenze bemerkenswerte Erleichterungen für die Anfangsmanöver gesichert. Wenn es sogar einer äußersten französischen Vorhut gelingen sollte, durch irgend einen verwegenen, überraschenden Stoß vorzudringen, so würde ihr erst die Saar den Weg versperren, sodann hätte sie das furchtbare Hindernis des Rheins zu überwinden, und zweifellos würde sie den Augenblick Verwirrung, den sie in den deutschen Aufmarsch gebracht hätte, teuer bezahlen müssen. Uebrigens lehren uns die Erfahrungen von 1870, daß der deutsche Generalstab jederzeit bereit ist, seine Konzentrationslinie zurückzuverlegen, wenn er sie von einem Angriff bedroht glaubt. Ein französischer Angriff hätte also die denkbar geringsten Aussichten auf Erfolg; er wäre der letzte Zug eines bis zum Aeußersten bedrängten Spielers, aber nicht das Unternehmen einer Nation voll stolzen Selbstvertrauens. Wenn der französische Generalstab nicht von einer Art Wahnsinn befallen ist, so muß er erkennen, daß diese Methode die gewagteste, die gefährlichste ist. Und dennoch hat er nicht den Mut, gänzlich und endgültig von ihr zu lassen.*)

*) Wir sind in der Lage, aus dem berühmten zweibändigen Werk des bekannten französischen Parlamentariers „Die neue Armee“, in dem er für das Milizsystem eintritt und dessen Uebersetzung demnächst bei Eugen Diederichs in Jena erscheinen wird, unseren Lesern einige bedeutsame Ausführungen über das etwaige erste Zusammenprallen der deutschen und französischen Heere mitzuteilen.

Geiz und Geldgier.

Von

Adolf Teutenberg.

In seiner „Philosophie des Geldes“ weist Georg Simmel darauf hin, daß das Geld, welches doch seiner Natur nach reines Mittel oder Werkzeug sei, vielfach zum Selbst- und Endzweck, emporgestiegen ist. „Niemals ist ein Objekt, das seinen Wert ausschließlich seiner Umsetzbarkeit in definitivere Werte verdankt, so gründlich und rückhaltlos zu einer psychologischen Absolutheit des Wertes, einem das praktische Bewußtsein ganz ausfüllenden Endzweck aufgewachsen.“ Das Geld ist die Erfüllung aller Wünsche geworden. Deshalb geworden, weil es an Eigenwert und konkreter Zweckbedeutung immer mehr verloren, weil es seinen Charakter als den eines indifferenten Mittels immer reiner herausdestilliert hat. Der Kreis der für Geld beschaffbaren Gegenstände ist immer größer geworden, die Dinge haben sich immer widerstandsloser der Macht des Geldes ergeben. So erklärt sich die scheinbar paradoxe Tatsache, daß das zum absoluten Mittel geläuterte Geld zum absoluten Zweck geworden ist. „Indem sein Wert als *Mittel* steigt, steigt sein *Wert* als Mittel, und zwar so hoch, daß es nun als Wert *schlechthin* gilt und das Zweckbewußtsein an ihm definitiv Halt macht.“ — Wie die Geschlechtsliebe unter allen Naturwesen Selbstzweck ist, während sie doch — nach Schopenhauer — im Plane der Natur ausschließlich als Mittel zur Fortpflanzung der Gattung gilt, so ist das Geld, das doch nur Mittel zum Zweck des Güteraustausches sein soll, den Menschen — psychologisch betrachtet — zum Gesamt- und Endzweck des Lebens geworden.

Als die spezifischen Folgen dieser Verschiebung in der Wertbedeutung des Geldes analysiert Simmel die psychologischen Erscheinungen des *Geizes* und der *Geldgier*, der *Verschwendung* und der *asketischen Armut*, des *Zynismus* und der *Blasiertheit*. Nicht so, als ob diese seelischen Gebahungen erst mit der reinen Geldwirtschaft in die Menschen gefahren wären. Aber sie haben in und mit der vollendeten

Digitized by Google

Geldwirtschaft ihre besondere Färbung und Förderung erfahren. Geben wir heute die Ausführungen Simmels über den Geiz unter Anlehnung an sein Werk in gedrängter Kürze wieder.

Wenngleich es keine Zeit gegeben hat, in der die Menschen nicht gierig nach Geld und Gut gewesen wären, so ist doch der Inhalt dieser Begriffe von den jeweiligen Wirtschaftsverhältnissen abhängig. Dieselbe Leidenschaft im Erwerben und im Festhalten des Geldes kann auf einer minderentwickelten Stufe der Wirtschaft normal sein, auf einer anderen, entwickelteren Stufe jene Intensität und Einseitigkeit annehmen, die sie zur Geldgier und zum Geize werden läßt. Die eigentliche Geldgier beginnt bei sehr entwickelter und lebhafter Geldwirtschaft erst an einer hochgelegenen Grenze: je verwickelter, gewaltsamer und unsicherer sich das Erwerbsleben gestaltet, je schneller seine Impulse, je komplizierter das technische Gerüst, auf dem es ruht, um so weniger wird man diejenige erwerbswirtschaftliche Gebarung, die man auf primitiveren Stufen als von der Geldgier diktiert bezeichnen müßte, hier als eine pathologische Ausartung betrachten wollen — vielmehr ist sie, wenn sie sich energischer, großstiliger, stürmischer gibt, der angemessene Ausdruck einer intensiveren Wirtschaftskultur. Mit dem Geiz dagegen verhält es sich umgekehrt: wer in engen und wenig geldwirtschaftlich bewegten Verhältnissen als sparsam und rationell in Geldausgaben gilt, wird in den großen Verhältnissen des schnellen Umsatzes, des leichten Verdienens und Ausgebens bereits als geizig erscheinen.

Wenn hiernach Geiz und Geldgier als keineswegs zusammenfallende Erscheinungen sich erweisen, so sind sie doch einerlei Herkommens: sie schreiben sich von der Wertung des Geldes als eines absoluten Zweckes her. Der Geizige und der Geldgierige liebt das Geld rein um seiner selbst willen. Nicht etwa, weil sich damit Erfolge erzielen, Wünsche befriedigen, Genüsse verschaffen lassen. Es geht ihm wie jenen von einer merkwürdigen Sammelsucht befallenen Persönlichkeiten, die das Volk den Hamstern vergleicht: sie sind unablässig bemüht, kostbare Sammlungen jeder Art aufzuspeichern, ohne von den Gegenständen selbst einen Nutzen oder einen Genuß zu ziehen. Der abstrakte Charakter des Geldes, die Tatsache, daß es nicht zur Nutznießung zwingt oder auffordert, kommt dieser Sucht zu sammeln und zusammenzuscharren nun sehr entgegen: sie begünstigt die objektive Freude an dem Besitz, die nun so stark wird, daß alle Werte hinter den Geldeswert zurücktreten. Dem Geld, das zum Selbstzweck geworden ist, genügt es nicht, sich neben Weisheit und Kunst, neben personale Bedeutung und Stärke, neben Schönheit und Liebe als ein weiterer Endzweck des Lebens aufzustellen, sondern indem es dies tut, gewinnt es die Kraft und die Tendenz, jene anderen zu Mitteln für sich herabzudrücken. Weil die Beziehungen des Geizigen zum Gelde jenseits alles Persönlichen liegen, so kann er sich ihm nicht herzhaft nähern, er kann es nicht in dem Sinne als Endzweck behandeln, wie man auf einen Genuß als Endzweck zueilt, er steht ihm mit einer Art blasser Liebe und scheuer Achtung gegenüber. Der Geizige liebt und verehrt das Geld, wie man einen Menschen liebt, von dem man nur weiß: sein bloßes Dasein schon und die Empfindung des Mitihmseins kann, ohne daß das Verhältnis zu ihm in die Einzelheit konkreten Genießens überginge, Seligkeiten verbreiten. Der Geizige mag das Geld als Mittel zu irgendwelchen Genüssen nicht benutzen: so bleibt er dem Gegenstande seiner Liebe fern, er stellt das Geld zu seinem Ich in eine brückenlose Distanz, die er demnach durch das Bewußtsein seines Besitzes immerfort zu überwinden sucht.

Indem das Geld als absolutes Mittel einen unausgenützten Besitz zuläßt, den Genuß gewissermaßen immer voranschweben läßt, ohne daß es ihn zu ergreifen zwänge, bietet es sich dem zum Geiz Veranlagten als besonders williges Objekt seiner Leidenschaft dar und gibt dem Geiz die besondere, oben angedeutete blasse Farbe der abstrakten Freude und einen besonders hohen Intensitätsgrad. Allein das Geld hat nicht nur als absolutes Mittel seine Bedeutung für die Leidenschaft des Geizes, sondern vor allem auch als absolu-

Digitized by Google

tes Mittel: es hält dem Besitzer stets unbegrenzte Möglichkeiten des Genießens offen, es ist das gleichsam geronnene und Substanz gewordene „Können", es ist der Beherrscher der sonst so ungewissen Zukunft. Hier offenbart sich nun ein zweites Moment, mit dem die reine Geldwirtschaft den Geiz begünstigt: das im Gelde sich verkörpernde unbegrenzte „Können" bedeutet psychologisch Machtgefühl, dessen Steigerung, wie die Geldhäufung, an keine Grenzen gebunden ist. So ist der Geiz, in ganz anderer Weise als in naturalwirtschaftlichen Verhältnissen — in der Geldwirtschaft eine Gestaltung des Willens zur Macht. Und zwar so, daß die Macht hier wirklich Macht bleibt und sich nicht in Ausübung und Genuß umsetzt. Denn das mit dem Geldbesitz verbundene Machtgefühl erwächst aus dem dauernden Zurückhalten des Geldes — wenn sich dieses in das Genießen konkreter Dinge umsetzen würde, würde jenes verloren gehen. Es ist daher ein Irrtum, wenn man sich jeden Geizigen mit der Ausmalung aller ihm zur Verfügung stehenden Genüsse, all der reizvollen Verwendungsmöglichkeiten des Geldes beschäftigt denkt. Die reinste Form des Geizes ist vielmehr die, in der der Wille wirklich nicht über das Geld hinausgeht, es auch nicht einmal in spielenden Gedanken als Mittel für anderes behandelt, sondern die Macht, die es gerade als nicht ausgegebenes und nicht auszugebendes darstellt, als letzten und absolut befriedigenden Wert empfindet. — In diesem mit dem Geldbesitz verbundenen Machtgefühl liegt übrigens ein Erklärungsmoment für den so häufig auftretenden Geiz des hohen Lebensalters. Gewiß ist diese Tendenz als Fürsorge für die nächste Generation zweckmäßig — so wenig dieses Motiv gerade dem Geizhals bewußt zu sein pflegt, der vielmehr je älter er wird, um so weniger an die Trennung von seinen Schätzen denken mag. Mehr ist der Umstand wesentlich, daß im Alter einerseits die sinnlichen Seiten des Lebens ihren Reiz verlieren, andererseits die Ideale durch Enttäuschungen und Mangel an Schwung ihre erregende Kraft einbüßen. So bleibt als letztes Willensziel und Lebensreiz oft nur noch das Machtgelüsten übrig, das sich zum Teil in der Neigung des Alters zu tyrannisieren offenbart, auch wohl in einer fast krankhaften Sucht nach „Einfluß" — zum Teil aber eben im Geize, für den sich eben dasselbe Gefühl der Macht im konservierten Geldbesitz verkörpert. —

Wenn der Geiz, wie hier gezeigt, das sublimierteste Machtgefühl als seelischen Gehalt und geheimen Reiz in sich trägt, so enthält er auf der anderen Seite doch auch, man möchte fast sagen, eine karikierte Form inneren Unterworfenseins, einen wahrhaft erbarmungswürdigen Zustand seelischer Verknechtung. Er läßt den Menschen, um über seinesgleichen zu herrschen, vor dem unpersönlichsten, gleichgültigsten Mittel wie vor einem höchsten Zwecke niederknien. Das Unwürdige des Geizes, das Gefangensein der menschlichen Seele im Geize hat daher keiner besser ausgedrückt, als jener mittelalterliche Dichter, der da sagte: wer dem Gelde diene, der sei „seines Knechtes Knecht".

Es ist für die Herrschaft, die das Geld über die allgemeine Denkart gewonnen hat, sehr bezeichnend, daß man eine Reihe von Erscheinungen als Geiz — im Sinne des Geldgeizes — zu bezeichnen pflegt, die in Wirklichkeit gerade sein Gegenteil sind. Es handelt sich um die Menschen, die ein abgebranntes Streichholz nochmals benutzen, leere Briefseiten sorgfältig abreißen, kein Stückchen Bindfaden wegwerfen und auf jede verlorene Stecknadel eine Mühe des Suchens verwenden. Man nennt solche Personen geizig, weil man sich gewöhnt hat, den Geldpreis alles und jedes Dinges ganz unbefangen als seinen Wert anzusehen. Tatsächlich denken diese Haushälterischen aber meist gar nicht an den Geldeswert jener Objekte, die Stärke ihres Gefühls gilt vielmehr gerade den Sachwerten: es sind nicht die Bruchteile eines Pfennigs, um deren Rettung und Aufspeicherung es sich hier handelt, und gerade diese Sparsamen sind von der Rücksicht auf das Geld oft genug ganz unabhängig. In die nämliche Kategorie derer, deren Wertgefühle vorwiegend auf die Sache gehen, gehören auch die sonderbaren, aber nicht allzu seltenen Menschen, die ohne Bedenken hundert Mark, aber mit wahrer Selbstüberwindung einen Bogen Papier aus

Digitized by Google

ihrer Mappe oder Aehnliches verschenken. In beiden Fällen liegt gerade das Gegenteil des Geizes vor: hier wird das Geld nicht über Gebühr, nicht über seine eigentliche Bedeutung hinaus geschätzt, Mittel zu den besseren Zwecken des Lebens zu sein. — Die Stärke des Lebensgefühls wendet sich übertreibend den sachlichen Werten zu, ganz unabhängig von ihrem Geldeswert. Dem Geizigen dagegen sind die Dinge — außer insoweit sie Geldwerte darstellen — gerade gleichgültig, wo nicht verhaßt.

Richard Schaukal als Kritiker.

Von

Hans Harbeck.

Immer wieder beunruhigen und beschäftigen den Dichter Richard Schaukal die weltbewegenden Probleme: Gott, Leben und Kunst. Er hat den fragwürdigen Kulturzustand unserer Zeit scharf und skeptisch beleuchtet und seine moralischen und ästhetischen Anschauungen und Bekenntnisse in häufigen Variationen mitgeteilt, so daß essayistische und kritische Aeußerungen einen erheblichen Bruchteil seines Werkes ausmachen.

Er hat seine Kulturansichten gelegentlich in nicht sehr undurchsichtige Verkleidungen gehüllt. („Großmutter" gibt er als die hinterlassenen Papiere eines verstorbenen Freundes heraus!) Eine dieser Mystifikationen, das mit nachlässiger Eleganz hingeworfene Buch „Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten", hat unversehens eine garstige Staubwolke der Sensation aufgewirbelt.

Man erlag dem Zauber der Neuheit; denn das Buch — Maximilian Harden stellte das mit der ihm eigentümlichen, jeden Widerspruch ausschließenden Instinktsicherheit fest — hatte in der Tat ganz ungewöhnliche Eigenschaften. Es stach in die Augen und zwang auch die vorher Gleichgültigen zur Stellungnahme. Die bequemen Herren krochen aus ihren Maulwurfslöchern hervor und zeigten sich zum Teil höchlich erbost und verschnupft. Aber auch ein enthusiastisches Bravoklatschen ward hörbar . .

Als ich Anno 1908 am Geburtstage des Dichters im „Hirschen", dem seit dem denkwürdigen Kabarett der „Elf Scharfrichter" mit einer historischen Patina verbrämten alten Fechtsaal in der Türkenstraße in München, einigen rasch zusammengetrommelten Literaturfreunden einen Stegreifvortrag über Richard Schaukal hielt, entwischten mir ungefähr die nachstehenden Sätze:

„Das Skelett ist einfach. Andreas von Balthesser äußert sich abschnittweise über Dinge der Gesellschaft, der Kunst, der Literatur. Er übt Kulturkritik. Zwischenhinein hält er in einem Verein „wißbegieriger" junger Leute, Abkömmlingen des dem Doktor Faust beigesellten Famulus, einen schmodderigen Vortrag über prinzipielle Kunstangelegenheiten; beiläufig sieht er sich in galante Abenteuer verflochten. Das Buch ist im Kern undeutsch. Es ist gallisch in Wesen und Gewandung. Es beläßt im Zweifel über sein wahres Gesicht. Es entzieht sich beharrlich der definitiven Deutung. Das peinliche Gefühl des Genarrtwerdens stellt sich beim Leser ein, und es ist möglich, daß man diese „dilettantischen" Aufzeichnungen des im geheimen sehr berühmten Dichters der „Androgyne" und des „Perseus" mit einem tiefen Unbehagen aus der Hand legt.

Das Buch hat übrigens eine literarische Polemik erzeugt. Wiederholt hat es die unzweideutigste Ablehnung, ebenso oft hat es die eifrigste Zustimmung erfahren. Man entrüstete sich und sprach mit drohenden Gebärden von literarischem „Snobismus", leichtfertig den Schauspieldirektor mit seiner blasierten, hochnäsigen, erschreckend rücksichtslosen Marionettenpuppe identifizierend. Man nahm alles bitter ernst, stolperte über die eigenen großen Holzschuhe und schrie Zeter und Mordio, weil man sich verprügelt und geschunden vorkam! . .

Man spreize sich nicht mit seiner Deutschheit! Das wirkt fatal. Dieses Buch, in dem Geist und Kultur steckt, ist zwar nicht im herkömmlichen Sinne deutsch, aber auch nicht deutschfeindlich; enthält vielmehr eine gedrängte Fülle von reformatorischen Ideen und Anre-

Digitized by Google

gungen, die sich aufs trefflichste nutzbar machen ließen. Es kommt nur darauf an, daß man sie zu verstehen willens und in der Lage ist!"

Inzwischen hat sich mein Urteil gewandelt. Ich halte das Buch für eine charmante Entgleisung, für das immerhin reizende Erzeugnis einer übermütigen Laune. Es wird den Dichter nur vorübergehend beschäftigt, kaum jemals ernstlich gepackt haben. Aber Richard Schaukal gehört zu den seltenen Deutschen, denen der gallische Sprung glückt. Er erweist sich als ein Stilist von Distinktion. Dieser eine Satz: „Er hat eine Art, Türen aufzureißen, die nach der Reitpeitsche verlangt", mag seinen überlegenen Ton kennzeichnen.

Einen herausfordernd aggressiven Charakter haben die sieben Gespräche („Giorgione", „Literatur"), die Richard Schaukal einen „Künstler", der, trotz den ablenkenden „szenarischen" Bemerkungen, des Dichters alter ego ist, mit einem Gebildeten, einem Philosophen, einer malenden Dame, einem Laien, einem jungen Literaten, einem einflußreichen Journalisten und einem jungen „ungedruckten" Dichter führen läßt. Diese Dialoge sind ein flammendes „J'accuse!" Der Dichter erweist sich als ein „Enthusiast der Entrüstung" und trägt mit ungewöhnlichem Nachdruck seine innersten Ueberzeugungen vor. Es ist erklärlich, daß er sich in eine möglichst günstige Beleuchtung rückt und sich den Löwenanteil an den Gesprächen sichert. Trotzdem kreuzen sich These und Antithese hie und da wie funkelnde Degenklingen. Die Lektüre des Gesprächs mit dem „gebildeten" Kenner und Budgetreferenten für öffentliche Kunstpflege vermittelt den Eindruck eines dialektischen Schauturnens!

Schaukals Angriffe richten sich gegen die ringsum selbstgefällig zur Schau gestellten und angepriesenen Pseudo-Errungenschaften und Talmiwerte unserer veräußerlichten Scheinkultur. Er vermißt den Inhalt, das geistige Erlebnis, die Persönlichkeit. „Gewachsenes Bewußtsein mangelt." Haeckels „stumpfsinniger" Monismus greift um sich. „Knochenweiche Knaben" besetzen die sichtbarsten Plätze der Literatur, produzieren eine billige, mit verlogenen „Symbolismen" artig verbrämte Duodezlyrik und demoralisieren das schmählich genasführte Publikum. Rundum gewahrt er eine seelenlose Einöde, überall „Oberfläche, Außenseite, Theater". Und in der Erregtheit der Debatte entschlüpfen ihm die Superlative, daß nur eine neue Sintflut Ordnung schaffen könne, daß der künstlerisch erzogene Mensch in dieser Welt der Seelenverödung schlechthin „eine Anomalie, ein Monstrum" sei!

Diese Anklagen, die in den Glossen über die Mietwohnung („Eine Kulturfrage") zu einem nicht uninteressanten Postulat führen, sind manchmal hitzig und kleinlich. Man empfindet sie gelegentlich als ungerecht und als den unangenehmen Ausfluß einer verärgerten Gemütsstimmung. Ja, mehr als einmal hat man den Eindruck, als wettere der Dichter gegen seine eigenen Laster und schlechten Gewöhnungen, und als trachte er, sich durch diese rücksichtslosen Selbstvorwürfe von den ihm zuweilen anhaftenden, als verabscheuenswert erkannten Gebrechen zu reinigen. Die boshafte Anmerkung der Lessingschen Franziska kommt einem in den Sinn: „Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt."

Um so dringender bedarf der positive Teil der Schaukalschen Kritik der Beachtung und Beherzigung. Eine intuitive Sicherheit der Erkenntnis, unterstützt durch eine reiche Belesenheit und ihre befruchtenden Vergleichsmöglichkeiten, und eine edle, markige, sinnenfällige Sprache zeichnen den Kritiker Richard Schaukal aus. Seinen haarscharf geschliffenen ästhetischen Organen eignet eine überaus feine Witterung für das künstlerisch Bedeutsame. Untrüglich und unbarmherzig trifft er die Auslese zwischen — ich bediene mich der Terminologie Friedrich Hebbels — „natürlichen Gewächsen" und „Handwerkerfabrikaten", zwischen — ich bediene mich der Terminologie des Kapellmeisters Johannes Kreisler — den „trauernden" Werken der Begnadeten und den „blöde lachenden" Werken der „anderen"!

Richard Schaukals These: „Die Lyrik zeigt den Dichtermenschen unmittelbar reagierend auf einen Reiz" hat eine gewisse einschneidende Bedeutung gewonnen. Paul Verlaine,

Digitized by Google

den man als ein großes unverbesserliches Kind — „Il est resté un enfant, toujours“ (François Coppée) — anzusehen sich gewöhnt hat, mag diese mit Bravour und advokatischem Geschick verfochtene Lehrmeinung*) heraufbeschworen haben. Die Theorie ist glaubwürdig und lieblich, aber sie hat gelegentlich zu einseitigen Uebertriebenheiten und ästhetischen Fahrlässigkeiten geführt. Beispielsweise zu der Verurteilung der mit den verdächtigen „Gedanken“ so schwer befrachteten Lyrik Schillers. Das Verdikt ist folgerichtig, aber übereilt und jedenfalls allzu schroff. Die „Gedankenlyrik“ ist erstlich kein mit Stumpf und Stiel auszurottendes Uebel, insofern die Sprache, das Mittel der lyrischen Dichtung, hörbar (sichtbar) gemachtes Denken ist. Zum zweiten ist Schiller mehr als ein Gedankenlyriker. Sein Gedicht „Das Geheimnis“ enthält die nachstehenden Zeilen:

„Von ferne mit verworr'nem Sausen
Arbeitet der geschäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brausen
Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.“

Diese wie in Stein gehauenen Verse sind von der modernen impressionistischen Wortkunst nicht übertroffen worden!

Der Kritiker Richard Schaukal erquickt durch die Unbefangenheit seines Urteils, die Spannweite seines Blickes und die ungemeine Anschaulichkeit seiner Ausdrucksweise. Er ist ein kecker Draufgänger. Er überläßt sich den guten Instinkten seines künstlerischen Empfindens, das ihn selten irreführt. Es ist begreiflich, daß er manchmal einen Fehltritt begeht. Es ist zum Exempel unerfreulich, ihn in die Fußtapfen Otto Ludwigs treten und als „Schillerfresser“ sich gebärden zu sehen: „Vergleiche den „Tasso“ mit der „Braut von Messina“. Dort Fülle, Reife, Tiefe, Schmelz, Ruhe, Größe, Weltseele, hier Breite, Fläche, Lärm, Dürre, Blechornamentik.“

Aber die Gerechtigkeit erheischt, daß man die gelegentlichen entstellenden Invektiven gegen die erkleckliche Summe der positiven Leistungen zurücktreten lasse. Der Dichter hat in den Monographien „E. Th. A. Hoffmann“ und „Wilhelm Busch“ und in dem Essai „Richard Dehmels Lyrik“ eine wahrhaft schöpferische Kunstkritik geübt und eine staunenswerte Kraft der Nachempfindung betätigt. Er stellt die jeweilige Persönlichkeit als eine Modifikation seines eigenen Ichs dar und erhärtet abermals den Vorgang, den die moderne Psychologie als ästhetische Einfühlung zu bezeichnen pflegt. (Dieser Begriff, der in Schillers zweiter Dissertation, „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, zuerst keimartig auftritt, von F. Th. Vischer gelegentlich angeregt, von seinem Sohn Robert Vischer in dem Buch „Ueber das optische Formgefühl“ systematisch ergründet und von Theodor Lipps zu einem ästhetischen Grundbegriff erhoben worden ist, droht übrigens von flinken Schreibern zur leichtsinnigen Phrase entwertet zu werden!)

Seine beiden in die Sammlung „Die Dichtung“ aufgenommenen Bücher über E. Th. A. Hoffmann und Wilhelm Busch gehören neben Hermann Hesses und Wilhelm von Scholz' Arbeiten zu den wenigen Bänden dieser einst mit tausend Masten in den Ozean schiffenden Unternehmung, die das als ersprießlich erachtete Prinzip, den Dichter über den Dichter sprechen zu lassen, in vollem Umfang rechtfertigen. Schaukal errichtet jeweils auf der Standfläche eines gewissenhaft und geistvoll verarbeiteten Tatsachenmaterials eine schlanke kleine Statue des von ihm geliebten und bewunderten Menschen und Künstlers.

„Kritische Befähigung in ihrem eminenten Ausdruck war nur höchst selten mit größter künstlerischer Zeugungskraft verbunden: ein Symptom der Oekonomie der Weltordnung.“ Ist diese Behauptung Richard Schaukals richtig, so sind wir wohl oder übel genötigt, ihn selbst als einen dieser „höchst seltenen“ Ausnahmefälle anzusehen.

*) Vgl. die von Karl Lamprecht (Deutsche Geschichte, erster Ergänzungsband) als typisch für die theoretisch-praktische Umformung der Lyrik verzeichnete Abhandlung „Ueber die Forderung sogenannter Gedanken in der Dichtung“, die am 7. Januar 1906 in den „Hamb. Nachr.“ erschienen und jetzt in Schaukals Buch „Vom unsichtbaren Königreich“ wieder abgedruckt ist.

Digitized by Google

Das literarische Porträt des ihm ersichtlich artverwandten Prosper Mérimée, mit dem Richard Schaukal die Ausgabe der von ihm ins Deutsche übertragenen ausgewählten Novellen Mérimées einleitet, ist meines Erachtens das Beste, das ihm als Kunstkenner bisher zu schreiben gelungen ist. Eine derartige elegante, auf gründlichen Kenntnissen beruhende, von einem feinsten künstlerischen Empfinden eingegebene Studie schürft in Wahrheit tiefer als die landesübliche Literaturgeschichte, die der Dichter einmal eine „naseweise alte Jungfer" zu nennen sich erdreistet hat!

Hof-, Volks- und Kunst-Theater.

Von

Julius Bab.

Die Berliner Theater-Verhältnisse zwingen uns mit grimmiger Energie nachzudenken über die soziale Basis der Bühnenkunst. Eines ist schließlich wichtiger als alle Kunst — das Volk, durch das und für das diese Kunst geschaffen wird; eins ist wichtiger als Regie, Ensemble und Repertoir: das Publikum. Wo sind die Menschen, deren Bedürfnis ein künstlerisch geleitetes Theater materiell ermöglicht, moralisch rechtfertigt: Wo ist ein Institut heute, das mit zureichenden Mitteln sich der Kunst widmen kann, weil die Masse der kultivierten Zuschauer vorhanden ist, oder weil die kultiviertere Minderzahl Reichtum, Energie und Pflichtgefühl genug hat, die Zuschauer zu künstlerischen Genuß heranzubilden, das kostspielige Werk einer Erziehung zu leisten?

Das Hof-Theater ist dies Institut nicht. Es wird freilich anderwärts liberaler und geschmackvoller geleitet als in Berlin, aber aus der unklaren Zwischenstellung zwischen einem folgsamen Geschäftsunternehmen und einem führenden Kulturinstitut kommt es nirgends heraus; und eine Einrichtung, die nicht an beliebiger Stelle, sondern an ihrer Spitze eine derartige Unzulänglichkeit wie das Berliner „Königliche Schauspielhaus" Ereignis werden läßt, ist in ihrem ganzen Wesen verurteilt. Dies am reichsten ausgestattete, am sichtbarsten gestellte aller deutschen Schauspielhäuser hat jetzt die erste, größere Hälfte seiner Spielzeit mit der Aufführung von „Kerkyra" gekrönt. Ein Festspielchen für den ganz persönlichen Geschmack, die allerprivatesten Bedürfnisse Seiner Majestät, eine Hausdichtung, wie sie sich jeder sehr wohlhabende Mann zu seinem Geburtstag leisten mag. Nur daß dies allerpersönlichste Bedürfnis nicht so ist, daß es irgendwie auch das theatralische Bedürfnis der deutschen Geistesbildung wäre, nur daß es deshalb nicht auf eine Nationalbühne gehört, nur daß das von den Steuern der Preußen subventionierte Theater auch eben von Rechts wegen nicht das Haustheater Seiner Majestät, sondern das Nationaltheater ist. Und gleichwohl brauchte man das interesselose Schweigen der 443 preußischen Volksvertreter noch nicht in diesem Grade anzustaunen, wenn diese theatralische Privatfestlichkeit ein kleines Intermezzo in wirklicher dramatischer Arbeit wäre. Die fünfmonatliche Tätigkeit der Hofbühne hat aber in diesem Winter außer zwei vollkommen physiognomielos und unzureichend neu einstudierten Klassikern und der Ausgrabung eines sehr zu Recht verschollenen Jambendramas die folgenden Früchte gezeitigt: „Ein Waffengang" von Blumenthal, „Der Austauschleutnant" von Wilde & Co., und zuletzt ein Stück mit dem neckischen Namen „Wieselchen" von einem Schriftsteller Schwanzara, der sich so neckisch „Leo Lenz" nennt und dessen musische Qualitäten selbst die leichtblütigsten Feuilletonisten zu fast moralischen Zornesausbrüchen verführt haben. Dies war die Repräsentation des deutschen dramatischen Schaffens an dieser Stätte. Hier wird von Menschen ohne jedes Kulturgewissen und Kunstgefühl mit den Mitteln des Volkes ein Theater gemacht, das die allersimpelsten Instinkte mit dem Glanz königlicher Autorität verewigt, statt einen noch so bescheidenen Versuch zu ihrer Hebung zu machen.

Wenn also nicht die Hoftheater — und die Stadttheater sind nicht typisch, sondern nur in einzelnen Glücksfällen besser beschaffen — was dann? Die Privattheater? Das

Digitized by Google

kapitalistische Unternehmen? Auch dafür gibt es in den letzten Berliner Theaterläuften ein lehrreiches Beispiel. Die erfolgreichen Theaterunternehmer Meinhard und Bernauer, die in der Charlottenstraße und in der Königgrätzer Straße eine Bühne beherrschen, haben zuweilen (wenn sie mit den „großen Rosinen" und den „Frankfurtern" Geld genug verdient haben nämlich) Anwandlungen von Kunstbedürfnis und Kulturgewissen. Und in solch einem Anfall schoben sie neulich zwischen die dreihundertste und die dreihundertunderste Aufführung der „Fünf Frankfurter" eine Aufführung des ernsthaftesten und schwierigsten aller modernen Theaterwerke ein, sie spielten Ibsens „Brand". Nicht etwa schlecht — es gab sehr schöne Dekorationen, eine mindestens repräsentable Darstellung und eine unauffällig ordentliche Regie. Aber die Größe, die Leidenschaft, die zündende Eigenart fehlte der Vorstellung, und sie ist auch inmitten von zehn Frankfurtern nicht auf Kommandowort zu beschaffen. Der Geist eines Hauses will gebildet sein, und auch das Publikum will geleitet und gewöhnt sein zu so schweren Genüssen. Diese schwächlichen Kompromisse des reinen Geschäftstheaters mit der künstlerischen Pflicht führen nie zu einem erfreulichen Ziel, und obschon an den zwei oder drei führenden Bühnen Berlins der Zusatz von Kulturgut in der Mischung etwas stärker ist, die sichere Ruhe einer reinen Kulturarbeit ist diesen Unternehmen, die jeden Tag neu von der Laune der Kunstkäufer abhängen, niemals gegönnt.

Wo aber ist die Bühnenleitung, die im sicheren Besitz eines kunstwilligen Publikums furchtlos ein klares Bildungswerk verrichten kann und will? Wo ist das Volk, das sich im Willen zu künstlerischem Genuß zusammenschließt, und das Publikum, das da ist vor dem Theater, das seine Bedürfnisse befriedigen soll. Wir brauchen dieses Gebilde nicht mehr in Utopien zu suchen. Es ist auf dem Wege, es schält sich reiner und reiner heraus aus den großen Volksbühnenvereinen, die bisher zum Teil noch vom Abfall der Privattheater lebten, jetzt aber zu selbständiger Ensemblebildung erstarkt sind und bald zur Führung eines eigenen Hauses aufsteigen werden. Die Wiener Volksbühne baut ihr Heim, und der „Neuen Freien Volksbühne" in Berlin hat die Stadt in einer schönen Aufwallung von Kulturgefühl soeben zwei Millionen als Baugeld geliehen. Hier wird eine neue soziale Basis für Bühnenkunst gelegt, hier sind bereits mehr als 50 000 Menschen geeinigt in dem Willen, das Lebendige und Wertvolle der alten und neuen dramatischen Kunst, das Erhebende und das Erheiternde, auf sich wirken zu lassen, sie haben sich in freier Wahl ihre Verwalter und ihre Führer bestellt, die ohne Rücksichten nach oben und ohne Unsicherheiten nach unten ihrem besten Gewissen folgen dürfen. Hier, wenn irgendwo, sind die Anfänge einer neuen und besseren, wirtschaftlich und künstlerisch reineren Zeit für das deutsche Theater.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.
(Fortsetzung.)

Der Saal bot ein etwas verändertes Bild.

Lavancher, Montjorat und einige andere fehlten. Dafür waren neue Gesichter erschienen. Der Zeichner Turla saß zwischen Frau Languard und Proz und skizzierte. Der Baumeister Tony Gabiet, dessen Kunde Lermantes gewesen war, kam mit Raphael Nernier, einer ziemlich fraglichen Persönlichkeit.

Alle waren früher gekommen und mußten länger warten.

Die Stimmung war eine sehr lebhafte. Die unmöglichsten Gerüchte kursierten im Publikum. Man kündete Ueberraschungen an, Theatereffekte, Enthüllungen. Frau Languard hatte von einem Rechtsanwalt, einem Freund ihres Mannes, erfahren, daß die Schuld von Lermantes sich offenbaren würde, während Nernier durch einen Rat des Appellationsgerichtes, der in engen Beziehungen zu Motiers de Fraisse stand, versichern gehört hatte, daß seine Unschuld klar wie der Tag wäre...

Digitized by Google

Daisy Tyndall benutzte die Zwischenzeit, um mit Frau de Luseney ein Gespräch anzuknüpfen. Sie hatte ein feuriges Temperament, von ihrer Kunst erfüllt, gab sie sich ganz und gar und bildete einen scharfen Gegensatz zu dem ein wenig affektierten Intellekt ihrer Nachbarin. Ihr schonungsloser Realismus war wie das Leben selber, dieses Leben voller ergreifender Offenbarungen, durch die sie leidenschaftlich bis zum Schmerz ergriffen wurde. Mit angespanntem Geist und scharfen Sinnen nahm sie mit jeder Fiber ihres Seins an den Schauspielen teil, die durch ihre Phantasie geadelt wurden. Sie vibrierte noch unter der Aussage von Luise Donnaz, die sie während der ganzen Nacht weiter ausgesponnen hatte.

Während Frau de Luseney diese melodramatische Episode mit der Geringschätzung einer Preziösen behandelte, die nur die feinen Nuancen schätzt, rief sie:

„Aber liebe, gnädige Frau, das Melodrama ist überall im Leben wie das Vaudeville. Wir schwanken vom einen zum andern! Zeigen so fürchterliche Ereignisse nicht, daß wir selbst in unseren schwärzesten Bildern nicht übertreiben? Wir reichen an die Wahrheit kaum heran."

„Sagen Sie, daß wir sie verfeinern," sagte Jean Toma mit seiner scharfen, dünnen Stimme. „An und für sich ist das alles platt, ohne Schimmer, ohne Interesse. Es wirkt nur, wenn wir es mit Glanz umgeben."

Vor kurzem hatte er jene „Gedichte in Prosa" veröffentlicht, die etwas starken hautgoût hatten. Aber er spielte sich als den verfeinerten Aestheten auf, den die heilige Syntax, die gebräuchlichen Worte und die feststehende Moral verachtet. Daisy Tyndall schlug ihn mit dem Fächer auf den Arm und rief:

„Wie können Sie das hier aussprechen, wo diese Wirklichkeit den besten Roman übertrumpft? War das gestern platt und glanzlos?"

Sie hatte eine grobe, männliche Stimme, eine Posaune, welche die Klarinette ihres Freundes erstickte.

Dieser antwortete mit einem Kompliment, dessen Ton jedoch wenig überzeugt klang:

„Jedenfalls wäre es in Ihren Romanen aufregender gewesen!"

Daisy Tyndall hatte sicherlich Fehler, aber sie besaß eine kräftige Aufrichtigkeit, die ihren Aussprüchen wie ihren Büchern einen eigenen und pathetischen Anstrich gab.

„Schweigen Sie doch!" rief sie. „Wir sind nur ungeschickte Nachahmer. Keiner von uns würde imstande sein, ein Stück wie dieses zurechtzuzimmern; man fühlt, daß das Leben seinen Stempel darauf gedrückt hat. Hat Sie jemals ein Buch, ein Drama so gepackt wie dieser Dialog gestern?... Die Frau wollte schweigen, in ihrer Kehle ein Geheimnis ersticken, das nur sie allein kannte, um es mit sich in ihr schon nahes Grab zu nehmen. Aber nein! Sie hat gesprochen, gegen ihren Willen! Eine unsichtbare Kraft hat ihr das Geheimnis entrissen, es ist ihren Lippen entschlüpft. Himmel, war das tragisch!"

„Schön," sagte Jean Toma, „trotzdem müssen Sie zugeben, daß die Szene des Hirten im König Oedipus viel besser ist."

Er wollte der Marotte von Frau de Luseney schmeicheln, die ihm auch sofort zustimmte.

„Ich bin ganz Herrn Tomas Ansicht. Diese Szene war nur ein Entwurf. Es fehlte ihr die Schönheit. Die Frau hat nicht gesprochen, wie man es in einem guten Buch liest. Nur der Stoff war vorhanden. Ein Meister hätte ihn von diesen Schlacken befreit. Sie zum Beispiel, gnädige Frau, hätten daraus ein ergreifendes Bild geschaffen, wie man es häufig in Ihren entzückenden Werken findet. Ach, die Künstler sind glücklich: sie sind nicht genötigt, sich das Leben zum Modell zu nehmen. Sie erneuern und verbessern es."

„Das wiederhole ich unserer Freundin beständig," sagte Jean Toma.

„Aber sie glaubt es nicht, mein Kleiner," wiederholte, sich ereifernd, die Romanschreiberin. „Nie wird sie es Ihnen glauben. Sie hat zu viele Dinge gesehen, gelesen und verstanden, um nicht zu wissen, daß das Leben über der Kunst steht und der Künstler es nie erreichen kann. Seit mehr als zwanzig Jahren arbeite ich an diesem Stoff; ich bin nicht weiter als am ersten Tage. Die Kunst ist niemals wahr und wird es keinen Augenblick sein, wenn sie das Leben verbessert."

„Sie sehen doch, daß wir uns einig sind," quietschte Jean Toma.

Während dieses ästhetischen Zwischenspiels diskutierte man auf den anderen Bänken über die Artikel des Sansculotte: „Ein Apache", in dem Chaussy die Sitzung des vorhergehenden Tages interpretierte. Die Feindseligkeit sickerte durch jede Zeile. Eine teuflische Kunst, aus Perfidie, Lüge und Ironie bestehend, schilderte die Vergangenheit des Angeklagten auf eine Weise, die Lermantes widerwärtig machen mußte. Sein gewaltiger Fleiß war nur Gaunerei, um alle fünf Erdteile einzustecken. Die Resultate des Verhörs waren frech von Chaussy gefälscht und die verbrecherischen Absichten des Angeklagten durch das Zeugnis von Herrn

Digitized by Google

d'Entraque so durchsichtig, mit einer solchen Klarheit enthüllt, daß man der größte Einfaltspinsel sein mußte, um noch daran zu zweifeln. Der „Apache", der geschickt durch den Bluff seiner Prospekte den Leuten das Geld aus der Tasche gezogen hatte, verwandelte sich so leicht in einen Mörder, wie die Puppe ein Schmetterling wird, und es kaum selber merkt. Lermantes hätte diesen Schritt leichten Herzens unternommen. Jetzt leugnet er die Augenscheinlichkeit mit einem Zynismus, wie man ihn nie in den Jahrbüchern der Kriminalistik gelesen hatte.

Die Leute auf den reservierten Plätzen lasen die beißende Rede, ohne ihr zu viel Glauben zu schenken, doch empfanden sie dabei ein boshaftes Vergnügen, das aus blasierter Gleichgültigkeit, Skeptizismus, Bitterkeit und Grausamkeit gemischt war. Der aufdringliche Valens suchte den Artikel Frau d'Entraque unter die Augen zu halten, und sagte in schadenfrohem Tone:

„Sehen Sie, gnädige Frau, das Zeugnis Ihres Mannes ist die Hauptsache. Chaussy setzt das in der zweiten Spalte sehr gut auseinander."

Sie stieß die Zeitung zurück, und die Antwort, die wie ein Schrei klang, verdutzte ihn.

„Ich glaube nichts von diesen Gemeinheiten!"

D'Avoise und Choffart delektierten sich. Solche Skandale schadeten der Regierung. War auch Lermantes nicht Mitglied des Parlaments, so waren an seinen Geschäften viele Parlamentarier beteiligt, und sie wurden durch seine Enthüllungen getroffen. Wenn auch Chaussy selbst zweideutig war, so diente er doch der guten Sache, indem er diesen Elenden an den Pranger stellte.

„Ja," sagte ernst d'Avoise, „Chaussy arbeitet für uns."

„Sie können beruhigt sein, er arbeitet zunächst für sich selbst," sagte ein Nachbar, den er nicht kannte.

Proz hielt Crevola, der mit dem großen Kunsthändler Cormoret gekommen war, die Zeitung hin. Zuerst lehnte dieser ab, weil er nie Zeitungen las.

„Der Kurszettel genügt mir. Er bringt alle Neuigkeiten kurz zusammengefaßt." Aber er nahm das Blatt doch, setzte sich die Brille auf, buchstabierte den Artikel, indem er dabei die Lippen bewegte. Sorgfältig faltete er die Zeitung zusammen, gab sie Proz wieder und fragte:

„Was hat dieser Chaussy nur gegen Lermantes?"

Das war die Frage, die man sich auf jeder Bank stellte. Niemand vermutete, daß des Zeitungsschreibers Zorn aufrichtige Entrüstung war oder gar der Tugend entsprang. Eine politische Affäre?... Nein, Lermantes hatte Männer aller Parteien empfangen, auch Chaussys Freunde. Eine Frauengeschichte?... Das hätte man gewußt. Proz erklärte Crevola das Geheimnis.

„Lermantes hat nicht so gewollt wie er!"

Der dicke Mann spitzte die Ohren wie ein Hase, der ein verdächtiges Geräusch hört.

„Wann... warum... in welcher Sache?"

Proz wußte nichts.

„Alles, was ich weiß, ist, daß Chaussy oft gesagt hat: den werde ich noch fassen! Er hat Wort gehalten! Schrecklich ist dieser Chaussy! Wenn man die Furcht sieht, die er einflößt, weiß man, daß nur der Gnade vor ihm findet, der vor ihm zittert."

Proz hatte in dem friedlichen Ton eines vorsichtigen Mannes gesprochen, der zu viel Dinge weiß, um sich über die einzelnen zu entrüsten. Aber Crevola wechselte die Farbe. Ebenso Cormoret. Beide hatten Gründe, diesen Mann, der alles Böse ans Licht zog, zu fürchten.

Gerade kam Chaussy herein. Bevor er auf seinen Platz ging, blieb er einen Augenblick vor Frau Aurora Winckelmatten stehen. Sein hochmütiges Gesicht versuchte einen freundlichen Ausdruck anzunehmen. In diesem, bis zu den Augen behaartem Gesicht wirkte ein liebenswürdiges Lächeln unangenehm. Als er vor der jungen Frau stand, erweckten seine langen Arme, seine stämmige Figur, seine Wohlbeleibtheit, den Eindruck, als ob er einer anderen, urweltlichen, tierischen Menschheit angehörte. Turlo ließ sich die amüsante Gruppe nicht entgehen und zeichnete sie schnell. Während seiner Arbeit kündigte man den Gerichtshof an, und er war so vertieft, daß er ganz vergaß, aufzustehen. Die Präliminarien wurden schnell erledigt. Ungeachtet der Ordnungsrufe des Präsidenten war das Publikum sehr laut, und der Lärm steigerte sich, als Lermantes hereingeführt wurde.

War das derselbe Angeklagte vom Tage vorher?... Bleich und verfallen, schien er zu keinem Widerstande mehr fähig. Mit zitternden Knien schritt er vorwärts. Die erloschenen Augen lagen tief in den Höhlen. Er bebte am ganzen Körper. Der Schmerz schien sein Gesicht verlängert und abgemagert zu haben. Um den Mund lag ein Ausdruck von Qual.

Einige sahen in dieser Veränderung ein Geständnis. Nur Gewissensbisse konnten ein

Digitized by Google

menschliches Antlitz so verwüsten. Es schien ihnen, als ob Herr Rutor seiner Sache sicherer wäre und die Gesichter der Geschworenen strenger aussahen. Der sehr steife Oberst Ollomont steckte seine Hand in die Klappe seines Rockes und rollte fürchterlich mit den Augen. Condemine wandte sich sehr aufgeregt seinen Nachbarn zu. Selbst das spitze Mäulchen des kleinen Bijoux wurde drohend.

Der Zudrang wurde so gewaltig, daß die diensttuenden Soldaten die Menge in die Korridore zurückdrängen mußten. Man hörte sie hinter den geschlossenen Türen lärmen.

Herr Motiers de Fraisse stellte zuerst die Frage, die vorläufig die Wichtigste in diesem Prozesse war. Wußte der Angeklagte, daß der General de Pellice sein Vater gewesen war? Er stellte sie sofort und direkt, und man glaubte, daß Lermantes durch die Augenscheinlichkeit oder die Gewissensbisse gestehen würde. Aber nein, er leugnete. Er leugnete mit einem Rest von Energie, die man nicht mehr von diesem menschlichen Wrack erwartete, mit einer Ruhe, die in Erstaunen setzte, mit jener Art von Majestät, die unseren Gesten und Blicken manchmal durch höchstes Leid aufgedrückt wird.

Der Präsident beschleunigte den Angriff. Ihm wurde immer auf dieselbe Art pariert: Der General war, solange Lermantes zurückdenken konnte, stets so rückhaltlos sein bester Freund gewesen, daß keine Wohltat dieses Mannes ihn in Verwunderung setzte. Die Enthüllungen der Alten hatten dem Unglücklichen eine Menge Dinge klar gemacht, welche ihm früher nicht eingefallen waren und jetzt in seiner Erinnerung einen neuen Sinn annahmen. Vieles, was er einst nicht verstanden hatte, ward ihm nun klar. Er war blind gewesen. Niemals war der Verdacht in ihm aufgestiegen, daß der General ihm etwas anderes sein konnte als ein sehr wohlwollender, sehr anhänglicher Pate. Aber jetzt, nachdem ihm die Augen geöffnet worden waren, erschien ihm die ganze Vergangenheit wie ein aufgelöstes Rätsel.

Als Herr Motiers de Fraisse den Kampf aufgab, sprang Herr Rutor weniger geschickt als heftig für ihn ein:

„Sie wiederholen, daß der General Sie immer mit Güte überhäuft hat, zu jeder Zeit, in jedem Alter, zu jeder Gelegenheit. Aber sonst galt der General gar nicht für einen besonders wohlwollenden Mann..."

„Gegen mich war er es immer."

„Gegen Sie, gegen Sie allein. Er hatte also zwei Arten sich zu geben. Die eine gegen Sie, die andere gegen alle übrigen. Das hat keinen Verdacht bei Ihnen erregt, keine Ueberraschung bei Ihnen hervorgerufen... Sie fragten sich nie: weshalb überhäuft mich der General mit Wohltaten?..."

„Nein. Niemals."

„Unbegreiflich!..."

Herr Rutor sprach das Wort voller Ueberzeugung aus und begleitete es mit einer großen Geste seiner roten Aermel. Die Mehrheit des Publikums dachte sogleich wie er. Unbegreiflich war es, daß ein solches Geheimnis so viele Jahre gehütet worden war. Unbegreiflich war es, daß dieser Vater sich nie durch eine Herzenswallung verraten hatte und der Sohn in seiner Nähe nicht eine jener Offenbarungen gehabt, die plötzlich die Mysterien unseres Schicksals erhellen. Unbegreiflich und unmöglich. Die Spuren der ständigen vorgehaltenen Maske, die Stimme des Blutes, geheimnisvolle Ahnungen, unmittelbare Erkenntnis, Rufe, die im Grunde der Seele widerhallen, hätten hier ihre Rechte geltend machen müssen. Die in Massen zusammengedrängten Geister gehorchen einem eigenen Gesetz. Das Außergewöhnliche und Besondere nimmt eine trügerische, grauenhafte Seite an. Man urteilt nur noch auf allgemeine diktatorische Art oder nach vorgefaßten Meinungen, nach Phantasiegebilden, denen die Wirklichkeit fremd ist. Ein Sohn „muß" seinen Vater erraten. Es ist gleichgültig, wie. Ein Vater „muß" sich seinem Sohn offenbaren, gleichviel, auf welche Weise. Ein wichtiges Geheimnis „muß" sich aufklären, ganz gleich wann. Man hielt diese verneinende Hartnäckigkeit für die Berechnung eines Verbrechers, und Lermantes sagte nur einfach die Wahrheit.

Die Wahrheit klang hier durch, aber es war nur ein Aufflackern.

(Fortsetzung folgt.)

Smaragdküste und Kanalinseln.

Smaragdküste — côte d'émeraude — nennen die Franzosen einen Teil des bretonischen Littorals, in dessen Mitte St. Malo liegt.

Die Bretagne — düsteres Land und düstere Menschen — das ist die allgemeine Vorstellung. Auch Chateaubriand schildert seine Heimatprovinz — einsame, traurige, stürmische, von Nebel umhüllte, wolkenbedeckte Gegend, wo Wind und Wellen ewig tosen.

Um so angenehmer überrascht die Umgegend von St. Malo. Das Meer strahlt heiter,

Digitized by Google

die Gunst des milden, feuchten Klimas schafft wahre Wunder der Vegetation, ein lebhafter Verkehr herrscht in Stadt und Hafen. Die Stadt ist ein kleines Kabinettstück: Türme, Bastionen, wappengeschmückte Tore erinnern an die Vergangenheit, an den alten Sitz berühmter Korsaren. Heute spricht von ihnen nur die Inschrift eines Kleiderladens: „Aux corsaires". Aber erzählen die alten Mauern nicht noch anderes? Von hier fuhr Jacques Cartier aus, entdeckte den Lorenzstrom und legte den Grundstein zu Montreal. Die Erinnerung an La Bourdonnaie lebt auf, der unter Louis XV. Madras eroberte und dann in die Bastille wanderte. Auch Lamennais, der erste christliche Sozialist, dessen Paroles d'un croyant in ganz Europa Aufsehen erregten, der Philosoph Lamettrie und Chateaubriand sind Malouins, Söhne von St. Malo. Der berühmte Dichter hat selbst für Erhaltung seines Andenkens in der Vaterstadt gesorgt. Mitten im Meere hat er sich die letzte Ruhestätte, nur durch ein mächtiges, einfaches Granitkreuz bezeichnet, gewählt. Chateaubriand schreibt hierüber: „Da man für alles Sorge tragen muß, dachten wir mit den Bewohnern von St. Malo über unsere Beisetzung zu verhandeln. Sie sollte auf dem Sande einer Insel erfolgen, wo wir oft in der Kindheit gespielt Diese Verhandlungen dauerten länger als der spanische Krieg: Die Militärbehörde tritt nicht leicht sechs Fuß Sand ab, doch wollten wir, daß unser Staub dem Vaterland als Schanzkorb diene. Wenige Minister und erfolgreiche Minister haben sich um ihr Grab gekümmert, jeder sucht das Vergnügen, wo er es findet." (Oeuvres complètes, ed. St. Beuve, Bd. 12, 201—202.)

Ein neuerer Dichter besingt das Grabmal in folgenden Versen:

„Un Roc battu par la Tempête
Cela vaut mieux qu'un Panthéon
Lorsque le mort fut un Poète
Quand le poète fut Breton."

Doch auch in diese Einsamkeit dringt der Lärm des Tages, vom Strand kommen bei Ebbe auf den Felsen die Badegäste, belohnt durch einen wundervoll malerischen Anblick. Der Blick fällt auf die alten Granithäuser, mit ihren ungewöhnlich hohen und zahlreichen Kaminen. Der gotische Kirchturm der Kathedrale steigt auf. Rings um die Stadt laufen die Wälle, darunter der Hafen mit Gleisen, Kränen, Molen, Leuchttürmen, Dampfern und Segelbooten. Schroffe Granitklippen springen ins Meer, wie sie in ähnlichen Formen nur an der italienischen Riviera vorkommen. Eine Anzahl Inseln mit modernen Befestigungen bilden den Abschluß. — Wenn der Abend hereinbricht, herrscht reges, fast südländisches Leben. Vor den Cafés sitzen die Bürger bei dem Nationalgetränk, dem schäumenden Cider. Eine Volkssängerin tritt heraus und erweckt tosenden Beifall. Ein Kino produziert sich auf der Straße. Den Klängen der Militärmusik lauschen Matrosen und Rothosen, elegante Pariserinnen und Bäuerinnen mit weißen hohen Hauben. Fremde und Einheimische strömen in das Munizipalkasino. Couplets, die selbst den Präsidenten der Republik nicht verschonen, haben weniger Anziehungskraft als die Spieltische, wo Bakkarat und Petits chevaux eifrige Verehrer finden. — Zu der südlichen Stimmung fehlte nur noch der Stierkampf. Fast hätte St. Malo eine echt spanische Corrida erlebt, wenn sie nicht der Präfekt verboten hätte.

Auf dem Meer dasselbe bunte Leben, wie auf dem Lande. Auf der kurzen, 2 km langen Strecke von St. Malo nach Dinard, die die flinken Motorboote, „les vedettes Dinardaises", in 15 Minuten zurücklegen, begegnet man zahlreichen Schiffen: Barken, die die Austern von Cancale bringen, bunt bewimpelten Dampfern, die nach England fahren. Dann den berühmten Fischerbooten, die nach Neufundland oder Island reisen. Ein statistisch beschlagener Herr erzählt, daß für 9½ Millionen Franks allein Kabeljau aus Island, für 6½ Millionen Franks aus Neufundland von diesen kühnen Seefahrern gebracht werden.

Ist Dinard erreicht, so grüßen nicht altersgraue Schlösser, sondern moderne Hotels und vornehme Villen auf lorbeergeschmückten Felsen. Schöner mag es noch im Frühjahr sein, wenn die Kamelien blühen. Aber Feigenbäume und Palmen, Myrten und Hortensien gewähren auch jetzt einen herrlichen Anblick. Am Strande begegnet sich der royalistische Adel mit amerikanischen und österreichischen Millionären.

Von Dinard führt eine Dampfstraßenbahn über St. Enogat in 40 Minuten nach St. Briac. Eine Anhöhe wird erreicht, von der auch St. Lunaire sichtbar ist. Regen stürzt herab, eine rauhe See schlägt an die Klippen, aber herrlich wirkt das Braun der Granitfelsen, das blendend Weiß der Brandung, das Rotviolett des Erikahügels, die dunkelgrünen Ginsterbüsche, alles prangt in den sattesten, tiefsten Farben. Seewärts schweift der Blick ungehemmt, da keine Inseln vorlagern. In dem Städtchen St. Briac mit seinem altertümlichen Kirchturm schafft, merkwürdig genug, ein einfacher Handwerker, M. E. Baudin, Fayencen von einer Feinheit des Farbentons, wie ich

Digitized by Google

sie noch nirgends sah, freilich gibt es auch bei uns keine ähnliche Umgebung.

Nur einzelne Punkte der Kanalinseln, wie Bouley Bay auf Jersey und Moulin Huet Bay auf Guernsey bieten eine ähnliche Szenerie. Hügel, grün von Wachholderbüschen, und Farren, rötlich von Erika, umrahmen einsame Buchten.

Geologisch, wie pflanzengeographisch sind ja die Kanalinseln ein Stück von Frankreich. Wohin sie kulturell gehören, ist schwer zu sagen. Nur den Rand der Eilande umsäumt die englische Kultur. Auch der Deutsche erfreut sich ihrer, wenn er vor einem behaglichen Kamin auf Möbeln aus Queen Annes Zeit sitzt und sich bei einer guten Zigarette von den Schrecknissen der französischen Regie erholt. Die Küche mundet trotz des gediegenen „Plain breakfast" allerdings weniger als die französische.

Wer aber ins Innere dieser Inseln dringt, findet ein eigenartiges Land und Volk. Schon die Felder gewähren einen seltsamen Anblick. Weizen und Hafer verschwinden fast vor den Tomaten, Artischocken und anderen Gemüsen, die man feldmäßig anbaut. Nirgends anderwärts sieht man so hohe und dicke Kohlstengel. Sie sind stark genug, um Spazierstöcke daraus herzustellen. Fast bei jeder Farm Glashäuser, in denen Trauben und Frühkartoffeln gezogen werden. In den Gärten Araukarien, Eukalypten und wunderbare andere Gewächse. Auch das Rindvieh ist eigenartig. Es bildet eine eigene Rasse, die Alderney-Rinderrasse, die allerdings nur auf der Insel Jersey sich rein erhalten hat. Wer die unansehnlichen isabellfarbenen Tiere sieht, glaubt nicht, daß sie die fettreichste Milch liefern, die es überhaupt gibt. Das ist die Wirkung der üppigen Weiden.

Wie ein Stück Mittelalter blicken trotzige Burgen der Feudalzeit in das Land hinein. Auch das Volk ist unmodern geblieben. Die Insulaner reden unter sich ein altfranzösisches Patois, und wenn sie englisch sprechen, geschieht es mit einer Aussprache, die den grammatisch gebildeten Reisenden schaudern macht. Unmodern ist auch die große Kinderzahl der Landbewohner; ein Kutscher erzählte, daß er 21 Kinder gehabt habe. Die englische Regierung selbst hat die Sonderstellung des Inselvolkes anerkannt, indem sie ihm eigene Miliz, eigenes Parlament und eigene Scheidemünze belassen hat.

So haben Natur und Menschenwerk diesen Erdenwinkel merkwürdig genug ausgestattet. Er verdient deshalb die Aufmerksamkeit aller Reisenden, insbesondere unserer Landsleute. Diesen ist ein Besuch des früher entlegenen Landstrichs dank den ausgezeichneten Verbindungen, die unsere großen Schiffsgesellschaften von Hamburg und Bremen nach Cherbourg und Southampton geschaffen haben, sehr erleichtert. Eine 22- bis 26stündige Fahrt führt auf den schönsten Ozeandampfern zu den genannten Hafenplätzen und von dort bedarf es nur weniger Stunden, um in die von uns geschilderte Wunderwelt einzudringen.

Dr. Otto Pringsheim.

Neue Bücher.

Freudenscheu und Recht auf Freude. „Das Recht auf Freude" nennt El-Correï ihren liniensicheren und lebensvollen Roman.*) Und wer, wie ich, Zeit seines Lebens für dieses Recht gekämpft hat, kann nur mit froher Genugtuung wünschen, solche Bücher möchten weit und breit und intensiv gelesen werden. Es ist beileibe kein Moralunterricht, aber es ist auch keine belanglose Abmalung gleichgültiger Schicksale und Charaktere, was El-Correï hier gibt. Nein: ein warmempfindender, scharfdenkender und hochstrebender Mensch sieht, nach dem Sinn des Lebens suchend, klaren Auges in das Daseinswirrwarr; und erkennt ein Ziel, und bekennt eine Lebensrichtung. Niemand ist gezwungen, niemand wird auch nur ermahnt, die neue Lebensregelung mitzumachen — wer aber bangend sucht und, beirrt, nun durch Bücher an die Lebenslösung herantritt, der kann durch die Bilder tapfren Lebens gestärkt, gestählt und gefördert werden. Daß El-Correï nicht darauf verzichtet hat, einen Ausblick in das Leben zu bieten, statt nur eines Ausschnittes aus dem Leben, das beweist einen guten Instinkt; daß sie die Gestalten ihrer Dichtung diesen Ausblick selbst und in Mühen der Seele erleben läßt, spricht für ihre reife Künstlerschaft. Und daß sie doch in eingehender Schilderung dichterische Genre- und Landschaftsstücke entwirft, ist vielleicht ebenso sehr verständnisvolle Homöopathie, Verdünnung des Grundgedankens bis zum richtigen Grade, der Aufnahmefähigkeit des Publikums angepaßt, wie es Naturell und Hang zu fabulierender Plauderei sein mag.

Ich habe früher wiederholt darauf hingewiesen, daß die Furcht vor der Freude eine

*) Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Digitized by Google

seelische Entartung ist, der ich halb ernsthaft, halb spöttisch den wissenschaftlichen Namen „Hedonofobie" gegeben („Das vergletscherte Europa" in den Narrenpredigten „Herr von Mensch", Klaristischer Verlag Akropolis, Leipzig). Wie es zu dieser Krankheit in dem Trubel der heutigen mammonistischen Gesittung kommen muß, schildert El-Correï unaufdringlich und doch scharf in der Gestalt Heinrich Baslers, der sich von dem Freudeglauben Reginas so verständnislos abgestoßen fühlen muß, daß er sogar auf den ersehnten Liebesbund verzichtet. Eine große Feinheit des El-Correïschen Buches ist nun, daß Regina Tiefmann ihrerseits diesen Freudeglauben einbüßen muß, denn er war ihr nur anerzogen. Durch tiefes Leid, Verwirrungen, Irrungen, Demütigungen geht sie hindurch, ehe sie diesen vorwärtsweisenden Lichtglauben sich wieder erkämpft, und da mit dem Jugendgeliebten sich auf der Bahn der Tapferkeit wiederfindet. Daß die Freude nicht geschenkt, sondern erkämpft wird — daß Freude nicht in behaglichem Genießen, sondern in tätiger Lebensförderung besteht, nicht für laute Sumpftiere, sondern für stille Helden da ist: das erlebt der Leser an den Schicksalskreuzungen der geschilderten Persönlichkeiten. Auf diese Weise wird am besten die so moralisch aufgeputzte und so antimoralisch wirkende Freudescheu und Lebensfeigheit bekämpft. Als Vorkämpfer des Klarismus, dieses tapferen und lichten Entwicklungsglaubens der Eigenwesen, wie ihn Elisarion in seinem „Neuen Fluge" und im „Unbekannten Gott" verkündete (Klaristischer Verlag Akropolis; daselbst auch von demselben: „Was soll uns der Klarismus? — nationale Kraft!") — kann ich mich der schönen, wenn auch ungewollten Mitstreiterschaft El-Correïs nur freuen, und jedem, der skeptisch und kulturmüde ist, dieses Buch der Anregung und des Trostes empfehlen.

Dr. Eduard von Mayer.

Der Steiger vom David-Richtschacht. Die Diamantinsel. Zwei Volks- und Jugendbücher von Kurt Geucke. Mainz. Verlag von Jos. Scholz.

Kurt Geucke ist ein Dichter, kein moderner vom Schlage unserer Kaffeehaus-Aestheten, sondern ein Romantiker, der sich in einer krankhaften Sehnsucht nach einer vollkommeneren Welt selbst verzehrt. Der Drang ins Wesenlose beherrscht ihn ganz, er gestaltet sich die Welt nach seinem Herzen und bildet die Menschen nach seiner Idee, ohne der Wirklichkeit auch nur die geringste Konzession dabei einzuräumen. In dieser, nur ihm eigentümlichen Begabung liegt seine Stärke und seine Schwäche. Ein Mann mit dem starken Herzen, begeistert für alles Große und Schöne, entwickelt er sich zu einem phantastischen Erzähler von besonderer Eigenart, der sich über die harten Wirklichkeiten, wenn sie ihm nicht in die Komposition seines Werkes passen, mit souveräner Verachtung hinwegsetzt. Die oben angezeigten Bücher, die ein zusammenhängendes Ganze bilden, setzen mit einer prachtvollen Schilderung einer Bergwerkskatastrophe ein. Hier hält sich Geucke zunächst noch an das Gegebene, er zeigt, daß er auch beobachten kann, aber bald verliert er sich in phantastische Fernen. Er schildert uns eine Märchenwelt, der er das Gepräge der Wirklichkeit geben möchte, aber nicht kann. Großartige Naturbilder, die er mit festen Strichen hinsetzt, wechseln mit Szenen, die uns anmuten wie Märchen aus „Tausendundeine Nacht". Das ist an sich kein Fehler, nur durfte Geucke die gegebene Tatsachenwelt nicht mit einer wunderlichen Phantastik zusammenmengen. Dadurch hat er einen schrillen Mißakkord in seine Dichtung gebracht, der durch nichts ausgeglichen wird.

J. Gaulke.

Auf die feine Abstimmung der Farbe eines Zimmers muß, wenn die höchste Note erreicht werden soll, außerordentlich viel Zeit und Sorgfalt verwendet werden. Und das müssen selbst Leute tun, die große Uebung in solchen Dingen haben und dazu einen feinen Farbensinn. Bezeichnend ist, daß Nichtfachleute mit der Farbenwahl sehr viel schneller fertig werden; es ist leider zu wenig bekannt, was sich durch sorgfältiges Abstimmen der Farben erzielen läßt. — Es wird von Kennern behauptet, daß in der Ausstellung in der Tauentzienstraße 10 eine sehr hohe Note der Farbenharmonie erreicht ist, und die Zimmer dort sollen in der Beziehung zu den besten zählen. Es ist keine Seltenheit, daß für Farben empfängliche Besucher von dem Eindruck dieser Zimmer überrascht sind. In vielen Fällen sind die Farben von dort direkt auf andere Räume mit vortrefflichem Erfolge übertragen worden. Die Besichtigung ist frei. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin C, Molkenmarkt 6, ist der Aussteller. Die Schrift „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten", die in Wort und Bild diese Ausstellung beschreibt, ist auf Wunsch gern kostenfrei zu Diensten.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich i. V.: Dr. Gustav Erényi, Charlottenburg, Bismarckstr. 56. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 7 Berlin, den 15. Februar 1913. 42. Jahrgang Band 83.

Ein Sieg der Vernunft.

Von

Heinrich Ilgenstein.

„Baust du ein Schiff, dann baue ich zwei. Und nun wollen wir sehen, wer von uns beiden den längeren Atem hat . .“ Das ist, auf eine einfache Formel gebracht, nun seit Lustren das fast kindisch anmutende Spiel zwischen den beiden Kulturländern England und Deutschland gewesen. Wer in Ansehung dessen, daß wir durch unsere geographische Lage vor allem eine Landmacht sind, gegen dieses maritime Wettrüsten mit dem Inselreich Britannien ein Wort des Mißfallens wagte, galt bis gestern als Vaterlandsfeind. Nicht nur in den Kreisen der Chauvinisten, die in dem immer stärker werdenden Willen zum Frieden nur ein Stück Volksdekadenz sehen.

„Baust du ein Schiff, dann baue ich zwei . .“ Im Falle England wußte selbst die Friedenspartei Alldeutschlands nichts Weiseres als dies gleiche groteske Rezept. Aber nun dämmert die bessere Einsicht. Endlich! Was noch vor Jahresfrist vom Regierungstische aus mit einem runden „Unmöglich“ beantwortet ward, ist fast über Nacht zur Tatsache geworden. Herr von Tirpitz, des deutschen Reiches verantwortlicher Flottenredakteur, hat sich nun feierlich zu der etwas verspäteten Erkenntnis durchgerungen, daß das unbedingte Wettrüsten mit Englands Flotte nicht deutsche Existenzfrage ist, nie deutsche Existenzfrage war.

Die um die latente Feindschaft zwischen England und Deutschland hochverdienten Kreise des deutschen Flottenvereins werden Zeter und Mordio schreien. Auch die Kanonenkönige und Panzerplattenfabrikanten können einem leid tun. Alle, die das Unglück haben, im Kriege ihr bestes Geschäft sehen zu müssen, werden höchst peinlich berührt sein. Aber darüber hinaus steht das ganze deutsche Volk diesmal hinter der deutschen Regierung. „Es genügt, wenn die deutsche Flotte zur englischen Seekraft sich im Verhältnis von 10 zu 16 hält . .“ Was will diese überraschende Kundgebung des deutschen Staatssekretärs der Marine anders besagen, als daß man das Unhaltbare der Situation endlich begriff?

Wenn es mit dem englisch-deutschen Rüstungskoller so weiter gegangen wäre, so mußte sich die steuertechnische Unmöglichkeit, diesen Wahnwitz immer weiter zu betreiben, über kurz oder lang in einem ebenso überflüssigen wie mörderischen Kriege entladen. Ein Krieg zwischen den beiden größten Kulturvölkern der Erde. Weshalb? Nur weil beim gegenseitigen Wettrüsten sonst die Puste ausgehen könnte. . . Lange genug hat unser öffentliches Leben unter dieser bizarren Perspektive gestanden. Aber nun bläst die deutsche Regierung, die zwar an allerhand innerpolitischen Krankheiten, an einem nur mäßig aufgeklärten Despotismus dem eignen Volk gegenüber und an einem hinterweltlich rückständigen preußischen Verfassungsleben, aber doch gewiß nicht an mangelndem Nationalstolz leidet, selbst zum Rückzug. Die deutsche und englische Flotte im Verhältnis von 10:16. . . Also man gibt es auf, um jeden Preis die Flottenstärke Englands zu erreichen! Unter allen Umständen ein Sieg der Vernunft. Ein Sieg der Vernunft? Nichts mehr, nichts weniger. Wir sind keine ausschließliche Seemacht wie England. Können es, solange wir ein gesunder nationaler Staat bleiben wollen, ob unserer geographischen Lage nie werden. Auch *unsere* Zukunft liegt auf dem Wasser? Sicherlich. Aber nur auf dem Wege fried-

Digitized by Google

lichen Wettbewerbs. Soll schon einmal die Kriegskraft der großen Völker gewogen werden, dann liegt Deutschlands Kraft in seiner Landmacht. Die Idee, trotz unserer weit überlegenen Wehrkraft zu Lande auch noch Englands Flottenstärke zu erreichen, krankt an dem Uebel, daß sie der Eifersucht auf ein anders geartetes Reich, nicht unsern eignen, natürlichen Bedürfnissen entsprang. Darum fort mit ihr! 10:16, das genügt vollauf. Solange wir Frieden haben, steht deutscher Tüchtigkeit und deutscher Intelligenz sowieso die ganze Welt offen. Aber kann selbst dies neueste hocherfreuliche deutsche Bekenntnis zum Frieden uns nicht ein kriegerisches Ringen mit England ersparen, so kann der Wahnsinn solch kulturwidrigen Beginnens nur am Bollwerk von Deutschlands Landheer zerschellen.

Oh, Straßburg . . .

Von

Otto Corbach.

In langen, spitzfindigen Betrachtungen hat in diesen Tagen unsere Presse die Frage untersucht, wie der Kaiser wirklich telegraphiere und inwieweit es dem einstigen Zahlmeisteraspiranten August Wolter in Straßburg gelungen sei, dies Verfahren bei seinem Streich genau nachzuahmen. Das falsche Telegramm hatte gelautet: „Treffe 12 Uhr ein. Besteige Kraftwagen. Fahre zum Polygon. Gesamte Garnison ist zu alarmieren. gez. Wilhelm."

Man hielt auf dem Generalkommando Depesche wie Depeschenboten für echt. Wozu also noch lange über Ursache und Zweck des Befehls sinnen und nachdenken? Es galt zu gehorchen, blind zu gehorchen, wie es sich nun einmal für Militärs geziemt. Drei Sätze auf einem Telegrammformular genügten, um einen der wichtigsten Waffenplätze der Welt über Nacht in Aufregung zu bringen, um dreißig Generäle und Hauptleute, einen Statthalter und Minister, einen Kaiserlichen Prinzen und 60 000 Mann Truppen zu mobilisieren.

Wolter wollte beweisen, daß er kein Narr sei, und unsere Byzantiner wenigstens werden, wenn sie folgerecht urteilen wollen, zugeben müssen, daß ihm dieser Beweis geglückt ist. Denn wie sollten sie es mit ihrer Grundauffassung vereinen können, daß eine so wichtige, Kaiserliche Amtshandlung, wie die plötzliche Mobilisierung der Garnison einer unserer stärksten Festungen von einem Narren täuschend ähnlich nachgeahmt werden könne! „Die Täuschung gelang besonders deshalb leicht," bemerkte ein Berichterstatter, „weil der Kaiser bereits einmal unangemeldet in Straßburg eintraf und eine Alarmierung der Garnison vornahm." Also, denkt beruhigt der Leser, ist gar nichts Schlimmes, nichts Kompromittierendes passiert. Der Kaiser hätte wirklich so telegraphieren können, und dann wäre alles in bester Ordnung verlaufen. Niemand merkt oder will merken, daß einmal wieder ein Narr in drastischer Weise gezeigt hat, wie ein großes Kulturvolk noch heute dem Wahne lebt, die Entscheidung über Krieg und Frieden sei lediglich eine Privatangelegenheit des Monarchen. „In der Stadt herrschte große Aufregung und Freude über den unerwarteten Besuch des Kaisers. Große Massen strömten dem Polygon zu. Andererseits herrschte auch große Traurigkeit in dem Publikum, und man sah jammernde Frauen und Mädchen, weil auch davon die Rede war, daß es zur Mobilisation gehe." Das las man in einem Bericht des „Berliner Tageblatts".

Wir leben angeblich in einem „demokratischen" Zeitalter. Jede öffentliche Angelegenheit wird in Tausenden von täglich ein-, zwei- oder dreimal erscheinenden Zeitungen erörtert, kritisiert. Das Volk wählt Vertreter, die in den Parlamenten an der Regierung teilnehmen, zu allen Handlungen der leitenden Staatsmänner Stellung nehmen dürfen, ohne deren Mitbestimmung auch keine Kriegserklärung erfolgen kann. Und in einem Teil des Straßburger Publikums konnte doch eine große Traurigkeit ausbrechen, als ein falsches Kaisertelegramm plötzlich eine Probemobil-

Digitized by Google

machung anordnete, indem man sie ernst nahm und es für möglich hielt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel könne der Monarch in einem Augenblick die ganze wehrfähige Bevölkerung zu den Waffen gerufen haben, ohne daß ein Mensch zu sagen wüßte, ob über eine serbische Hafenfrage oder eine andere diplomatische Bagatelle das lange befürchtete europäische Kriegsgewitter losgebrochen sei.

Daß das „Volk in Waffen" sich aus einem Organismus in einen Mechanismus verwandelt hat, muß als eine unerbittliche Folge der Entwicklung der Kriegstechnik hingenommen werden. Bei den alten Deutschen war das ja nach Tacitus anders. Jeder Waffenträger hatte eine beschließende Stimme. Man setzte sich, wenn es Wichtiges zu beraten galt, bewaffnet nieder: „Dann erhält der König das Wort oder ein Häuptling, je nach dem Alter, dem Adel, dem Kriegsruhm oder der Beredsamkeit eines jeden, und sein Vortrag hat mehr das Gewicht eines Rates als die Macht eines Befehles. Mißfällt ein Antrag, so wird er mit Murren verworfen, gefällt er, so schlägt man die Pfronne (Speere) zusammen . . . Die Könige haben keine unumschränkte oder willkürliche Gewalt, und auch die Heerführer sind mehr Vorbilder als Befehlshaber: immer auf dem Platze, immer voranleuchtend, immer an der Spitze, herrschen sie durch die Achtung, die sie einflößen. Noch demokratischer ging es bei den alten Griechen beim Waffenhandwerk zu, wird doch von der Landsgemeinde der Zehntausend, deren Oberhaupt Xenophon war, berichtet: „Ein dutzendmal trat das Heer zur Beratung und Abstimmung zusammen, geleitet nicht von einem General, nur von einem verständigen und rechtlichen Manne, und seine Beschlüsse retteten es durch die größten Schwierigkeiten und Gefahren hindurch".

So etwas ist heute nicht mehr möglich. Unbedingte Disziplin, blinder Gehorsam ist die unerbittlichste Forderung jedes modernen Heerwesens. Für Pazifisten mag das eines der schwerwiegendsten Argumente gegen den Krieg unter modernen Kulturverhältnissen überhaupt bedeuten, aber solange die allgemeine Abrüstung nichts ist als ein frommer Wunsch, muß jedes Heer als ein Mechanismus funktionieren können, worin der einzelne nicht viel mehr bedeutet, als ein blind jedem Befehl der Leitung gehorchendes Werkzeug. Also läßt sich auch nichts gegen plötzliche Probemobilmachungen einwenden. Aber in Straßburg hat es sich wieder gezeigt, daß man im Volke noch vielfach wähnt, der Monarch könne als absoluter Herrscher über Nacht eine ernsthafte Mobilmachung durch Telegramme dekretieren, ehe noch in der Oeffentlichkeit von einer unmittelbaren Kriegsgefahr die Rede war.

Die Schuld an dieser unglaublichen politischen Naivität trägt natürlich in erster Linie die Schule. Der offizielle Geschichtsunterricht ist noch ganz im Zeitalter des Absolutismus befangen und hat vom modernen Staate fast keine Ahnung. Die große, noch unerfüllte Forderung der Zeit lautet hier: staatsbürgerliche Erziehung. In zweiter Linie aber ist unsere Presse für diesen Mißstand verantwortlich zu machen. Wenn immer wieder jede leichte Störung der internationalen Beziehungen sensationell aufgebauscht wird, wenn die Presse aus bloßer Spekulation auf den Sensationshunger der Massen sich zum Mittel einer Diplomatie hergibt, die durch falschen Lärm die öffentliche Meinung von ihrer Unfähigkeit abzulenken sucht, so ist es schließlich kein Wunder wenn das lesende Publikum schließlich so nervös wird, daß es die Fähigkeit zu einer ruhigen Betrachtung der jeweiligen politischen Lage verliert. Der moderne Journalismus als Erreger kriegerischer Stimmungen, das ist eines der dunkelsten Kapitel neuzeitlichen Kulturlebens. Der Weizen solchen unverantwortlichen Reportertums blüht um so besser, je mehr Beunruhigung mit wirklichen oder erdichteten Meldungen über Störungen des „europäischen Gleichgewichts" gestiftet wird. Wenn in dieser Hinsicht nicht auch von deutschen Zeitungen während der letzten Jahre viel gesündigt worden wäre, so hätte der Streich des einstigen Zahlmeisters Wolter in Straßburg unmöglich eine Kriegspanik in einem Teil des Publikums hervorrufen können, die Frauen und Mädchen aus Angst, ihre Gatten und Brüder zu verlieren,

Digitized by Google

öffentlich jammern und wehklagen ließ und manchen furchtsamen Spießer zur Sparkasse trieb, um seine Sparpfennige schleunigst in Sicherheit zu bringen. Es wird wahrlich höchste Zeit, daß sich unsere Presse ihrer politischen erzieherischen Pflichten bewußt werde.

Die Probe aufs Exempel.

(Der Bassermann-Film.)

Von

Julius Bab.

Nun also haben wir den ersten literarischen Film gehabt, den Kunstfilm von einem unserer ersten Menschendarsteller gemimt, in der Textzubereitung eines bekannten Bühnenschriftstellers. Die reine Erfüllung also jener Entwürfe, deren Kulturwert dem „Verband Deutscher Bühnenschriftsteller" so erheblich schien, daß er Acht und Bann über den abscheulichen Menschen verhängte, der solch Filmdrama mehr für das Portemonnaie der Lieferanten als für das Heil der Menschheit wichtig nannte. Wir haben die Probe auf das Exempel: Den Film „Der Andere" von Paul Lindau, gemimt von Albert Bassermann, aufgeführt in den Lichtspielen am Nollendorfplatz zu Berlin.

Nun bin ich weit entfernt, den alten, aus so vielen Sätteln gestürzten Bühnenpraktikus Paul Lindau für einen Dichter und sein Schauspiel „Der Andere" für ein Drama zu halten. Aber, dies einstmals viel gegebene Stück war immerhin eine geschickte und nicht ganz uninteressante Theaterarbeit. Wäre Paul Lindau ein Dichter, so hätte in seiner Hand das zugrundeliegende Motiv — die Bewußtseinsspaltung, die doppelte Existenz — eine geistige Natur und eine sinnbildliche Bedeutung für allgemein menschliches Schicksal gewinnen müssen — eine tragisch-dichterische Wendung, wie sie fast in allen Werken Heinrich von Kleists und so mancher neueren lauert. Für Lindau, den Schriftsteller, ist umgekehrt gerade das einmalig Außerordentliche, das medizinisch Abnorme des Falles wichtig, weil es zu aufregenden, spannenden Theatersituationen führt. Sein Staatsanwalt, der des Nachts einbricht, beherbergt nicht, was allein den Fall erst dichterisch und menschlich interessant machen würde, eben auch einen Verbrecher in seinem Busen, er ist der romanhaft glatte Ehrenmann, der durch seine Krankheit zu ganz unverständlichen, seiner Natur nicht im mindesten entsprechenden Handlungen kommt, und also ein höchst untragisches, aber desto mehr trauriges, „bedauernswertes" Schicksal hat. Dies sentimentalische Theaterstück wird nun nach Schriftstellermanier in eine Beziehung zum Geist gebracht durch eine Tendenz, die platt liberale Tendenz, daß es gerade ein Staatsanwalt der schärfsten Art sein muß, an dem dies pathologische Beispiel von menschlicher Verantwortungslosigkeit aufgestellt wird.

Um diese lahme, gar nichts beweisende Tendenz ist es am wenigsten schade — aber es bleibt charakteristisch, daß Bassermann erst bei der Vorstellung des Films durch den gedruckten Zettel erfuhr, daß er nicht einen Staatsanwalt, sondern einen Rechtsanwalt gespielt hatte! Der Staatsanwalt wäre seinem Wesen nach ja doch gefallen, da sich seine unduldsam schneidigen Ueberzeugungen nur durch Aussprache, aber nicht pantomimisch darstellen lassen. Diese Pointe (und jeder wertvolleren wäre es ebenso gegangen!) muß also der Film knicken. — Was nun aber dem Lindauschen Theaterstück sonst noch irgendeinen Reiz gibt, der es über die Rubrik „Verbrechen und Unglücksfälle" erhebt und für Kulturmenschen zugänglich macht, das ist ausschließlich der Zwang der dramatischen Form. Daß die Geschichte von diesem Staatsanwalt auf vier Bühnenbilder zusammengedrängt werden muß, mit der Notwendigkeit, alles Davor- und Dazwischenliegende durch die Reden der auftretenden Personen zu exponieren, das gibt dem Stück eine Dichtigkeit, die es über den plattesten Naturalismus erhebt. Wie der Auftritt der Personen arrangiert ist, wie ihr Dialog zweckmäßig geführt ist, das erzeugt eine Spannung halbwegs geistiger Art, die als Ersatz für menschliche Teilnahme gelten mag. Paul Lindau aber, der im Geschäft des Kunst-

Digitized by Google

richters alt geworden ist, hat vom eigentlichen, überstofflichen Wesen der Kunst so wenig begriffen, daß er jenen Zwang der Form, durch den seine eigenen Arbeiten zu irgendeinem Werte gelangen, lediglich als lästige Fessel empfindet, und daß er den Film preist, weil er den Dramatiker von jeder Fessel des Schauplatzes befreie! Wirklich ist nun der Film „Der Andere" von jedem Zwang der Form so frei, wie der letzte aller Kolportageromane. Die Darstellung kann kapitelweise mit dem Stoff durch Dick und Dünn gehen — und daß sie nicht mit der Geburt des nachtwandelnden Rechtsanwalts, sondern mit „Paul Lindau am Schreibtisch" ihren Anfang nimmt, ist eine beinahe witzige Konzession.

Wir bekommen also eine reizlos richtige Moritat vorgelebt, aber da es für die Mittel zur Pantomime immer noch eine viel zu komplizierte Moritat ist, so wird alle zwei Minuten ein erklärender Text nötig, der im schönsten Zeitungsdeutsch die Bilderfolge unterbricht. Der Eindruck ist der eines Hintertreppenromans, den der findige Kolporteur diesmal mit besonders zahlreichen und sogar beweglichen Illustrationen ausgestattet hat. Kurz, ein Film, der zwar etwas zahmer und also langweiliger, aber nicht im mindesten geisthaltiger ist als das „Europäische Sklavenleben", „Die Schrecken der schwarzen Hand", „In der Großstadt verloren" und alle anderen.

Aber Bassermann? Man muß ja gegen Kritiker vom Schlage Lindaus oft genug hervorheben, daß der Schauspieler ein Künstler auf eigene Faust zu sein vermag, daß die Duse bei Dumas und Bassermann bei Sudermann nicht durch, sondern trotz des gegebenen Textes große Abbildungen menschlichen Wesens geben, weil sie mit dem Blut ihres ganzen seelisch-körperlichen Daseins die schattenhaften Vernunftgeburten der Schriftsteller tränken. Was aber von Bassermann auf dem Film erscheint, das ist selbst kaum mehr als ein verzerrter Schatten seiner Kunst. Kein Mensch kann aus diesem Film erfahren, was Albert Bassermann für ein Schauspieler gewesen ist. Nicht nur die Worte fehlen, nicht nur die Melodie seiner Stimme, die Leidenschaft seiner Akzentsetzung, sein Lachen und Weinen. Nicht nur jenes bestimmte Verhältnis, jene gesetzmäßige Verbindung von Ton und Bewegung, die vielleicht mehr als alles andere individualisiert.

Es fehlt der Anhauch des Körperlichen, jene spürbare physische Gewalt, die niemals eine Photographie, sondern nur zuweilen ein sehr genialer Porträtmaler der Natur nachbilden kann. Und was übrig bleibt, die bloße Flächenprojektion der Mienen und Gesten — an drei oder vier typischen Bewegungen kann man im Sinne eines Steckbriefes wohl den bekannten Bassermann erkennen. Aber wie grob, wie undelikat, wie überdeutlich sind doch alle entscheidenden Momente dieses Doppellebens gemacht — oder erscheinen sie nur so in der lautlosen, körperlosen Abstraktion der Flimmerkiste? — Gewiß, unter den sechstrangigen Mitmimen dieses Films erscheint Bassermann einfach durch die Eleganz seiner Haltung, durch die Kultur seines Gesichts wie ein hauptstädtischer Gast im Ensemble von Kyritz. Aber die eigene Leistung seiner Filmmimik geht nirgends über das hinaus, was uns viele Dutzend durchschnittlicher Charakterspieler auch bieten könnten. — Was ist das für eine Schauspielkunst, die im Plakatstil arbeiten muß, und bei der trotzdem dauernd inschriftliche Erläuterungen nötig sind: „Dieses Benehmen gibt N. N. einen Verdacht ein" — „X. faßt jetzt einen Entschluß" —!

Nein, auch vom eigentlichen Wesen des Körperkünstlers bleibt nichts auf dem Film. Und der wirkliche Dichter? Während ich diese Zeilen schreibe, melden die Zeitungen, daß die Zensur in Stuttgart einen Film nach Schillers „Räuber" wegen seiner pöbelhaften Kolportageroheit verboten hat. Man braucht nicht zum Freunde der Zensureinrichtung zu werden, um gerade diese Aeußerung des einmal bestehenden Instituts mit herzlichem Beifall begrüßen zu können. Denn es ist ganz leicht, sich vorzustellen, welch rohe und gemeine Moritat übrigbleibt, wenn man dem Schillerschen Jugenddrama die adelnde Kraft all dessen nimmt, was nur im Fanfarenklang der Worte lebt. Wenn das Denken erst die Dinge „böse oder gut" macht, so macht das Dichten, das

Digitized by Google

Gestalten im Wort, erst die Stoffe edel oder gemein. Und unter der Aufschrift „Schillers Räuber" in einer Bildermimik das festzulegen, was nur der roheste Pöbel, der völlige Kunstbarbar für den eigentlichen Gehalt der Schillerschen Dichtung halten kann, das ist eine Gemeinheit, die von Rechts wegen verboten werden soll. Die tiefste Unbildung, die in jeder Dichtung nur auf das öde Stück naturalistischer Handlungsfolge reagiert, erfährt an diesen dramatischen Films Stärkung. Und ich denke, diese erste Probe aufs Exempel beweist genug, daß die Filmdramatiker dem Geiste dieser Unbildung dienen. Denn, ob von Sudermann, Blumenthal oder Lindau ausgehen wird, was von Shakespeare und Schiller nicht ausgehen kann: der Geist, der selbst im Film noch wahrnehmbar ist? — Ich habe behauptet: die Entschließung der Deutschen Bühnenschriftsteller zu dramatischer Filmverfertigung ist eine tiefe Schädigung für die dramatische Kunst, ihre Wirkung und ihr Verständnis; und zugleich nimmt diese Entschließung den Kinematographenleitern den Blick für die sinnliche, künstlerische Möglichkeit ihres Apparats: das außerpsychologische Phantasiespiel; diese Entschließung ist also ein kultureller Schaden für die Gesamtheit und lediglich ein materieller Nutzen für die Lieferanten. Sie ist eine unsoziale, eine kulturell gewissenlose Handlung, unwürdig für Männer, die behaupten, dem Geiste zu dienen. Die Probe aufs Exempel hat bewiesen, daß ich Recht habe.

Von dem Schriftwerke einer Sozialistin.

Von

Gustav Erényi.

Vor einigen Jahren erregte ein zwei dicke Bände umfassendes Erzählungswerk lebhaftes Aufsehen. Es sind die „Memoiren einer Sozialistin", und Lily Braun, die Verfasserin, war durch ihre literarische Wirksamkeit bereits bekannt. Sie trat zuerst mit einigen sozialen Schriften, mit einer Abhandlung über Mutterschaftsversicherung, einem kleinen Buche über die Frauenfrage, außerdem mit Erinnerungen an Goethe aus seinem Weimarer Freundeskreise an die Oeffentlichkeit.

Daß die „Memoiren einer Sozialistin" zu einem Sensationswerk von fast internationaler Bedeutung werden konnten und sehr bald einen dankbaren Stoff zur „geselligen Unterhaltung" gaben, dazu haben die literarischen Qualitäten dieses Romans keinesfalls beigetragen. Sensationell mußten Helden und Heldinnen wirken, die nicht nur aus dem wirklichen Leben gegriffen sind, sondern alle gelebt haben und teilweise heute noch leben und in ihrer Buntheit ein Stück Geschichte der letzten Jahrzehnte darstellen. Viele berühmte Persönlichkeiten sind in die Handlung verwickelt: der Kaiser, diverse Fürstlichkeiten, Gelehrte, Abgeordnete und sozialistische Agitatoren. Die Verfasserin führt uns nach England, wo sie uns mit Männern wie Bernard Shaw, und nach Frankreich, wo sie uns mit Jaurès und Anatole France bekannt macht. Wir werden in die verschiedensten Gesellschaftskreise eingeführt — atmen die schwüle Luft einer aristokratischen Umgebung, verkehren in stiller Gelehrten- und geräuschvoller Reformatorengesellschaft, besuchen dann auch die Stätte des Elends, die oft mit so grellsentimentalen Farben geschildert sind, daß sie nur den leicht zu überführenden Gefühlsmenschen rühren können.

Im Mittelpunkte steht die Verfasserin selbst, der Sprößling einer adligen Offiziersfamilie. In ihrer ersten Jugend ganz ein Kind ihrer konservativ-rückständigen Kreise, bricht sie bald mit den ererbten Vorurteilen und wird allmählich zur Revolutionärin, nach etlichen Uebergangsstadien zur begeisterten Anhängerin der sozialdemokratischen Bewegung. Das mußte wirken! Alles Leben, alles Wirklichkeit, dazu etwas chronique scandaleuse, und schließlich einige Kapitel aus dem Gebiet der sinnlichen Leidenschaften, die für die Welt aller Parteischattierungen vom gleichen Interesse sind.

Bald im Kreise von hohlen Adelsmenschen, die allem Großem und insbesondere allem Neuem

Digitized by Google

mit religiösen und chauvinistischen Phrasen entgegentreten, bald wieder in der plebejischen Gesellschaft von kleinlichen „Genossen" hat die immer vorwärtsstrebende, für die Dauer nie verzagende Persönlichkeit der Verfasserin, wie sie uns in ihrem Buche erscheint, etwas Imponierendes. Einige von den Personen besitzen einen ruhigeren, kritischeren Blick; die Verfasserin selbst wirkt dagegen als typische Idealistin und Impressionistin, die gleich Faust die „große und kleine Welt" umwandelt, alles durchkostet, überall bittere Enttäuschungen erlebt, um schließlich im stilleren Hafen eines individuell zurechtgelegten Glaubens zu landen. Aus den großen Umrissen dieses Memoirenwerkes geht eine Entwicklung hervor, wie sie sich die Anhänger der modernen Evolutionstheorie in Sachen Wissenschaft, Menschheit und Individuum nicht schöner träumen können.

In der Detailschilderung gibt es Momente, die stark mit tiefen Gefühlen und heiligen Leidenschaften arbeiten. Das junge Mädchen, das dem Pfarrer seine atheistischen Anschauungen rücksichtlos ins Gesicht schleudert, das seine Wertgegenstände verpfändet, um den Eltern zu helfen, — die Jungfrau, die sich dem Geliebten anbietet und ihn verachtet, weil er dieses Opfer nicht anzunehmen vermag, die Frau, die sich im tragischen Zwiespalt zwischen Mutterliebe und Berufspflichten windet, diese duseligen Szenen im heroisch-romantischen Gewande mögen auf breitere Schichten in der Form eines nervenspannenden Kinodramas wirken, werden aber in kritischen Köpfen den peinlichen Eindruck des theatralisch Banalen erwecken. Ebenso unerquicklich werden wir auch durch eine grandiose Rührszene im Weimarer Goethehaus und durch haarsträubende Schilderungen jämmerlicher Verhältnisse in der Arbeiterklasse berührt.

Als literarische Schöpfung kränkeln diese Memoiren an zu großem Umfang, an mangelhafter Trennung des Wesentlichen vom Nebensächlichen und an Mangel jener Objektivität in der Behandlung von Ereignissen und Persönlichkeiten, die uns aus dem Hader der Parteien zur einheitlich-ästhetischen Uebersicht emporzuhelfen imstande wäre. Aber ein derartig persönliches Bekenntnis, ein so aktuelles Werk, das die Begebenheiten noch so wenig aus der historischen Distanz betrachtet, dürfen wir nicht mit streng literarischem Maßstab messen. Täten wir das, so müßten wir der Schönheiten des Ausdrucks und der markigen, realen Charakteristik einzelner Personen gedenken, die von keiner alltäglichen schriftstellerischen Begabung sprechen. Die Figur des Vaters der Verfasserin, Soldat durch und durch, gutmütig in seinem Konservatismus und in seiner Eitelkeit, präsentiert sich in lebensfrischer Natürlichkeit. Doch kommen diese Qualitäten im komplizierten Gewebe der Handlung nur ab und zu zum Vorschein.

Ein Roman der geistigen Entwicklung im Sinne von „Wilhelm Meister" sind die „Memoiren einer Sozialistin" nicht. Sie sind nicht so unbefangen und nicht so harmlos. Sie behandeln Probleme in Hülle und Fülle, packen das Leben von den verschiedensten Seiten an, doch immer kämpfend, immer persönlich und ohne jene künstlerische Verklärung, die Goethes Reflexionen über Natur oder Schauspielkunst kennzeichnen. Wenn wir dem eigentlichen Charakter dieser Lebenserinnerungen gerecht werden wollen, müssen wir entscheiden, ob jene Evolution, die sich im Leben der Heldin und Verfasserin allmählich vollzieht, zugleich einen übersichtlichen, konsequenten Fortschritt von kultureller Bedeutung darstellt. Ob wir in dieser Entwicklung typische, tieferliegende Assoziationen entdecken oder einen bloß interessanten Einzelfall, der keine allgemeingültige Lehren aufzuweisen vermag.

Der erste Band, „Lehrjahre" betitelt, ist eine mehr symmetrisch gehaltene Schilderung der ersten Jugend, der seelischen Kämpfe in der konservativ-korrumpierten Umgebung und der ersten, schüchternen Flugversuche auf literarischem und freireligiösem Gebiete, bis zur Schwelle der eigentlich sozialdemokratischen Periode, in der die Autorin von den Verwandten verleugnet, im Parteigeplänkel bald an führender Stelle, bald geschoben, das eine Mal anerkannt, das andere Mal brüskiert, kein sonderlich beneidenswertes Dasein führt. Der zweite Teil, die „Kampfjahre", in dem dieses

Digitized by Google

Leben innerhalb der Partei geschildert wird, ist weniger einheitlich und weniger überzeugend. Wir geraten in Volksversammlungen und Parteisitzungen; es werden recht unwesentliche Fachfragen besprochen, überall begegnen wir Zwist und Uneinigkeit und bekommen von der sozialdemokratischen Wirtschaft kein überaus ideales Bild.

Soviel steht fest: der Sozialismus wird für diese Vollblutaristokratin, als die sie uns in ihrer eigenen Charakterisierung erscheint, zu keinem echten, rechten Lebenszweck; er ist für sie eine bloße Gelegenheit zur Revolte und zu jenem geistigen Sich-Austoben, das sie, in der Jugend stets bewacht und zu einer „comme il faut"-Dame erzogen, sich von Hause aus nicht erlauben durfte. Und wenn wir die „sozialistische" mit der „aristokratischen" Periode vergleichen, wird uns auffallen, daß die Autorin in ihrer neuen, selbstgewählten Umgebung ebenso unzufrieden war, wie einst im distinguierten Elternhaus. In ihrem Wesen nicht ohne jede Eitelkeit und Herrschsucht, macht sie kein Hehl daraus, sich nicht bloß persönlich auszuleben, sondern auch „eine Rolle" spielen zu wollen. Laut ihrer eigenen Beschreibung war sie schön, sogar sehr schön. Für eine Zeit schien es ihr zu behagen, sich fetieren zu lassen. Kleine, unschuldige Abenteuer, ein lustiges Treiben im Tanzsaal bereiten ihr sichtliches Vergnügen. Wie das bei tiefer veranlagten Wesen zu sein pflegt, kam dann nach dem Rausch stets der geistige Katzenjammer. Die Spuren dieses Umschwunges machten sich in jugendlichen Gedichten und in wehmütig-tiefsinnigen Briefen an die Base geltend. Aber diese Geistesoffenbarungen wurden nichts weniger als ernst genommen. Der Vater fühlte sich in seiner Eitelkeit geschmeichelt, wenn seine Tochter ihres sprühenden Geistes wegen bewundert wurde, sah aber in jeder freieren Regung Ehrlosigkeit oder Verbrechen. Und die Mutter, die sich nach langen Jahren bitterer Pflichterfüllung, von ihrem Manne nicht verstanden, resigniert in die Schablone fand, arbeitete auch bei ihrem Kinde auf die Entwicklung des Pflicht- und Standesgefühles hin.

In der Atmosphäre der bürgerlichen Arbeit wäre dieses Kind vielleicht zu einer hervorragenden Schriftstellerin, doch nie und nimmer zur Revolutionärin geworden. In der adligen Generalsfamilie wird ihre Individualität in eiserne Fesseln gezwängt, ihre Lektüre im Sinne der damals herrschenden „pädagogischen Ansichten" streng gemustert, ihre religiösen Bedenken mit eiserner Faust unterdrückt. Von ihrem fürstlichen Liebhaber, der in den Memoiren die Rolle des üblichen „Märchenprinzen" übernimmt, muß sie sich blutenden Herzens trennen, ein schon etwas ältlicher Junker von ehernen Anschauungen, mit dem man sie standesgemäß zusammenbringt, flößt ihr Grauen ein. Da tauchen nun mit einer gewissen Selbstverständlichkeit jene bekannten Eingebungen über Menschen- und Frauenrechte auf. Anfangs äußern sie sich schüchtern, in einem sittsam gemäßigten Gespräch über Ibsen oder neuere Geistesströmungen. Dann die ersten stärkeren Konflikte mit den Eltern, ein Anschluß an freireligiöse und ideal-sozialistische Strömungen, eine nur kurze Zeit währende Ehe mit einem schwerkranken Universitätsprofessor auf der Basis einer Ideen- und Arbeitsgemeinschaft. Und schließlich als letzte Stufe dieser entschlossenen „Ketzerei" — der Anschluß an die rote Fahne!

Die letzte Stufe eigentlich nicht! Denn inmitten der Parteikämpfe, an der Seite eines sie liebenden und verstehenden Gatten, ist sie ihrem Lebensziele um keinen Schritt nähergekommen. Es genügt ihrem Ehrgeiz nicht, mitarbeiten zu dürfen. Sie will vornan kämpfen, ihre eigenen Anschauungen durchführen, den „Klassenkampf" zum idealen Kampfe erheben; — in die Parteidisziplin will und kann sie sich nicht fügen. Die Genossen aber und besonders die Genossinnen stellen sich ihren Bestrebungen neidisch und mit kleinlich-rechthaberischen Gebärden in den Weg. Da ist sie nun in der „Luft der Freiheit" wiederum die Unterdrückte. Manchmal läßt sie sich sogar zu schmerzlichen Vergleichen mit früheren besseren Zeiten hinreißen, und einer ihrer Wohlwoller schmeichelt ihr durch das Goethesche Zitat: „Mir tut es in der Seele weh, daß ich Sie in der Gesellschaft seh'." Dann melden sich

Digitized by Google

die ersten seelischen Konflikte zwischen der Gattin und Mutter — und der Agitatorin; ihr Individualismus sträubt sich gegen den Zwang, ihr weiblicher Instinkt gegen den öffentlichen Beruf und will sich schließlich durch ein recht unzulängliches Kompromiß zwischen Sozialismus und Individualismus, zwischen den Lehren eines Marx und Nietzsche beruhigen.

Freilich ist diese paradoxe Lösung einer ganzen Reihe seelischer Kämpfe und Probleme nicht im mindesten zufriedenstellend. Geistreich, anspruchsvoll, doch immer nur Weib — mangelt es der Verfasserin an jener kritischen Ueberlegung, die geeignet wäre, ihren Fähigkeiten bestimmte Ziele zu setzen. Auch ihre Welt scheint eher eine Welt der Stimmungen als der Selbstbestimmung zu sein. Ihr Uebermut im geselligen Kreise, ihre Korrespondenz, ihre Dichtungen und schließlich ihre Tätigkeit auf sozialdemokratischem und feminimem Gebiete, das alles waren nur Versuche aus einem dunklen Instinkte der Unbefriedigung heraus — bis sie endlich, im Schoße der Häuslichkeit und in schriftstellerische Gedanken vertieft, Muße zur Dichtung dieser Memoiren fand. Sie fesseln uns durch ihr ehrliches Streben, durch so manche gesunde Beobachtungen und Empfindungen, durch die Aufrichtigkeit ihrer Bekenntnisse, doch gelang man zu keinem einheitlichen Eindrucke, und die sozialistische Idee, für die sich die Verfasserin im Titel bekennt, kommt über die Bedeutung einer Episode nicht heraus.

Das neueste Werk von Lily Braun: „Die Liebesbriefe der Marquise“ (Verlag Albert Langen, München) führt uns in ein ruhigeres Gebiet der Charakteristik und der Reflexionen, das der aristokratischen Sozialistin näher gelegen ist, aber in seiner vornehmeren Anspruchslosigkeit den Massen nichts Sensationelles zu bieten vermag. Es führt uns in das liebliche Zeitalter des Rokoko und hat Watteau und Laucret so manche Farben abgelauscht. Es war ein überaus geschickter Einfall, die liebreizende und geistreich-sinnliche Delphine Laval, spätere Marquise Montjoie, als Empfängerin einer mannigfaltigen Korrespondenz von ausschließlich zarter Natur, in den Mittelpunkt zu stellen. Weniger glücklich wird ein Kapitel französischer Geschichte in die Handlung geschoben und die Gefühle der Sozialistin, inmitten der aufbrausenden, vorrevolutionären Klassenkämpfe, zum Ausdruck gebracht.

Die Charaktere sind blaß, aber nicht uninteressant. Der wuchtigen Figur eines Beaumarchais konnte die Verfasserin im geschichtlichen Sinne nicht gerecht werden und faßt sie etwas grotesk auf, indem sie den berühmten Schriftsteller als schneidigen Gesellschaftsmenschen und Intriganten mit der Gestalt seines Figaro identifiziert. Der Marquis Montjoie, der, von seiner Gattin verhaßt, nicht nur ihr Verhältnis stillschweigend duldet und ihr außereheliches Kind anerkennt, sondern sie auch mit detaillierten Briefen voll interessanter Neuigkeiten und allerlei Hofklatsch bedenkt, ist kein besonders einleuchtender Charakter. Die Idylle mit dem schwärmerischen Prinzen Friedrich-Eugen mutet uns natürlicher an, und das Aneinanderreihen der Begebenheiten, das Verschmelzen von Tändelei und Leidenschaft, die Charakteristik dieser ganzen halb leichtsinnig, halb philosophisch veranlagten Gesellschaft ist der Verfasserin in glücklichen, oft feinsinnig gewählten Farben gelungen.

Die Sprache zwingt sich oft nicht ohne jede Maniriertheit in den Stil des Rokoko und wirkt im ganzen etwas eintönig und schwerfällig. Aber von dem pittoresken Leben dieser durch und durch aristokratischen Welt ist so mancher Zug in diese Serie von Liebesbriefen übergegangen und zeugt davon, daß sich Lily Braun ihrem inneren Geschmacke nach trotz mancher sozialistischen Seitensprünge zu der „vornehmen Gesellschaft“ mehr hingezogen fühlt.

Lovis Corinth.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Ein Ritter, in blauem Stahl, mit blanker Klinge die Fahne schützend, erwartet mit grimmigem Lachen seine Gegner. Dreimal hat Lovis Corinth diesen Ritter gezeichnet, zum letztenmal als Reklame-

Digitized by Google

bild der gegenwärtigen Sammelausstellung von 228 seiner Arbeiten. Ein äußerer Anlaß zu dieser Lebensbeichte des Fünfundfünzigjährigen ist kaum vorhanden. Er ist mit erneuten Kräften eben aus einer schweren Krankheit hervorgegangen, und ehe er mit festem Tritt neuen Zielen entgegenschreitet, will er mit uns einen Augenblick auf die durchmessene Bahn zurückschauen. In der Haltung eines ernsten Beobachters hat sich der Meister zuletzt, 1912, gemalt. Seine Züge sind dort ein wenig müde. Den trotzigen Mut seiner Seele aber hat er in dem geharnischten Ritter ausgedrückt, der auf so ungewohnte Weise zum Besuche ladet.

Die Corinthsche Art ist oft genug dem Publikum auf die Nerven gefallen und auch von den Freunden des Impressionismus mit Vorbehalt gelobt worden, so daß der Erfolg einer Ausstellung, die nur von dem modernen Hauptmeister des Inkarnats bestritten würde, nicht von vorneherein feststand. Das Gegenteil ist eingetreten. Keiner kann sich der Stärke des Temperaments entziehen, das aus dieser Bilderreihe spricht. Hier erklärt und stützt eine Tafel die andere. Viele Versuche hängen zwischen dem Vollwertigen. Nicht das Vielfigurige, nicht die zusammengestellte Allegorie fesselt uns am längsten, sondern wenn irgendwo ohne Umschweife der nächste Anblick des Lebens mit einer Andeutung der Tiefen des Lebens gegeben ist. Ein nacktes Weib liegt lässig auf einer Ottomane und schaut mit ernsten, fragenden Augen uns an. Das Bild heißt: „Die Nacktheit". Das Geheimnisvolle, das der nackte Körper immer für uns behält, ist darin ausgesprochen. Ueberdies handelt es sich hier um eine ungeheure technische Vollendung. Grauer Tüll ist über eine rote Decke gelegt und mit gelben Bändern benäht und gerändert worden. Darauf ruht der Körper, und das Fleischrot und die Schatten sind in meisterlicher Art mit den Tönen der Unterlage zusammengearbeitet worden. Anderswo sind es nichts weniger als Erlebnisse mittleren Grades, von denen der Maler spricht, und gerade dorthin kehren wir am ofteſten zurück, wo das Elementare am stärksten durchbricht. Zugegeben, daß, wo die Elemente sich auswirken, das Brutale der Naturgewalt oft genug in die Erscheinung tritt. Die Lyrik der Liebe soll man bei Corinth nicht suchen. Bei ihm haben die Menschen, wenn sie lieben, eine wilde Größe. Es ist weit mehr als eine Augenfreude, wenn wir vor diesen Bildern stehen. Wie viel von der inneren Heftigkeit des Künstlers hat sich sogar seinen Landschaften beigemischt, wie dem „Inntal" und der Ansicht der Hamburger Alster am Kaisertag! Dort, wo Constable in seinen Skizzen am feurigsten war, hat er ähnlich gesprochen. Bei den Blumenstilleben endlich muß man so nahe herangehen, daß man die Handschrift des Malers deutlich sieht. Darin allein liegt viel ausgedrückt. Die Blätter der Rosen und Päonien recken und kräuseln sich unter seiner Hand, und selbst die träge, schlappe Iris nimmt an dem neuen Leben teil. Das geschlossenste Kunstwerk der neun Säle aber dürfte das Bildnis des Dekans E. M. in der blauen Robe der Professoren der philosophischen Fakultät sein. Seit es 1910 zum ersten Male gezeigt worden war, ist es in aller Gedächtnis geblieben. „Peter Hille" von 1904, wo ähnliche künstlerische Aufgaben gestellt sind, ist dagegen ein matter Versuch.

Lovis Corinth hat überdies zwei Bücher illustriert und zwei Bücher selber geschrieben. In seinen Worten steckt aber nicht die Hälfte der Lebenskraft seiner Bilder. Auch die zweiundzwanzig mehrfarbigen Lithographien, die er 1910 zum Buche Judith für die Pan-Presse gezeichnet hat, sind lässige Improvisationen, so daß wir sie nur als Vorschule zur Ausschmückung des Hohen Liedes gelten lassen wollen. Mag er nun in dieser Arbeit von 1911 eine bloße Buchstabenfüllung oder eine Vignette oder ein Vollbild geben, immer ist eine erstaunliche Klarheit und Größe erreicht. Zwei Blätter daraus müßte man als Sonderdrucke haben können, jenes, wo die Braut, ermattet vor Sehnsucht, zwischen den Rebstöcken steht, und die Tafel mit dem bunten Teppich und der nackten Geliebten.

Der Katalog hat zwei Vorworte und ein Nachwort, die von den letzten drei Präsidenten der Sezession beigesteuert worden sind. Corinth

Digitized by Google

selber hat die schüchternsten Worte gewählt und überflüssigerweise versichert, daß er „etwas Ordentliches" werden wolle. Dem neuen Präsidenten muß man nachsagen, daß er in kluger Weise die Interessen der Sezession und des eigenen Salons mit dieser Sammelausstellung vertreten hat.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Man rief Louise Donnaz wieder vor. Mit mehr Einzelheiten mußte sie die Erzählung von dem General wiederholen, dessen Gehilfin sie gewesen war. Sie mußte die Leichentücher der Verstorbenen lüften, die Lügen ihres stummen Mundes preisgeben, die Geheimnisse ihrer zerfallenen Körper. Ihre seit langer Zeit begrabenen Erinnerungen mußte sie auferstehen lassen, sie vor diesem Sohn, der seinen Vater gemordet hatte, ausbreiten, vor den entsetzten Enkelkindern, der neugierigen und schlüpfrigen Menge, den aufmerksam lauschenden Richtern, während die gebieterische Stimme des Präsidenten befahl:

„Lauter, lauter, Frau. Sprechen Sie doch lauter, die Herren verstehen Sie nicht."

Man erfuhr also, welche Orte die beiden Verstorbenen für ihre Liebesstunden wählten. Wo sie sich trafen. Ihre Angst, als die Schwangerschaft begann. Wie das Kind aufgenommen wurde, das heute der Mann war, dessen schmerzdurchwühltes Gesicht bei dieser Erzählung konvulsivisch zuckte.

„Wußte der Gatte Bescheid?"

Herr Motiers de Fraisse mußte die Frage zweimal wiederholen, da die alte Frau sie nicht verstand.

„O Herr Präsident... Herr Hauptmann würde die gnädige Frau getötet haben. Sie hat es mir oft gesagt... Er würde mich töten... Luise, er würde mich töten..."

„Hatte sie andere Vertraute wie Sie, Vertraute, verstehen Sie? Personen, denen man alles sagt?"

Luise Donnaz streckte den Kopf vor, sie verstand die Hälfte und erriet das übrige.

„Gnädige Frau hatte nur Vertrauen zu mir. Außer mir wußte niemand etwas... niemand..."

„Und der Oberst — hatte er keinen Freund, der diese Beziehungen kannte?"

„Nein, nein... ich bin dessen sicher... er hatte niemand..."

„Wußte er, daß Sie in seinen Manövern Bescheid wußten?"

Das Wort rief Gelächter hervor. Nichts entgeht dem Publikum. Wollte Herr Motiers de Fraisse Witze machen? Er dachte gar nicht daran. Ein wenig außer Fassung gebracht, verbesserte er sich:

„Wußte der Oberst, daß Sie eingeweiht waren?"

Luise Donnaz bejahte.

„Mißtraute er Ihnen nicht?"

„Mir... der Oberst... Oh!"

„Wenn es sich darum handelte, Briefe zu besorgen, wurden Sie damit beauftragt?"

„Ja, Herr Präsident."

„Sie spielten ja eine schöne Rolle. Hm! Aber das ist jetzt gleichgültig. Aber seine Briefe, die Briefe, die Herr de Pellice an Frau Lermantes schrieb. Was ist daraus geworden? Verliebte heben sich diese Art Briefe immer auf. Also — wo sind sie, Sie wissen es. Sagen Sie es. Weshalb wollen Sie es nicht sagen.. Sie müssen sprechen, Frau, dazu sind Sie hier."

Die alte Frau schwieg hartnäckig, die Blicke gesenkt, das Gesicht unbeweglich.

„Wissen Sie es — ja oder nein?"

Wieder Schweigen.

Der Präsident machte eine ungeduldige Bewegung, wechselte einen Blick mit Herrn Rudrit und änderte seinen Angriffsplan.

„Sie wollen nicht antworten? Nun, sagen Sie, war Frau Lermantes lange krank, ehe sie starb?"

„Nein."

„Wie lange? Erinnern Sie sich. Einige Wochen, einige Tage..."

„Einige Tage."

„Nach ihrem Tode hat man doch ihre Papiere durchsehen müssen. Ihr Mann oder irgend jemand der Familie. Lebte ihre Mutter noch?"

„Nein, Herr Präsident."

„Also hat zweifellos ihr Gatte diese Pflicht erfüllt? Sie wissen es nicht? Aber man hätte doch Briefe finden müssen?"

Die alte Frau antwortete nur noch durch Zeichen.

Digitized by Google

„Nein? Hat man die Briefe des Obersten nicht wiedergefunden? Also waren sie vernichtet worden? Ja? Sie sagten doch ja, nicht wahr? Hat sie Frau Lermantes, bevor sie starb, selbst vernichtet? Nein? Nicht sie. Also jemand anderes. Einer muß es doch gewesen sein. Sie waren die Vertraute, die einzige, sagen Sie, also haben Sie sie vernichtet?"

„Gnädige Frau... wollte es..."

In ihrer Erinnerung lebte jene Szene wieder auf: Sie sah die Sterbende wieder, die sie mit dem Blicke an ihr Bett rief, als die Wärterin eines Nachts in ihrem Sessel eingeschlafen war. Sie flüsterte ihr mit schwacher Stimme zu: Die Briefe... verbrennen... Bewegungen, Blicke und abgerissene Worte erklärten ihr, daß diese Briefe sich in dem kleinen Schreibtisch befänden, dessen Schlüssel zwischen der Wäsche in einer Kommode lag. Luise wühlte in dieser duftigen, zarten Wäsche, unter der nie wieder das Leben pulsieren würde. Lavendelparfüm stieg aus ihr hervor und verflüchtigte sich in der schweren Luft des Krankenzimmers. Die Blicke der großen, fieberglänzenden Augen folgten ihrem Suchen, während die Wärterin leise schnarchte. Als der Schlüssel gefunden war, mußte sie in den Schreibtischschubladen umherstöbern. Die Wärterin konnte erwachen.. der Gatte hereinkommen... Sie fand drei mit blauem Band gebundene Paketchen und einige lose Kuverts mit erst kürzlich erhaltenen Briefen.

Sie fragte: „Ist das alles?"

Die großen Augen bejahten, schlossen sich, und das blutlose, abgemagerte Gesicht nahm den Ausdruck unsäglichen Schmerzes an. Dann knisterten alle diese Liebeszeichen im Kamin, verflüchtigten sich in blauen Flämmchen zu grauem Rauch, und bald war nur noch ein schwarzer Aschenhaufen vorhanden, den sie verstreute. Die Sterbende hatte den Kopf nach der Wand gewendet, die Wärterin schlief noch immer.

Vergebens suchte ihr Herr Motiers de Fraisse über diese Szene, die so klar vor ihrem Geist stand, Einzelheiten zu entreißen. Wie Zentnerschwere lag es auf ihrer Zunge. Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu. Die Worte kamen ihr nicht bis auf die Lippen. Sie wiederholte:

„Gnädige Frau wollte es... gnädige Frau wollte es..."

„Also gehorchten Sie. Ja, Sie waren sehr gehorsam. — Frau Lermantes wird doch auf die Briefe geantwortet haben, die sie bekam?.. Wissen sie etwas von den Antworten?"

Sie schüttelte den Kopf und murmelte:

„Verbrannt..."

„Auch? Wer hat sie verbrannt? Sie doch nicht! Zweifellos Herr de Pellice. Sind Sie dessen sicher? Also mehr können Sie uns nicht sagen? Wir müssen Ihnen aufs Wort glauben. Und wenn Sie uns nicht alles gesagt haben?"

Sie widersprach nicht. Ihre Augen blickten stumpf ins Leere. Sie klammerte sich nur mit beiden Händen am Gitter fest, und es war als würde sie dort zu Stein. Aber aus ihrem Schweigen sprach die Wahrheit.

„Haben Sie noch irgend etwas zu sagen?" fragte Herr Motiers de Fraisse.

Betroffen starrte sie ihn an. Sie hatte überhaupt nichts zu sagen gehabt, wie auf der Folterbank hatte man ihr die Ja und Nein entrissen, sie wünschte nur eins, schnell nach Hause eilen, sich dort zu vergraben und alles zu vergessen: die roten Talare, die schwarzen Baretts, das entstellte, leichenblasse Gesicht zwischen den Gendarmen. Aber jetzt fragte Brévine:

„Eine Frage nur, Herr Präsident. Frau Donnaz versicherte, daß der Oberst von Pellice die Briefe von Frau Lermantes verbrannt habe. Wie konnte sie diese Einzelheiten wissen?"

Luise Donnaz wandte sich mit mißtrauischen Blicken dem Rechtsanwalt zu und fragte sich, ob das noch ein Gegner wäre. Dann schien sie beruhigter und antwortete schließlich:

„Er hat es mir gesagt."

„Ach, er hat es Ihnen gesagt. Wann hat Ihnen Herr de Pellice das gesagt? Während der Krankheit von Frau Lermantes, als sie starb?"

„Später."

„Später? Könnte die Zeugin die Zeit nicht mehr genau angeben? Die Frage ist wichtig. Ich bitte Sie inständigst, Frau Donnaz, denken Sie nach, geben Sie sich Mühe."

Die halb geöffneten Lippen der alten Frau zitterten, und plötzlich begann sie in kurzen, abgehackten Sätzen zu erzählen.

„Ja, es war später... Als ich ihn wiedersah... nach meiner Krankheit. Sie wissen doch, Herr Rechtsanwalt, daß er mich nach La Combette geschickt hat. Er sagte mir... oh, ich erinnere mich genau... ‚Luise, hören Sie zu. Nur Sie allein wissen, was geschehen ist... Schwören Sie mir, daß Sie zu niemandem davon sprechen werden, daß Sie nie etwas sagen, nie, nie.' Ich habe geschworen. Darauf sagte er noch: ‚Nicht ein einziges Wort, was auch geschehen möge.' Und er hat mir noch gesagt: ‚Sie sind eine brave Frau, Luise, Sie begreifen mich schon. Ich will, daß Herr Lionel... das Andenken seiner Mutter... achtet.' Das hat Herr General mir gesagt, das

Digitized by Google

sind seine eigenen Worte. Und ich habe meinen Schwur gehalten. O ja... und darum wollte ich schweigen."

Brévine rief mit triumphierender Miene: „Sie sehen also, meine Herren, daß Lermantes nichts wußte."

„Ich bitte Sie, jetzt nicht zu plädieren, Herr Rechtsanwalt," sagte der Präsident.

Rutor verbesserte bereits:

„Wir sehen, daß die Zeugin dem Angklagten nichts erzählt hat, das ist alles."

Nach Luise Donnaz wurde der Diener des Generals, Justin, verhört, der Typus eines guten, dicken, rasierten Dieners. Er erzählte, daß er um Lermantes' Besuch in La Combette wußte. Lermantes war mit dem Frühzug angekommen. Der General schien sich über seine Ankunft sehr zu freuen. Beide plauderten freundschaftlich beim Spazierengehen. Am ersten Abend waren sie bis zehn Uhr zusammen gewesen. Das hatte Justin verwundert, denn sein Herr ging sonst immer um neun Uhr schlafen, besonders wenn er auf dem Lande war. An jenem Tage klingelte er genau um zehn Uhr, um sich frisches Wasser bringen zu lassen.

„Was taten der General und Lermantes in jenem Augenblick?" fragte der Präsident.

Justin zögerte, als ob er sich nicht mehr ganz genau erinnern könne.

„Sie plauderten zweifellos sehr angeregt, stritten sie sich vielleicht?"

„O nein, Herr Präsident. Sie — sie spielten Billard."

Man lachte, und der brave Mann geriet in große Verlegenheit. Dann erzählte er von dem letzten Tage des Generals in St. Germain, der Ankunft am Abend, dem Aufstehen am nächsten Morgen, von der Fahrt nach dem Bahnhofe, von ganz unwichtigen Einzelheiten.

Nun wurde Doktor Finge vernommen und erklärte, daß der General an Schwindelanfällen gelitten habe, als er im Juni nach La Combette gekommen war. Der Arzt wurde deshalb gerufen, konnte aber keine Ursache für diese Störung finden. Als er seine Unwissenheit eingestand, rief der General: „Wir wollen annehmen, daß es das erste Alarmzeichen ist, ein Signal. Darum, alter Soldat, Gewehr links!" Der General sagte das in lustigem, scherzenden Ton, fügte der alte Praktiker hinzu: „Die Kranken sprechen nur von ihrem Ende, wenn sie nicht daran glauben."

Der Notar Lorie aus Chambéry — ein kleiner runder Mann mit hastigen Bewegungen und bäuerischen Manieren — schilderte lebhaft die Szene, als der General in sein Bureau gekommen war, um sein Testament niederzulegen. Er hatte es selbständig verfaßt und wollte seinen Notar nachträglich wegen der Formeln befragen. Er zog ein gelbes Kuvert aus der Tasche und entnahm diesem einen Bogen Stempelpapier, das mit seinen großen Schriftzügen bedeckt war.

Er las das ganze Testament vor, ohne jedoch die Namen der Personen anzugeben. Nach jedem Artikel fragte er mich: „Ist es formell richtig, Herr Notar?" Ich antwortete: „Vollständig korrekt, Herr General." Als er zu Ende war, legte er es in das gelbe Kuvert zurück, versiegelte es mit rotem Siegellack, den ich ihm gab und benutzte dazu einen Petschaft mit seinem Wappen, den er an der Uhrkette trug. Er war ganz zufrieden, als er die Sache hinter sich hatte und sagte mir: „Man fühlt sich viel leichter, wenn man seine Angelegenheiten geordnet hat. Schon lange wollte ich das schwarz auf weiß haben. Aber Schreiben ist nicht mein Fall. Jedesmal, wenn ich die Feder in die Hand nahm, sagte ich mir: Nein, ich habe doch noch Zeit, morgen ist auch ein Tag. Aber gestern abend dachte ich, nun muß ich Schluß machen. Jetzt habe ich es hinter mir, Gott sei Dank. Ich atme auf. Jetzt kann zum Abmarsch geblasen werden."

Brévine fragte den Notar, ob Herr de Pellice ihm etwas von den Schwindelanfällen erzählt hätte. Er erinnerte sich zwar, aber es gelang dem Verteidiger nicht, von dem Zeugen herauszubekommen, daß eine Beziehung zwischen dem „Signal" und dem endlichen Niederschreiben des Testaments bestand. Trotz des gewaltigen Wortschwalles, mit dem der Notar sich ausdrückte, war er doch sehr vorsichtig. „Ein gut gewarnter Mann ist doppelt behutsam" oder etwas ähnliches hatte der General ihm gesagt. Das war wenig, und es war alles.

Vier oder fünf nebensächliche Zeugen gaben noch Einzelheiten an, deren Bedeutung niemand verstand. Das Publikum hörte nicht mehr zu. Selbst der Gerichtshof war zerstreut. Endlich rief der Gerichtsdiener Herrn d'Entraque auf, und sofort horchte alles interessiert.

Mit lebhaftem Blick und ungeniert trat Herr d'Entraque vor. Er trug ein schwarzes Jackett, dunkelgraue Beinkleider, eine graue Krawatte mit weißen Punkten und hielt hellgraue schwedische Handschuhe in der Hand. Seine ganze Persönlichkeit machte den Eindruck eines Mannes, der sich gern amüsiert, den Sport liebt und sich mit allen seinen Kräften gegen das Alter wehrt. Er verbeugte sich, sagte in leichtem Ton Namen und Vor-

Digitized by Google

namen, gestand lächelnd sein Alter und leistete den Eid mit einer Selbstverständlichkeit, die dem Akt das Feierliche nahm.

„Machen Sie Ihre Aussage," sagte Herr Motiers de Fraisse.

D'Entraque sah Lermantes eine Sekunde an. Ihre Blicke kreuzten sich. Ohne zu zögern oder zu stocken, begann er mit klarer Stimme die Schilderung der Jagdpartie zu machen. Seine farbige Schilderung der Vorgänge gab dem Bericht den Ausdruck oder den Schein von Wirklichkeit. Als er geendet hatte, sah er dem Angeklagten gerade in das Gesicht, und in seinen Augen blitzte eine kleine Flamme. Lermantes errug den Blick mit einem gequälten, ohnmächtigen, resignierten Ausdruck, den alle bemerkten und jeder sich nach seiner Auffassung erklären konnte.

„Lermantes!" rief der Präsident. „Sie haben die Erzählung gehört, was sagen Sie dazu?"

Ohne Zorn, mit so ruhiger, fester, sicherer Stimme, daß sie einen Schauer im Auditorium hervorrief, antwortete dieser:

„Die Erzählung ist vom Anfang bis zum Ende unwahr!"

D'Entraque kaute an seinem Schnurrbart, zuckte leicht die Achseln, würdigte ihn keiner Antwort und begann mit der linken Hand, in der er einen Handschuh hielt, auf die rechte zu schlagen.

„Der Angeklagte bestreitet Ihre Aussage. Also müssen wir die Hauptpunkte noch einmal durchnehmen. Ohne es zu wissen, fuhren Sie in demselben Zuge wie Lermantes nach St. Germain. Er saß in einem anderen Abteil, und Sie waren ihm vor der Abfahrt nicht auf dem Bahnsteig begegnet. Waren noch andere Eingeladene in demselben Zuge, die Sie auch nicht gesehen hatten?"

„Verzeihung, Herr Präsident, ich bin mit dem Grafen d'Erstfeld zusammen gefahren."

„In St. Germain erwartete Sie der General auf dem Bahnhof. Verschiedene von seinen Gästen, die aus anderen Teilen der Provinz kamen, waren schon da. Sie fuhren im Wagen zur Jagd, aber nicht mit Lermantes zusammen. Bis dahin sind Sie sich einig. Jetzt beginnen die Meinungsverschiedenheiten: Man verteilt die Plätze, und Sie behaupten, Sie hätten, als der General erklärte, im Rückwechsel jagen zu wollen, zu Lermantes gesagt: „Das muß man nicht zulassen, das geht in seinem Alter nicht mehr." Worauf Ihnen Herr Lermantes geantwortet hätte: „Ach was, der General ist fest, der wird uns noch alle begraben." Lermantes behauptet, daß diese Aeußerungen gar nicht gefallen sind."

„Sie sind gefallen."

„Nein!" sagte Lermantes.

„Sie behaupten, daß der Zeuge den ganzen Dialog erfunden hat."

„Ich behaupte es nicht, ich sage, wie es ist."

„Und Sie beharren auf Ihrer Erklärung, Herr d'Entraque?"

„Natürlich!"

„Die Herren Geschworenen werden darüber entscheiden."

Wie ein Urteil fällt diese Formel immer von dem hohen Richterstuhl herab. Daß es vorkommen kann, daß der Zeuge einen Meineid leistet und der Angeklagte die Wahrheit sagt, ist eine unwahrscheinliche Ausnahme, deren Hypothese von vornherein ausscheidet. Diesen unvorhergesehenen Fall ausgenommen, wird der Angeklagte immer für einen Lügner, der Zeuge für glaubwürdig gehalten:

„Die Herren Geschworenen werden darüber entscheiden."

„Weiter," fuhr Herr Motiers de Fraisse fort, „die Plätze waren verteilt. Herr d'Entraque besteht darauf, daß Lermantes seinen Platz selber an der Ecke der Allee wählte."

„Der General hat ihn mir angewiesen," sagte Lermantes.

„Wir werden sehen, was die anderen Zeugen aussagen. In diesem Augenblick kündete einer der Aufseher die mögliche Gegenwart eines Rudels Damhirsche an. Irgend jemand fragt, ob die Jäger mit Ladung versehen sind. Herr Roirmont hat sechs Rehposten, die er unter seine Freunde verteilt. Lermantes erklärt, daß er drei Kugeln habe und gibt eine davon Herrn d'Entraque, zwei behält er für sich. Diese Dinge sind soeben gesagt worden. Man verteilt sich. Der General wendet sich nach der westlichen Allee. Nach Ihrer Aussage, Herr d'Entraque, war jetzt gerade der Moment, in dem Lermantes die Ladung seines linken Laufes wechselte, als der General sich entfernte. Nicht wahr, das versicherten Sie?"

„Ja, Herr Präsident!"

„Der Angeklagte besteht darauf, daß er diesen Tausch später, als er „Hallo" rufen hörte, vornahm. Lermantes?"

„Weshalb sollte ich denn lügen? Ich habe gesagt, daß ich mich manchmal damit amüsierte, nach kleinem Wild scharf zu schießen. An jenem Tag bewahrte ich mir zwei Ladungen für den Damhirsch auf. Ich hatte keinen Grund, diese Vorsichtsmaßregel vorher zu treffen."

„Jedoch die Aussage des Zeugen, der in dieser Angelegenheit kein Interesse hat, ist sehr klar. Sind Sie sicher, Herr d'Entraque, daß Sie Ihr Gedächtnis nicht täuscht?"

„Vollkommen sicher!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Reichshauptstadt.

Siesta G. m. b. H.

Warum soll nicht auch der Schlaf geschäftlich ausgeschrotet werden? Der Schlaf ist zwar, wenn man der im Schlußakte des „Egmont" monologisch verzapften Weisheit Goethes trauen darf, ein Etwas von ausgesprochen lyrischer Wesensart: aber gerade das Lyrische, nach dem in dieser Tränenwelt kein Hahn kräht, braucht den Impresario: und ich wünschte zum Beispiel jedem lyrischen Dichter so geschickte Manager, so findige und smarte Förderer seiner Interessen, wie die in Berlin lebenden Herren es sind, die soeben unter dem Titel: „Siesta G. m. b. H." den Schlaf „gegründet" und aus dem alten ehrlichen Morpheus eine milchende Kuh gemacht haben. Daß in Berlin nicht genug geschlafen wird, ist an dieser Stelle oft genug bewiesen worden. Die Siesta G. m. b. H. ist nun bestrebt, dem Berliner das Bett näherzurücken, derart, daß er es auf seinem Wege findet, wenn er Zeit und Lust hat, seine wärmende Umarmung zu kosten: und sie meint, daß sich damit ein gutes Geschäft machen läßt oder, heiterer, witziger ausgedrückt, daß zu ihr das Geschäft im Schlaf kommen wird. Der Schlafpalast wendet sich also in erster Reihe an alle diejenigen, die der Befolgung des Mottos: „Schlafe zu Hause" (besser: „Nachmittags schlafe zu Hause") durch die Entfernung abwendig gemacht werden, die bisher die Sekunde ihres Schlafbedürfnisses und ihre „Bleibe" (sprich: „Wohnung") voneinander trennte. Es gibt ja im Ameisenhaufen dieser Zwei-Millionenstadt Geschöpfe genug, die so unvorsichtig waren, nicht als Rentiers auf die Welt gekommen zu sein, die vielmehr tagsüber hinter einem Erwerb herhetzen müssen, der sich im Berliner Osten eingenistet hat, während die, die ihm fröhnen, in Berlin W., also laut Pharusplan im Abstande von einer Stunde, ihre Wohnung haben. Es gibt Zugereiste, die auf dem kochenden Berliner Pflaster nur von morgens bis abends ausharren, der immer ein wenig kostspieligen Bequemlichkeit des Hotels also entsagen und doch den Wunsch haben, ihre wilde, verwegene Jagd durch Straßen und Kommissionen mit einem behaglichen „Uäh" und einem Nickerchen, absolviert ohne Halskragen, Krawatte und Stiefel, zu unterbrechen. (Junge Mädchen, die dem Passanten ihr Boudoir zu solchem Zweck zur Verfügung stellen, sind ja, gottlob, auch in Berlin die Ausnahme, nicht die Regel!) Es gibt auch Damen, zuweilen sogar solche, mit denen man in ehelicher Gemeinschaft lebt, die etwa zwischen den Marterpfählen zweier Anproben, von der einen Schneiderin geschunden und in der Absicht, die zweite Schneiderin selber zu schinden, es vorziehen, die Zwischenstunde mit geschlossenen schönen Augen lieber in einem halbdunklen Raum und gar auf einer einsamen Chaiselongue zu verbringen, als in Warenhaus-Erfrischungsräumen oder Konditoreien mit Apfelkuchen oder Eisbaisers ihrem Taschengeld-Budget wehe zu tun. Es gibt endlich Heimtücker, denen auf Antrag des Arztes zu Hause das verfettende dolce far niente des Tagesschlafes mit Güte und Gewalt verwehrt wird („in ihrem eigenen Interesse", lautet die faule Ausrede), und die nun, während man sie auf dem das Bratenschmalz abwendenden Spaziergange wähnt, ein teuflisches Grinsen auf den Lippen, die Etage der „Siesta G. m. b. H." aufsuchen werden, um nach einer Stunde mit einem Pfündchen Fett, aber auch mindestens mit einem Kilo Nervenkraft mehr das Lokal wieder zu verlassen, vorher aber zu schlafen, zu schlafen, zu schlafen! Diesen Zeitgenossen, die mir für den Tip dankbar sein sollten, und den anderen, die zu spezialisieren ich einem berufeneren Psychologen überlasse, streckt also die „Siesta G. m. b. H." ihre Arme entgegen mit dem einladenden Schlagwort: „Kommt alle her, die ihr mühselig und verschlafen seid!" (Uebrigens, ich warne neugierige Schwankdichter. Der Einakter, für dessen Handlungsausbreitung dieses schläfrige Milieu herangezogen wird, ist bereits vollendet.)

„Du bist die Ruh'!" Von dem Boulevard, der Straße „Unter den Linden", springt (für den, der vom Triumphbogen des Brandenburger Tores herkommt, auf der linken Seite) die „kleine Kirchgasse" ab, ein Winkel, dessen Ortsbezeichnung nicht eines, sondern gleich drei Ruhemotive — „klein", „Kirch", „Gasse" — in sich birgt, also gewissermaßen Garantie leistet. Vor der Zisterne des alten Hausflures hat sich, sehr symbolisch, ein jetzt geöffnetes Eisengitter aufgepflanzt; von der Außenfront des Schlafpalastes her versendet die Plakatinschrift „Siesta, Ruhe- und Erholungs-G. m. b. H." mit blutroten Buchstaben ihre smart stilisierte Aufforderung zum Schlaf. Drinnen Marmorstufen; gleißendes Licht; ein grüner Teppich liegt dort inmitten; ein fixer Groom in betreßter Affenjacke, der verhängnisvoll an seine Kollegen in Rudolf Lothars seligem „Komödienhause" mahnt, ist der Cherub des Schlafparadieses. — Dann aber bricht plötzlich die „Tagbeleuchtung" ab. Ein über einen ganzen, breiten, in fünfzig Kabinen zerspaltenen Etagenraum ausgedehntes Dreiviertel-dunkel scheint dir ein stummes „Pst" zuzurufen; und die Genie des Ortes,

Digitized by Google

eine liebenswürdige Dame mit Pincenez (möcht' sie „Madame Morpheus" nennen), tut das wirklich. Von den Kojen, deren dunkelbraune Farbenkleider schon an sich wirken wie eine halbe Veronaltablette, spähen kleine, an den Außenwänden befestigte Lämpchen hervor unter bunten Glaskapuzen, in das Düster; und ich wünsche dem Siesta-Etablissement einen längeren Bestand, schon damit künftige Feuilletonisten diese Lämpchen als ewige Lämpchen bezeichnen dürfen. Jener Mangel an moralischer Gesinnung, der natürlich Leuten meines Schlages schon beim Anblick der Holztempelchen anfliegt und ihnen das Zitat von dem Raum, der kleinsten Hütte und dem glücklich liebenden Paare durch den völlig demoralisierten Hirnschädel gleiten läßt, wird übrigens von Madame Morpheus gleich erkannt, aber wortlos dadurch pariert, daß sie in den Innenraum einer Koje hineinblicken läßt, in welchem eine Chaiselongue, ein auf Wunsch frisch bezogenes Seidenkissen, ein auf Wunsch hineingebrachter Waschständer wirklich nur von einschichtigen Dingen plaudern und dafür plädieren, daß hier der Mensch allein sei! Nein, strenge Trennung der Geschlechter! Dort für Herren, hier für Damen. Die Herrenkabinen müssen unbedingt — mäuschenstill sein. (Na, in meinem Schwank geschieht es natürlich doch, daß ...; aber ich will nichts verraten, denn es wird sehr komisch werden!) Die Gliederung des Kabinensystems in Kabinen erster und Kabinen zweiter Klasse zeigt dann, daß man auch auf den Zuspruch einfacherer Schlafburschen rechnet. Dabei wird der Schlaf der ersten Stunde, der ja der tiefste ist, mit begreiflicher Logik stets auch am teuersten berechnet und darf nur gegen eine Mietsgebühr von 80 Pfennigen in den Zimmern erster, von 60 Pfennigen in den Zimmern zweiter Güte ausgeübt werden. Für den Schlaf der zweiten Stunde treten Ermäßigungen von dreißig und zwanzig Pfennigen ein, die noch weiter herabsinken, wenn man etwa ein mit zwölf Karten gerüstetes Abonnementsheft nimmt und sich gleich als Rekordschläfer etabliert. Und während man der Stunde des „großen Weckens" entgegenschlummert, während die Kleider gesäubert, die Stiefel geputzt werden, bereitet auch die Siesta G. m. b. H.-Küche zarte Erfrischungen vor, Tee, Kaffee, Kakao, alles Dinge, mit denen der wilde Geist des Alkohols nichts zu tun hat. Mir schien zwar, als entschimmere jenem Teller, der zur Zeit meiner Inspektion in eine der Kojen gebracht wurde, der Silberleib eines Rollmopses. Aber welcher Blick durchdringt deutlich die Nebel dieses mystischen Halbdunkels? Und vielleicht ist der Rollmops doch nur Kakao gewesen! ...

„Sachte mit leisem Schritt, redend kein Wort." Zwischen hohen Lorbeerkübeln tickt auf dem Korridor fast geräuschlos eine Uhr. Die Siestaner schlafen im Lorbeerwalde. Leser, warte nur, balde schlafe ich auch!

Urbanus.

Neue Bücher.

„Das Herz". Von Sophie Hochstetter. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reisner, 1913.

Diese Novellen handeln von den Leiden „unruhiger, verirrter Herzen", von friedlosen, sehnsüchtigen Menschen, die durch das schmerzlich-arme, reiche Leben" einsam, enttäuscht und still gehen müssen.

Erzählt wird dies von einer vornehmen Frau nicht ohne tiefere Empfindung. Manches klingt sehr schön, fast dichterisch. Aber die Frau weiß zu viel Literarisches, und sie läßt die Dinge nicht wachsen, sondern macht oft die nüchternsten Berichte in den trockensten, abgehacktesten Sätzchen. Sie bleibt immer maßvoll, bewahrt stets eine geradezu aristokratische Haltung (wennschon ihr das Herz nicht fehlt und sie fern von aller Affektation bleibt), aber wie schwach ist ihre Ironie, wie matt ihre Anklage gegen „das Nichts des Erdenwallens", ja selbst wie rührend blasiert ihre birch-pfeifferschen Gelüste. Die Sprache und die Empfindungen mögen gewiß echt sein und manches liest man gern, aber wie arm ist das Buch zuletzt doch an neuen seelischen Zügen und neuen Gedanken.

„Zum Donnerwetter!" würde Nora rufen.

Kurt Kersten.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 83. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 8 | Berlin, den 22. Februar 1913. | 42. Jahrgang Band 83.

Sozialdemokratischer Terrorismus.

Von

Otto Corbach.

Man hat einst die Presse in den Ruf der „siebenten (europäischen) Großmacht" gebracht, aber man könnte heute oft daran zweifeln, ob sie solche Wertschätzung noch verdiene. Allzu oft erhält man den Eindruck, daß sie mit ihrer äußeren Ausdehnung an Geschwätzigkeit, nicht aber an Wirksamkeit zugenommen habe. Neues, kraftvoll nach Luft und Licht drängendes Leben wird von ihr häufig gar nicht mehr gefühlt; sie verliert die Fähigkeit, zu führen; sie wetteifert mit dem Parlamentarismus darin, den modernen Völkern Schlummerlieder vorzusingen, die deren Aktionskraft mehr und mehr einschläfern. Jedenfalls ist die Tagespresse hierzulande im ganzen kaum eine Macht für sich, eine herrschende Gewalt, vielmehr eine willfährige Dienerin anderer Gewalten. Viel eher kann man vom internationalen Sozialismus als der siebenten europäischen Großmacht sprechen. Da ist wirklich eine Macht, die große Massen dazu gebracht hat, sich bewußt von ihrer politischen Umwelt abzusondern und ein Leben für sich zu führen. Man mag zur Sozialdemokratie so oder so stehen, die Tatsache kann nur ein geistig Blinder leugnen, daß sie einen großen Teil des modernen Proletariats mit all seinen Wallungen den politischen Machthabern abspenstig gemacht hat und darüber eine fast absolute Herrschaft ausübt. Der „Zukunftstaat" mag eine Schimäre sein, aber unter den Kräften, die den Staat der Zukunft gestalten, spielt der politische Sozialismus heute bereits eine Rolle, und diese kann in absehbarer Zeit nur noch an Bedeutung zunehmen. In dem Maßstabe aber, wie auf dem Umwege über die Gesetzgebung die Führer des sozialistisch gesinnten Proletariats das gesellschaftliche Leben im ganzen beeinflussen, in dem Maße müssen auch die bisherigen „bürgerlichen" Schichten in die Kulturverhältnisse des Proletariats verstrickt werden. Die Wirkungen, denen sie dadurch unterworfen werden, können ebensowohl kulturschöpferisch wie -zerstörerisch sein; das hängt ganz davon ab, was die bisherigen Herren des Proletariats aus ihm gemacht haben.

In Wien wurde am 11. Februar der sozialdemokratische Abgeordnete Schumeier von dem christlich-sozialen Arbeiter Paul Kunschak ermordet. Der Mörder hatte den Augenblick abgewartet, wo Schumeier mit der Bahn von einer außerhalb abgehaltenen sozialdemokratischen Versammlung zurückgekehrt war. Mit dem Rufe: „Das ist meine Rache!" jagte er ihm von rückwärts mit einer Browningpistole eine Kugel durch den Schädel, so daß er sofort tot niederstürzte. Als Kunschak verhaftet wurde, schrie er keuchend, mit wild herumrollenden Augen und schneeweiß im Gesicht: „Ich hab' es tun müssen. Ich konnte nicht anders . . . Seit anderthalb Jahren hat er mich aus der Arbeit gehetzt . . . Wie ein wildes Vieh mußte ich von Platz zu Platz laufen! Nirgends konnte ich bleiben! . . . Mein bißl Vermögen habe ich zugesetzt, und jetzt hungere ich! Ich habe mich gerächt."

Die Sozialdemokratie verurteilt den Mord und darf daher fordern, daß die Mitwelt ihren Abscheu vor dieser Bluttat teile. Sie hat ihrer Partei in Oesterreich den populärsten Führer geraubt. Die schlagfertige Beredsamkeit Schumeiers, seine Urwüchsigkeit, sein Mutterwitz sollen einen großen Anteil an den Wahlsiegen gehabt haben, welchen die österreichischen Sozialdemokraten bei den letzten Wahlen über die Christlich-Sozialen errangen. Das Ge-

Digitized by Google

schehnis kann von jedem anständigen Menschen nur als ein tief trauriges empfunden werden.

Kein Abscheu gegen die Untat und keine Trauer über den Verlust eines wertvollen Zeitgenossen kann die moderne Kulturmenschheit der Aufgabe entheben, den sozialen Ursachen dieses politischen Mordes nachzuforschen. Der politische Mord pflegt nur da vorzukommen, wo, wie in Rußland, ein gewalttätiges politisches Regiment selbst terroristische Lehren züchtet. Oesterreichische Blätter heben hervor, daß die Chronik Wiens vorher noch nie einen politischen Mord gekannt habe. „Der Revolver", schreibt die „Neue Freie Presse", „ist in den politischen Kämpfen in Galizien und in den erhitzten südslawischen Ländern manchmal losgegangen und hat seine Opfer gefordert. Solche Aeußerungen aufgewühlter Leidenschaften blieben aber auf die Länder der Peripherie beschränkt, wo gärende Verhältnisse und besondere Umstände auf eine heißblütige Jugend wirkten. In der Hauptstadt hat sich der politische Browning nur einmal verirrt, als im Parlament auf den Justizminister Dr. von Hochenburger geschossen wurde. Allein damals war der Attentäter von einem fernen südlichen Kronlande zugereist. Der Angriff war in Wien geschehen, aber nicht aus dem Wiener Boden hervorgegangen." In diesem Falle aber war der Mörder ein Wiener. Bemerkenswerter noch ist, daß es ein Proletarier war, der sich an einem Proletarierführer rächen wollte. In einem Lande, wo der politische Mord selten, in einer Hauptstadt, wo er neu ist, fällt plötzlich ein Fürst im Reiche des modernen Proletariats der Kugel eines Arbeiters zum Opfer, der auf solche Weise gegen die Art, wie die Sozialdemokratie ihre politische Macht ausübt, protestieren zu müssen glaubte; das ist das Charakteristische an diesem Geschehnis.

Die sozialdemokratische Presse, die sich sonst gern der verdienstlichen Aufgabe unterzieht, aus den politischen Verhältnissen, in denen ein politischer Mörder lebte, mildernde Umstände für dessen Beurteilung abzuleiten, versagt in diesem Falle völlig. Für den „Vorwärts" ist Kunschak nichts als ein „Verräter an der Klasse, der er selbst angehörte", ein „Meuchelmörder", ein Unmensch, der mit kaltem Blute den Mord geplant, mit kalter Ueberlegung ihn vorbereitet und mit Tücke jede Einzelheit vorbedacht habe. Daß Kunschak unter irgendwelchem sozialdemokratischen Terrorismus zu leiden gehabt habe, bestreitet das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie.

Daß dies nicht stimmt, lehrt aber der Bericht, den die sozialdemokratische Wiener Arbeiterzeitung von dem ersten Konflikt gibt, den Kunschak mit der Sozialdemokratie hatte; das Blatt schreibt:

„Am 21. Juni 1895 ist Paul Kunschak von einem Werkführer der Schuckertwerke als Metalldreher aufgenommen worden. Der Vertrauensmann, Genosse Friedrich Saumwald, stellte sich dem Kunschak vor, sagte ihm, daß alle Arbeiter der Fabrik organisiert seien und dieser Tatsache große Erfolge verdanken, teilte ferner Kunschak mit, daß er sich bei Wünschen und Beschwerden an den Vertrauensmann wenden könne und fragte ihn schließlich, ob er ebenfalls organisiert sei. Kunschak verneinte, und nun wies Genosse Saumwald den neuen Arbeiter nochmals eindringlich auf den Nutzen der Organisation hin. Er ersuchte ihn, sich es zu überlegen, ob er es nicht ebenfalls nützlich finde, der Organisation beizutreten. Ein zweiter Vertrauensmann der Fabrik, Genosse Franz Schwarzböck, sagte zu Kunschak: „Sie werden doch wissen, wohin ein anständiger Arbeiter gehört: in die Organisation! Wir dulden keinen Arbeiter, der nicht der Organisation angehört!" Kunschak blieb aber bei seiner Weigerung. Schwarzböck erwiderte: „Dann werden Sie die Konsequenzen tragen." Nach einiger Zeit kam Saumwald wieder zu Kunschak und fragte ihn, ob er sich die Sache überlegt habe. Kunschak, der es offenbar darauf angelegt hatte, die Organisationsarbeit in der Fabrik zu stören und die Sozialdemokratie zu provozieren, um als „christlicher Märtyrer" zu gelten, erwiderte barsch, er brauche sich nichts zu überlegen. Darauf erklärte Saumwald: „Dann werden entweder Sie gehen oder wir." Nun gingen im Auftrag aller Arbeiter der Abteilung zwei Vertrauensmänner, die Genossen Saumwald

Digitized by Google

und Leonard Faß zum Werkführer Braulick und ersuchten ihn im Namen aller Kollegen, Kunschak zu entlassen, da sie sonst alle die Arbeit niederlegen würden. Der Werkführer entließ hierauf Kunschak, und wegen der Aeußerungen, die sie gegenüber dem Kunschak gemacht haben, wurden nun Saumwald und Schwarzböck, gegen die Kunschak Anzeige erstattet hatte, am 20. November 1905 wegen Erpressung zu je 14 Tagen Kerker verurteilt, und das erste der traurigen Erpressungsurteile war gefällt."

Aus dieser Darstellung geht doch hervor, daß Kunschak gezwungen werden sollte, in eine freie Organisation einzutreten, und daß man ihn aus Brot und Stellung brachte, weil er sich dazu nicht zwingen lassen wollte. Es wäre ein Wunder, wenn es nach solchem Vorspiel später nicht immer wieder die Feindschaft der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, sondern Arbeitsscheu gewesen wäre, was Kunschak von jeder neuen Arbeitsstätte forttrieb, bis er schließlich dauernd beschäftigungslos war, seine Ersparnisse aufzehrte und schließlich hungerte.

Das Verfahren, das auf Kunschak angewandt wurde, ist auch in Deutschland für sozialdemokratische Gewerkschaften typisch; es unterscheidet sich kaum an Ungerechtigkeit von den Bannflüchen der mittelalterlichen Kirche oder den Acht-Verfemungen der Femgerichte. Wer sich der Herrschaft der Organisation nicht unterwirft, der soll ruhe- und friedlos sein, mit dem soll niemand verkehren, dem soll keiner Arbeit und Brot geben dürfen.

In den Anfängen der Arbeiterbewegung mochte solcher Terrorismus noch als eine politische Notwendigkeit zu rechtfertigen sein. Heute ist die sozialdemokratische Partei wie ihr Gewerkschaftswesen doch wirklich in Deutschland wie Oesterreich so stark, daß es eine Kulturschande bedeutet, wenn die sozialistischen Arbeiterführer die politische Macht, über die sie verfügen und die unaufhörlich wächst, in mittelalterliches Faustrecht umsetzen, statt in solches freies, modernes Recht, wie sie es von den Machthabern im Gegenwartsstaate immer heischen.

Grenzfragen der Naturforschung.

Von

Wilhelm Wachter.

Die Teleologie, die Lehre von der Zweckmäßigkeit in der Natur, war von jeher eine der kräftigsten Stützen der Theologie, weil sie noch am geeignetsten schien, gerade der großen Masse den Beweis vom Dasein Gottes unmittelbar zugänglich zu machen. Ungezählte Jahrhunderte lang sah der menschliche Geist in dem gesetzmäßigen Getriebe des Makrokosmos sowohl, wie in den nur mit künstlich geschärften Augen zu erfassenden und zu durchdringenden Wundern des Mikrokosmos, nur immer das zielbewußte, von Zwecken bestimmte und nach Zwecken handelnde Vernunftwalten eines zwar übersinnlichen, aber doch auch zugleich wieder eines der menschlichen Begriffswelt angepaßten Wesens, also eines anthropomorphischen Weltschöpfers. Man stieß allein schon im irdischen Schöpfungsbereich auf so vielerlei Zweckmäßiges, hatte an allen Gegenständen der Natur und vollends an allen Lebewesen — vom primitivsten angefangen bis hinauf zum höchstentwickelten, höchstdifferenzierten — so viele zweckmäßige Einrichtungen, so viele zweckdienliche Organe nachzuweisen, daß es geradezu unmöglich schien, dies alles anders zu erklären als durch die Annahme einer nach menschlichen Absichten und Zwecken schaltenden und waltenden Gottheit. Alle theosophischen Dogmen und Theorien, alle philosophischen Systeme und Spekulationen überdauernd, stand die überall in der Natur anzutreffende Zweckmäßigkeit Jahrtausende über an der Spitze aller Vernunftbeweise vom Dasein Gottes. Wenn alles schwankte, alles floß, wenn im ewigen Auf- und Niederwogen menschlicher Schätzung und menschlichen Urteilens nichts bleibende Form, nichts dauernden Halt gewinnen konnte, das Eine stand doch von Uranfang an beim Menschen unverrückbar fest und schien für alle Zeiten über jeden Zweifel erhaben: die Zweckmäßigkeit im größten wie im kleinsten — von allem, woraus die Welt besteht, sei es tote Materie, sei es organisiertes Leben.

Zwar ließ sich die Art von Teleologie, wie

Digitized by Google

sie uns die mosaische Schöpfungsgeschichte zum besten gibt, mit den Errungenschaften der modernen Naturforschung ebensowenig mehr in Einklang bringen wie etwa das Ptolemäische Weltensystem mit dem des Kopernikus, dessenungeachtet blieb die überall in der Natur auf Schritt und Tritt sich geradezu aufdrängende Zweckmäßigkeit als solche fortbestehen und konnte als das, wenn auch nicht absolut größte, so doch als das am meisten in die Augen springende Schöpfungswunder bislang nicht anders erklärt werden, als daß man in ihm eine zielbewußte Vernunfthandlung der an den Anfang aller Dinge gesetzten übersinnlichen Gottheit sah. Dieses von allen irdischen und zugleich menschlichen Qualitäten freigesprochene und doch auch wieder typisch vermenschlichte Vernunftwesen, das alle Welt- und Lebensrätsel so bequem löst, das uns alles peinvollen Grübelns, aller schmerzlichen Zweifel mit einem Male enthebt, sollte unsere Erde einer ganz besonderen schöpferischen Fürsorge gewürdigt haben. Es ließ nämlich in die erkaltete und verwitterte, also zweckmäßig vorbereitete Gesteinskruste der Erdoberfläche einen Lebenskeim fallen, aus dem im Verlauf ungezählter und nicht abzuschätzender Jahrmillionen eine art- und formenreiche pflanzliche sowie tierische Organismenwelt sich herausentwickelte — genau wie die moderne Wissenschaft es lehrt. Nunmehr stand auch der Erschaffung des Menschen nichts mehr im Wege, denn die gesamte Flora und Fauna der Erdoberfläche war so zweckmäßig für ihn vorbereitet, daß er hier sehr wohl gedeihen und sich vermehren konnte. Und nicht lange währte es, da hielt sich der Mensch, das einzige irdische Wesen, das infolge seiner geistigen Entwicklung von der Zweckmäßigkeit in der Natur Kenntnis zu nehmen vermochte, selbst für den vollkommensten Ausdruck einer zweckmäßigen Schöpfertätigkeit. Dieser noch aus den Tagen der Kindheit des Menschtums bis fast in unsere Gegenwart hereinreichende und demgemäß erhärtete Glaube an eine übersinnlich geschaffene Zweckmäßigkeit, speziell im irdischen Bereich, erlitt so etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Darwin, den vielgenannten und auch vielgeschmähten englischen Naturforscher einen gewaltigen Stoß.

Weder die Herausgabe seines epochemachenden Erstlingswerkes „Die Entstehung der Arten", noch sein etwa zwanzig Jahre später erst erschienenes Hauptwerk „Die Abstammung des Menschen" machten den ebenso bescheidenen als genialen Gelehrten zu dem, was er wirklich war, zu einem Eckstein auf dem Gebiete exakter Naturforschung; dieses unsterbliche Verdienst verdankte er weit mehr noch der Tatsache, daß er der erste war, der an der Hand von in der Natur positiv Gegebenem nachwies, wie das uralte Wunderkind der Schöpfung, die Zweckmäßigkeit, auf eine ganz naturgemäße Weise zustande kam und heute noch zustande kommt.

Jedes organisierte Wesen ist das Produkt aus seinem eigentlichen Lebensmedium, also aus Standort und Bodenbeschaffenheit, aus klimatischen Verhältnissen, Ernährungsbedingungen und dergl. mehr. Im unaufhörlichen Kampf ums Dasein, dem alle mehr oder minder ausgesetzt sind, bleiben diejenigen Individuen am ehesten erhalten, zeigen sich am lebensfähigsten und gelangen deshalb vorwiegend zur Fortpflanzung, deren Gesamtkonstitution sowohl wie Einzelorgane den augenblicklich herrschenden Lebensbedingungen am vollkommensten angepaßt sind, sich somit als die zweckmäßigsten erweisen. Die Natur besorgt höchst eigenhändig die Zweckmäßigkeitsauslese und hat es gar nicht so besonders darauf abgesehen, uns die Mittel und Wege zu verheimlichen, wie sie dazu gelangt. Die Zweckmäßigkeit in der Natur, mit der uns Darwin bekannt machte, ist keine erschaffene, sondern eine gewordene. Und weil es gewissermaßen zu den Kardinaltugenden eines wahren Naturforschers gehört, innerhalb der sinnlich wahrnehmbaren Welt ausschließlich mit dem Natürlichen als Erklärungsgrund sich abfinden, allem Ueber- und Widernatürlichen fein säuberlich aus dem Wege gehen zu können, solange solches nur irgend möglich ist, eben deshalb nimmt auch Darwin heute überall, wo es sich um reines Naturwissen handelt, verdientermaßen eine führende Stellung ein.

Digitized by Google

Wohl mag es in der großen Natur sowohl wie im engeren Lebensbereich des Menschen noch mancherlei Fälle geben, wo uns die natürliche Auslese und der Kampf ums Dasein als einzige Begründung des Zweckmäßigen nicht ausreichend erscheinen, allein ebenso häufig können wir auch auf solche Fälle stoßen, wo der Natur, ihren Einrichtungen, ihren Kreaturen und deren Organausbildung nicht nur keine Zweckmäßigkeit, sondern überdies noch recht gründliche Zweckwidrigkeiten nachzuweisen sind.

Aus dem ganzen, großen Tierreiche sei hier nur der Gruppe der Wale Erwähnung getan, die als Luft durch Lungen atmende Säugetiere ihr Leben im Wasser zubringen müssen, also in einem Lebensmedium, das ihnen eben dieses Leben jeden Augenblick jäh zu unterbinden droht. Diese Tiergattung darf mit Fug und Recht als ein Prototyp schöpferischer Unzweckmäßigkeit, als ein wahres Schöpfungsmonstrum angesehen werden. Und selbst der Mensch, das verhätschelte Schöpfungsschoßkind, an dem wir jeden Nerv, jedes Blutgefäß und jede Muskelfaser als wahre Zweckmäßigkeitsoffenbarung zu erkennen und zu bewundern gewohnt sind, auch er ist keineswegs frei von gar mancherlei organischen Unzweckmäßigkeiten. Wer möchte heute noch etwa in dem Wurmfortsatze des menschlichen Darmes, in dem sogenannten Blinddarm eine Zweckmäßigkeit sehen? Ja sogar dasjenige Organ, welches der Mensch, neben dem typisch menschlichen Gehirn, sein zweckmäßigstes, sein herrlichstes zu nennen pflegt, selbst das Auge weist, unter der Lupe des Naturforschers besehen, noch genug Zweckwidrigkeiten auf. Von eben diesem Auge sagte keine Geringerer als Helmholtz aus: „wenn mir ein Optiker ein mit ähnlichen Fehlern und Mängeln behaftetes Instrument lieferte, würde ich es ihm als eine schlechte Arbeit unbezahlt zurückschlagen". Die Frage nach dem Zustandekommen der Zweckmäßigkeit in der Natur ist heute zwar noch nicht in allen Teilen gelöst, aber doch von Darwin so gründlich angeschnitten worden, daß die Naturforschung hoffen darf, sie auch fernerhin ohne Zuhilfenahme eines übersinnlich schöpferischen Eingriffes behandeln und erledigen zu können.

Weit weniger günstig sind nach dieser Seite hin die Aussichten, sobald es sich darum handelt, die Frage nach der Entstehung des ersten Lebens auf unserer Erde in einer dem naturwissenschaftlichen Bestreben der Neuzeit würdigen Weise zu beantworten. Wie ist dermalen auf unserer Erdoberfläche das erste organisierte Wesen entstanden? So oft die Wissenschaft es bis heute auch schon versucht hat, dieser Frage auf den Grund zu kommen, immer macht sie ein und dieselbe Erfahrung: daß man, den Uranfang des Lebens suchend, stets wieder auf schon vorhandenes Leben stößt. Das omne vivum ex vivo und das omnis cellula ex cellula stellen sich unserm Forschen mit eiserner Beharrlichkeit als eine immer gleich unübersteigliche Schranke in den Weg. Wie in der großen Natur Organisches aus Anorganischem hervorgeht, das hat ihr die Chemie, seit Wöhlers denkwürdiger Harnstoffsynthese, schon mehr als einmal in der kleinen Retorte nachgemacht. Aber Organisches ist noch lange nicht Organisiertes — — und alle synthetische Kunst des Chemikers war bis jetzt nicht imstande, auch nur den Keim eines Protisten, oder ein lebendes Plasmaklümpchen der Natur nachzubilden.

Hat je auf unserer Erde einmal Urzeugung stattgefunden? Und wenn diese generatio aequiroca oder spontanea, dieses elternlose Entstehen organisierten Lebens aus organischen oder anorganischen Grundstoffen damals möglich war, warum geschieht heute dergleichen nicht mehr? Oder sollte die Natur diesen über die Maßen wichtigen Prozeß in solch subtiler Weise ausführen, daß Chemie und Biologie auf ewig ihren wissenschaftlichen Witz an dem schwierigen Problem erfolglos zu verpulvern verdammt sein werden? Vielleicht handelt es sich auch hier nur um einen Kunstgriff, um eine Laune des Zufalls — und eines schönen Tags reihen sich die Kohlen-, Stick-, Wasser- und Sauerstoffatome so mühelos aneinander, daß der vielgesuchte, heißbegehrte, organisierte Keim, oder die nur den tausendfachen Bruchteil einer mikroskopisch-kleinen Zelle bildende

Digitized by Google

Lebenseinheit fix und fertig aus der Retorte springt, wie Pallas Athene aus dem Lockenhaupte Jupiters.

Bis zur Stunde ist aber der Vorgang der Urzeugung noch völlig unbekannt — und ebenso kann alles bisherige Bemühen, die Lebenserscheinungen rein mechanistisch zu erklären, sie letzten Endes ausschließlich auf Bewegungsvorgänge oder auf physiko-chemische Prozesse zurückzuführen, als gescheitert betrachtet werden. Auch die Versuche des Neovitalisten, dem geheimnisvollen Etwas, dem eigentlichen Lebensträger das Mäntelchen zu lüpfen, blieben bisher erfolglos.

Mit all den geistreichen Theorien, mit ihren Germinanten und Dominanten, mit ihren Energien und Entelechien, mit all den Bildungs-Bewegungs-, Keim-, Form- und Richtungskräften haben sie, im rechten Lichte betrachtet, doch nichts weiter erreicht, als daß sie der mittelalterlichen, anrüchigen, spukhaften vis vitalis, zu deren Fahnen sogar noch ein Johannes Müller schwor, ein modernes Kleidchen umhingen, ihr zu einem unerwarteten wissenschaftlichen Glorienschein verhalfen.

Und doch wäre auch in diesem Falle dem modernen Naturforscher zu verübeln, wenn er es sich bequem machen und zur endgültigen Lösung der Frage wiederum die Intervention eines übersinnlichen Wesens in Anspruch nehmen wollte. Ihm bleibt hier somit kein anderer Ausweg als der wissenschaftliche Glaube — im Unterschied zum religiösen — an die Urzeugung, und zur Rechtfertigung dieser Hypothese der plausible Einwand, daß die Urzeugung zu einer ungeheuer weit zurückgelegenen Zeit auf unserer Erdoberfläche vor sich ging und unter Verhältnissen, wie sie heute daselbst nirgendwo mehr angetroffen werden können. Wenn Helmholtz und andere den Nachweis liefern, daß organische Substanz und mit ihr zugleich Lebenskeime von anderen Welten des Universums — etwa durch Meteoritenfall — auf die Oberfläche unserer Erde verschleppt wurden, so ändert dies an der Sachlage natürlich gar nichts, denn damit wird ja die schwierige Frage von der ersten Lebensentstehung nur örtlich verschoben, aber keineswegs beantwortet.

Ueber die Frage der Willensfreiheit besitzen wir heute schon eine solche Unmasse von Spezialwerken, daß man Bibliotheken damit anfüllen könnte. Endgültig erledigt ist sie aber trotz alledem noch immer nicht. Die Grenzen zwischen Triebhandlung und freier Willensbetätigung fließen zu schnell und häufig genug auch zu stark ineinander über, als daß man sich immer klar bewußt hier für das Eine, dort für das Andere entscheiden könnte. Unser Wille ist frei, sofern der unseren Willen zügelnde Geist von den Begierden des Leibes sich freizuhalten vermag, oder nach Arthur Schopenhauer: in Gemäßheit der Charakteranlage jedes einzelnen Menschen. Der geistig am besten durchgebildete Mensch wird infolgedessen auch über einen weitaus freieren Willen verfügen, als der geistig zurückgebliebene, oder gar der primitive Mensch, der Wilde, der noch mehr im tierischen Affekt handelt, dessen Wille eben durch den Affekt gebunden bleibt. Als Bauchmenschen sind wir Deterministen, als Kopfmenschen dagegen Indeterministen.

Wird uns jemals jemand sagen können, wie das Bewußtsein eigentlich zustande kommt — und wird uns jemals jemand in Zahlen und mit exakter, wissenschaftlicher Beweisführung Aufschluß über den Vorgang geben können, der sich innerhalb des Wunderorgans „Menschenhirn" abspielt im Augenblicke, da dieses erwägt, urteilt, Vernunftschlüsse zieht, überhaupt typisch menschliches Denken produziert?

Die physiologische Chemie spricht uns nur immer von sogenannten Ermüdungsstoffen, die sich nach angestrengter Denktätigkeit im Gehirn nachweisen lassen sollen — allein damit ist über den eigentlichen Mechanismus des Denkens, über die Bedingungen, unter welchen dieses sich als ein selbständiger geistiger Akt von den körperlichen Molekülen der Großhirnwindungen loslöst, noch immer so gut wie gar nichts gesagt. Hier lassen uns auch ganz naturgemäß alle wissenschaftlichen Theorien, alle Hypothesen im Stich, weil wir ja im ganzen Schöpfungsbereich kein Analogon besitzen, das

Digitized by Google

der Technik des Denkens, dem Herauswachsen der Vernunftbetätigung aus ihrem stofflichen Substrate etwa vergleichend gegenübergestellt werden könnte. Oder hofft der rohe Materialismus, auch hier mit seiner Atom- und Molekülehre noch auskommen zu können? Sollen wir etwa annehmen, daß die Heftigkeit, mit welcher diese gedachten Stoffelemente die graue Rindensubstanz des Großhirns in Bewegung setzen und erschüttern, ein Maßstab sei für die Qualität der von ihnen geleisteten Denkarbeit? Die dabei frei werdende Wärme, das charakteristische Kopfrauchen bei anhaltend scharfer Geistesbetätigung spricht ja einigermaßen hierfür. Was für einen Hexensabbath mögen da die Gehirnmoleküle unter der Schädelkalotte des großen Königsberger Denkers dermalen aufgeführt haben, als er die Kritik der reinen Vernunft den Schwingungspotenzen seiner Großhirnrinde abrang — und wie phlegmatisch müssen die Gehirnmoleküle eines Tagelöhners oder gar eines Idioten hin und her pendeln, dessen geistige Reproduktionskraft beinahe eine untertierische genannt zu werden verdient! Und was müßte die Wissenschaft darum geben, wenn ihr Mittel und Wege zu Gebote ständen, nur durch Denken die Apparatur, die Technik des Denkens zu ergründen, wo eine exakte Analyse, wo jedes etwa aufklärende Experiment in sich hinfällig, ja ein Ding der Unmöglichkeit ist! Vom lallenden Kinde an bis hinauf zum geistsprühenden, das Universum zu umfassen suchenden Denker sehen wir tagaus tagein das größte irdische Wunder unter unsern Augen sich entwickeln, jede Phase seines Werdens und Wachsens ist uns gegenwärtig, kann von uns wahrgenommen und beobachtet werden — nur das Wunder an sich, sein innerer Aufbau, sein Entstehen aus den problematischen Elementen bleibt uns für immer eine terra incognita, muß es dem Wesen nach bleiben.

Diesem Höchsten und Tiefsten in der Natur und im Menschenleben, dem Menschengeist und der Menschenseele, vermag die Naturforschung vollends nur mit den allerdürftigsten Hypothesen erklärend beizukommen, selbst für diese subtilsten Vorgänge innerhalb der lebendigen Stoffwelt weiß sie keine andere Deutung als die rohe physische Bewegung, als das Stoßen und Drängen der das typisch menschliche Wunderorgan Gehirn konstituierenden Stoffteilchen.

Und woher kommt denn schließlich überhaupt die Bewegung, woher kommt ferner der Stoff, die Materie, von der wir die Bewegung erst auf dem groben Sinnenweg wahrnehmen, um sie darnach zum Gegenstand unseres Bewußtseins machen zu können? So reiht sich für ein ernstes, tiefgründiges Forschen Frage an Frage — und je mehr wir unseren Geist anstrengen, je heißer wir uns bemühen, dem Anfang aller Dinge näher aufzurücken, desto schmerzlicher empfinden wir es, vor der Schranke Halt machen zu müssen, die unserm wegen seiner Endlichkeit unzulänglichen Geiste gesetzt ist. Am meisten in die Enge getrieben, sieht sich die Naturforschung durch die beiden letzten Fragen, die nach der Herkunft der Materie und der ihr inhärenten Bewegung.

Eine Schöpfung im traditionellen Sinne dieses Wortes kann es für die moderne Naturforschung deshalb nicht geben, weil ihr das Forschen in der Natur in vieltausendfacher Wiederholung die Unvergänglichkeit der Materie, die Erhaltung der Kraft, Energie und Bewegung als ein unverrückbares Axiom vor Augen führt. Das ex nihilo nihil fit war ja schon den klassischen Naturphilosophen der jonischen Schule ganz geläufig. Das Geschaffenwerden von einem Etwas aus dem reinen Nichts kann für die heutige Naturforschung kein Gegenstand der Erörterung mehr sein. Demgegenüber wird für sie aus eben demselben Grund die Annahme einer vor Uranfang an vorhandenen kosmischen Materie, mit einem ihr eigentümlichen Kräftevorrat und Bewegungsvermögen, aus deren gesetzmäßigen Zusammenwirken das Universum entstanden, zur zwingenden Notwendigkeit.

Ist es nun ehrender für sie, hier rundweg die Augen zu schließen und den Sprung ins Dunkele zu wagen, indem sie ein einziges Mal die Naturgesetze preisgibt und sich zugunsten eines aus dem Nichts ein Etwas herauszaubernden, übersinnlichen Wesens entscheidet — als wenn sie mit bescheidener Resignation bekennt, vor dem letzten, größten Welt-

Digitized by Google

rätsel Halt machen, die Antwort auf die tiefsinnigste, schwierigste Frage schuldig bleiben zu müssen, weil das Forschen mit einem endlichen Geist dagegen ebensowenig aufkommen könne wie gegen die Begriffe der Ewigkeit und der Unendlichkeit? Und wer will es den Jüngern der Naturforschung verübeln, wenn sie hinter diese schwierigste, von der Wissenschaft nie und nimmer zu beantwortende Frage, statt des anthropomorphisierten und von den Schranken menschlichen Intellekts eingeengten Gottesbegriffes der verschiedenen Religionssysteme, ein einziges, großes, unpersönliches X, ein menschlichem Denken unerreichbares, menschlichem Verlangen unnahbares, durch menschliche Gleichgültigkeit nicht zu verletzendes und durch menschliches Bitten nicht zu beeinflussendes Unbekanntes setzen, dem sie zwar keine Anbetung zugestehen können, dem sie aber doch volle, rückhaltlose Bewunderung und Verehrung zollen? Sollten sie deshalb, um mit Kant zu reden, von dem Wunder des Sittengesetzes in ihrer Brust weniger ergriffen, von dem Zauber des nächtlichen Sternhimmels weniger hingerissen sein als andere Menschen?

Für sie, für die wahren, von ernster, heiliger Begeisterung durchglühten Jünger der Naturforschung, hat der Grundsatz, den Goethe, als er schon ein Greis war, in einer schönen Stunde Eckermann gegenüber aussprach, noch immer seine frische, volle Geltung: die größte Freude meines Lebens ist, zu forschen, solange es zu forschen gibt, — das Unerforschliche aber ruhig zu verehren!

Tolstois große Liebe.

Von

Julius Bab.

Heinrich Manns „große Liebe“ ist ein Gesellschaftsflirt, der pathetisch genommen werden soll. Wenn man allen Respekt aufbietet, den man dem Dichter des „Professor Unrath“, der „Stürmischen Morgen“ und einiger anderer Meisterstücke neuer deutscher Prosa schuldet, so kann man allenfalls die Absicht vermuten, hier gerade aus dem Alltäglichsten und scheinbar Flachsten die Tragik der menschlichen Unzulänglichkeit aufleuchten zu lassen. Aber auch wenn man dem Autor so ernste Absicht zubilligt, kann man nichts weiter sagen, als daß die Ausführung vollkommen mißlungen ist, und daß das Stück, das schließlich zustande kam und am Berliner „Lessingtheater“ unlängst aufgeführt wurde, ein ganz ungewöhnlich langweiliges und banales Theaterstück ist, das kaum irgendwo die Abstammung von einem wirklichen Dichter verrät. Gewiß, es ist Absicht und Prinzip bei Heinrich Mann, seine Szenen im Stile des französischen Theaters zu führen, das er überschätzt. Er macht sich nicht klar, wie viel äußerlicher und geringer selbst die besten dieser klar geschliffenen, geistreich pointierten Diskussionsszenen sind als die germanische Dramatik, deren schwer wühlendes Leben nicht vom Kopf, sondern vom Herzen geschaffen ist. Aber obendrein beherrscht er nicht einmal das Handwerk der Franzosen, hat weder die Grazie noch den szenischen Elan eines Porto-Riche oder Donnay, und so entwächst ihm etwas, das (es ist nicht angenehm, einem Künstler, wie Heinrich Mann, dergleichen sagen zu müssen) vielmehr als an irgendeinen Franzosen an unseren guten deutschen Sudermann erinnert. Nicht gerade in der völlig unaufregenden Szenenführung, aber in dem unsäglich platten und affektiert eleganten Dialog. Die bekannte mondaine Dame mit der unbefriedigten Seelensehnsucht und dem uninteressanten gutmütigen Gatten liebt also, bedrängt von anderen Galans und dem bekannten brutalen Finanzier, der das Schicksal ihres Mannes in der Hand hält, den bekannten genialen Komponisten. Wenn es den Inhalt des Stückes ausmacht, daß der Glanz dieser großen Liebe in dem feig lüsternen Getriebe der großen Welt hinschwindet, so müßten wir doch erst einmal in die Lage versetzt sein, die Größe dieser Liebe, das heißt mit anderen Worten die tiefere Menschlichkeit der beiden Hauptpersonen zu fühlen. Wie soll ich aber dazu kommen, Menschen ernst zu nehmen, die sich mit solchen Worten unterhalten: „Soll ich denn seine Existenz zerstören?“ (Sagt sie in bezug auf ihren Gatten), worauf er „erschüttert“ antwortet: „Süße Frau voll Hochherzigkeit und Liebe!“ — „Auch ich habe die Reden der

Digitized by Google

anderen nur wie aus der Ferne gehört." — „Ach wie drängt sich das Leben in die paar Stunden zusammen, wo ich Dich usw." (So versichern die beiden sich ihrer Gefühle). — „Wie stark sind Sie!" (Sagt sie und er versichert): „Ich habe Ihnen gegenüber die Keuschheit eines Knaben." — Wie soll man Menschen, die sich mit so unkeuschen, schalen Romanphrasen äußern, ernst nehmen? Es bleibt nur die Wahl, ihren Schöpfer für unfähig oder sie für beabsichtigte Salonlügner zu halten. In jedem Fall bleibt uns aber ihr Leben und Sterben höchst gleichgültig. — Heinrich Mann irrt aber überhaupt, wenn er glaubt, uns seelisch irgendwie wichtige Dinge durch die Vorführung solcher Luxusexistenzen, die um sich selbst kreisen, vermitteln zu können. Vornehmheit und Eleganz sind für den Künstler nur Stoff, wenn sie sinnbildlich für innere Werte sind, und der äußerliche Reichtum unserer Kapitalisten kann das wirkliche Lebensgefühl höchstens berühren, wenn das Zerspringen seiner erlogenen Form, das Durchströmen wahrhafter Naturkräfte durch seinen leeren Schein dargestellt werden soll. Was diese Unfruchtbaren und Müßigen mit sich selbst spielen, das ist höchstens Stoff für den Satiriker, der ihr Sorgen um die höchst unsittlichen Schicklichkeitsregeln ihres Gesellschaftsspiels so anfassen soll, wie Shakespeares übermütiger Droll, der mit dem Blümlein „Lieb in Müßiggang" die Geister verwirrt und Eselsköpfe aufsetzt. Eine seltsame Verkettung stilistischer Irrtümer mußte geschehen, daß uns ein Dichter von dem schönen lebhaften, oft und offen bekannten Sozialgefühls Heinrich Manns, die Erneuerung des theatralischen Gesellschaftsstücks, das jämmerlich gleichgültige Spiel der pflichtlosen Luxusexistenzen, mit dem, was ihre Spielregel erlaubt oder unerlaubt nennt, als Drama, als Inbegriff menschlicher Kämpfe zumuten will. Vielleicht wenn ein sehr eleganter Pariser dieses Stück ins Französische übersetzt, kann es einen Erfolg haben; wir brauchen es nicht.

„Die große Liebe" kann niemals eine mondaine Angelegenheit sein. Ist sie wirklich mehr als ein Spiel des Müßiggangs, mehr als die lügnerische Verkleidung sehr schlichter Nervenregungen, ist sie etwas, das mit unserem Leben und Sterben, unserem Gott- und Tier-Sein zu tun hat, so wird sie die Persönlichkeit in eine Flamme hüllen, daß alle Konvention aufprasselt und als Rauch davonzieht. Aus einer Seele muß sie stammen, die große Liebe, aus jenem unerklärlichem Zentrum des Menschen, das trotz der stumpfsinnigen Ironie der „Feinnervigen" die wirklichste aller Sachen ist. Die große Liebe kommt aus einem Herzen, das zur ganzen Welt will und dem das geliebteste der Einzelwesen nur als Weg zur Welt wiegt. Wo solche Liebe an die Dinge rührt, da sind überall Wunder; wo solch volles Herz sein Licht über die Welt wirft, da ist überall Schönheit, Geheimnis und Offenbarung. Wo die Hand solcher Liebe den Stoff ergreift, da ist überall Kunstwerk. Solche Seele, solch Herz, solche Hand war dem großen Leo Tolstoi eigen. Zwiespältig zerrissen war sein Geist, widerspruchsvoll und brüchig ist seine Lehre; aber wo sein Herz sich mit überverständigem Aufschwung in die Dinge wirft, da erschüttert die Kraft seiner Sehnsucht und reißt überall die Quellen des Lebens auf. Die Dame von Welt und das wilde Zigeunerkind, der biedere Ehrenmann und der haltlos versunkene Schwärmer, sie alle werden im Lichte dieser großen Liebe wunderbare Wesen, in deren Not und Angst, Glück und Verzweiflung, sich eines göttlichen Geistes Sehnsucht nach Reinheit, Vollendung und Klarheit spiegelt. Hier ist immer und überall Himmelfahrt. — So geschieht auch in Tolstois nachgelassenem Drama „Der lebende Leichnam", mit dem das „Deutsche Theater" jetzt einen gewaltigen Erfolg gehabt hat.

Der Erfolg gehört dem Regisseur Reinhardt, der seine ganze ungeheure Erfindungsgabe angewandt hat, um aus der kargen Partitur Tolstois romanhaft breite, packend bewegte russische Zustandsbilder zu entwickeln. Aus zwei Zeilen, die im Text ein Kellner zu sprechen hat, baut er eine Szene von fünf Minuten, aus einer Bühnenanmerkung von sechs Worten, ein großes und stimmungsstarkes Episodenspiel. Der Erfolg gehört diesem außerordentlichen Organisator und einigen außerordentlichen Schauspielern: die tief ehrliche Beschränktheit Eduard von Winter-

Digitized by Google

steins, die reine und blutvolle Weiblichkeit der Höflich hatten den meisten Anteil neben der Morbidezza Moissis, der zwar durchaus kein Russe, aber in seiner versunkenen, nervös flackernden Schwäche ein ganzer Mensch war. — Der seelische Sieg aber, der etwas anderes ist als der Erfolg beim großen Publikum, er gehört dem Dichter, dem großen Herzen Leo Tolstois. Und er war keineswegs geringer schon vor Jahresfrist, als das gleiche Werk im Volkstheater mit sehr vereinfachten, reliefartigen Bildern dargestellt wurde. Diesmal sang in einem vortrefflich abgestimmten Wirtshausraum ein Chor von einigen fünfzig Menschen, glänzend dirigiert, die Zigeunerlieder — damals saßen fünf oder sechs Gestalten vor einer weißen Wand. Das Erlebnis aber, das Erlebnis dieser Szene, in der Fedja, der „lebende Leichnam", in den Klängen der Musik versinkt, und um dieses süßen, befreienden Rausches willen alle Lockungen der verständigen Welt von sich weist, dies Erlebnis konnte auch durch die Reinhardtsche Inszenierung nur deutlicher, populärer, aber nicht mehr größer werden. Fedja liegt auf dem Lotterbett, die Zigeuner singen vom Abendrot, und er spricht: „Ach, ist das schön, wenn man nur nicht wieder erwachte! Wenn man bloß sterben könnte!" und der Vorhang senkt sich. Was ist's, daß aus diesem Schauspiel eines bedauerlichen sozialen Versinkens etwas tragisch Erschütterndes und beinahe Heiliges macht — ein Bild aller großen, erdüberfliegenden Sehnsucht? — „Im Grunde genommen ist es ganz einfach, aber dieser Rhythmus!" so sagt ein Musiker im Stück von der Musik der Zigeuner. So muß man von dieser ganzen Szene sagen. Was hier wirkt, ist der Rhythmus, der Takt, in dem ein großes Herz schlägt. Es ist die große Liebe, mit der der wilde und zornige Leo Tolstoi in die Welt sieht — aus den Augen der Seele.

Randbemerkungen.

Das gerettete Kaiserhoch.

In Königsberg, allwo man Preußens grandiose Erhebung von 1813 in diesen Tagen gebührend gefeiert, kommt die Kunde von einem Vorfall, der dringend Aufklärung heischt.

Hat, wie das bei solchen Festakten üblich, die Studentenschaft dem anwesenden Monarchen einen Fackelzug mit anschließendem Kaiserhoch gebracht. Vorher wochenlange Vorbereitungen im Schoße der Akademiker. Die Haupt- und Kardinalfrage: Wer soll die Ehre haben, auf Seine Majestät, die im offenen Fenster die Kundgebung entgegennehmen wird, das Hoch auszubringen?

Der Kaiser pflegt den jungen Mann, dem man das Hoch anvertraut, nicht nur anzureden, sondern ihm sogar die Hand zu geben ... Sein ganzes Lebtag erzählen zu können: „Damals, als mir der Kaiser die Hand drückte..." Studenten sind keine modernen demokratischen Bürgermeister, die sich in ihren Begrüßungsansprachen um eines kaiserlichen Händedrucks willen so oft ihrer Manneswürde entkleiden zu müssen glauben. Studenten haben noch kein doppeltes Gesicht. Wenn sie sich zum Kaiserhoch drängen, ist es jugendlich ehrlich gemeint. Ohne Ordensgiebrigkeit ...

Aber wer von all den jungen Leuten soll das Hoch ausbringen? Um keinen zu bevorzugen, verfügt der Rektor der Universität: Das Los entscheide! Und das Los fiel auf die Gruppe der konfessionellen Verbindungen, und in dieser wiederum auf den Verein jüdischer Studenten.

Der Augenblick zum Kaiserhoch ist da. Schon will der durch das Los bestimmte jüdische Student sich seines Auftrags entledigen ... Aber siehe da! Ein Chargierter des Vereins deutscher Studenten hat sich vorgedrängt und schnappt dem durch das Los Bestimmten sein Kaiserhoch vor der Nase weg.

Vordringlichkeit eines Kommilitonen, der sich kraft seiner Konfession hoffähiger dünkte? Taktlosigkeit eines übel Erzogenen? Jawohl, aber eine Taktlosigkeit auf hohen Wunsch. Das Hofmarschallamt hätte, so bescheidet die Königsberger Universitätsbehörde den Verein jüdischer Studenten, gewünscht, das Kaiserhoch solle nicht von einem Herrn aus der konfessionellen Gruppe ausgebracht werden ...

Da noch kein Monarch das christlich Konfessionelle bei allen offiziellen Anlässen je so laut betonte wie Wilhelm II., so würde, wenn es sich hier um einen Chargierten aus einer christlich-konfessionellen Verbindung han-

Digitized by Google

delte, kein Zeremonienmeister auf die Idee kommen, daß zur Ausbringung des Kaiserhochs dieser von einem Nichtkonfessionellen im letzten Augenblick zur Seite zu schieben sei. Bleibt nur eine Lesart. Der Jude paßte nicht! Die Juden waren ebenso würdig wie wir Christen, als einst vor hundert Jahren des Königs Appell „An mein Volk!“ die Waffenfähigen aller Konfessionen auf das Schlachtfeld rief. Die Juden dürfen dem Könige den Fahneneid schwören genau so wie wir Christen. Sie müssen als Soldaten jederzeit bereit sein — für König und Vaterland heißt es auch bei ihnen —, das Leben zu lassen. Ganz wie wir Christen. Aber wenn zur Jahrhundertfeier von Preußens Erhebung, bei der doch, ohne daß man etwas Peinliches darin sah, wahrlich auch das Blut jüdischer Mitbürger geflossen, das Los für die Ausbringung des Kaiserhochs zufällig auf einen jüdischen Studenten fällt, dann verfügt das allerchristlichste Hofmarschallamt: „Ein Jude. Bitte dringend, diesen faux pas zu unterlassen . . .“

Das Vaterland ist gerettet. Die Ohren des deutschen Kaisers sind davor bewahrt, bei der Erinnerungsfeier an die Erhebung von 1813 ein Hoch aus jüdischem Munde entgegennehmen zu müssen. Aber wie wäre es, wenn der Kaiser sein Hofmarschallamt in diesem Fall doch lieber desavouierte? Höfische Festarrangeure, denen es verborgen blieb, daß der Kaiser gar nicht so ist und beispielsweise mit jüdischen Großfinanziers in durchaus leutseliger Weise zu verkehren geruht, wirken doch eigentlich komisch . . .

Heinrich Ilgenstein.

Der Indizienbeweis.

Man muß immer wieder den Mut bewundern, mit dem ein Teil der Juristen den sogenannten Indizienbeweis handhabt. Bei Licht besehen, ist ja dies strafrechtliche Ueberführungsmittel überhaupt kein Beweis. Verzichtet doch der Indizienbeweis auf den Nachweis, daß eine Untat geschehen ist. Der ganze Ueberführungsapparat ist hierbei mehr oder minder auf nachschaffende Phantasie gestellt. Der Angeklagte muß nicht am Tatort gewesen sein. Aber er *kann* doch am Tatort gewesen sein. Und dazu das berühmte Alibi! Der Verbrecher will zur Zeit des Verbrechens gerade allein gewesen sein? Aber, meine Herren Geschworenen, ist damit bewiesen, daß er allein gewesen ist? Hat er — Zeugen dafür, daß er allein war??

Die juristisch einwandfreie Beweisführung sagt: Ich beweise es dir durch Tatsachen, daß du die Löffel gestohlen hast. Die Anklage, die mit Indizienbeweis arbeitet, sagt: Wir können Ihnen zwar nicht beweisen, daß Sie die Löffel gestohlen haben. Aber beweisen Sie, Angeklagter, uns, daß Sie die Löffel *nicht* gestohlen haben . . .

Das ist die Logik des Indizienbeweises. Was positiv an ihm ist, sind im besten Falle Momente, die die Tat — wahrscheinlich erscheinen lassen. Und was das Ueberzeugendste an ihm sein soll, das ist das Negative, das kein Mensch auf dieser Erde beweisen kann, daß er ein Verbrechen, das zufällig in Stunden zeugenloser Einsamkeit fällt, *nicht* begangen hat.

„Es handelt sich hier lediglich um die Frage, ob Mord oder Selbstmord vorliegt. Das ist die einzige Frage, deren Beantwortung einige Schwierigkeiten machen könnte, da sowohl in schießtechnischer wie in ärztlicher Beziehung Momente, die einen Selbstmord gänzlich ausschließen, *nicht* vorliegen . . .“ So plädierte in dem Prozeß, der die angebliche Ermordung der Köchin Rosenburg zum Gegenstand und ihren an sich höchst unsympathischen „Bräutigam“ Stahl zum Angeklagten hatte, nicht der Verteidiger, sondern der Staatsanwalt. Das Gericht hat den Angeklagten trotzdem zum Tode verurteilt. Die Frage, ob bei der mit der Pistole in eigener Hand in einsamer Straße aufgefundenen Köchin Mord oder Selbstmord vorliegt, ist damit noch immer nicht entschieden. Die Frage wird wahrscheinlich überhaupt nie entschieden werden. Nur eines steht absolut fest: Der Angeklagte wird in Kürze hingerichtet werden.

Wenn seine Behauptung, daß er unschuldig sei, wirklich zutreffend ist, so kann der Verurteilte nur sagen: „Das kommt davon,

Digitized by Google

wenn man in dem großen Berlin nächtlicherweile unbekannt und unbeachtet in einem vollbesetzten Café sitzt und nicht ständig irgendeinen Zeugen bei sich hat . . .“ Aber eine ganze Reihe höchst merkwürdiger Umstände sprechen dafür, daß dieser Geselle seine Geliebte ermordet und ihr dann nachträglich die Positur einer Selbstmörderin gegeben hat? . . . Mehr noch. Der juristische Kunstbau, Indizienbeweis genannt, grenzt fast an Gewißheit. Aber grenzt nur . . . Ist nicht Gewißheit. Wird nie Gewißheit sein. Aber das stört nicht. Es wird ohne Zaudern drauf los geköpft . . . H. J.

Monistenleichtsinn.

Für die Aufhebung des Jesuitengesetzes, das, wie jedes Ausnahmegesetz, selbstverständlich an sich ein staatliches Unrecht ist, petitioniert jetzt der deutsche — Monistenbund. Was die Monisten zu diesem nur scheinbar paradoxen Schritt bestimmt, ergibt sich von selbst. Sie sind für absolute Freiheit in allen Religions- und Weltanschauungsfragen. Und deshalb ist ein Eintreten für die Zulassung der Jesuiten nur logisch und konsequent. Nicht aber logisch wäre es, in unserm heutigen Stadium der kulturellen Freiheit für die Jesuiten einzutreten, wenn nicht gleichzeitig die vollständige Gleichberechtigung jeder Weltanschauung de facto durchgeführt und mit allen Konsequenzen die Frage nach dem persönlichen Bekenntnis des einzelnen in das Gebiet des rein Privaten erhoben wird und endlich aufhört, eine Angelegenheit staatlichen Lebens zu sein. Da aber diese selbstverständlichste aller Kulturforderungen von niemandem so gehaßt und bekämpft wird wie von den Jesuiten, so wäre es vielleicht doch vorsichtiger, auf so gefährlich schöne Gesten zu verzichten und den Kampf für die Aufhebung des Jesuitengesetzes bei dem vorläufigen Stand unseres anmaßenden Staatskirchenwesens lieber den Jesuiten und ihren unduldsamen, kulturfeindlichen Gesinnungsgenossen zu überlassen.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Der Präsident wendet sich Lermantes zu, der auf den Blick antwortete.

„Ich kann nichts anderes sagen, als was wahr ist!“

„Man muß zwischen den beiden Aussagen wählen, und das ist nicht meine Sache. Wollen die Herren Geschworenen sich jetzt vorstellen, was vorgeht. Das gehetzte Rudel flieht, und die Kuh verschwindet mit den Spießern in östlicher Richtung. Der Hirsch kommt von Westen quer durch das Gebüsch. Herr d'Entraque verfehlt ihn. Im Augenblick, wo er vor der Flinte Herrn d'Entraques vorbeistürzt, hört dieser ein verdächtiges Geräusch und schießt aus Vorsicht nicht. Haben Sie das Geräusch nicht gehört, Lermantes?“

„Nein! Und ich glaube —“ er hielt eine Sekunde inne, als ob er Worte zurückdrängen müsse, die ihm wider Willen auf die Lippen kamen — „daß Herr d'Entraque auch nichts gehört hat.“

Brévine wendete sich seinem Mandanten zu. Er sah um dessen Mund ein stolzes, verzweifeltes Lächeln. Und er hat die Empfindung, daß Lermantes seinen Gegner durch ein Wort vernichten kann, das er nicht sagen will, ein Wort, von dem sein Ankläger weiß, daß er es nicht aussprechen wird. Aber Herr Motiers de Fraisse setzte das Verhör schon fort:

„Warum glauben Sie das? Wollen Sie es nicht sagen? Sie haben unrecht! In Ihrem Interesse müssen Sie sich klarer ausdrücken. In Ihrem Interesse! Welche Gründe würde Herr d'Entraque haben, zu sagen, daß er ein verdächtiges Geräusch gehört hat, wenn er es nicht wahrgenommen hätte? Will er Ihnen denn schaden, oder wollen Sie ihn in Verdacht bringen?“

Lermantes schwieg: die Verschwiegenheit schließt unsere Geheimnisse in unsere Seelen, wie ein Sicherheitsschloß, zu dem nur wir allein den Schlüssel haben. Aber wenn man das so bewegliche Gesicht plötzlich wie erstarrt sah, die gesenkten Augenlider über den beredsamen Augen, den Mund noch zitternd von dem, was er hätte sagen können, konnte man die gewaltige Anstrengung ermessen, die er machte, um sich selber zu vernichten. Denn sein Untergang war ihm durch das Schweigen sicherer als durch ein unkluges Wort. Wer würde glauben, daß ein Angeklagter Worte, die ihn hätten retten

Digitized by Google

können, nicht aussprechen werde? Seine Andeutung war nur eine Ausflucht gewesen. Er sagte nichts, weil er nichts zu sagen hatte.

„Also lassen wir das," meinte Herr Motiers de Fraisse. „Jetzt kommen wir zu einer neuen Meinungsverschiedenheit zwischen Ihren Angaben und denen des Zeugen. Herr d'Entraque versichert, daß Sie vor dem Schuß visierten!"

„Ich versichere das Gegenteil!"

Das Publikum murrte. Diese beständigen Dementi schienen lächerlich. Lermantes leugnete wie ein auf frischer Tat ertapptes Kind.

„Ich hätte ihn für schlauer gehalten," flüsterte Chaussy Jean Bogis zu.

Der Präsident verbat sich wiederum die Kundgebungen und nahm das unterbrochene Verhör wieder auf.

„Herrn d'Entraques Versicherung ist aber äußerst bestimmt. Er erklärte, Sie zielen gesehen zu haben. Er hat es vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt und wiederholt es heute vor uns."

„Sicher!" bestätigte d'Entraque.

Mit vollkommener Beherrschung, ohne auch nur seine Stimme zu erheben, sagte Lermantes, den Blick fest auf den Zeugen gerichtet:

„Herr d'Entraque kann mich nicht zielen gesehen haben. Er hat keine Augen, die sehen können, was nicht existiert. Ich habe, ohne zu visieren, schnell geschossen!"

„Wie geschah es, daß wenn Sie unter Ihrer Flinte einen Damhirsch hatten, den Sie mitten in den Körper treffen mußten, Sie so hoch schossen, um einen Menschen gerade ins Herz zu treffen?"

„Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß der Zeuge mich nicht zielen sehen konnte, weil ich es nicht tat."

„In welcher Entfernung standen Sie von dem Zeugen?"

„Fünfundzwanzig bis dreißig Meter."

„Herr d'Entraque?"

„Nein, nicht so weit, ich hatte einige Schritte nach links gemacht."

„Und ich frage Sie noch einmal: Sie sahen Lermantes zielen, bevor er schoß?"

„Ich habe es gesehen!"

„Wie lange Zeit zielte er?"

„Einige Sekunden."

Lermantes stieß hervor:

„Er hat sie gezählt!"

Mit erhobenem Haupt und geradem Blick stand er jetzt da. Er hatte die Haltung eines mutigen Mannes, den sein Schicksal besiegt, der aber aus dem Gefühl, ein unbekanntes und vielleicht erhabenes Opfer zu bringen, die Kraft schöpft, es innerlich zu beherrschen.

„Nein, ich habe sie nicht gezählt," erwiderte d'Entraque ohne ihn anzusehen, „aber ich hatte Zeit zu denken: Er trifft das Tier, ein so guter Jäger wie er kann es nicht verfehlen!"

Jedes Wort wirkte, man hörte die Bewegung im Auditorium.

„Denken Sie an die Wichtigkeit Ihrer Worte," warf Herr Motiers de Fraisse durch den beunruhigenden Dialog erregt ein. „Sind Sie ganz sicher, es gesehen zu haben? Unsere Sinne täuschen uns manchmal!"

„Ich habe ausgezeichnete Augen, Herr Präsident, trotzdem ich nicht so gut wie der Angeklagte schieße."

Die letzte Bemerkung schoß über das Ziel, man hörte den Haß heraus.

„Noch ein wichtiger Punkt, Herr d'Entraque. Sie sagten dem Untersuchungsrichter, daß im Augenblick, in dem Lermantes schoß, der General aus dem Gebüsch in die Lichtung trat, so daß ihn Lermantes sehen konnte?"

Ein leichtes Zögern lag auf Herrn d'Entraques Gesicht: die Furcht, sich zu irren oder zu viel zu sagen.

„Ich versichere nicht, daß Lermantes den General gesehen hat," antwortete er. „Ich versichere nur, daß ich ihn im Augenblick sah, als der Schuß abgefeuert wurde. Er stand im Vordergrunde, einige Schritte von dem Damhirsch entfernt, der an ihm vorbeieilte."

„Sind Sie sich über die Schwere dieser Versicherung klar?"

„Ich halte sie aufrecht!"

„Weshalb haben Sie das nicht in Ihrer ersten Aussage erzählt?"

„Diese Einzelheit, ebenso wie andere, fielen mir erst nach und nach ein. Als ich das erstemal aussagte, stand ich noch zu sehr unter dem Eindruck der Erregung und Betroffenheit. Ich erinnerte mich nur an mein eigenes Entsetzen."

Herr Motiers de Fraisse stellte noch einige weniger wichtige Fragen über das Benehmen Lermantes nach dem Niederstürzen des Generals, und als Herr Rutor es ablehnte, seinerseits zu verhören, intervenierte Brévine:

„Sie fragen meinen Mandanten, Herr Präsident, ob er Gründe hätte zu glauben, daß Herr d'Entraque ihn belasten wolle. Er hat nicht geantwortet, ich vermute, daß er nicht antworten wollte. Aber meine Pflicht ist es, selbst gegen seinen Willen die Wahrheit zu suchen. Deshalb bitte ich den Zeugen, uns zu erklären, ob der Angeklagte Gründe hat, seiner Wahrhaftigkeit zu mißtrauen?"

D'Entraque wandte den Kopf nach der Seite Brévines. Sein Ausdruck wechselte. Bis

Digitized by Google

jetzt seiner sicher, wurde er plötzlich vorsichtig und mißtrauisch. Der Wind, der seine Segel blähte, wechselte die Richtung. Er fühlte es. Er drängte sich näher an das Gitter und hielt sich in der Defensive, wie um die Hiebe zu parieren und sie zurückzugeben. Anstatt mit der bisherigen Ueberlegenheit zu antworten, dachte er einen Augenblick nach. Um Zeit zu gewinnen und sich eine Erwiderung zu präparieren, sagte er:

„Ich verstehe den Sinn dieser Frage nicht gut!"

„Er ist doch klar," sagte Brévine, „aber ich kann mich auch genauer ausdrücken. Ich fragte, ob Ihres Wissens nach der Angeklagte Gründe hat, Ihre Wahrhaftigkeit anzuzweifeln. Oder anders ausgedrückt: Haben Sie persönliche rachsüchtige Motive gegen Lermantes, oder kann Lermantes annehmen, daß Sie welche haben? Verstehen Sie jetzt?"

Die vorübergehende Verlegenheit d'Entraques war verschwunden. Er hatte seine Sicherheit wiedergefunden.

„Ob der Angeklagte Gründe hat, meiner Aussage zu mißtrauen, weiß ich nicht. Es ist seine Sache, diese auseinanderzusetzen. Ich aber habe unter Eid ausgesagt. Ich denke, das überhebt mich jeder weiteren Erklärung."

„Schön," sagte Brévine. „Da es so ist und damit wir uns selbst eine Meinung bilden können, bitten wir Sie, uns genau zu sagen, wie die Beziehungen waren, in denen Sie bis jetzt zu Lermantes standen?"

„Sie waren immer ausgezeichnet."

„Nicht mehr als das?"

D'Entraque lächelte hochmütig, und mit einer Nuance von Unverschämtheit im Ton erwiderte er:

„Das ist schon viel!"

„Ich möchte aber noch genauer Bescheid wissen. Ich möchte erfahren, ob mein Klient dem Zeugen nicht einen wichtigen Dienst in Geldangelegenheiten leistete?"

Kaum hatte d'Entraque zustimmend geantwortet, als Brévine vervollständigte:

„Unter ziemlich delikaten Umständen. Ich möchte, daß der Zeuge uns diese Geschichte berichtet."

„Es handelt sich um eine Angelegenheit, die mit diesem Prozeß nichts zu tun hat," erklärte Herr Motiers de Fraisse.

„Verzeihung, Herr Präsident! Herrn d'Entraques Aussage ist die einzige ernstliche Belastung gegen meinen Mandanten. Dieser bestreitet sie. Es ist wichtig zu wissen, ob der Zeuge in den Grenzen seines Schwures aussagt, weil er doch einen Eid abgelegt hat, wie er nicht verfehlte, uns zu erinnern. Das ist der Punkt, den ich aufzuklären suche."

Ein wenig blaß versicherte d'Entraque:

„Ich bin ein Ehrenmann!"

„Also kann die Angelegenheit, die ich meine, nur ehrenwert sein, und es liegt kein Grund vor, sie uns zu verschweigen!"

In brummigem Tone sagte d'Entraque sehr schnell:

„Vor sechs oder sieben Jahren hatte ich beim Rennen eine ziemlich große Summe verloren. Ich war in Verlegenheit, weil ich sie sofort bezahlen sollte. Lermantes lieh sie mir sehr zuvorkommend . . . es ist schon lange her, daß ich sie zurückerstattet habe."

Man murmelte auf den reservierten Bänken. Viele Pariser kannten ungefähr die dunkle Geschichte, in der es sich um etwas anderes handelte als um einen gewöhnlichen Verlust. Die Antwort d'Entraques schien ihnen sehr kurz zusammengefaßt. Aber das große Publikum sah in diesem Dialog nichts weiter als einen Kniff des Anwalts, der den Zeugen verwirren wollte, und deshalb nahm es die Partei d'Entraques. Denn schließlich sagt man die Wahrheit vor der Justiz, womöglich ohne zu sehr durch diese spitzen Zungen zu leiden. Brévine ließ sich nicht durch die dumpfe Feindseligkeit einschüchtern.

„Ach," sagte er, „Herr d'Entraque hatte eine große Summe beim Rennen verloren: Hatte er also ganz einfach falsch gewettet? Also Pech... Nun, im Moment will ich nicht weiter darauf eingehen. Nein ... nein, ich will darauf nicht eingehen. Doch bevor er sich entfernt, soll er uns nur auseinandersetzen, warum er einen solchen Haß gegen einen Mann zeigt, dem er verpflichtet war?"

„Ich sage nur das, was ich sah: die Wahrheit."

„Sie wissen wohl, daß Sie es nicht tun," sagte Lermantes.

In einer zornigen Aufwallung stampfte d'Entraque mit dem Fuße auf.

„Weshalb lüge ich? Sagen Sie es doch... sagen Sie."

„Ich sage, daß Sie lügen, nichts weiter. Das kann und muß ich sagen und wiederholen. Man hört mich nicht, man glaubt mir nicht, weil ich auf dieser Bank sitze. Sie können nach Belieben lügen. Sie wissen wohl, daß ich Sie nicht entlarven werde."

Herr Motiers de Fraisse beendete den Zwischenfall.

„Die Herren Geschworenen werden entscheiden. Haben Sie noch etwas zu fragen, Herr Rechtsanwalt?"

„Augenblicklich nein. Aber ich behalte es mir vor. Wir werden den Zeugen noch brauchen."

Digitized by Google

Herr d'Entraque ging auf seinen Platz zurück, und es trat eine viertelstündige Pause ein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Pegasus im Joche.

Ich weiß von einem Berliner Tondichter, der der schlanken, heiteren Muse assoziiert ist. Noch vor wenigen Jahren lebte er so einfach und bescheiden, ein kleiner Variété-Maestro, in zwei Hinterzimmern berlinisch-nördlicher Breite, deren Miete auch nicht immer bezahlt wurde. Heute ist er Villen- und Autobesitzer: das große Los seiner Lebenslotterie warf ihm in der letzten Saison ein Einkommen von 350 000 Mark in den Schoß, und da man den Meister soeben unter Kuratel gestellt hat, ist ihm der größte Erfolg zuteil geworden, den die Laufbahn eines mondänen, in die Welt passenden Künstlers heutzutage zu bieten hat. Wenns nicht gerade ein Attentat ist: wir haben keine bessere Reklame zu versenden.

Zu gleicher Zeit erzählt das Berliner Leben, das jenem Tonpoeten so fidel in das wohlgerundete, schnurrbärtige Gesicht lacht, die etwas schwermütigere Geschichte von der kleinen Frau Else Lasker-Schüler, die sich freilich keine Berliner G'stanzelmusik einfallen läßt, auch nicht musikalisch Gassen haut, aber dennoch eine starke, harfentönige, zerrissene Musik in sich trägt: die eine Berliner Type und eine Dichterin ist, und die nichts von der Seide spinnt, in welche sie die Heldinnen ihrer ekstatischen, unruhigen Lyrik zu kleiden pflegt. Ganz Berlin W kennt und erkennt diese ewige Bohémienne seit Jahren. Und wenn sie ihren markierten Pagenkopf mit dem zerknüllten Mützchen (diesen Kopf, unter dessen Kinn fast immer die Flagge einer purpurroten oder grasgrünen Schleife gehißt war) im verrauchten „Café des Westens" zeigte: wenn ihr männlich und energisch vorwärtsstampfender Schritt, dem die Form ihres kurz geschürzten Gewandes stets angepaßt ist, sie an den ungepflegten Marmortischen vorbeiführte, so galt sie stets als die Protagonistin (als die „Zigeunerhauptmännin" sozusagen) unter den diesem Café eingesessenen Mal- und Literaturmädels und männlichen Stürmern und Drängern, die alle hier ihr Wigwam aufgeschlagen haben, solange, bis aus ihren literarischen Kinderschuhen die ersten Lackschuhe geworden sind. Damals (es ist noch gar nicht solange her) war Else Lasker-Schüler die Gattin eines Schriftstellers, Komponisten und Zeitschriftenunternehmers vom linksten Flügel der Literatur, der in seinem auf gelbem Papier gedruckten Wochenblättchen „Der Sturm" alle acht Tage einmal allen einigermaßen arrivierten Fachgenossen an den Wagen fuhr (und noch fährt) der übrigens auch alles Mögliche getan hat, um die mystische, ins Regellose abweichende Kunst seiner Frau volkstümlich zu machen. Dann aber sprang das Eheband entzwei: und bei der Scheidung von Tisch und Haus scheinen auf Else Lasker-Schülers Tischhälfte nicht gerade goldene Berge liegen geblieben zu sein. Else Lasker-Schülers Poesie, die eine Gefolgschaft braucht, die ernster dichterischer Pionierarbeit ergeben ist und auch an die nicht ganz erhellte Beredsamkeit lyrischer Psalmisten zu glauben vermag, geriet also auch weiterhin in ein peinliches Abhängigkeitsverhältnis von einer Epoche, die zur Banalität und zum Zweifel drängt. Die Leute aus Berlin W, die Zahlungsfähigen, die Mäzene, sagten weiterhin: „Ach, das ist die, deren Gedichte man nicht versteht" oder: „Ach, das ist die, die immer von sich sagt: Ich bin eine Königin", aber nicht: „Ach, das ist die, deren Bücher man kaufen, deren Gedichte man lesen sollte." Und neulich legten die Zeitungen ganz offiziell mit Mitleid heischenden Plakaten und unter der Fürsprache bedeutender Persönlichkeiten Sparkassen für die „in bedrängten Verhältnissen" lebende und darbende Dichterin an. Hier zeigte sich denn auch, daß noch Geld unter den Leuten ist. Mein Gedächtnis zitiert mir Fälle, bei welchen, wenn es sich um die proletarischen Opfer einer Familienkatastrophe, um die Milderung sozialer Not, sozialen Elends handelte, die öffentliche Mildtätigkeit mit Unsummen einsprang. In Berlin ist auf

Digitized by Google

diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege bitterer Mangel sogar schon in Wohlhabenheit verwandelt worden! Aber die erste Liste milder Gaben, die ich zugunsten der Dichterin Else Lasker-Schüler veröffentlicht fand, schloß mit einem Resultat von 11 Mark 50 Pf. ab. Bitte, lieber Leser, das ist kein Druckfehler .....

So stellte sich Else Lasker-Schüler denn selbst auf das Podium und warb für ihre Kunst und für ihre Existenz. Nichts trauriger, als wenn solch eine Veranstaltung von vornherein von ihrem „mildtätigen Zweck" Grau in Grau gekleidet ist: wenn das Objekt der Veranstaltung selber mit versteckten Tränen und erzwungenen Lächeln in ihrer Mitte stehen muß. Und es gab an diesem Nachmittag, an dessen Seite draußen ein wundervoller Winterfrühlingstag erblühte, neben dem Peinlichen der Situation noch einschneidendere Momente einer latenten Tragik: etwa, als die Rhapsodin, die, ihren schmalen, vibrierenden Knabenkörper gewaltsam zur Ruhe zwingend, soeben die ersten Rhythmen eines Liebespsalms angeschlagen hatte, plötzlich abbrach, die Bühne verließ, um sich erst nach geraumer Zeit wieder vor den kleinen Kreis der Zuhörer zu stellen. Dann aber überschrie sie ihre Schmerzen mit lauter Stimme: und auch die Rationalisten im Parkett werden aus diesem Vortrage sicher mehr als nur das Rätselvolle dieser zum Gefühl und nicht zum Verstande sprechenden Kunst empfunden haben. Sie las Liebesdithyramben, die, wie im Taumel der Sinne gezeugt, an jeder Normalität des Wortbildes, an jeder Geradheit grammatikalischer Konstruktion bacchantisch vorbeirauschen; die sich an Farben- und Gefühlsgluten übernommen haben und doch nur den Beistand einer wohllautenden Vortragskunst brauchten, um das Echo ihres Sanges und Klanges sieghaft durchzusetzen. Sie las jene mit dem Duft des hohen Liedes gesalbten, erotischen Visionen — „Auf den harten Linien meiner Siege seh' ich meine späte Liebe tanzen" —, die plötzlich, wie auf dem Zenith der Ekstase, die prunkende Form zertrümmern, stammeln, unter abgerissenen, lallenden Worten — „Herz ab, Seele hin" — zusammenbrechen. Sie las ihre „hebräischen Melodien", phantastisch ausgemalte, biblische Miniaturen, knappe Stimmungstorsi, in denen die Bilder des Moses, der Esther, der Ruth nicht etwa balladesk, in szenischen Schilderungen, sondern in Wortmusik aufgefangen werden, und in denen der Wesensinhalt einer Gestalt, das Fluidum eines biblischen Mythos ganz Klang zu werden vermag. (Wunderschön wird z. B. von Esther gesagt: „Nachts ruht ihr Herz auf einem Psalm".) Und in der Methusalem-Fabel, sowie in der „sauerländischen Ballade", die Rudolf Blümner, der Rezitator, scharf von der weichen Modulation der anderen Vortragsstücke abstechen ließ, stellen sich die launige Phantastik Paul Scheerbarts und die Gespensterseherei E. T. A. Hoffmanns sehr lapidar neben die lyrischen Grundvesten dieser Kunst. Die ist gewiß mehr futuristisch als von dieser Welt: man muß schon ganz Herz, ganz Nerv, ganz Auge und Ohr, ganz Seele sein (auch wohl ein wenig guten Willen mitbringen), um ihrer geistigen und körperlichen Cäsur bis zu Ende folgen zu können. Und dennoch verdient dieses eigenwillige, orgiastisch-ausartende Talent eine Fürsorge: müßte es in einer Zeit, die die Banalität dauernd erhöht, zum mindesten nicht materiell erniedrigt werden. .....

Neben mir schüttelte die Beamtendame mit dem schwarzen Spitzenhäubchen auf dem weißen Haar abweisend den vergilbten Kopf: schoben sich die zwei W-Mädchen mit den Schneckenfrisuren in Kupferbraun und Lichtblond auf Programmschnitzel geschriebene, sichtlich mokante Briefchen zu: richtete die Malmaid im dunkelgrünseidenen Eigenkleid, hübsch und überschlank, an ihren haarbuschigen Begleiter die elementare Frage: „Hast du auch Zigaretten? Für nachher?" Im schmalen, gelblichen Lichtkreise der Podiumlampe aber klang immer noch die monotone, helltönige, unzivilisierte Stimme der Else Lasker-Schüler. Und diese Stimme sprach in dem Zitat der Hymne an Gott, welches lautet: „Du wehrst den guten und den bösen Sternen nicht" mit deutlichem Vorwurf und sicher pro domo .....

Urbanus.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W. Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Bak & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 9 | Berlin, den 1. März 1913. | 42. Jahrgang Band 83.

Aufhebung des Jesuitengesetzes.

Von

Heinrich Ilgenstein.

> Was wie die Einführung des Antimodernisteneides und das Motu proprio nicht von Eurer Heiligkeit einfach per Ukas besorgt wurde, haben wir Zentrumsbrüder — ich erinnere nur an die Wiedereroberung der Volksschule — auf dem Wege des Parlamentarismus durchgesetzt.
>
> „Gegenwart", Jahrg. 1912, Nr. 15.

Daß ausgesucht die Sozialdemokratie, diese kirchenfeindlichste aller Fraktionen, der katholischen Kirche zur Aufhebung des Jesuitengesetzes verhelfen mußte, wird im Vatikan sicherlich als einer der besten Witze der Weltgeschichte empfunden werden. Man wird die Sozialdemokratie auslachen und ihnen mit verdientem Undank lohnen.

Wir Deutsche aber können die Tatsache nicht ernst genug nehmen. Die Zulassung der Gesellschaft Jesu ist nicht, wie man uns weismachen will, ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit. Sie wäre dies vielleicht in fünfzig, in hundert Jahren der ach, so langsam fortschreitenden Entwicklung gewesen. Aber vorläufig fehlt für die Aufhebung des Jesuitengesetzes jede innere Berechtigung.

Wir sind noch nicht soweit... Gab es in der ganzen sozialdemokratischen Fraktion keinen einzigen, der es seinen Gesinnungsgenossen ins Gesicht schrie, daß, wer auch immer an der Befreiung des Menschengeschlechts mitarbeitet, vor allem dem licht- und fortschrittsfeindlichen Rom nicht zu neuer Stärkung in Deutschland verhelfen darf? Ein Ausnahmegesetz ist, an sich betrachtet, immer ein Unrecht. Wer leugnet es? Aber haben wir, die Anhänger einer vom Staatskirchenwesen freien Religionskultur, vor den Jesuiten wirklich so viel voraus? Ist, soweit das Glaubensbekenntnis des einzelnen in Frage kommt, vorläufig in deutschen Landen Ausnahmegesetzgebung nicht auch sonst Trumpf? Der Beamte, der, ob liberaler, religöser Anschauung, in seiner Karriere gehemmt ist. Die Dissidenten, denen man ob ihrer nicht genehmen religiösen Ueberzeugung ganze, ihren sonstigen Fähigkeiten entsprechende Berufssphären sperrt. Was ist das alles anders als Ausnahmegesetzgebung zugunsten bestimmter Glaubensbekenntnisse?

Wir sind noch nicht so weit... Erst stimmt für den Satz, daß keines Bürgers Ansehen oder Berufsleben von dem abhängig gemacht werden kann, was er in seiner Seele als Glauben trägt. Erst stimmt für die prinzipielle Gleichberechtigung aller Weltanschauungen. Und für den Satz, daß der Staat nur über die Taten, aber nicht über das Fühlen und Denken des Bürgers zu Gericht sitzen darf. Jeder kann nach seiner Fasson selig werden... Erst, Zentrumsleute, stimmt dem bei, daß dies Wort Friedrichs des Großen endlich Wirklichkeit wird. Daß es keine bevorzugten Bekenntnisse, sondern nur noch Bekenntnisse gibt. Erst erklärt euch damit einverstanden, daß es die Ausnahmegesetzgebung, staatlicher Religionszwang genannt, aus Respekt für das über jede Gesetzgebung turmhoch erhabene Wesen der Religion nicht mehr geben soll... Erst, Zentrumsleute, bekennt euch durch bindende Abstimmung prinzipiell gegen jede religiöse Ausnahmegesetzgebung, und dann müssen und können wir auch für die Aufhebung des Ausnahmegesetzes stimmen, das den Jesuiten um ihrer persönlichen Weltanschauung willen, den Eintritt nach Deutschland verbietet.

Digitized by Google

So hätten die Sozialdemokraten sprechen müssen. Und dann hätten sie der Kultur einen Dienst geleistet. Wie es aber jetzt geschah, ist ihre ausschlaggebende Zustimmung zur Aufhebung des Jesuitengesetzes nur ein Akt wirklichkeitsfremder Prinzipienreiterei. Um ein Linsengericht verkaufte Esau sein Erstgeburtsrecht. Um gegen ein Ausnahmegesetz zu demonstrieren, gaben die Sozialdemokraten die Gelegenheit preis, gegen jede religiöse Ausnahmegesetzgebung Sturm zu laufen. Die sozialdemokratischen Parteipäpste: „Unser Parteiprogramm ist Freiheit und Fortschritt!“ Die objektive Geschichtsschreibung, die sich weniger an Phrasen als an Taten hält: „Als sich in deutschen Landen zum Kummer der Orthodoxen so etwas wie ein junges religiöses Freiheitsleben leise zu regen begann, riefen die Sozialdemokraten die orthodoxe Hilfstruppe der Jesuiten ins Land...“

Ein neuer Welthandelsweg.

Von

Leopold Katscher.

Die Ingenieure werden immer kühner. In neuerer Zeit haben sie die Geographie wiederholt erheblich verändert, und im Laufe unseres Jahrhunderts werden sie das immer mehr tun. Den Anfang macht der Panamakanal, der um Neujahr 1915 dem Verkehr übergeben werden soll und eines der großartigsten Wunder moderner Technik bilden wird.

Vier Jahrhunderte lang, fast seit der Entdeckung Amerikas, bemühte man sich vergebens, die den Atlantischen vom Großen Ozean trennende Gebirgskette am Isthmus von Panama zu überwinden. Schon die Spanier der gewaltigen Seefahrerzeit suchten umsonst das Geheimnis der Landenge zu ergründen. Und jetzt? Jetzt ist man vollkommen hinter dasselbe gekommen und die Amerikaner tun, was Lesseps einst bei Suez zu ähnlichen Zwecken tat: sie bauen zwischen den beiden Endpunkten einen Kanal. Mit zwei Unterschieden jedoch: einmal ist der Suezkanal rund 160 km lang, während der von Panama nur etwa 70 km lang werden wird; und dann war der Bau des Suezkanals mehr oder minder eigentlich nur eine Auffrischung des Wasserweges, den schon die Pharaonen zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meere angelegt und benutzt hatten, während es sich beim Panamakanal um einen durchaus jungfräulichen Gebirgszug in den Tropen handelt, dessen Durchbohrung viele bedeutende Ingenieure für „unmöglich“ erklärt hatten — ein Wort, das bekanntlich nicht im Wörterbuch der heutigen Technik steht, ausnahmsweise jedoch am Platze schien, weil „sogar“ der berühmte Lesseps dort gescheitert war. Aber daß diesem Kanalbauer die Sache in einem ihm unbekannten Klima und unter ganz besonders ungünstigen Umständen mißlang, wollte keineswegs besagen, daß sie den benachbarten und so sehr praktischen Yankees mißlingen müsse.

Im Jahre 1880 rief der genannte Franzose nach einer durchaus oberflächlichen und ungenügenden Vermessung eine französische Panamakanalbaugesellschaft mit einem Kapital von 600 Millionen Frank ins Leben. Die Aktien wurden viermal überzeichnet, so sehr riß man sich um sie. Kein Aktionär sah sein Geld wieder, auch nicht die vielen tausende „kleiner“ Frauen, die ihre kleinen Ersparnisse im Vertrauen auf den glänzenden Namen ihres Landsmannes in das Riesenunternehmen steckten. Die Kanalgesellschaft ging mit unglaublicher Korruption und Leichtfertigkeit zu Werke und verschwendete Menschenleben wie Geld in wahnsinniger Weise. Die Sterblichkeit unter den Arbeitern betrug 80 Prozent (!), da gar nichts gegen das mörderische Klima getan wurde. Viele Millionen wurden dazu verwendet, Mitglieder der französischen Volksvertretung zu bestechen. Man schaffte ganz überflüssigerweise 120 Lokomotiven an, um sie in Schuppen verrosten zu lassen. Eine Flotte von Schleppschiffen hatte, vorzeitig erworben, keinen andern Zweck, als an der Kanalmündung zu verfaulen, eine unglaubliche Masse kostspieliger Maschinen und Apparate ging in Sümpfen und Forsten

Digitized by Google

zugrunde. Zahllose unnütze Frachtwagen, Dampfkräne und Baggermaschinen, ungeheure Haufen von Eisenbahnschienen, Stahlkabel und Werkzeug lagen im Schmutz umher. Die Pariser Agenten benutzten ihre Vollmachten dazu, alle möglichen alten Ladenhüter, die nichts mit dem Kanalbau zu tun hatten, billigst zusammenzukaufen und zu den höchsten Preisen nach Panama zu verschiffen; z. B. Klaviere, ganze Kisten voll Haarnadeln und tausende von Schneeschaufeln. Tatsächlich: Schneeschaufeln für den Aequator!!!

Kein Wunder, daß die 600 Millionen nicht langten. Immer wieder wurden neue Kapitalien hineingesteckt, und als schließlich volle 2000 Millionen Frank verschwendet waren, platzte die Seifenblase. 1893 endete der schöne Traum endgültig mit der gerichtlichen Verurteilung von Lesseps Vater und Sohn. Jetzt blühte der Weizen der Vereinigten Staaten. Diese räumten mit der bösen Vergangenheit radikal auf und packten die Sache mit ihrer gewohnten erfolgreichen Willenskraft an. Auch ihnen flogen nicht die gebratenen Tauben in den Mund; auch sie machten anfangs kostspielige Fehler und mußten mehrfach experimentieren, ehe sie das Richtige trafen. Aber sie ließen nicht locker, und Geld haben sie ja bekanntlich in Hülle und Fülle. Vor allem rotteten sie die Ursachen der gewaltigen Sterblichkeit aus: Malaria und gelbes Fieber, indem sie die ungeheuren Mengen der Verbreiter dieser Krankheiten, der giftigen Moskitos, durch ebenso energische wie sinnreiche Mittel so vollständig vernichteten, daß zwischen Colon und Panama keine einzige Brutstätte verschont blieb und daher die absoluteste Moskitofreiheit eintrat.

Außer den von der Lesseps'schen Unternehmung hinausgeworfenen zwei Milliarden Frank wird der Kanal den Vereinigten Staaten rund 500 Mill. Doll. (= 2500 Mill. Frank) kosten. Der Kilometer wird somit auf nahezu 643 Mill. Frank zu stehen kommen. Wir haben es also mit der bei weitem kostspieligsten Anlage aller Zeiten zu tun. Selbst der erstaunlich teure Schiffskanal von Manchester hat „nur" etwa 6¾ Mill. Frank pro km gekostet, der Suezkanal bloß 3 125 000 Frank und der Nordostseekanal nicht mehr als rund 2 Mill. Frank der Kilometer.

Trotz der verrückt hohen Herstellungskosten wird der Panamakanal finanziell sehr lohnen, sowohl vom strategisch-politischen als auch vom handelspolitischen Gesichtspunkt aus. Der neue Wasserweg wird, obgleich selber nur 70 km lang, der Schiffahrt Entfernungen von vier- bis vierzehntausend Kilometern ersparen! Als die Unionsflotte vor zwei Jahren von Newyork nach San Francisco dampfte, mußte sie den Umweg über das Kap Horn machen, also 23 000 km zurücklegen; nach Eröffnung des Panamakanals werden es bloß 10 000 km sein — welche Ersparnis an Kohle und Zeit, ganz abgesehen von der Verminderung der großen Gefahr des Umschiffens von Südamerika. Der Seeweg von Britisch-Kolumbien nach Liverpool wird durch den Kanal um 10 000 km verkürzt werden, der von Australien und Neuseeland nach Großbritannien um nahezu 5000 km, der von Newyork nach Plätzen nördlich von Panama sogar um fast 14 000 km!! Zwischen London und diesen Plätzen wird man rund 10 000 km ersparen — eine Entfernung, die ungefähr der Länge der ganzen transsibirischen Eisenbahn gleichkommt! Die westindischen Inseln, gegenwärtig gleichsam in einer Sackgasse liegend, werden sich auf einem der wichtigsten Handelsseewege befinden. Und so weiter. Welche Umwälzung in der Reederei des gesamten Welthandels und in der Rolle der Vereinigten Staaten als einer großen Seemacht!

Auch sonst wird das künftige Wunderwerk der Ingenieurkunst manchen Stein in Bewegung setzen. Es wird manchen Ländern Nutzen, anderen Schaden bringen. Sehr viele Menschen werden sich wirtschaftlich gezwungen sehen, ihren Wohnsitz zu verlegen, oft in weite Entfernungen. Die Geschichte der Küstenstaaten des Stillen Ozeans wird sich ganz anders entwickeln als es ohne den Kanal der Fall gewesen wäre. Von besonderer Wichtigkeit müssen die bevorstehenden Veränderungen der Welthandelsstraßen für England werden, denn dieses spielt jetzt in der Reederei bei weitem die erste Geige, und es ist fraglich, ob es dabei bleiben wird. Zugrunde gerichtet werden kann der britische

Digitized by Google

Seehandelstransportverkehr unter keinen Umständen durch den Panamakanal, allein hervorragende englische Volkswirte machen sich darauf gefaßt, daß dieser Verkehr beträchtlich zugunsten des amerikanischen verlieren wird. Der britische Anteil ist nämlich jetzt lediglich durch die Torheit der Union so unverhältnismäßig groß. Ihre törichte Tarifpolitik macht es den Vereinigten Staaten bislang unmöglich, eine große Handelsmarine zu haben. Es ist nun aber nicht anzunehmen, daß dieser Zustand ewig dauern werde. Vielmehr dürfte Onkel Sam, dem der neue Kanal jene Torheit im grellsten Lichte zeigen wird, seine Handelspolitik voraussichtlich soweit ändern, daß er in die Lage kommen könne, die günstigen natürlichen Vorbedingungen, deren sein Riesenland sich hinsichtlich der Schiffahrt erfreut, im eigenen Interesse auszunutzen.

Die glänzende Lage der Vereinigten Staaten zwischen den beiden Hauptmeeren wird nach Vollendung des Durchstichs des Isthmus für militärische wie für friedliche Zwecke noch unendlich an Wert und Bedeutung zunehmen. Sollte es denkbar sein, daß die Yankees die hohen Vorteile einer Wegabkürzung z. B. von Newyork nach Australien um vier- bis sechstausend Kilometer ungenutzt lassen werden? Da ihr heutiger Zolltarif den Wert der künftigen Handelsstraßen für sie illusorisch machen würde, muß logischerweise angenommen werden, daß diese so tüchtigen Geschäftsleute sich eines Bessern besinnen und einen Teil des englischen Reedergeschäfts durch geeignete Tarifänderungen an sich reißen werden. Daß hieran nicht zu zweifeln ist, geht aus der Tatsache hervor, daß jüngst bereits ein sehr großes Unternehmen mit 15 Mill. Doll. Kapital „drüben" ins Leben gerufen wurde: die „Atlantic and Pacific Transportation Company", welche mit Hilfe modernster Handels-Eildampfer, die mit besonderer Rücksicht auf den Panamakanal gebaut werden sollen, interozeanischen Handel treiben und sich auch um den nach Eröffnung des neuen Wasserweges zu schaffenden „unabhängigen Postbeförderungs-Seedienst" bewerben will. Offenbar sind die Amerikaner n i c h t gewillt, den ganzen Reedereinutzen des Kanals den Europäern zu überlassen und sich mit den strategischen Vorteilen zu begnügen.

Die Arbeiten schreiten mehr als rüstig fort. Fünfzigtausend Menschen werden bei ihnen beschäftigt. 1909 wurden monatlich anderthalb Millionen Wagenladungen Erde ausgebohrt; das schien sehr viel, aber gegenwärtig hält man schon bei 2⅓ Millionen monatlich! Es ist also durchaus wahrscheinlich, daß der geplante Eröffnungstermin, 1. Januar 1915, wird eingehalten werden können. Es müßte für jeden Freund der Völkerannäherung und großartiger, weltverbindenden Verkehrsmittel ein Hochgefühl sein, bei der Eröffnungsfeier anwesend sein zu können!

Kritik, Literaturwissenschaft und Reportage.

Von

Julius Bab.

Der Professor der Germanistik in Bern, Dr. Harry Maync, hat eine Rede gehalten und sie in der Beckschen Buchhandlung in Druck gegeben, die den Titel hat „Dichtung und Kritik, eine Rechtfertigung der Literaturwissenschaft". In diesem Titel liegt bereits ein Irrtum, der so verbreitet und so schädlich ist, daß es sich wohl lohnt, ein paar aufklärende Bemerkungen an Maync's kleines Buch zu knüpfen.

Der Professor geht von der sattsam bekannten Mißachtung aus, die die Dichter oftmals nachdrücklich dem Rezensenten gezeigt haben; Goethe hat bekanntlich in sehr lustigen Versen aufgefordert, den Rezensenten totzuschlagen, Mörike hat (wenigstens in der poetischen Phantasie) den ewigen Nörgler mit einem bedeutenden Fußtritt die Treppe hinunterbefördert, und Uhland hat ihn in einem berühmten Gedicht beschrieben, wie er rezensierend durch den Frühling geht. — Maync stellt keine tieferen Forschungen an, wie denn in diesen und vielen anderen vortrefflichen Künstlern, die selber durchaus nicht der kri-

Digitized by Google

tischen Ader entbehrten, das hier verewigte Zerrbild des Rezensenten, des bloß boshaften Neinsagers und Nörglers entstanden sei; er macht nur einige Bemerkungen darüber, daß es im allgemeinen nur die tadelnde Kritik sei, gegen die sich der Protest der Dichter richtet, und geht dann alsbald zu den Vorwürfen über, die von der gleichen Seite der Literarhistorie gemacht werden. Er drückt so in dem ganzen Stil seiner Rede aus, daß Kritik und Literaturwissenschaft eigentlich ein und dasselbe Ding seien; der Literaturgeschichtler, der sich ausnahmsweise mal mit einem Werke der Lebenden statt der Toten beschäftigt, ist dann eben ein „Kritiker" — und so braucht im weiteren nur von einer Rechtfertigung der Literarhistorie die Rede zu sein. Mayne wehrt sich gegen den Vorwurf, daß der Germanist die Toten vor den Lebenden begünstige — und trotz allen Unfugs, den gedankenlose Bücherwürmer treiben, denen die verstaubten Scharteken von Bodmer und Breitinger wichtiger sind als das lebendige Drama Hauptmanns und die Lyrik Dehmels zusammengenommen, trotz allem wird man zugeben müssen, daß angesichts des immensen Einflusses, den so viele ganz leblose Zeitgenossen haben, die nur eben anwesend sind, eine Wissenschaft, die das höchst Lebendige und Wertvolle der zufällig schon Verstorbenen in den Vordergrund drängt, gut und sogar notwendig ist. Mayne wehrt sich dann gegen den Vorwurf, daß die germanistische Analyse, die Untersuchung über die Deszendenz des Stoffes, über die Entstehung des Werkes, über die Modelle des Dichters überflüssig und wertlos sei, und in der Tat wird man das Prinzip der Wissenschaft nicht für die Ausschreitungen der ärgerlichen Plagiatschnüffler und der kindischen Modelljäger verantwortlich machen, denn sie liefert der Kulturgeschichte und Menschengeschichte wertvolle Materialien: der Biograph ist auf sie angewiesen, der Geschichtsschreiber kann sie gebrauchen, der Aesthetiker verdankt ihren Vergleichen manche Anregung. Und wenn schließlich Mayne die philologische Tätigkeit im engsten Sinne des Wortes zu rechtfertigen sucht, die Textkritik, die Lesartenvergleichung, die Herausgebertätigkeit, so kann man wiederum trotz aller Ausschreitung der lächerlichen Kommaphilosophen nicht bestreiten, daß eine Arbeit, die das eigentliche Material alles Dichtens, das Wort bei seiner ursprünglichen Ordnung erhält, nützlich und nötig ist. — Aber wenn man diese ganze Apologie Maynes gläubig und beifällig angehört hat, so muß man fragen: und die Kritik? Was hat das alles mit Recht oder Unrecht des Kritikers zu tun? Inwiefern ist ein Mann, der alle diese nützlichen und erlaubten Wissenschaften betreibt, ein Kritiker? Ist ein Kritiker nicht ein Mensch, der ein besonders intensives Erlebnis am Kunstwerk gehabt hat, und der nun die Fähigkeit besitzt, dies Erlebnis in einer Sprache wertender Begriffe, werbend oder warnend, darzustellen? Und wenn zur Ausbildung der kritischen Fähigkeit mancherlei Wissenschaften gut und nützlich sind, zum Beispiel literargeschichtliche, zum Beispiel kunstphilosophische Wissenschaften — ein rechter Arzt muß Chemie und Anatomie gelernt haben, aber ruft man Chemiker und Anatomen an ein Krankenbett? Ist vielleicht der gelehrte Kirchenhistoriker der berufene Prediger auf der Kanzel? Nein, daß der Literarhistoriker gleichzeitig auch ein Kritiker sei, das ist natürlich möglich, aber nicht einmal wahrscheinlich. Nicht wahrscheinlich, weil der wahre Kritiker das volle Gefühl für das Irrationale, das übervernünftig Religiöse im Kunstwerk braucht, während der Wissenschaftler dazu neigt, überall mit dem Festdefinierbaren, Erlernbaren, Errechenbaren abzuschließen. In demselben Grade, wie unter der Führung Scherers der Betrieb unserer Literaturgeschichtsbeschreibung exakter, korrekter, wissenschaftlicher geworden ist, sind unsere Germanisten als Kritiker belangloser geworden. Vielmehr als die Universitätsgrößen von heute hatte das Geschlecht der Haym, Gervinus, Hettner, Hermann Grimm vom wahrhaft kritischen Geiste. Die eigentlich großen Kritiker deutscher Nation aber, die durch die begriffliche Ausprägung ihres Erlebnisses an der Kunst Entwicklungsmächte in der deutschen Geistesgeschichte geworden sind, sie standen charakteristischer Weise alle der künst-

Digitized by Google

lerischen Produktion viel näher als der historischen Wissenschaft. Ich nenne die Namen: Schiller, Hebbel, Otto Ludwig, Lessing, Tieck, Friedrich Theodor Vischer, Friedrich Schlegel, Herder, um damit eine Skala aufzustellen, eine Skala der Grade, in denen sich für unser Bewußtsein in den entscheidenden Persönlichkeiten die dichterische und die kritische Kraft gemischt hat. So sicher aber, wie daß auch Herder und Friedrich Schlegel Dichter waren, so sicher ist es, daß im Werke Friedrich Schillers heute schon manchem seine Kraft des Kunstbegreifens und Kunsterklärens nicht minder wichtig als seine ganze Produktion erscheint; ich persönlich bin gern bereit, für Schillers leidenschaftliche und große Kritik der Bürgerschen Gedichte alle Akte der Maria Stuart hinzugeben. All diese Geister (Lessing hat seine ganze Produktion nur ein Beispielbilden für seine Kritiken genannt) sind in demselben Grade, in denen eine übermäßige Anspannung des wachen Bewußtseins der reinen Sinnlichkeit ihrer Kunstformen Abbruch tat, große Kritiker gewesen. Was vielen an Literarhistorikern gerade so fatal ist, die philisterhafte Vertraulichkeit, die ein Kunstwerk mit Stoffgeschichte, mit Biographie und bestenfalls mit Formanalysen völlig fertig erklären möchte — diese plumpe Vertraulichkeit gerade fehlt diesen Männern ganz, die vom Gefühl leidenschaftlichster Bewunderung ausgehen, die gar nichts anderes wollen und vermögen, als die heilige Erfahrung der Kunst ihrem gesamten Weltbilde einreihen und alle einzelnen Erscheinungen an der Würde ihres Kunstbegriffes messen.

Wenn aber im Künstler und im Kritiker so nah verwandtes Blut fließt, oftmals in ein und demselben Körper gemischt, wenn der Kritiker nur der Verkünder des Erlebnisses ist, das der Dichter prägt, ihm nicht anders gesellt wie der Prophet dem Heiligen, wenn er nur den gleichen Stoff mit einem anderen Organ aufnimmt — wie ist es dann möglich, daß, wenn auch nur in vorübergehender Stimmung, bei großen Dichtern jenes Zerrbild des Rezensenten entstehen konnte? Dies aber kommt aus einer Verwechslung, die dem Kritiker noch viel unheilvoller geworden ist als die mit dem sachlich unbewegten Literaturwissenschaftler — die Verwechslung mit dem Reporter. Schon zu Schillers Zeiten brauchten hundert, heut brauchen tausend Blätter Berichte über künstlerische und literarische Vorkommnisse. Die kleine Schar der wirklich zur Kritik Berufenen, die es in jeder Generation gibt, könnte all diese Berichte gar nicht liefern, selbst wenn man es von ihr verlangte; man verlangt es aber zumeist gar nicht, denn die echte Kritik ist, wie jeder volle Ausdruck einer selbständigen Persönlichkeit, unbequem. Man wünscht den neutralen Berichterstatter, den Mann der Menge, der es dem Leser bequem macht, weil er im großen und ganzen seine Gefühle teilt. Dieser Berichterstatter aber macht in den meisten Fällen sein an sich legitimes Gewerbe unehrlich, indem er den Schein eines Kritikers erstrebt; er fügt dem Tatsachenbericht „Urteile" an, die bei ihm nicht das Messen einer Leistung an den Forderungen einer persönlichen Welt- und Kunstanschauung sind, sondern lediglich ein Versuch, Persönlichkeit zu prästieren, ein originelles Ich von den neutralen Tatsachen abzuheben. Dies aber gelingt allerdings viel leichter durch Verneinen als durch Bejahen. Denn jeder Narr kann sagen, was eine Sache nicht ist, während nur lebendige Erfahrung aussprechen kann, was eine Sache in Wahrheit ist. Und deshalb wird der als Rezensent verkleidete Reporter in den allermeisten Fällen ein Nörgler, ein Verneiner sein; und da noch häufiger als der Literaturhandwerker den Platz des Dichters solch Reporter den Platz des Kritikers einnimmt, so konnte der populäre Sprachgebrauch entstehen, der das Wort Kritik wie ein natürliches Negativum, wie einen Gegensatz zu Produktion ausspricht.

In Wahrheit ist der Kritiker der scheidende, der kunstbegreifende Geist, eine der Art nach ebenso produktive Kraft wie der Kunst schaffende Geist des Künstlers. Daß er in lebendiger Wechselwirkung mit dem Dichter, dessen Werk freilich in bestimmtem Sinne auf der Skala der Werte noch höher steht, lebt — daß große Kritiker erst die geistige Atmo-

Digitized by Google

sphäre für große Künstler in vielen Fällen geschaffen haben, in der sie leben und wirken konnten —, daß auch die „schlechte", die vernichtende Kritik nur einen sehr positiven Kampf um den begrenzten Lebensraum bedeutet, den die falsche Kunst der echten wegnimmt, das alles hat man mit Wahrheit gesagt. Aber diese Rechtfertigung durch den indirekten Nutzen für die künstlerisch Schaffenden ist gar nicht entscheidend, die wahre Kritik bedarf ihrer gar nicht. Sie ist eine in sich gegründete Form der geistigen Entfaltung, die ihr Recht aus sich selbst nimmt. Persönlichkeiten wie Herder und Schlegel sind nicht durch ihre halb dilettantischen Poesien, sondern durch ihre kritische Urkraft große Erscheinungen geworden in der Geschichte des deutschen Geistes und in der Menschengeschichte. Zuletzt bietet eine große Kritik ganz das gleiche wie eine große Dichtung und wie jede große menschliche Tat: das entzündende Schauspiel einer Seele, in der ein leidenschaftlicher Wille zur Wahrheit herrscht.

Randbemerkungen.

Zur Vorbildung unserer Volkserzieher.

Ein kleines Erlebnis möchte ich den Lesern mitteilen, das mir einen tiefen Einblick gewährte in die geisttötende, wenn nicht geradezu verblödende Art und Weise, wie unsere deutschen Volksschullehrer für ihren künftigen Beruf ausgebildet werden. Ich war auf der Fahrt von Elbing nach Berlin begriffen. Da stieg, ich weiß nicht mehr an welcher Station, eine muntere Schar junger Leute in den D-Zug ein. Vier von ihnen nahmen in unserem Abteil Platz, und ich hörte aus ihrer lebhaften Unterhaltung bald heraus, daß es aus einem Volksschullehrerseminar entlassene Jünglinge sein mußten, die eben ihre Abgangsprüfung glücklich bestanden hatten. Erst frischten sie Erinnerungen auf an harmlose Streiche, die sie im Internat verbrochen, und daran, wie diese von den gestrengen Paukern unnachsichtlich geahndet wurden. Mit viel Humor und in der Stimmung der Erleichterung, nun der gestrengen Klosterhaft für immer entronnen zu sein, gaben sie ihre Schilderungen. Dann kam das Examen an die Reihe und im besonderen die am meisten gefürchtete mündliche Prüfung. Meine Aufmerksamkeit steigerte sich und mit ihr meine Verwunderung über das Unglaubliche, was an Wissensballast, an über alle Maßen gleichgültigem, geschichtlichem Kleinkram von solchen Aspiranten einer künftigen Volksschullehrstelle verlangt wird.

Hier nur einige Beispiele. In Religion wird gefragt nach den Ausmaßen der Arche Noahs, wieviel Ellen lang und wieviel Ellen hoch! Schade, daß uns nicht auch noch ein Katalog der Tiere erhalten blieb, die Noah mit in den Kasten nahm; wie wertvoll wäre das doch im Interesse einer weiteren Gedächtnisbelastung unserer armen deutschen Christen, für deren religiöse Ausbildung das Wissen um die Größe der Arche Noah ein unentbehrlicher Bestandteil zu sein scheint! Nun Geschichte: Welches neue Hilfsmittel der technischen Kriegsführung hat Napoleon I. eingeführt, und in welcher Schlacht hat er's zuerst angewandt? Worin das Hilfsmittel bestand, ist mir, dem ahnungslosen Belauscher der gelehrten Unterhaltung, leider entgangen, ich erfuhr nur, daß es der große Feldherr zum erstenmal in der Schlacht bei Ulm (?) angewandt haben soll, und an welchem Tage und in welchem Jahr diese Schlacht stattfand. Dann aber berichtete ein anderer, wie er in der Prüfung über die Aufstellung der Schlachtlinien bei Königgrätz inquiriert wurde. Von jedem Armeekorps sollte er genau angeben, wo es postiert war und in welcher Richtung es ausschwärmte und so fort. Dann kam Literaturgeschichte: „Wissen Sie, wie die Straße heißt, in welcher Schillers Haus in Weimar steht? Welche Breite und wieviel Stockwerke hat das Haus?" Und endlich, als Krone von allem, die Frage des Examinators an einen andern: „Was befand sich auf der hinteren Seite des Goetheschen Hauses?" „Eine Veranda." „Was wuchs an der Veranda empor?" „Weinreben." Diese Antwort war falsch, es mußte Kürbisse heißen. Worauf der Schüler, wie zur Rechtfertigung seiner

Digitized by Google

abgrundtiefen Unwissenheit, sich den Einwand erlaubte, daß doch Kürbisse nicht so hoch hinaufwachsen könnten, sie würden ja für die Bewohner der Veranda geradezu lebensgefährlich werden, wenn die großen Köpfe auf die kleineren Menschenschädel herabfallen würden. Aber es blieb dabei: Kürbisse! Ich selbst kann mich dieser Veranda an Goethes Hause nicht erinnern. Und wir können die Sache auch auf sich beruhen lassen. Aber wie traurig, wenn junge Leute in einem Examen, darin sie doch eine Probe der erworbenen Allgemeinbildung ablegen sollen, um solch nebensächliches Beiwerk befragt werden! Und wie komisch berührt den wirklich Gebildeten der begreifliche Stolz dieser jungen Leute auf ihr — das seine weit überragende, ja, einen Brockhaus und Meyer noch übertreffende — Spezialwissen! Und was für einen verkehrten Begriff von Bildung und Wert der Schule müssen diese künftigen Volkserzieher selbst bei solcher Ausbildung gewinnen! Ich wette darauf, daß diese jungen Leute, die über die Bepflanzung von Goethes Gartenlaube Bescheid wissen sollten, Goethes Faust höchstens heimlicher- und verbotenerweise einmal gelesen haben. Und wie mag es mit ihrer kulturgeschichtlichen Bildung beschaffen sein, wenn Schlachten und Schlachtreihen als das Entscheidende im geschichtlichen Examen behandelt werden! Aber nicht wahr? — nachdem man mit solch ödem Gedächtnisdrill dem Geiste der jungen Volkserzieher das Beste, was Geist und Gemüt hätte bilden können, vorenthalten, läßt man sie auf die Jugend los und hält ihren später erwachenden Bestrebungen, ihren Stand zu heben, von überlegener Höhe herab das Urteil entgegen, daß man es doch nur mit einer Gruppe von Halbgebildeten zu tun habe. Und wem von denen, die mit solchen Anforderungen, wie ich sie geschildert, die Prüfungsqual ihrer Zöglinge unnötig steigern, kommt es je zum Bewußtsein, daß sie damit nur einen Beweis liefern, wie weit sie selbst von einem Verständnis für wahre Bildung noch entfernt sind?

Fr. Steudel.

Unser Mitarbeiter der Kronprinz.

Der Beitrag, den die „Gegenwart“ unserem Kronprinzen verdankt, ist nur klein an Umfang. Aber dafür um so erfreulicher. Und er hat seinen Beitrag auch nicht zu Papier gebracht. Aber er hat ihn ausgesprochen, was uns jedenfalls vollkommen genügt. Julius Bab und auch der Herausgeber dieser Zeitschrift hatten beide vor kurzem darauf hingewiesen, wie unsere Berliner Hoftheater doch eigentlich Institute, die mehr Hof als Theater sind. — Und gerecht, wie wir uns zu sein bemühen, hatten wir des weiteren gemeint, daß die in künstlerisch ernst zu nehmenden Kreisen umgehende Erregung über die diesjährigen Glanz- und Repertoirstücke des Berliner Königl. Schauspielhauses das Tatsächliche verkennt. Geschmack ist Privatsache. Auch beim König. Und wenn der König seinem Theaterintendanten ob der dauernden Anödung durch Kunstwerke wie „Austauschleutnant“ und „Wieselchen“ nicht endlich den Abschied gibt, so geht daraus hervor, daß dem Könige diese Theaterführung durchaus gefällt und daß er, was die ganze Hoftheaterfrage angeht, auf dem durchaus verständigen Satz vom Recht des Herrn im eignen Hause steht. Wir stellten uns infolgedessen auf den Standpunkt, daß wohl der König von diesen Theatern recht viel, aber Kunst und Volk eigentlich gar nichts haben. Und daß die Bewilligung dauernder Zuschüsse für einen neuen pompösen Hoftheaterbau in Berlin eine durch nichts zu rechtfertigende Aufdringlichkeit von seiten des Volkes ist. Bis jetzt glaubten wir, daß diese unsere Meinung zwar von weiten Kreisen geteilt würde, aber gerade deshalb nicht hoffähig sei. Heute können wir unseren Lesern zu unserer Freude das Gegenteil mitteilen. Hatten da in der vergangenen Woche der Kronprinz und seine Gemahlin Appetit auf gute Musik. Königliches Berliner Opernhaus (selbstverständlich!) zum soundso vielten Male die Lauffiade „Kerkyra“ oder „Korfu einst und jetzt“. Also Flucht des Kronprinzen! Rettungsstation: Charlottenburger Opernhaus. „Eugen Onegin“, von Tschaikowsky. Der Kronprinz, tief befriedigt über

Digitized by Google

das Gehörte, läßt sich von den Leitern des Charlottenburger Opernhauses auf die Bühne führen und meint mit sympathischer Ehrlichkeit, daß ein Hoftheater ganz andere Aufgaben habe und nie Kunst ins Volk tragen werde... Der künftige Träger der Kaiserkrone ist also durchaus unserer Meinung, was dem Preußischen Abgeordnetenhause hiermit zur Verfügung gestellt sei.

Sozialdemokratische Unbildung.

In Preußen-Deutschland wird besonders in den letzten zwanzig Jahren etwas viel und reichlich in historischen Erinnerungsfeiern gemacht. Und es sei zugegeben: Es ist bequemer, sich selbst in seinen Ahnen zu feiern, als weniger dekorativ, aber desto eindringlicher die Bedeutung des Vaterlandes durch eine starke und tatfrohe Gegenwart zu erweisen. Das letztere ist allerdings anstrengender, aber dafür erlangt man Anspruch, auch seinerseits einst von seinen Enkeln gefeiert zu werden. Aber immerhin. Wenn es für uns ein historisches Gedenken gibt, dessen festloses Uebergehen das Deutschland von heute als ein Land von Undankbaren kennzeichnen würde, so ist es die Erinnerung an die Volkserhebung von 1813. Im Berliner Stadthaus hat die sozialdemokratische Fraktion die Vorlage, die Erinnerung an diese Zeit festlich auf Gemeindekosten zu begehen, mit der Erklärung abgelehnt, die übergroße Mehrheit des preußischen Volkes und der Berliner Bürgerschaft habe keine Veranlassung, jener Zeit feierlich zu gedenken. Eine Erklärung, die auf allen nichtsozialdemokratischen Bänken stürmischen Protest hervorrief, einen Protest, dem sich die übergroße Mehrheit des preußischen Volkes anschließen dürfte. Ausgesucht der Generation unserer Vorfahren, die vor allen anderen für ihr Freiheitsideal, das damals nur die äußere Freiheit des Landes sein konnte und sein mußte, den Anspruch auf unser dankbares Gedenken abzuleugnen, damit haben die Sozialdemokraten mal wieder aufs neue bewiesen, daß für die Abgeordnetenkarriere in ihrer Partei ein gewisser Mangel an wahrer Bildung noch immer unerläßliche Bedingung sein muß.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Chaussys Artikel hatte die meisten der Geschworenen mehr als zur Hälfte überzeugt, und mit der Zeitung in der Tasche waren sie zur Sitzung gekommen. Wie am Tage vorher hüteten sie sich, ihrer Meinung Ausdruck zu geben.

Aber alle waren zerstreut. Sie wagten über den Prozeß nicht zu sprechen, und er war doch augenblicklich ihr einziger Gedanke. Ohne direkt den Gegenstand zu berühren, konnte man doch auf Nebensachen eingehen. Condemine begann:

„Haben Sie den Artikel von Chaussy gelesen?“ fragte er Mortara, der sein Glas Bier in kleinen Zügen leerte. Der Maler war der einzige, dem er unbekannt geblieben war. Er las nur einmal täglich die Zeitung, und zwar ein Abendblatt, wenn er seine Arbeit beendet hatte. Er gehörte zu denen, die sich vollständig in ihre Tätigkeit vertieften.

„Nein,“ erwiderte er, „und ich werde ihn auch nicht lesen. Ich will mir meine Meinung selbst bilden.“

„Das machen wir alle. Aber man kann darum doch einen Artikel von Chaussy lesen. Welche Logik hat der Teufelskerl, welchen Stil! Ich glaube, seit Paul Louis . . .“

Mortara unterbrach ihn:

„Um offen zu sein, muß ich Ihnen gestehen, daß ich Chaussy wenig schätze. Und noch weniger, seitdem ich ihn gesehen habe. Er hat eine dreckige Schnauze, verzeihen Sie den Ausdruck. Und dann mißtraue ich immer denen, die beständig auf ihre Nächsten schimpfen. Dieser Mann kommt aus der Wut nicht heraus.“

„Das ist ein Kerl!“ erwiderte Condemine. „Es ist besser, mit ihm befreundet als verfeindet zu sein. Wenn er gegen jemand losgeht, dann haut er derb zu. Man merkt seine feindlichen Absichten gegen Lermantes zu sehr heraus.“

Die anderen Geschworenen wurden aufmerksam.

„Sie haben recht,“ sagte Durnant zu Mortara und zündete sich eine Zigarette an. „Man muß dem superklugen Weltverbesserer mißtrauen.“

„Und den Journalisten im allgemeinen,“ fügte Pillon hinzu.

Digitized by Google

Condemine wandte sich von Mortara ab, um gegen die Neuhinzugekommenen seine Meinung zu behaupten.

„Aber doch, was für Dienste leistet uns die Presse! Wer ist es, die alle Schäden aufdeckt? Die Presse. Ohne weit gehen zu brauchen, war sie es nicht, die den Schwindeleien der Humbert damals ein Ende machte? Die Mächtigen können sich alles erlauben, wäre sie nicht, die alles Oeffentliche ahndet."

„Es ist mir noch nicht aufgefallen, daß man die Mächtigen sehr belästigt," murmelte Pillon.

Oberst Ollomont fügte hinzu:

„Ganz gewiß nicht! Wenn man sie verfolgt, geschieht es aus Versehen und man beeilt sich, sie wieder loszulassen."

Glary, Mijoux und Klösterli lachten über diese Grille und stimmten ihm bei.

Condemine protestierte:

„Wieso denn? Ist Lermantes nicht gestern noch ein Machthaber gewesen. Bei ihm verkehrte alles: Deputierte, Senatoren, Minister."

„Nicht bis gestern," brummte Durnant. „Diese Leute haben ihn im Gefängnis nicht besucht."

„Also: bis er verhaftet wurde. Er hat das Geld mit Scheffeln gemessen... Er lancierte Geschäfte, er hat sein Vermögen verschwendet. Aber trotzdem sitzt er heute zwischen zwei Gendarmen und hat seinen Stolz beiseite gelegt. Vor dem Gesetz sind heute alle gleich, das ist eine Eroberung, die niemand im Augenblick abstreiten kann."

„Wir wollen uns hüten, abzustreiten, was es auch sei," meinte Durnant.

Doktor Buthier fuhr fort:

„Ich erkenne an, daß die Presse ihr gutes hat. In einem demokratischen Staat muß man wie in einem Glashaus leben, besonders sollten die das bedenken, die in der Oeffentlichkeit stehen und für ihre geringsten Handlungen verantwortlich sind. Aber wir müssen zugeben, daß die Journalisten Mißbrauch treiben. Es ist unpassend, sich derartig über einen schwebenden Prozeß zu äußern."

„Ein Mann wie Chaussy," begann Condemine.

Durnant unterbrach ihn lebhaft:

„Weshalb hat er mehr Rechte als ein anderer. Ich glaubte, daß wir alle gleich wären."

Doktor Buthier bestärkte ihn:

„Gerade, weil er viel Einfluß auf die Leser hat, müßte er vorsichtig sein; ein solcher Artikel kann selbst uns unbewußt beeinflussen. Das ist beklagenswert."

„Oh," meinte Condemine, „nach dem, was wir hörten..."

Er brach ab. Aber der unvollendete Satz war klar genug gewesen. Mortara enthüllte deshalb seinen Sinn:

„Sie finden also diese Aussage so entscheidend? Nun, ich nicht..."

„Was wollen Sie sagen?" fragte Souzier.

Mortara fühlte, daß die meisten seiner Kollegen anders dachten. Er war ein Einsiedler auf dem Lande, der nur der Natur lebte und wenig mit Menschen in Berührung kam. Es war nicht seine Gewohnheit, seine Meinung vor anderen zu äußern, und schon das Gefühl, daß man ihm zuhörte, schüchterte ihn ein. Er begann zu stottern und nach Worten zu suchen:

„Ich will sagen, daß dieser Herr d'Entraque mir zu wenig gefällt, um dem Glauben zu schenken, was er sagt. Sie verstehen. Ich möchte die Gewißheit haben, daß... ich weiß nicht, daß er niemals etwas mit Lermantes vorgehabt hat."

„Ach," rief Condemine, „das ist die Wirkung von Brévines Frage. Das ist ein Schlaukopf, der alle Kunstgriffe kennt. Zum Teufel auch! Lassen Sie sich doch nicht durch seine Advokatenkniffe betölpeln. Bleiben Sie selbständig!"

Der Apotheker machte eine energische Handbewegung, die zeigte, daß er sich als entschlossener Mann seine Ansicht gebildet hatte. Durnant mengte sich hinein. Er erinnerte sich zwar nicht direkt an irgendeine schmutzige Geschichte vom Rennplatz, in die d'Entraque hineingezogen war, aber irgend etwas hatte man gehört.

Gestikulierend setzte Klösterli auseinander, daß er sich vage auf eine Art Skandal besinne. In jenem Falle war der Mann nicht einwandfrei. Es handelte sich um mehr als eine einfach unglückliche Wette, als die sie der Zeuge dargestellt hatte."

„Man muß aber diesen Punkt aufklären," beschloß Durnant; „wenn d'Entraques Aussage verdächtig ist, sehe ich nicht, was gegen Lermantes spricht."

„Ich auch nicht," sagte Buthier.

Condemine rief:

„Was denn? Gegen ihn spricht, daß er sein Opfer beerbt hat, und in welch passendem Augenblick! Ohne all die kleinen Tatsachen

Digitized by Google

zu erwähnen, die seine Belastung ergeben. Die Reise nach Savoyen, was? Uebrigens entkräftet nichts Herrn d'Entraques Aussage, und man verurteilt täglich auf weniger wichtige Zeugnisse hin."

„Mir scheint im Gegenteil, daß man ziemlich vorsichtig ist," entgegnete Doktor Buthier. „Wenn nur der geringste Anschein einer Irrtumsmöglichkeit vorliegt, verurteilen die Geschworenen nicht."

„Das ist meiner Ansicht nach unbedacht," sagte Oberst Ollomont. „Ein Verbrechen ist begangen worden. Man hat den Schuldigen. Dann soll man ihn doch mitleidslos vernichten. Schon um des abschreckenden Beispiels willen!"

„Wenn aber der angeblich Schuldige unschuldig ist," warf Conthey schüchtern ein.

„Dann soll man ihn in Freiheit setzen," brummte der Oberst.

Die kleine spitze Stimme Mijoux' warf dazwischen:

„Wenn man ihnen glauben würde, sind sie alle unschuldig."

„Es kommt vor, daß sie es sind, und das ist schrecklich," meinte Mortara. Plötzlich kam er auf die Szene von vorhin zurück, die ihn verfolgte: „Dieser d'Entraque macht den Eindruck, als ob er eine auswendig gelernte Lektion hersagte."

„Nichts ist ungewisser, als die Zeugenaussagen," erklärte Durnant. „Man faßt sie zu leicht auf. Es gibt ein lateinisches Sprichwort, an das man immer denken müßte, wenn man urteilt: Testis unus, testis nullus."

Er begegnete Glarys fragendem Blick, der mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, und wandte sich zu ihm:

„Das bedeutet, daß ein einziger Zeuge nicht zählt."

„Oh," erwiderte Souzier, „das ist eine Regel, der man beim Strafrecht nicht Rechnung trägt."

„Somit," bemerkte der Oberst, „würden alle Mörder, die bei Ausübung ihrer Tat nicht mindestens von zwei Personen gesehen worden wären, ihrer Strafe entgehen. Das wäre noch schöner!"

„Aber," meinte Mortara, sich ereifernd, „denken Sie an die Irrtümer, welche Leute in gutem Glauben begehen. Ist es Ihnen nie passiert, von einem Unbekannten gegrüßt worden zu sein, der Sie für jemand anders hielt? Nun können doch solche Mißverständnisse in gewissen Fällen schwere Folgen nach sich ziehen."

„Und wenn man Ihnen versichert, daß man Sie an einem Orte getroffen hat, an dem Sie gar nicht waren," fügte Durnant hinzu. „Sie können leugnen, soviel Sie wollen, der andere besteht darauf. Und er wird sich nicht überzeugen lassen."

Um seinen Worten noch mehr Nachdruck zu geben, erzählte er die Geschichte eines Freundes, der durch ein solches Mißverständnis von seiner Frau geschieden worden war.

„Ich," sagte der Doktor, „glaube nicht mehr an Zeugenaussagen seit einem kleinen Wagenunfall, bei dem ich beteiligt war. Drei Zeugen waren vorhanden. Der erste versicherte, daß der Kutscher im Galopp gefahren wäre. Der zweite, daß er die Pferde im Schritt hätte gehen lassen. Der dritte, daß er neben dem Wagen hergegangen wäre und seine Pferde am Zügel geführt hätte. Bemerken Sie, daß alle drei unbeteiligt waren und in vollkommen gutem Glauben aussagten. Also?"

„Hier haben wir nur einen," sagte Condemine, „aber er sagt alles mit der größten Sicherheit."

„Mit zu großer," antwortete Mortara.

„Aber er hat doch gesehen, wie der Angeklagte nach seinem Opfer zielte, mit seinen eigenen Augen hat er es gesehen. Was brauchen wir noch mehr?"

„Es handelt sich um eine so schnelle Bewegung," wandte der Doktor ein. „Nach seinem eigenen Geständnis war er etwa fünfundzwanzig Schritte von Lermantes entfernt."

„Das ist egal. Herr d'Entraque war so genau, daß man sich die Szene vorstellen kann, als ob man sie erlebt hätte. Man hört ja ordentlich, wie das Tier in das Gebüsch sprang und die Zweige zerbrach. D'Entraque, der ein beunruhigendes Geräusch gehört hat, wendet sich nach Lermantes, um ihn zu warnen. Er sieht ihn, er will schreien. Bum, der Schuß geht ab. Der Hirsch flieht. Nach ihm hatte Lermantes nicht gezielt."

Condemine hatte die Szene sehr lebhaft gemimt. Mijoux, Klösterli und Mouchebise pflichteten ihm bei.

Mortara zuckte die Achseln:

„Aber wenn d'Entraque doch das Ganze erfunden hätte?" rief er.

„Nichts berechtigt uns, das zu glauben," sagte Souzier.

Wie es in Diskussionen ohne Zusammenhang stets geschieht, kam man immer wieder auf dasselbe zurück. Die Geschichte vom Wettrennen wurde noch einmal erörtert. Jeder hatte damals etwas gehört, aber niemand

Digitized by Google

wußte mehr Genaueres. Man sprach von Louise Donnaz, vom früheren Leben Lermantes', von all den Geheimnissen, die das Drama umgaben. Es war fast eine verfrühte Beratung. Man ereiferte sich, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen. Als man wieder in dem Schwurgerichtssaal anlangte, bemerkte Conthey leise:

„Wir hätten lieber von etwas anderem sprechen sollen. Um eine Meinung zu haben, muß man das Ende abwarten."

„Das hindert nicht, daß jeder schon die seine hat," antwortete Mortara. „Sie werden es sehen. Was auch passiert, keiner wird von der seinen abgehen."

Die folgenden Zeugen waren eigentlich nur Statisten. Es wäre möglich gewesen, daß sie etwas hätten sehen und hören können. Sie hatten aber weder etwas gesehen noch gehört.

Herr Noirmont und der Graf d'Erstfeld — der erstere groß, blond, ein wenig stark und ungeschickt, der zweite elegant militärisch, mit noch ganz schwarzem Schnurrbart und ganz weißem Haar — erzählten von den Zwischenfällen des verhängnisvollen Morgens. Herr Noirmont stotterte und spickte seine Erzählung mit so viel Jagdausdrücken, daß die Geschworenen ihn kaum verstanden. Dagegen schilderte Herr d'Erstfeld den Vorgang sehr interessant, und die Aufmerksamkeit des Publikums kehrte zurück. Die Szene ward wieder dramatisch. Man glaubte die Gefühle nachzuempfinden, die diese Männer, die sich vereint hatten, um ohne Gefahr wehrlose Tiere zu erlegen, in diesem Augenblicke beherrscht haben mußten. Der Tod, den sie willkürlich zur Vernichtung ihrer Beute herbeigerufen hatten, war plötzlich unter ihnen selbst erschienen. Man sah sie aus dem Gebüsch in die Lichtung eilen. Alles stellte sich rings um die Leiche des Generals, voller Mitleid für das Opfer. Niemand vermutete einen Mord.

Herr Rutor, der kein Jäger war, fragte den Zeugen, wie er sich zu dem Gebrauch von Kugeln bei Kleinwild stelle.

Herr d'Erstfeld verwandte sie gelegentlich, und als er merkte, daß man ihm eifrig zuhörte, erzählte er, daß er beinahe ein Unglück verursacht hatte, als er einmal in Saône et Loire jagte.

„Ich machte es wie Lermantes, um das Auge und die Hand zu üben, schoß ich mit Kugeln. Wenn man seiner Flinte sicher ist, nicht wahr? Plötzlich, als mein Schuß abgegangen ist, kommt gerade aus derselben Richtung aus dem Dickicht ein Aufseher, ein alter braver, weißhaariger Aufseher. Ich werde das nie vergessen. Es lief mir eiskalt über den Rücken, auf mein Wort. Aber er sagte mir nur: Der ist dicht an mir vorbeigesaust, Herr Graf! Der gute Mann lachte, ich nicht. Als ich vor der Leiche des Generals stand, dachte ich daran. Der Aufseher und ich haben Glück gehabt."

Darauf wurden die Aufseher und Treiber vernommen. Einer namens Fridou erzählte, wie er den Abend vor der Jagd das Rudel bemerkt hatte und dessen mögliche Anwesenheit den Jägern ankündigte. Ein anderer, Lechaud, hatte nicht ohne eine gewisse Unruhe den General die Allee verlassen sehen, um den Weg in das Gebüsch einzuschlagen.

Die Aussagen der beiden Neffen des Generals, Basile und Laurent Chambave, belebten das Interesse wieder. Sie waren Zwillinge und glichen sich sehr. Basile hinkte infolge eines schlecht geheilten Beinbruches. Er war Arzt, aber er übte seine Praxis nur aus Wohltätigkeit aus. Laurent bewirtschaftete das ihnen gemeinsam gehörige Gut. Beide Junggesellen lebten in großer Einigkeit. Auf ihrer Vergangenheit lastete ein Familiendrama, das durch die Monotonie des Provinzlebens nicht in Vergessenheit geriet. Ihre Mutter, die Schwester des Generals, war eine Mesalliance eingegangen: sie hatte sich mit einem ehemaligen Priester verheiratet, der sich in Chambéry kümmerlich von Stunden und Artikelschreiben ernährte. Ihre Eltern brachen vollständig mit ihr, und bei der Erbschaft wurde sie auf Pflichtteil gesetzt. Ohne die heimliche Unterstützung des Generals hätte sie das Elend kennen gelernt. Er wollte auch bei der Erbteilung sich nicht auf ihre Kosten bereichern und gab ihr die Hälfte des Vermögens ihrer Eltern. Ohne in regem Verkehr mit seiner Schwester zu stehen, bezeigte der General seinen Neffen väterliche Fürsorge, und ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit an ihn kannte keine Grenzen.

Ihr Vater, der Typus eines savoyardischen Vikars, hatte sie zu zwei merkwürdigen Menschen, fern von sozialen Begriffen, erzogen, so daß sie für den Kampf des Lebens schlecht ausgerüstet waren. Da sie weder kleinlich noch eigennützig waren, kränkte sie das Testament ihres Onkels hauptsächlich darum, weil sie glaubten, sich unbewußt seinen Groll zugezogen zu haben. Die Enthüllungen von Louise Donnaz nahmen eine große Last von ihrer Seele.

Ihr Eintritt wurde mit etwas mokantem Erstaunen begrüßt. Ihre Anzüge von schlechtem Schnitt, ihre fast bäuerischen Manieren kontrastierten mit der Erinnerung an den eleganten General von Pellice. Denn solche Persönlich-

Digitized by Google

keiten wirken entweder komisch oder, wenn man niedere Habsucht merkt, verächtlich.

Dieser Eindruck verschwand aber bei den ersten Worten Basiles. Die Brüder sagten in demselben Sinn, fast in denselben Ausdrücken, mit derselben Einfachheit aus. Zuerst erinnerten sie an das Gute, das ihr Onkel für ihre Mutter und für sie getan hatte. Dann gestanden sie mit derselben Offenheit, daß sein Testament ihnen Kummer verursacht hatte. Aber nachdem sie die Gründe gehört, wunderte es sie nicht mehr, daß der General ihnen Lermantes vorgezogen hatte. Uebrigens waren sie niemals mit der Absicht umgegangen, das Testament anzufechten, denn sie maßten sich kein Recht an, den General in der Verteilung seiner Güter bestimmen zu wollen.

Laurent schloß seine Aussage mit den Worten:

„Wir würden glücklich sein, wenn wir wüßten, daß sein Tod durch einen Unfall, nicht durch ein Verbrechen, herbeigeführt wurde. Denn seine Geradheit und sein Großmut verdienten ein schönes Ende."

Nirgends machen vornehme, zarte Gefühle einen größeren Eindruck als hier, wo man gewöhnt ist, in die düstersten Tiefen der Menschenseele hineinzutauchen. Die beiden einfachen Männer, die ganz das Gegenteil von dem gesprochen, was man erwartet hatte, ließen einen Eindruck von Wohlbehagen und Frische zurück. Das sympathische Murmeln, das sie begleitete, als sie auf ihre Plätze zurückkehrten, schienen sie gar nicht zu bemerken, so selbstverständlich war ihnen ihre Aufrichtigkeit gewesen.

Bemerkungen wurden ausgetauscht:

„Was für brave Leute! . . . Wo findet man noch solche Menschen! . . . Das tut gut!"

Es war wie ein reiner Luftzug, der durch diese dumpfe Atmosphäre strich. Lermantes mußte noch mehr leiden, sein Verbrechen mußte ihm noch schrecklicher erscheinen, da er solche Menschen beraubte.

Es waren die letzten Zeugen, welche die Anklage stellte.

Den Entlastungszeugen geht es wie der Verteidigung selbst, der sie doch eine Stütze sein sollen. Fast immer ist ihre Situation schwierig. Ein gewisser Argwohn ruht auf ihnen. Sie waren mit dem Angeklagten befreundet. Sie hatten an seinem Tische gesessen. Sie waren ihm vielleicht verpflichtet. Sie waren in sein Leben, vielleicht auch in seine Taten verwickelt, Grund genug, ihnen mit Mißtrauen zu begegnen.

Brévine hatte ehrenwerte Buchhalter vorgeladen, welche die pessimistischen Zahlen der Anklage widerlegen sollten, und es waren peinliche Augenblicke für sie. Ihre Aufstellungen stimmten mit denen ihrer Kollegen nicht überein.

Nicht, daß die einen oder die anderen absichtlich falsche Berechnungen aufgestellt hätten, aber unwillkürlich wurden sie von dem Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen beeinflußt. Der Standpunkt der Anklage leitete die einen, der Standpunkt der Verteidigung die anderen. So änderten sich die Zahlen nach ihrer Auffassung. Sie wurden größer oder kleiner, sie schrumpften zusammen oder dehnten sich wie Gummi. Die Sachverständigen vom Tage vorher wurden wieder aufgerufen. Der Streit erneuerte sich und wurde heftiger, je größere Verschiedenheiten sich herausstellten. — Zwei von der Verteidigung geladene Buchhalter gaben nach, der dritte und letzte versuchte noch längere Zeit gegen seine drei Gegner zu kämpfen, und mußte sich, wie die anderen, besiegt, erniedrigt, ja verdächtigt, zurückziehen. —

Den Buchhaltern folgte Charreire. Seine Aussage mußte eine der „Clous" des Prozesses sein. Er wurde mit boshafter Neugierde erwartet, die durch seinen Geist, seine Werke, seine Berühmtheit, sein zurückgezogenes Leben erregt worden war. Er gehörte zu jenen Menschen, die durch ihre Unabhängigkeit das Mißtrauen der Herde erregen. Sein Buch „Origines de la Réformation" hatte alle Parteien gegen ihn aufgebracht. Der erste Band gab in harten Farben ein strenges Bild der Kirche zur Zeit der Borgia; er wurde von den Katholiken in den Bann getan. Der zweite Band gab eine realistische Beschreibung Luthers und nahm diesem den Nimbus, mit dem ihn sonst die offizielle Geschichte umgab. Charreire schilderte ihn als einen Menschen jener Epoche, in der man leidenschaftlich kämpfte; er beschrieb sein aufbrausendes Temperament, das Gute und das Schlechte, Politik und Glauben, Ehrgeiz und Aufopferung. Die Protestanten erklärten sich natürlich gegen den Schreiber. Der dritte Band erzürnte die Freidenker durch eine unerwartete Eloge, die er der geistlichen Politik, nach dem Konzilium der Dreißig machte. So hatte er alle Parteien gegen sich, und hier wartete man jetzt darauf, ihn bei einem Fehler ertappen zu können, um ihn zu verhöhnen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Reichshauptstadt.

Die Kultur-Akademie.

Das Wort „Kultur“ — man kann auch „Stil“ sagen, womit aber nicht etwa Besenstiel, Peitschenstiel gemeint ist — wird von allen Berlinern, die ihrer Zeit genug zu tun wünschen, nur noch eßlöffelweise verschlungen. Wenn dem Berliner vormals Kunst, Ruhe, Geld und die anderen, am Tage liegenden Bequemlichkeiten des Lebens die Ziele, aufs innigste zu wünschen, waren, so ist er heute, seit seine Heimat die bourgeoise Maske, die jahrelang bewahrte, puritanisch-kleinbürgerliche Zurückhaltung mit dem typischen Großstadtdekolletee vertauscht hat, ständig auf der Suche, um jede Funktion seines Tages und seiner Nacht auf die Maße des Stils und der Kultur zu bringen. Jedes Aschingerbrötchen soll seine mit dem Leben des sich an ihm Sättigenden harmonisch zusammenstrebende Eigenart haben: es wird auch nachgespürt, wie etwa die Formen der Stiefelknechte und der Hausschlüssel mit dem Charakter des Besitzers in Beziehung treten können. Und die Leute mit dem großen Portemonnaie — „Wenn du Geld hast, find'st du höh're Ziele; arme Leute leben nicht im Stile“ — betreiben die Jagd nach der Geschmackskultur, die ihnen natürlich kein inneres Bedürfnis, sondern nur ein ihnen von den Salonpredigern zugeschobenes Schlagwort ist, so ganz sportlich wie Polo, Golf oder Hockey. — Ich sehe, daß sich in diesem Augenblick und bei der Musterung dieses Ausfalls gegen die Verfeinerung des Geschmacks die Lippen meiner holden Leserinnen mit bezug auf mich zu dem Wörtchen: „Knote“ öffnen. Ich würde aber dann doch bitten, diesen Knoten wieder von mir zu lösen. Denn ich habe natürlich gar nichts gegen den guten Geschmack in allen Lebensformen, gegen die Kultur als Großsiegelbewahrerin der eigenen und benachbarten Existenz, sondern nur einiges gegen die heute von Neu-Berlin beliebte, sehr gewaltsame Art, sich dieser Kultur zu nähern. Man warte doch bescheiden, bis Madame Kultur ein gnädiges Augenzwinkern verschenkt; aber man sage nicht: „Sie, Fräulein, komm'n Se mit!“ Wenn mir getreue Nachbarn, die gestern noch der deutschen Orthographie gegenüberstanden wie die Türken den Bulgaren an der Tschataldschalinie, heute erzählen, daß die Farbe eines disharmonisch gegen die Tapete stehenden Möbelstückes sie „zur Verzweiflung bringen“ könne, so sehe ich diese Leute nicht auf der emsigen Suche nach Verfeinerung begriffen, sondern habe für sie nur das gute, wenn ich mich nicht irre, dem Mesopotamischen entlehnte Wort „Schaute“ in Bereitschaft. Die Kultur hat man bereits verlernt, wenn man sie übertreibt. Man kann sie, scheint mir, überhaupt nicht „erlernen“, wie es ja auch einige Schwierigkeiten bieten wird, über die Grenzen des Handwerklichen hinaus Dichter, Maler, Künstler zu „lernen“. . . . .

Aber schon die Ueberschrift dieser Zeilen soll ja eben beweisen, daß Neu-Berlin diese meine Ansicht mißachtet. Denn es besteht hier tatsächlich seit Beginn dieser Saison eine kleine Akademie, nur gegründet, um dem Geschmack auf die Beine zu helfen und einen gewählten Kreis besserer Leute von Kultur belecken zu lassen; eine Hochschule, deren Kollegien zu innerer Einheit und äußerem Schliff, zu allen Schikanen der Benehmität erziehen sollen. Nicht weit von dem Lärm des Potsdamer Platzes breitet sich dieses Land Kulturien aus, erbaut auf dem Boden des „Hohenzollern Kunstgewerbehauses“, welches im übrigen durch die Ausstellungen „Der gedeckte Tisch“, „Die Entwicklung der Mode“ usw. wirklich kulturfördernd, weil im Sinne eines praktischen Anschauungsunterrichtes, aufklärend und geschmacksbildend gewirkt hat. Jetzt, im Rahmen der Kultur-Akademie, die ein, auch zwei Male in der Woche zusammentritt, muß man sich im ganzen an Worte halten. Man geht hinein — ich werde gleich definieren, daß es sich hier nicht um eine Altweibermühle, sondern um eine Jungweibermühle handelt —; man fühlt sich borstig, sozusagen innerlich unrasiert. Aber man verläßt, wenn man etwa gehört hat, was der Architekt Ernst Friedmann über Wohnungskultur, was der Dichter Georg Herrmann über die Segnungen des Biedermeier, was die Modeschriftstellerin Margarete von Suttner und der rückenkräftige Kunstkritiker Fritz Stahl über andere Geschmacksfragen zu sagen hatten, als Kulturmensch das Lokal . . . Dort wird um fünf Uhr nachmittags ein kleiner Salon mit blutroter Tapete und zierlichen Rokokosesseln, auf deren blassen Gobelinbezügen Liebespärchen Haschen spielen, zur Aula dieser Universität. Hinein in das gedämpfte Licht, hinter welchem die rotbeschirmten Stehlampen gleich Fackelträgern sich aufgepflanzt haben, schweben, wie Motten, die Schüler und Schülerinnen („stud. kult.“). Weniger junge Herren, die mit beispiellos tippen Cutaways, mit fabelhaft toppen Krawatten und mit einer Barttracht, die sich plötzlich dem Biedermeier-Backenbärtchen zuwendet, ihren Befähigungsnachweis zur Aufnahme in die Akademie zu erbringen trachten; mehr junge Frauen von jenem gepflegten Typ, den die Natur in einer nicht von der Dutzendfabrikation überlasteten Stunde zur Welt zu

Digitized by Google

bringen pflegt, und in deren Gegenwart von Geschmacksverfeinerung zu reden eigentlich einen Pleonasmus bedeutet. Man setzt sich auf die Gobelinstühlchen, um die polierten, schlankbeinigen Tische, und hüllt bei halblautem, um Gotteswillen nicht dreiviertellautem Plaudern den Salon in das Parfüm eines allgemeinen süßen Lächelns. Man faßt sich untereinander — und die braun livrierten Domestiken fassen die Teebretter, auf denen Schalen und Cakesteller im Sopran aneinanderklirren — mit Glaceehandschuhen an. Die Fingerchen, an denen die Maniküre täglich ihre Arbeit leistet, und die mit dem rosigen Glanz der Nägel und dem sanfteren Alabastertimbre der Haut wirklich etwas Aufregendes haben, halten mit zierlichem Griff die Teetasse. Ein vollbärtiger Herr, tief geneigt über eine Brünette, an deren Dekolleteehimmel weitab von einer Wolke schwarzen Tafts ein einsamer Brillantstern steht, und deren blasses Antlitz kupferfarbene Scheitel rahmen, sagt im Stile Sudermanns, wenn er in einer Konversationsrede gereizt wird: „Gnädige Frau, ich sah Sie gestern vorüberglänzen." Selbst die Midinettes des Hauses, die zuschauen, sind keine Geschmacksverirrungen. (Gegen einen Kritiker, der sich im lichtgrauen Anzug in eine Ecke gedrückt hat und wie eine Ohrfeige wirkt, zünden zwei Gents Abwehrzigaretten an.)

Und dann tritt plötzlich der „Professor", der heute in dieser Akademie mit freier Tee- und Cakesbeköstigung Dienst tut, unter das Volk der lächelnden Pretiösen. Er steht da, an eine alte Vase gelehnt. Er spielt, „lässig", wie der Dichter sagt, mit einer kalten Zigarette (die in dieser Umgebung der passende Magisterstab ist) und setzt seinen südländischen Oscar Wilde-Kopf mit dem etwas verwirrten Haar, den weichen Zügen und dem Monokel in der Augenhöhle den Blicken des Auditoriums aus, die ihm Beifall sprühen, da es kulturlos wäre, hier Beifall zu trampeln oder zu klatschen. Man denkt beim Anblick dieses Dozenten der Kultur-Akademie, dessen Aeußeres zugleich die Trachtenelemente des Künstlers wie die des Dandy aufs Tapet bringt, ein wenig an den Bellac des alten Herrn Pailleron, besinnt sich dann aber schnell darauf, daß im Grunde hier ein richtiger Dichter steht; der junge Doktor Emil Ludwig nämlich, der in romantisch beflügelten Dramen, in einem vielbesprochenen Bismarck- und einem funkelnagelneuen Wagner-Buch Wortkünste und Phantasiekünste eng zusammenführt, und es sogar ermöglicht, zugleich ein Politiker, zugleich ein Schwärmer zu sein. Auch an seinen Paradoxen-Konfetti, die er hier kaum dreißig Minuten lang unter den Kulturstudenten und Kulturstudentinnen verstreut (immer, ohne einem gewissen Nimbus, der den „Künstler" von den „Bürgern" abheben soll, ganz zu entsagen), merkt man natürlich, daß „er eines Geistes Kind" ist; und wie die galanten Salonphilosophen des französischen Rokoko nimmt auch er sich heraus, seine schönen und gepflegten Berlin W.-Klientinnen, sei es auch nur mit gestutzten Krallen, ein wenig zu züchtigen. Er spricht über „Tradition und Geschmack"; aber er ist, mit deutlichem Fingerzeig auf die Berliner Großbourgeoisie, deren Vertreterinnen zu seinen Füßen sitzen, durchaus geneigt, dem Kultus der Ueberlieferung vor dem der Jungberliner Geschmackskultur den Vorzug zu geben, weil er in dieser letzteren nur Entgleisungen, nur ein wirres Vorwärtstasten, nur ein sich Uebernehmen sieht. Er belächelt ein Zeitalter, in welchem ein jeder (und zumal der, der sie nicht hat) mit seiner Persönlichkeit hausieren geht; in welchem die Säuglinge zugleich an die Vorzüge der ersten Milchsuppe und an die Vorzüge ihrer Persönlichkeit glauben sollen; und seine glossierenden Sprüche: „Wer die Ohren nicht verscheitelt trägt, gilt heutzutage nicht als interessant", oder: „Wer eine schöne Seele hat, braucht kein Mieder zu tragen", passen mancher der anwesenden Snobinessen ausgezeichnet ins Wappen. Auch andere Aphorismen dieses Zeitbetrachters über den rasenden, gewaltsam und hektisch gesteigerten Rhythmus des Berliner Gesellschaftslebens sind weittragend und beweiskräftig. Am wirksamsten aber sucht er, wie gesagt, die Pose der Individualität zu dämpfen; seine Sentenzen: „Vielleicht aus einem großen Irrtum heraus, aber stets ist der echte Künstler zurückhaltender als die Bourgeoisie", und: „Es ist besser, die Persönlichkeit zu verschleiern, als sie nur äußerlich-revolutionär kundzugeben", sprechen von Noblesse und gesunder Bescheidenheit. Und sie fallen gewiß nicht, um jede Persönlichkeit zu ersticken, sondern nur, um die Propaganda für die Persönlichkeit allein ihren Werken zuzuweisen ...

Im Gegensatz zu der Gepflogenheit anderer Universitäten fordert der Weltmann-Dichter-Professor nun seine Zuhörerinnen zur Diskussion auf. Er hat ihre Zuverlässigkeit in Geschmacksdingen bezweifelt; nun versucht er, zugleich mit einer neuen Zigarette, auch ihren Widerspruchsgeist in Brand zu setzen. Aber die Pretiösen scheinen die leisen, kritischen Rutenstreiche durchaus mit Wohlbehagen auf ihrer Samthaut empfunden zu haben. Statt einer Protestarie säuselt nur wieder das verschämt-befangene Lächeln durch den Salon, das die hübschen Gesichter dieser Damen unter

Digitized by Google

Pleureusenhut und Reiherkappe als ständiges Visier tragen. Allenfalls die gescheite Modeschriftstellerin und ein schwarzbärtiger Gentleman wagen also Erwiderungen sehr lauwarmer Temperatur. Die übrigen genierten sich, rückten auf den Sitzen hin und her und schwiegen befangen die Kulturstunde zu Ende. Und nur eine Dame nahm sich das Recht freier, wenn auch nicht lauter, so doch halblauter Meinungsäußerung. Sie wandte sich zu ihrer Nachbarin, so energisch, daß die schwarze Seide ihrer Robe zischelte, zeigte zwischen den Lippen ein Zünglein, ganz spitz und so rot wie die Flechten ihrer sorgfältig ondulierten Haare, und sagte: „Si tacuisset, philosophus mansisset! ... Und dazu brauch' ich 'n Dichter?" Ich weiß nicht, ob das die Ausdrucksart ist, die man in der Kultur-Akademie von Neu-Berlin lernt. Aber ich weiß, daß man diesen Jargon der Kritik auf (natürlich abwesende) getreue Freunde und Anverwandte bereits bei den Kaffeekränzchen des alten Kulturstils anzuwenden pflegte; und daß man seine Tätigkeit damals mit „Ruddeln" bezeichnete ...

Urbanus.

Neue Bücher.

Herbert Spencer. Eine Autobiographie, 2 Bände. Robert Lutz, Stuttgart.

Diese Autobiographie gehört nicht zu jenen, die sich, wie man das sonst wohl Memoiren zur Empfehlung nachsagt, wie ein Roman lesen. Aber dafür ist es eine wirkliche Autobiographie, wie sie sich von so phrasenloser Ehrlichkeit und so strenger Sachlichkeit in der Memoirenliteratur wohl kaum wiederfinden dürften. Wer ein wirklich zuverlässig treues Bild von der Zeit Spencers und Darwins haben möchte, nehme dies Buch zur Hand. Es ist so gediegen und inhaltsreich, daß seine Ausstattung eigentlich nebensächlich ist. Aber trotzdem sei darauf hingewiesen, daß dies Buch in der rühmlichst bekannten Memoirenbibliothek von Robert Lutz erschienen ist, also auch ein würdiges Gewand hat und in einer vorzüglichen Verdeutschung geschrieben ist.

Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 5. Auflage. 6 Bände.

Einer kritischen Beurteilung bedarf dies Werk nicht mehr. Heinrich von Treitschke lebt wie wenige Repräsentanten deutscher Geschichtsforschung längst im Bewußtsein des deutschen Volkes. Aber man soll von Heinrich von Treitschke nicht nur wissen. Man sollte ihn noch viel mehr als bisher auch außerhalb der Fachkreise lesen. Und besonders dies Werk von der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts gehört in unserer Zeit größerer politischer Durchbildung in jede größere Hausbibliothek. Auch in die Hausbibliotheken derer, die sich in gewissen Programmpunkten mit diesem ausgezeichneten Historiker und Stilisten nicht einverstanden erklären können.

Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter. In Verbindung mit zweiundfünfzig hervorragenden Mitarbeitern herausgegeben von Adele Schreiber. Einleitung von Lily Braun. Groß-Oktav, mit 371 Abbildungen, darunter 16 farbige und eine schwarze Tafel. Verlag von Albert Langen, München.

Dieses große schöne Werk ist das erste, das sich in umfassender Weise mit der Mutter beschäftigt. Schon aus diesem Grunde muß es mit Dank begrüßt werden, der um so freudiger und überzeugter wird, je mehr man mit dem Werk bekannt wird. Aus freier, vorurteilsloser Auffassung beleuchtet es die Mutterschaft unter den Gesichtspunkten der Völkerkunde, Sozialpolitik, Hygiene, Psychologie, Statistik, Sexualwissenschaft, Sexualreform, Kunst und Religion. Es unterrichtet einfach über alles, was die Mutterschaft betrifft, und stellt sich so als zuverlässige Quelle dar für jeden, der sich für das große Problem Mutterschaft interessiert. Ueber den inhaltlichen Reichtum des Werkes orientiert ein wenig die folgende Aufzählung der wichtigsten Abschnitte des Werkes: Die Mutter in Brauch und und Sitte der Völker — Folkloristisches von der Mutterschaft — Die Mutter im Recht der Völker — Erziehung zur Mütterlichkeit — Das Frauenideal des Mannes — Die neue Auffassung von Mutterpflicht — Die Ehe — Mutterschaft und doppelte Moral — Uneheliche Mütter — Offene und geschlossene Fürsorge für Mütter — Physiologie und Pathologie der Mutterschaft. — Das Werk, das sich sehr gut auch zu Geschenkzwecken eignet, sei wärmstens empfohlen.

Nie wieder

wird eine Dame eine andere als die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pf., kaufen, sobald sie sich von deren Güte überzeugt hat, denn diese Seife erzeugt ein zartes, jugendfrisches Gesicht und blendend schönen Teint. Ferner macht

Cream „Dada" (Lilienmilch-Cream)

rote und spröde Haut in einer Nacht weiß und sammetweich. Tube 50 Pf.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 10 — Berlin, den 8. März 1913. — 42. Jahrgang Band 83.

Das „europäische Konzert" und der Krieg.

Von

Otto Corbach.

Das „europäische Konzert" ist an und für sich nur eine Verbindung zweier Wörter, die, auch wenn sie in Kollektivnoten der Mächte stehen, zunächst nicht mehr zu bedeuten haben als ein Notenblatt ohne die entsprechende Musik. Europäische Diplomaten sind meist gute Leute, aber schlechte Musikanten, die kein wirkliches Konzert zusammen aufzuführen vermögen, schon weil sie sich niemals über einen gemeinsamen Dirigenten einigen können. Zu den schlimmsten Disharmonien kam es von jeher, wenn das „Konzert der Mächte" zu einer orientalischen Frage ertönte. Als die rauhen Söhne der Balkanlande noch weniger mit Europens übertünchter Höflichkeit vertraut waren, ließen sie wohl auch irgendwelche diplomatische Katzenmusik für ein „Konzert der Mächte" gelten, aber schließlich wurden sie zu „Noten"-kundig, um sich noch länger durch mißklingenden Lärm diplomatischer Beschwörer dazu verführen zu lassen, miteinander zu tanzen, statt, ihren ursprünglicheren Neigungen folgend, sich zu balgen.

Starknervige Naturen mochten vielleicht finden, daß der Kanonendonner, der dann im europäischen Wetterwinkel zu erdröhnen begann, sich immer noch besser anhörte, als das, was bislang jeweils für ein „europäisches Konzert" ausgegeben worden war. Man merkte aber doch bald, daß die Zeiten vorbei seien, wo der westeuropäische Bürger an Sonn- und Feiertagen sich nichts Besseres wußte,

Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei
Die Völker aufeinanderschlagen.

Daß man dabei nicht mehr wie der eine Bürger im „Faust" gemütlich sein Gläschen austrinken und hernach, froh nach Hause gekehrt, Frieden und Friedenszeiten segnen könne. Die ersten Flintenschüsse am „fernen" Balkan leiteten eine Aera wirtschaftlicher Erschütterungen und politischer Komplikationen auf dem ganzen europäischen Festlande ein, und jeder gute Europäer empfindet heute schon deutlich, daß diese Aera erst enden kann, wenn die europäischen Machthaber gelernt haben werden, sich über die gemeinsamen Interessen ihrer Völker zu verständigen und dafür gemeinsam zu handeln.

Ein wirklich handlungsfähiger politischer Zweckverband für Europa hätte diesen Krieg, der mit einer völligen Erschöpfung aller Beteiligten zu enden droht, vermeiden können. Man hätte nur die Türkei längst zur Durchführung wirklicher Reformen und einer liberalen Politik der Gleichberechtigung für alle Nationalitäten zu zwingen brauchen. Statt dessen haben die Mächte immer nur zum Schein Reformen gefordert, in Wirklichkeit sich aber vom hamidischen Regime durch Geschenke fortgesetzt dazu bestechen lassen, deren Mißgriffen und Greueln gegenüber die Hände in den Schoß zu legen. Den Jungtürken aber hat man durch äußere Verlegenheiten gar nicht erst die Muße gegönnt, ihre Pläne wirklich praktisch durchzuführen. An den Folgen des Krieges wird die europäische Kulturwelt noch lange zu leiden haben. Schon vor Wiederaufnahme der Feindseligkeiten waren ungefähr 100 000 türkische Soldaten in Schlachten gefallen, an Wunden gestorben oder verhungert oder Krankheiten erlegen. Nach bulgarischen amtlichen Berichten hatte die bulgarische Armee 22 000 Mann verloren. Die Verluste der Serben, Griechen und Montenegriner wurden auf 18 000 Mann geschätzt. Das ergab zusam-

Digitized by Google

men einen Verlust von 140 000 Menschenleben, ungerechnet der zahllosen Frauen und Kinder, die hingemordet wurden oder Hunger und Strapazen zum Opfer fielen. Es sei einmal gestattet, von dem ökonomischen Wert der im Kriege gefallenen Soldaten zu reden und ihn für jeden Mann mit 2000 Mark anzusetzen. Dann ergäbe sich daraus allein ein Verlust von 280 000 000 Mark. Dabei sind die mit dem Leben davongekommenen Krüppel gar nicht in Betracht gezogen. Ganz Mazedonien ist in eine Wildnis verwandelt. Mehr als 100 000 mohammedanische Frauen und Kinder sind nach Asien ausgewandert und haben an beweglichem Eigentum mitgenommen, was sie nur fortschaffen konnten. In den entvölkerten Gegenden konnte sich die Raubgier und Zerstörungswut der Heere der Balkanstaaten ungehindert austoben. Nun denke man an die eigentlichen Kriegskosten und an die Zinsenlasten, die den kriegführenden Staaten mit den Anleihen, die sie aufnehmen müssen, auferlegt werden!

Schwer ist bereits das Wirtschaftsleben Oesterreich-Ungarns durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen worden. Alle Geschäfte gehen schlecht. Ein Bankerott folgt dem anderen. Die Börse kann sich nicht erholen. Tausende und Abertausende junger Arbeitskräfte sind zu den Fahnen gerufen worden. Zahllose Fabriken haben Arbeiter entlassen oder gar den Betrieb eingestellt. Schon vor zwei Monaten berechnete man die Verluste, die Handel und Industrie während der Kriegsepoche erlitten hatten zusammen mit den Ausgaben für die Rüstungen mit weit mehr als einer Milliarde Kronen.

Solche bitteren Erfahrungen haben in Oesterreich die Kriegslust, die in maßgebenden Kreisen anfänglich recht rege war, stark gedämpft. Das Verhalten der Wiener Regierung gegenüber Serbien und damit dessen Schutzmacht Rußland ist immer versöhnlicher geworden, und seit der greise Kaiser Franz Joseph sich entschloß, dem viel jüngeren russischen Zaren in einem Handschreiben seine Friedensliebe zu beteuern, darf man behaupten, daß in den russisch-österreichischen Beziehungen eine merkliche Entspannung nur deshalb noch nicht erfolgt ist, weil man am Petersburger Hofe aus dem österreichischen Friedensbedürfnis unbedingt eine österreichische Demütigung herausschlagen möchte. Die Wiener Regierung ist jedenfalls durch die Wirkungen des politischen Erdbebens am Balkan darüber belehrt worden, daß Oesterreich kulturell zu Westeuropa und damit zu den Mächten gehört, die wirtschaftlich zu sehr aufeinander angewiesen sind und von der Weltwirtschaft zu stark abhängen, um von einem Kriege noch große Vorteile für sich auf Kosten fremder Staaten erwarten zu können. Durch sein Friedensbedürfnis ist Oesterreich wieder näher an Deutschland herangebracht worden, das naturgemäß das allergrößte Interesse daran hat, den Bundesgenossen von einer abenteuerlichen Politik abzuhalten, deren Objekte nach einem Worte Bismarcks uns nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert sein können. Andererseits hat die Kriegsstimmung in Rußland und England die Triple-Entente verleidet und den leitenden Männern der Downingstreet den letzten Anstoß zur Annäherung an Deutschland gegeben. So hat sich gegenüber dem kriegerischen Panslavismus ein Kulturkartell gebildet, dem sich früher oder später Frankreich anschließen muß. Man lasse sich durch den liebenswürdigen Brief, den der Zar an den neugebackenen französischen Präsidenten Poincaré gerichtet hat, nicht täuschen. Gerade er beweist, wie sehr Rußland eine Vereinsamung im nahen Orient befürchtet. Russische und französische Interessen lassen sich dort nicht unter einen Hut bringen. Die französische Regierung muß der französischen Finanz zuliebe wünschen, daß einerseits die Türkei nach dem Kriege keine Kriegsentschädigung zu zahlen brauche, damit es seine alten Verpflichtungen gegen französische Geldgeber noch nachkommen und neue eingehen könne, und daß andererseits die Sieger mit den Rechten auch die Pflichten bisheriger türkischer Territorien, d. h. die darauf lastenden Hypotheken mit übernehmen. Wenn Rußland das zuläßt, läuft es Gefahr, im Balkanbunde alle Sympathien zu verlieren.

So ergeben sich gerade aus den Wirkungen des Balkankrieges Nötigungen für eine Um-

Digitized by Google

gruppierung der Mächte, die, wenn auch erst nach einer längeren Periode wechselnder Anziehungen und Abstoßungen, zwischen den Mächten des Dreibundes und Dreiverbandes zu einer Spaltung Europas in das eigentliche (Kultur-)Europa und in Halbasien, Rußland mit seinen orientalischen Anhängseln umfassend, führen muß. Erst nach Ueberwindung dieses letzten großen Gegensatzes werden die Voraussetzungen für die Organisation eines ganz Europa umfassenden Zweckverbandes gegeben sein. Dann mag auch von einem wirklichen „europäischen Konzert" geredet werden dürfen. Was man heute darunter begreift, ist bestenfalls „Zukunftsmusik".

Was ist moderne Musik?

Von

Paul Zschorlich.

Die Urteile darüber, was unter moderner Musik zu verstehen sei, gehen recht weit auseinander. So lange jemand freilich unter moderner Musik die neuere und neueste Musik verstanden wissen will, liegt die Sache sehr einfach. Dann bedarf es nur einer zeitlichen Abgrenzung, und es würde sich in diesem Falle lediglich darum handeln, von wann ab man neue oder bis zu welchem Zeitpunkt man alte Musik rechnen will. Eine derartige schematische und diktatorische Abgrenzung wäre aber, wie jeder zugeben wird, vollkommen oberflächlich und äußerlich, ganz abgesehen davon, daß über den genauen Trennungspunkt eine Einigung wohl schwerlich erzielt werden würde.

Außerdem wäre sie auch innerlich falsch. Denn wer in der Musikliteratur nur einigermaßen Bescheid weiß, der weiß auch, daß die Begriffe neuere Musik und moderne Musik nicht identisch zu sein brauchen. Sie können es nur sein. Es gibt lebende Komponisten, die sich noch ganz in alten Gleisen bewegen. Es gibt noch eine ganze Gruppe von Komponisten, die in ihrer Tonsprache weder über Schumann und Brahms, noch über Wagner hinausgekommen sind. Und es gibt Tondichter, die wenigstens mit einem Teil ihres Seins ganz zu uns gehören, obwohl sie längst tot sind. Man braucht nur an Chopin zu denken, dessen harmonisch freier und reicher Klaviersatz von keinem Klavierkomponisten mehr erreicht, geschweige denn übertroffen worden ist.

Und dann ist eines nicht zu vergessen: auch die alte Musik war einmal neu. Die Urteile ändern sich. Mehr noch: die Empfindungen werden anders. Schon gibt es musikalische Menschen, die manches bei Beethoven veraltet finden. Wer aber Kotzebues Jahrbuch vom Jahre 1806 aufschlägt, der wird dort über den „Fidelio" lesen: „Alle unparteiischen Musikkenner sind sich darüber einig, daß etwas so Unzusammenhängendes, Grelles, das Ohr Empörendes noch nie in Musik geschrieben sei." Und man darf nicht etwa glauben, daß irgendein Ignorant so geurteilt habe. Auch Weber, der Komponist des „Freischütz", dem gewiß ein musikalisches Urteil zuzubilligen ist, meinte von Beethovens 7. Symphonie: „Nun haben die Extravaganzen dieses Genius das Non plus ultra erreicht; Beethoven ist nun ganz reif fürs Irrenhaus." So urteilen Weber und andere über moderne Musik. Weber selber aber war bei Lebzeiten bei vielen als modern verschrien. Und der alte Bach war es erst recht. Und noch weiter zurück: moderne Musik hat es eigentlich immer gegeben. Das Ungewohnte galt immer als das Moderne.

Man sieht: die Grenzen sind nicht leicht zu ziehen. Nicht nur die Urteile einzelner stehen sich gegenüber, sondern auch das Urteil ganzer Generationen erfährt Umwandlungen und Abschwächungen. So viel jedenfalls ist sicher: an den Zeitbegriff ist der Begriff der Moderne allerdings gebunden. Aber nicht an unsere Zeit. Er kann vor- und zurückdatiert werden. Es gibt Dinge bei Bach, die zweifellos viel moderner sind als irgend etwas von Donizetti. Und was Richard Strauß geschaffen, kann und wird einmal einer späteren Zeit als recht altmodisch gelten. Die Ausdrucksformen wechseln. Und die Ausdrucksmittel.

*

Digitized by Google

Ja. Selbst die rein mechanischen Ausdrucksmittel haben in der Entwicklung der Musik ein Wort mitzureden. Die Klavierkompositionen eines Scarlatti, Emanuel Bach oder Haydn unterscheiden sich ganz wesentlich von denen eines Chopin, Schumann oder Brahms. Der Grund dafür liegt aber nicht in den Komponisten allein, sondern auch in den Instrumenten (den Mitteln des Ausdrucks). Der große Johann Sebastian Bach ist in seinen Klaviersachen ebenso wenig von der Orgel losgekommen wie in seinen Orchesterwerken. Dieses Instrument beherrschte einfach sein kompositorisches Denken. Und die andern schrieben überhaupt nicht für das Klavier, denn das kannten sie noch gar nicht, sondern für das Klavichord oder das Klavicembal. Erst die Menschen um 1840 wuchsen in einen neuen Klavierstil hinein, so etwa wie wir heute in den Eisenstil in der Baukunst hineinwachsen. Man kann nicht für ein Instrument schreiben, das noch nicht da ist. Auch nicht, wenn man ein Bach oder ein Mozart ist.

So ist es auch beim Orchester. Die ganze reiche Literatur der Programm-Musik datiert erst von dem Zeitpunkt an, da das Orchester sich neuer Instrumente bediente. Erst seit es noch ein anderes Ziel für die Komponisten gab außer Schönheit, nämlich die Charakteristik, erst als infolge der Erweiterung des alten Orchesters die Möglichkeit gegeben war, etwas musikalisch zu charakterisieren, erst da begann die moderne Programm-Musik. Was vor Berlioz und Liszt an beabsichtigter Tonmalerei geleistet wurde, ist nicht der Rede wert. Wenn Monteverde um 1600 in seinem „Orpheus" den Gesang des Pluto durch vier Posaunen und den der Geister durch zwei Orgeln mit Flötenstimmen charakterisiert, so ist das ein schüchterner koloristischer Versuch. Wenn Haydn in seinen „Jahreszeiten" den Ackersmann, den Hirten, das Gewitter, die Jagd, die Weinlese musikalisch illustriert, wenn er die Sordinen (Dämpfer) auf die Streichinstrumente aufsetzen läßt, um so die Schwüle im Hochsommer vor dem Ausbruch eines Gewitters zu malen, so ist bei all diesen Charakterisierungsversuchen nicht zu übersehen, daß er in den instrumentalen Mitteln seiner Zeit beschränkt war. Mit einem Orchester, das nur aus den Streichern, zwei Oboen, zwei Klarinetten, zwei Hörnern und allenfalls einer Flöte besteht, läßt sich nicht viel charakterisieren. Wer malen will, muß die Palette voller Farben haben. Haydn, der Begründer des Orchesters im heutigen Sinne, hat, von uns aus gesehen, schließlich doch nur das Feld entdeckt und abgesteckt, auf dem dann später eine so reiche Ernte gewonnen wurde und das heute in so üppiger Fruchtbarkeit prangt. Es reell zu bewirtschaften, dazu fehlten ihm halt doch — die Instrumente. Da erzielt ein Richard Strauß mit drei Flöten, drei Oboen und einem Englisch-Horn, drei Klarinetten und einer Baßklarinette, zwei Fagotten und einem Kontrafagott, drei Trompeten, vier oder acht Hörnern, drei Posaunen und einer Baßtuba, mit seinem reich besetzten Streichorchester, zu dem sich noch eine oder zwei Harfen gesellen, denn doch andere Wirkungen, gar nicht zu reden von dem abenteuerlichen Berlioz, der für sein „Requiem" acht Fagotte, zwölf Hörner, sechzehn Trompeten, sechzehn Posaunen, fünf Baßtuben, sechzehn Pauken, zwei große Trommeln, achtzehn Kontrabässe, ebenso viele Celli und noch einiges mehr verlangte.

Es versteht sich also ganz von selbst, daß der Begriff der Moderne in jeder Kunst auch an die Mittel gebunden ist. Und die Tendenz geht nie dahin, die erreichten und erprobten Mittel zu verleugnen, sondern im Gegenteil sie zu erweitern und in jeder Weise auszunutzen. Wie oft ist bei den Besprechungen neuer Orchesterwerke von den neu gefundenen Klangeffekten die Rede! Andrerseits dürfen die Mittel des Ausdrucks nicht überschätzt werden. Sie sind und bleiben eben doch nur die Mittel.

Wie steht es nun aber um den Ausdruck selber? Zugegeben, daß auch die Technik nicht ohne Einfluß auf die Musikgeschichte ist, so bildet sie doch nicht das Wesen der Musik! Die musikalische Erfindung kann doch nicht von ihr abhängig sein! Musik hat es immer gegeben, und Musik ist die Sprache der Seele!

Digitized by Google

Man kann wohl den Körper des Menschen anatomisch zerlegen, aber doch nicht sein Denken und Fühlen! (Schluß folgt.)

Heinrich von Kleists Gespräche.

Von

Julius Bab.

Ich habe hier das vorige Mal im Anschluß an eine germanistische Auslassung die natürlichen Grenzen der Literaturwissenschaft betont. Ich nehme deshalb heut gern Gelegenheit, auf ein Werk hinzuweisen, das unlängst erschienen ist, und wie mir scheint, zum Vortrefflichsten gehört, was wissenschaftliche Literaturforschung innerhalb ihrer Grenzen zu bieten vermag. — Unter dem Titel „Heinrich von Kleists Gespräche" hat der Freiherr von Biedermann ein kleines Buch herausgegeben im Verlage von Hesse & Becker, das für jeden Liebhaber des größten deutschen Dramatikers von ungemeinem Wert ist. An diesem Buch ist nichts tadelnswert — als der Titel. Daß die hier gesammelten Dokumente zur Biographie Heinrich von Kleists so gut wie gar keine Aufzeichnungen eigentlicher Gespräche enthalten, wäre noch das wenigste; aber vom Formalen ganz abgesehen, verfehlt die Anspielung des Titels auf Goethes berühmte Gesprächbücher ganz und gar den charakteristischen Wert dieser Sammlung. Es wäre doch eine schier unwahrscheinliche philologische Selbsttäuschung, wollte der Verfasser meinen, „Goethes Gespräche mit Eckermann" seien uns im wesentlichen als Materialien einer historischen Goetheforschung wichtig. Sie haben für uns einen ganz absoluten Wert, weil sie die Bewältigung von tausend kleinen und großen Dingen durch eine mächtige Persönlichkeit geben, sie sind ein Werk Goethes, ganz so wie „Wahrheit und Dichtung", fast so wie die Iphigenie, und für mein persönliches Gefühl der überhaupt stärkste Ausdruck, den Goethes Persönlichkeit irgendwo gewonnen hat. Von all dem ist nun bei diesem fälschlich „Kleists Gespräche" genannten Buche gar keine Rede; weder Bedeutendes, noch in bedeutender Art wird dort verhandelt, und nur um der Tatsachenerkenntnis willen, nur für das Wissen um Lebensgang und Lebensart Heinrich von Kleists sind diese Zeugnisse von Bedeutung. Hier allerdings von der allerhöchsten.

Dieser Band enthält nämlich für den, der mit Kleists Werken und Briefen vertraut ist, das gesamte Material, das die Wissenschaft bisher sonst noch zur Kenntnis Kleists besitzt. Alles was seine ersten Biographien nach mündlichen Berichten von Zeitgenossen notiert haben, alles was an Briefen und Tagebuchaufzeichnungen der Zeitgenossen selber zutage gekommen ist, was Familienarchive oder zeitgenössische Journale herausgegeben haben, all das ist in diesem Bande vereint. Wer dieses Buch gelesen hat, besitzt die Quellen zur Erkenntnis Heinrich von Kleists so vollständig, wie sie eben sonst nur der Gelehrte besaß, der sie mit dem Fleiß des Herrn von Biedermann von dreiundsechzig verschiedenen Stellen zusammenholt. Zwar, wenn der Herausgeber in seiner kurzen Vorrede davon spricht, daß die vorliegenden biographischen Werke über Kleist das einschlägige Material nicht vollständig bieten, und hinzufügt: „darauf aber muß man das allergrößte Gewicht legen, denn es kommt weniger auf die Meinung des Biographen an, als auf die Grundlagen seiner Darstellung", so gibt diese typische Philologenmeinung noch einmal Gelegenheit, gegen die Verwischung von wissenschaftlicher und kritischer Leistung zu protestieren. Denn wo eine rechte Biographie, das Werk einer künstlerisch berufenen Natur, entstünde, da käme es allerdings sehr wesentlich und ganz hauptsächlich auf die „Meinung" des Verfassers an, für den die Erscheinung Kleists eben ein mächtiger und geeigneter Stoff wäre, um sein Fühlen und Wissen von der Welt zu gestalten. Freilich, da unsere allermeisten Biographien nur dürftig arrangierte, mit einem dünnen Anstrich von Kritik verkleidete Stoffsammlungen von Literarhistorikern sind, so kann man von ihnen (die eben nur die Vorarbeit, nie die wirkliche Arbeit des Biographen leisten!) allerdings sagen, daß hier die

Digitized by Google

„Grundlagen“ die Hauptsache sind. Und in der Tat ist viel erfreulicher als jene Stoffanthologien mit unmaßgeblichem Drumrumgerede, die unsere meisten Dichterbiographien bedeuten, eine solche reinliche und vollständige Stoffsammlung, die nun jedem gestattet, frei von dem pflichtgemäßen Hineinreden des Historikers, sich sein Bild von Heinrich von Kleist selbst zu bauen.

In geschlossener Folge führt diese, dem Lebenslauf eingeordnete Urkundensammlung uns das Schicksal Heinrich von Kleists vor. Solche Urkunden können zu dem Reiz des Berichteten noch den Reiz des Berichtenden bringen, können durch ihr Wie den Freund charakterisieren, der uns mit seinem Was Kleist charakterisieren will. Aber diese Ausbeute ist hier nicht sehr stark. Am ehesten könnten noch die Frauen interessieren, denn neben einigen konventionell sentimentalischen Gänschen, und der braven, guten, aber herzlich beschränkten Wilhelmine von Zenge, der Kleistschen Jugendbraut, tauchen doch in Stil und Ton so energisch charakterisierte Wesen, wie die Schwester Ulrike, das bis zur Brutalität energische Mannweib auf; ein paar sehr fein geschliffene Zeilen lassen den überlegenen Geist der Rahel Varnhagen auffunkeln, und in ein paar leidenschaftlich tiefen Briefen enthüllt Marie von Kleist eine dem Dichter wahrhaft verwandte Natur. — Unter den Männern zeigt sich zwischen vielen gleichgültigen Physiognomien nur einmal in einem längeren Briefe das liebevoll feine Großvatergesicht des alten Wieland, der sich bei dem Mainzer Arzt Wedekind nach dem Ergehen seines jungen, verschollenen Freundes erkundigt, und Dahlmann, der berühmte Historiker und Patriot, gibt in einem herzhaften und gescheiten Ton Bericht von jener rätselhaften Wanderung, die er mit Kleist zusammen 1809 ins österreichische Kriegslager unternahm. Sonst kommt uns von dem Umgang Kleists nur ein Mann menschlich nah, sein in jedem Sinne bester Freund, der spätere General Ernst von Pfuel. Der stand neben dem immer fantastisch schwankenden Jüngling mit der ganzen geschlossenen Haltung eines Mannes, und hatte doch Liebe und Feinsinn genug, um Kleist wahrhaft zu verstehen. Wenn man die zahlreichen Stimmen über Kleists Tod und seine Ursachen übersieht — der Pöbel kommt natürlich mit einer „unglücklichen Liebe“ aus, die Patrioten machen das „Unglück des Vaterlandes“, die Revolutionäre die „Fühllosigkeit der Berliner Bourgoisie“ verantwortlich — so ist es allein Pfuels Stimme, die sofort das Wesentliche zu sagen vermag. Nur die seiner Meinung nach schlechte Gesellschaft, in der Kleist aus der Welt geht, ist ihm peinlich — daß er selbst so enden würde, so enden mußte, stand ihm seit langem fest. Dieser Tod kam nicht von außen her, sondern aus dem Kern dieses Menschen.

In der Tat: wenn man diese Sammlung von Zeugnissen überschaut, so tritt nach vielen widersprechenden und manchen übereinstimmenden Zügen an diesem schwerfällig nervösen, pedantisch enthusiastischen, seelensguten und höchst jähzornigen Menschen doch vor allem ein Zug hervor: sein von Anfang an gegebenes schwärmerisches Verhältnis zum Tode. Alle besseren Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, haben sofort diesen melancholischen Grundton, diese stets zur Abreise bereite, romantisch weltflüchtige Melodie herausgehört. Ueberschaut man Kleists Biographie, in der auf viermalige Epochen der Ordnung und Arbeit und Lebenszuversicht viermal Katastrophen folgen, in denen der Dichter verschwunden ist, geistig und physisch zusammengebrochen umherirrt und totgesagt wird, so kann jener fünfte Zusammenbruch, der schließlich den letalen Ausgang hatte, eigentlich nicht als etwas Neues in der Biographie Kleists erscheinen. Es ist nicht allzu paradox, zu sagen, daß der Tod im Leben dieses Mannes eine periodisch wiederkehrende Einrichtung war, die nur gleichsam zufällig einmal bis ins Physische wuchs. — Diesen gleichen Kampf altpreußisch realistischer, ordnender und arbeitender Instinkte mit den verwirrenden Gewalten romantischer Schwärmerei, spiegelt ja auch Heinrich von Kleists ganzes dramatische Werk. Nur, daß hier, wo der nachtwandelnde Prinz von Homburg zum Manne erzogen wird, bei den positiven Ge-

Digitized by Google

walten das letzte Wort lag, während in seinem äußeren Leben der Trieb zu Nacht und Tod triumphierte.

Man darf sich das Bild Kleists nun freilich nicht romanhaft grob mit dämonisch nächtigen Farben malen. Gerade diese Sammlung echter Zeugenaussagen erinnert uns daran, daß auch das Außerordentliche in dieser Welt sich gerade beim echten, beim unverfälscht natürlichen Menschen nur in hunderterlei Brechungen, in schamhaft schnurrigen Anpassungen an die Wirklichkeit gestalten kann. Es fehlt keineswegs an heiteren, lustigen und grotesken Zügen. (Von diesen lassen wir nachstehend ein Beispiel folgen.) Aber daß auf dem Grund aller Lebensenergien und aller Heiterkeiten in diesem merkwürdigsten Dichter und Menschen der Tod lauerte, das ist freilich wahr. Und dies anschaulich fühlbar zu gestalten, das wird die Aufgabe des kritischen Künstlers sein, der aus dem vom Freiherrn von Biedermann hier so trefflich dargebotenen Stoff einmal ein W e r k schafft.

Heinrich von Kleist und die Hendel-Schütz.

Die Hendel-Schütz war im Anfang des 19. Jahrhunderts eine berühmte Schauspielerin, die namentlich durch den von Lady Hamilton aufgebrachten Genre der lebenden Plastik und der Monodramen in Berlin und anderwärts großen Ruhm gewann. Ihr Zusammentreffen mit Heinrich von Kleist hat der Kriegsgerichtsrat Peguilhen geschildert — derselbe Mann, der, als Bekannter Kleists und intimer Freund im Hause seiner Todesgenossin Henriette Vogel durch die Abschiedsbriefe der beiden herbeigerufen, in Wannsee die Bestattung Kleists und der Vogel veranlaßte. Peguilhen hat seine Erinnerungen an Kleist 1854 in einer Schrift herausgegeben, aus der die nachfolgende, kleine Geschichte vom Freiherrn von Biedermann in seine Sammlung wieder aufgenommen worden ist. Der Stil ist mehr als mäßig, und die antesimitischen und sonstigen Launen des Herrn Peguilhen, der sein ziemlich philiströses Ich bei dieser Gelegenheit möglichst in den Vordergrund schieben will (er ist natürlich der Freund P. der Erzählung), trüben den Vortrag. Auch hat Biedermann berechtigte Bedenken gegen die vollkommene Zuverlässigkeit der Erzählung. Ihr Kern aber wirkt so überaus wahr, ist in seiner Charakteristik Kleists so amüsant, und in dem Zusammenstoß eines echten, in seiner Leidenschaft verschlossenen Menschen mit der geschwätzig affektierten Geistigkeit der Halbkünstler und der Snobs so zeitlos bedeutsam, daß die wenig bekannte Geschichte hier noch einmal Platz finden mag.

-Bb.

*

Heinrich von Kleist war von einem jüdischen Mäzen zur Tafel geladen, und auch eine, damals sowohl wegen ihrer lebendigen Darstellung als zweite Lady Hamilton berühmte und außerdem wegen ihrer Naivität und natürlichen Offenheit bekannte Schauspielerin S. — Der Wirt hatte nichts angelegentlicheres zu tun, als dieses, seiner Ansicht nach zusammengehörige, auf einer Stufe stehende Künstlerpaar bei Tische nebeneinander zu setzen und sein eigenes Ich gegenüber zu pflanzen, um ja kein Wort von dem vorausgesetzten künstlerischen Zwiegespräch zu verlieren, und mit den aufgeschnappten gehörig verdrehten Brocken seine Bekannten in Erstaunen zu setzen.

Kleist war damals wohl genannt, aber nicht berühmt, wie er es denn in der Tat erst nach seinem Tode wurde. Das Käthchen von Heilbronn (mit Erlaubnis der Herren Kleist-Corazze nicht die beste seiner Arbeiten) war nur im Manuskript vorhanden und noch auf keiner Bühne dargestellt. Es hatte bis dahin nur zu dem bekannten Billett an Iffland Anlaß gegeben, das wohl das Witzigste sein mochte, was je aus Kleists Feder geflossen ist.

Frau S. hatte damals schon den Gipfel ihres, als mimische Künstlerin wohlverdienten Rufes erreicht, und in ihrem Innern vielleicht wähnend, durch Entgegenkommen sich zu dem weniger Bekannten herabzulassen, wohl gar ihn zu ehren und zu heben, vielleicht auch

Digitized by Google

dessen künftige Lorbeeren ahnend, begann sofort die Unterhaltung mit dem ihr ganz Unbekannten. Sie sprach von dem allverbreiteten Orden der Dichter und Dichterinnen aller Länder, von der nahen Verwandtschaft mit den Schauspielern, von Hyazinthen, Tulpen, Rosen und anderen Blumennamen der Dichter als geheime Paß- und Erkennungswörter unter sich und so weiter. Dem guten Kleist, der nicht zu dieser Verbrüderung gehörte, und weder öffentlich noch heimlich sich als Lilie — vielleicht für ihn das passendste Stichwort — bezeichnen ließ, war das Gespräch weder verständlich noch annehmlich. Er, der nicht äußerlich, nur innerlich glühte und, von Natur wortkarg, sich nicht besonders angezogen fühlte, war so ungalant, die Dame fast mit Schweigen zu beschämen, und mehr auf die irdische Speise des Wirtes, als auf die geistigen Brosamen seiner Nachbarin zu achten. Ebensowenig fruchteten die poetischen Brocken, die der kunstsinnige Wirt mit echt israelitischer Zudringlichkeit von Zeit zu Zeit dazwischen warf, um ein ordentliches Gespräch, womöglich eine der ästhetischen Kontroversen, wie sie damals an der Tagesordnung waren, in den Gang zu bringen, zum Beispiel: daß Musik nichts als die höchste Poesie und die Baukunst nichts als gefrorene Musik sei. Das lebende Bild, nämlich die S. — denn gerade durch solche Darstellungen, wozu ein tadelloser Körper und verräterische Verhüllung nicht alltäglicher Reize sie vorzugsweise befähigte, war ihr neuerer Ruf begründet — wurde zwar etwas pikiert, spann aber doch ihr Thema weiter. Sie strafte ihren Nachbar mit seinem Vornamen durch eine witzige Anspielung auf die bekannte Blume gleichen Namens als stolzen Heinrich — und sich selbst als sensitiva pudica nach der homöopathischen Lehre von der Einwirkung ähnlicher und entgegengesetzter Stoffe, fing auch allgemach an, die Rechte und Pflichten der durch ein geheimes magisches Band auf dem ganzen Erdball verbrüderten Dichter und Dichterinnen zu entwickeln. Sie sprach die so verschwisterten Seelen als hoch über Menschensatzung und Vorurteil erhaben an, als entbunden von konventionellen Verhältnissen und Formen, besonders nach dem Aussprechen des Losungswortes: gleich beim ersten Zusammentreffen nicht bloß als alte Bekannte, sondern gleichsam durch ein siamesisches Zwillingsband miteinander verwachsen oder in den magischen Ring des Mesmerismus gebannt, der unfehlbar in beiden gleichartige Gefühle hervorriefe.

Kleist, mit einem gesunden Appetit begabt, hörte diese schönen, noch weiter ausgesponnenen Sachen nur mit halbem Ohre, ohne die noch verblümter vorgetragene Lehre von einer so schrankenlosen Gemeinschaft, wie etwa bei der Harmonie-Gesellschaft in Amerika, zu ergreifen. Er ließ kaum hin und wieder ein Wort fallen, und tat schon wie die damaligen, jetzt noch ausgebildeteren Incroyables, die einen Ruhm darein setzen, das schöne Geschlecht mit Hintansetzung aller Höflichkeit nachlässig zu behandeln.

Der Mäzen gegenüber vergaß einen Kaviarsemmelschnitt auf seinem Teller, und fühlte eine Anwandlung von Aerger, nicht bloß über Kleists Schweigsamkeit, sondern mehr noch über das leise Geflüster der Sensitive, wovon er selbst mit seinen gespitzten Ohren nur abgebrochene Silben vernahm. Vergebens suchte er durch einzelne, besonders an Kleist gerichtete Querfragen der Unterhaltung eine ihm mehr zusagende Richtung zu geben. Kleist antwortete kurz, mit vollem Munde und ohne merkliche Unterbrechung seiner gastronomischen Studien, und ebensowenig ist es möglich, die Sensitive von der ihr höchst interessanten Aussicht: einem Neuling die Dichterweihe zu geben, abzulenken. Sie tritt endlich gegen den stolzen Heinrich geradezu mit dem Ansinnen hervor, ihn noch heute als Neuaufgenommenen zu taufen, und ihm abends in ihrer Wohnung die volle Weihe zu geben, wozu sie durch das Statut ermächtigt sei; dabei wurde sie genial vertraulich und andringlich.

Der in aller Hinsicht starr ehrenwerte Kleist, Reinheit in Wort und Tat beim schönen Geschlecht fordernd und ehrend, begriff nun erst, wovon die Rede sei. Aber sowie ihm dies klar geworden, war es auch um seine gemütliche Gaumenlust geschehen.

Nicht schneller durchzuckt der elektrische

Digitized by Google

Funke den durch die Kette verbundenen Kreis, als er, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Taschentuch die in seinem Gesicht auflodernde Glut verbergend, aufsprang, aus dem Speisesaal die Treppe hinab auf die Straße stürzte und, wie von Furien verfolgt, zu seinem in der Nähe wohnenden Freund P. flüchtete.

Kleist fuhr, ohne anzuklopfen, in dessen Arbeitszimmer herein, und warf sich glühend, ganz außer sich, auf ein Sofa, anfangs unfähig, nur ein Wort hervorzubringen. P., der ihn in solcher Aufregung nie gesehen, stutzte und fragte gutmütig, ihm ein Glas Wasser reichend, was ihm begegnet sei?

Kleist goß das Wasser hastig hinunter und nach einiger Erholung trug er das Begebnis mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Exaltation und mit Aeußerungen des innigsten Verdrusses über Verletzung der weiblichen Würde ausführlich vor, und hätte vielleicht noch lange fortgesprochen, wenn ihn nicht P., sobald er unterrichtet war, durch ein lautes, nicht zu stillendes Gelächter, unterbrochen hätte. Kleist sah ihm eine Zeitlang zu, fast versteinert durch das unhöfliche Benehmen des Freundes, bis dieser endlich folgende Worte an ihn richtete: Fasse dich, lieber Freund, und erhole dich hier vollends. Erlaube aber auch, daß ich inzwischen zum Mäzen gehe, deine Unhöflichkeit durch plötzliches Nasenbluten entschuldige und das Abenteuer mit deiner Sensitive ritterlich vollende, wo ich dann deinen Hut mitbringen werde, damit du beliebig nach Hause gehen kannst.

Da brach der Sturm noch gewaltiger los. Er warf dem P., ihn mit einer Sintflut genialer Scheltnamen überschüttend, Undelikatesse, Gemeinheit vor, kündigte ihm alle Freundschaft auf, die zwischen so ganz verschiedenen Naturen nicht ferner bestehen könne, und so weiter.

Als P. bemerkte, daß alle besänftigenden Worte in den Wind gesprochen waren, doch sein unmöglich zu unterdrückendes Gelächter immer von neuem Oel ins Feuer goß, bemühte er sich, sein Gesicht in ernstere Falten zu legen, reichte Kleist einen Hut und ersuchte ihn, nach Hause zu gehen, um die Sache zu beschlafen, worauf Kleist blitzschnell, ohne ein Wort zu erwidern, davonlief.

P. hatte zwar viel Berührungspunkte mit Kleist, aber hinsichtlich des schönen Geschlechts, dem man, namentlich wenn von Künstlern die Rede war, nicht alles auf gewöhnliche Wage legen muß, war er sein vollständiger Gegensatz. Dies trug vielleicht bei, ihr Freundschaftsband inniger und dauernder zu knüpfen, da Erfahrung lehrt, daß bei ganz gleicher Sinnes- und Denkart die Freundschaft an Langeweile kränkelt, und ein Umgang, wo beide Teile überall derselben Meinung sind, einem Kongresse zweier Stammgäste in einem Bierhause ähnlich wird, wo jene stundenlang nebeneinander sitzen, ohne daß ein Laut als etwa das Klingen der Gläser, oder eine andere Bewegung als der abwechselnd aufwirbelnde Tabaksdampf wahrgenommen wird. P. war nicht ohne Talent, eine kräftigere Natur als Kleist, aber dem Weibe gegenüber schwächer als ein Kind, unfähig, einem lockenden Genusse zu widerstehen und diesen ohne Ahnung von Unsittlichkeit nach Kräften verfolgend. In der Ueberzeugung, daß er nun einmal so geschaffen sei, hatte er aus dieser Denkweise gar kein Hehl.

Bei dem Mäzen entstand zwar eine allgemeine, höchst unwillkommene Störung, indessen wurde Kleists Furcht wirklich auf Nasenbluten oder einen anderen plötzlichen Krankheitsfall geschoben. Nur die Sensitive glaubte das richtige zu treffen, indem sie den raschen Aufbruch zwar auf Rechnung des strengsten und heiligsten Feuers schrieb, das sie entzündet zu haben glaubte, aber zugleich überzeugt war, Kleist habe nur die Absicht, mit ihr eine Weihe-Zusammenkunft vorzubereiten, in welcher Meinung sie unter einem Vorwande ebenfalls den Speisesaal verließ, um ihn in seinem Versteck aufzusuchen. Als sie die Gewißheit erhielt, daß er wirklich ohne Kopfbedeckung das Haus verlassen habe, besuchte sie ihn am folgenden Tage in seiner Wohnung, wozu zarte Besorgnis für seine Gesundheit einen schicklichen Vorwand bot, und gab ihren Plan erst auf, da er sich als unwohl verleugnen ließ.

Digitized by Google

P. fand es nicht unter seiner Würde, am anderen Tag den Freund in seiner Wohnung aufzusuchen. Da dessen Lebensgeister durch die Stille der Nacht beruhigt waren, so fand ein gutes Wort eine gute Statt, und bald wurde unter gemeinschaftlichem Gelächter und Witzworten der Freundschaftsbund von neuem geschlossen.

Gerhart Hauptmann im deutschen Unterricht.

Von

Rudolf Karl Goldschmit.

Als ich noch auf die Untersekunda ging, pries unser Lehrer uns „Colberg" von Heyse als das beste und hervorragendste Drama der ganzen neuen Literatur. Als ich in aller Bescheidenheit und unter ausdrücklicher Verehrung des Dichters Heyse wagte, den Namen „Hauptmann" zu nennen, fertigte mich der betreffende Lehrer mit einer Miene, die spöttelnde Geringschätzung und Ueberlegenheit zugleich enthielt, ab, indem er vor der Klasse energisch und bestimmt erklärte: „Hauptmann ist kein Dramatiker und kein Klassiker, wird nie ein Klassiker."

Wenn einmal von neuerer Literatur gesprochen wurde, so stellten die Lehrer Hauptmann stets und ohne jegliches Gefühl für seine wahre Stellung in der neuen Literatur zusammen mit Sudermann, wobei aber hervorgehoben wurde, daß die Schriften — man sprach von Schriften, nicht Dichtungen — Gerhart Hauptmanns keine reine und hohe Kunst seien. Andere Lehrer waren ehrlicher und schwiegen sich über Gerhart Hauptmann lieber ganz aus, als daß sie ein schiefes oder mißverstandenes Urteil nachplapperten. Darf es da dann wundernehmen, wenn der Schüler später einer der stärksten und eigensten Persönlichkeiten der ganzen neueren deutschen Literatur fremd oder unverstehend gegenübersteht, erst geraume Zeit braucht, bis er zu einem Verständnis Hauptmanns gelangt? Die verdrehtesten Urteile kann man noch heute hören, wenn man junge Studenten, die weder durch Studium noch durch inneres Bedürfnis zu Kunst und Literatur hingeführt werden, nach Hauptmann fragt.

Drüben in Luxemburg werden die Abiturienten nach Gerhart Hauptmann gefragt; bei uns? —? Die lebenden Dichter der Jugend zuzuführen, das ist nicht der Schule Pflicht, meinen die Pädagogen. Nur nichts Neues der Jugend bieten. Epigonen-Dramen allenfalls, die sind in der Schulbibliothek vorhanden und werden manchmal auch im Unterricht gelesen (Colberg, Quitzows), aber Hauptmann? — Nein. Gewiß, sehr vieles von Hauptmann ist nicht für die Schullektüre geeignet, kein vernünftiger Mensch verlangt dies, obwohl „Vor Sonnenaufgang" nicht freier ist als etwa Schillers Erstlingsdrama (cf. Erzählung vom Ueberfall auf das Kloster!). Und Schillers Räuber in die Schulbibliotheken aufzunehmen, zaudert man doch auch keinen Augenblick.

Aber lassen wir einmal alles Polemische beiseite und sehen zu, was Gerhart Hauptmann der Jugend in Sekunda und Prima zu geben hat, was von ihm nicht nur gelesen werden soll, sondern auch muß.

Zum allergrößten Teile stehen die Schüler des Gymnasiums heute dem klassischen Altertume, der ganzen antiken Kultur ferner als je. Kein Lehrer, auch der echteste und aufrichtigste Philhellene — wie viele gibt es? — vermag seinen Schülern die Schönheiten des Griechentums als geistiges bleibendes Eigentum zu vermitteln. Solange Homer und die Tragiker gelesen werden, um griechisch zu lernen, nicht um Kunst und Kultur „den Geist der Zeiten" in sich aufzunehmen, wird das Hellenentum den Schülern nicht nur nicht anziehen, sondern geradezu abstoßen. Man mache die Probe und wird wahrnehmen: Mehr denn drei Viertel aller Abiturienten atmen auf, von der griechischen Luft befreit zu sein, die ihnen durch Grammatik und Extemporale verpestet worden ist. Nur einzelne wenige Suchende und Strebende finden nach Jahren und auf Umwegen den Pfad zurück zur Antike mit all ihrer schlackenlosen, lichtumhauchten Schönheit. Und doch gibt es ein Werk, das den jungen Gymnasiasten auf scheinbar ganz merkwürdige Wege nach Griechenland führt: es ist ein durch und

Digitized by Google

durch persönliches Buch, das Bekenntnis eines modernen Dichters zum Hellenentum, ein klassisches Erlebnisbuch, mitten drin in der Gegenwart stehend, eine Reise in das heutige Griechenland, aber es werden ständig aus unserer Zeit heraus feine Fäden und Linien gezogen zurück in das klassische Altertum. Gerhart Hauptmann hat dieses Buch erlebt und uns geschenkt: Griechischer Frühling. Mit Liebe und Dankbarkeit sollte sich die Schule dieses Buches annehmen.

Uebertrieben wäre es zu fordern, daß das ganze, oft zu sehr von Reflexionen erfüllte Buch in der Schule gelesen werde. Aber in einer Schulausgabe von vielleicht einem halben oder dreiviertelhundert Seiten die hellen Kristalle der Erkenntnis und des Erlebens griechischer Schönheit aus diesem Werke zu sammeln, dazu wäre der Verleger sicher bereit, und der Dichter müßte doch freudig seine Zustimmung geben, wenn er damit den jungen Schülern ein Wegweiser sein kann, wie man heute in unseren Tagen hellenische Kunst und Kultur erleben kann und soll, also: wie man es erlebt, nicht wie man es zum Wiedervergessen lernt: mit der Seele, nicht mit dem Intellekt Homer und die bildende Kunst der Antike genießt.

Mehr soll für die Sekundaner nicht gefordert werden, als die Lektüre des griechischen Frühling. Kein Philologe und Pädagoge kann hiergegen eine Einwendung machen. Der Sekundaner lernt so den Prosaiker Hauptmann kennen. Für die Primaner und für die Mädchenschüler muß aber unbedingt die Bekanntschaft mit wenigstens einem dichterischen Werke Hauptmanns gefordert werden.

Die Schöpfungen Hauptmanns durchgehend, werden wir in allererster Linie den „Armen Heinrich" als Lektüre für den deutschen Unterricht fordern und am geeignetsten hierfür halten.

Wie werden die jungen Mädchen ihre Freude haben an dieser kleinen, so seltsamen Ottegebe, des Kätchens von Heilbronn jüngerer Schwester, die aber bei Hauptmann in eine gradlinigere Entwicklung hineingestellt ist, als das Kätchen bei Kleist. Nicht minder aber wird dies alte Sagenspiel auch die Primaner ansprechen.

Gerade weil es wie die „Iphigenie" vermöge seiner psychologisch fein durchgeführten Entwicklung der Charaktere, der Verinnerlichung der Handlung und der lyrischen Schönheit der Versprache als Lesedrama tiefer und nachhaltiger wirkt als auf der Bühne, sollte die Schule mit allen Händen darnach greifen und dem Dichter durch liebevolle Versenkung in sein Werk Dank dafür zollen, daß er uns in unserer Zeit in Nachschöpfung und Erneuerung einer alten Sage dieses Schauspiel geschenkt hat, das wie die Iphigenie erfüllt ist von einer „alles durchdringenden Herzlichkeit".

Natürlich müßten Dichter und Verleger auch hier eine billige Volksausgabe veranstalten. Anderthalb Mark, mehr sollten die Schüler für das Sagenspiel nicht zu zahlen brauchen. Der Verlust, den der Verleger hätte, würde vielfältige Entschädigung bringen in der hohen Mission, die ihm durch die Einführung Gerhart Hauptmanns in die Schule zugewiesen ist.

Freilich muß auch erwartet werden, daß die Schüler, die es nach weiteren Werken Hauptmanns verlangt, hierzu Gelegenheit in der Schülerbibliothek erhalten. „Die Weber", „Der Biberpelz", „Die versunkene Glocke" und „Michael Kramer" müßten in jeder Knabenschule, „Hanneles Himmelfahrt", „Die versunkene Glocke", „Die Jungfern vom Bischofsberg", „und Pippa tanzt" in jeder Mädchenschule in der Bibliothek den Schülern bzw. Schülerinnen zur Verfügung stehen. Und hier wie dort hat auch „Emanuel Quint" einen Platz zu beanspruchen.

Man gebe einmal zwei Primanern, dem einen die Bibel, dem andern den Emanuel Quint in die Hand und suche dann zu erforschen, was tiefere religiöse Stimmungen auslöst. Die Primaner von heute sind in der überwiegenden Mehrheit durchaus nicht mehr so bibelgläubig. „Emanuel Quint" vermag — nicht im dogmengläubigen — wohl aber im abstrakt-religiösen Sinne Unendliches zu sagen und zu geben. Ein Volksbuch sollte es werden

Digitized by Google

und wird es sicher auch einmal, kein religiöses Wissen gibt es uns, auch keine göttliche Gewißheit, aber viel mehr und tieferes: religiöses Gefühl und Ahnen, dunkle mystische Empfindungen, wie alle großen Werke der Kunst.

Und wo sind reinere Töne in der ganzen dramatischen Kunst des letzten Menschenalters erklungen als im „Michael Kramer", wo der alte Künstler in fast metaphysischer Religiosität spricht: „Hör'n Se, wenn einer die Frechheit hat, den Mann mit der Dornenkrone zu malen — hör'n Se, da braucht er ein Leben dazu. Hör'n Se, kein Leben in Saus und Braus: einsame Stunden, einsame Tage, einsame Jahre, seh'n Se mal an. Hör'n Se, da muß er mit sich allein sein, mit seinem Leiden und seinem Gott. Hör'n Se, da muß er sich täglich heiligen! Nichts Gemeines darf an ihm und in ihm sein. — Seh'n Se, da kommt dann der heil'ge Geist, wenn man so einsam ringt und wühlt. Da kann einem manchmal was zuteil werden. Da wölbt sich's, seh'n Se, da spürt man was. Da ruht man im Ewigen, hör'n Se mal an, und da hat man's vor sich in Ruhe und Schönheit. Da hat man's, ohne daß man's will. Da sieht man den Heiland! Da fühlt man ihn."

— — — — — — — — — —

Es ist wahrhaftig nicht viel verlangt: den griechischen Frühling in der Sekunda, den „Armen Heinrich" in der Prima, den übrigen Hauptwerken einen bescheidenen Platz in der Schülerbibliothek.

Aber auf dies Wenige hat der Dichter ein Recht, der der Jugend wie dem Alter gleichviel gegeben hat, der ein Eigener und ein Großer unseres Volkes ist.

Nicht nur aus Liebe zu unserer Schule, nicht nur, weil damit der bisher berechtigte Vorwurf der Rückständigkeit und Epigonenverehrung wenigstens teilweise widerlegt würde, nein auch aus allgemeinen Prinzipien, weil unsere Schule die Pflicht und Schuldigkeit hat, das Schöne und Wahre den Schülern zu vermitteln, von wo es auch kommt, nicht nur *sogar*, sondern vor allem und *gerade* von den Lebenden; weil Hauptmanns Schaffen so reich, so tief, so vielgestaltig ist; weil er in jeder und in einzelnen seiner Schöpfungen und Gestalten Liebe weckt, Sinn für das Echte und Unverfälschte; weil er das gibt und geben kann, was nicht zuletzt auch die Jugend nötig hat, in künstlerischer Beziehung: Erlebnis der Schönheit überall, auch in den Unzulänglichkeiten des Lebens; in außerkünstlerischer Beziehung als Denker und menschlicher Persönlichkeit: soziales Menschenbewußtsein, deshalb erheben wir mit aller Entschiedenheit die Forderung, und alle, die es gut meinen mit der deutschen Kunst und mit der deutschen Jugend, müssen sie unterstützen:

Gerhart Hauptmann in die Schule!

Drei Gedichte.

Von

Hanns von Gumppenberg.

Das Fenster.

Du leeres Fenster hoch am grauen Haus,
Du Lücke, die man einst dem Lichte ließ,
Dem Farbenstrom von draußen und von drinnen —
Wer alles lugte schon durch dich heraus,
Den dunkler Trieb ins Dämmerdasein stieß
Zu Lust und Leid, zum Sehnen und zum Sinnen?

Wie viele müden Alten mögen hier,
Im Sorgenstuhl beschaulich vorgerückt,
Ein letztes Weilchen noch gesonnt sich haben —
Wie manche schmucke Jungfer hat aus dir
Herabgelauscht beklommen und verzückt
Dem Liebeslockruf eines kecken Knaben!

Wie oft schon ließest du den Himmel ein
Zu einem Paare, das sich still und froh
Da drüben in sein Heiligtum geborgen!
Wo sind sie, alle deine Kinderlein,
Die dir im Arme grüßten mit Halloh
Den ersten Schnee, die goldnen Sommermorgen?

Digitized by Google

Sie alle, die du hier umfangen hast,
Sie schwanden fort nach kurzem Heimatswahn
Als Bilder, wechselnd in dem einen Rahmen;
Und immer neue ludest du zu Gast
Und schenktest allen deine Sonnenbahn,
Daraus sie Glück und Schuld und Schicksal nahmen!

Heut' bist du einsam und gedankenvoll —
Dem du zuletzt die bunte Welt gezeigt,
Den haben neulich sie herausgetragen;
Nur kahlen Wänden gibst du Licht. Wer soll
Nun in den Rahmen, der erwartend schweigt?
Doch sieh! vorm grauen Hause hält ein Wagen.

stammtisch der vorgeschrittenen

(nach stefan george)

die hölzer schwedens harren auf dem tische
beflimmert von dem blendeglanz der birnen
und säfte warten, schwül verführerische
zu röten feuchte längst erblaßte stirnen

die fahlen bärte formen sich bewußter
die augen tränen in verborgnen träumen
und durch das fenster zischelt der liguster
und heisern regens trübes gossenschäumen

wir schaun uns fragend in die leeren höhlen
und wissen nicht, was wir uns sagen sollen:
es netzt uns heilig mit gesparten ölen
ein weiheguß den wir nicht deuten wollen

Knödellied.

Diese wundervollen Knödel
Munden wie Ambrosia:
Doch entstehn sie wenig edel —
Weh, wenn man sie werden sah!

Gott sei Lob! uns bleibt verborgen
All' die schlimme Mantscherei —
Und noch minder macht uns Sorgen
Der perfekte Magenbrei.

Menschheit, willst du göttlich schmausen,
Sieh nur, was man sehen muß!
Vorn und hinten wohnt das Grausen,
In der Mitte der Genuß.*)

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Charreire vermutete nichts von dieser klatschhaften, ungesunden Feindseligkeit. Er war voller Ruhe erschienen, als Freund, der an seinen Freund glaubt, als Bürger, der nicht an der Gerechtigkeit zweifelt, und er hob seine Hand auf die einfachste Weise der Welt, ohne einen Augenblick daran zu denken, gegen den aufgestellten Brauch zu protestieren. Er schwur mit schwacher, aber klarer Stimme, die man bis in die Tiefen des Saales hörte, weil er gut artikulierte, und, nachdem er Lermantes voller Bewegung betrachtet hatte, die er auch gar nicht verbergen wollte, sprach er ohne Künstelei, wie es ihm das Herz diktierte:

„Man hat mich gebeten, über meinen Freund auszusagen, weil ich sein Leben genau kenne und durch jahrelange Erfahrung seinen Charakter beurteilen kann. Viele behaupten, daß wir die wahren Gedanken, die hinter der festen Wand der Stirn sich verstecken, nicht erraten können. Doch ich denke, daß ich den Mann zu beurteilen verstehe, den Sie jetzt richten sollen. Ich glaube in meinem Urteil nicht fehl gehen zu können, denn seit mehr als dreißig Jahren lese ich in ihm wie in einem offenen Buche. Ich habe ihm nie etwas verheimlicht, und ich bin überzeugt, daß auch er es nie tat. Darum zweifle ich nicht an ihm, und ich brauche hier nichts über ihn zu verschweigen."

Charreire sprach in einem Ton, der seinen Worten einen feierlichen Anstrich gab. Seine Stimme wurde nach und nach so deutlich, daß

*) Hanns von Gumppenberg, der rühmlichst bekannte Münchener Lyriker, gab soeben bei Georg Müller, München, unter dem Titel „Schauen und Sinnen" einen neuen Gedichtband heraus, von dessen hervorragenden künstlerischen Qualitäten diese drei Proben Zeugnis ablegen mögen.

Digitized by Google

man sie überall verstehen konnte. Die Erregung, die sie erzittern ließ, verlieh der Nacktheit seiner einfachen, von jeder Künstelei freien Sprache den Schimmer der Beredsamkeit. Sehr schnell bemerkte Rutor, daß der Inhalt von Charreires Worten mit dem übereinstimmte, was er seit dem ersten Tage in seiner Seele hatte erklingen hören. Der Mann, der sie aussprach, erweckte den Eindruck der Rechtlichkeit wie der Intelligenz. Er war im besten Sinne des Wortes Lermantes' Freund, ein erprobter, jahrelanger Freund; einer jener Freunde, die durch die Tatsache ihres Verkehrs und ihrer Anhänglichkeit die Bürgschaft für den Charakter des andern geben. —

„Sie erwarten nicht, meine Herren, daß ich Ihnen die Gründe meiner Freundschaft auseinandersetze. Es sind dieselben, die mich an seine Unschuld glauben lassen. Ich müßte Ihnen denn unserer beider Lebensgeschichte erzählen, und die Ereignisse ständen in keinem Zusammenhang mit dem Prozeß. Sie fragen mich nur, was ich auf Ehre und Gewissen von Lermantes denke. Nun, meine Herren, ich halte es für derartig unmöglich, daß er eine schlechte Tat begehen könnte, und nun gar ein Verbrechen, daß nur ein positiver Beweis meine Ueberzeugung zu erschüttern imstande wäre. Und ich habe die Gewißheit, daß ein solcher Beweis nicht erbracht werden kann, nicht existieren kann..."

Fast gegen seinen Willen murmelte Rutor:

„Das ist ein Plaidoyer." . . .

Er sah den Präsidenten an, der ihm mit einem Augenzwinkern antwortete: „Nein, nein, wir wollen ihn sprechen lassen."

„. . ., weil mein Freund nicht schuldig sein kann. Ich behaupte nicht, daß er fehlerlos ist: ich habe ihn manchmal getadelt, weil er sich von seiner Phantasie zu leicht fortreißen läßt und unbesonnen handelt -- alles Wesenszüge, die jetzt leicht ein Vorurteil gegen ihn erwecken könnten. Ich erkläre nur -- und ich glaube, daß dies das Wesentliche in meiner Aussage ist —, daß ich ihn stets rücksichtsvoll sah, stets bestrebt, niemand zu schaden. Sein Leichtsinn oder seine Fehler, die heute so besonders unterstrichen wurden, sind so gedeutet worden, daß es ihm nur an Gelegenheit, Zufall oder Anlaß zu einem Verbrechen mangelte. Meine Herren Geschworenen, Sie kennen das Leben genug, um den Unterschied beurteilen zu . . ."

Jetzt unterbrach ihn Herr Motiers de Fraisse in sehr höflichem Ton:

„Herr Charreire, Sie greifen ein wenig in die Rechte der Verteidigung ein."

„Ich beklage mich nicht," sagte Brévine.

„Verzeihen Sie, Herr Präsident! Das ist das erstemal, daß ich einer ähnlichen Prüfung gegenüberstehe. Es ist wohl auch nicht nötig, daß ich meinen Satz beende, damit er verstanden wird! Ich möchte nur noch ein Wort hinzufügen: seit dreißig Jahren, seit der Schulzeit, sind Lermantes und ich Freunde — und diese Freundschaft ist, von dieser Stunde unberührt, vertrauender, wärmer als jemals..."

Er schwieg, wendete sich um und streckte seinem Freunde die Hände entgegen. Der Präsident fragte den Staatsanwalt, ob er noch etwas fragen wollte. Aber dieser lehnte mit einer Geste ab, die sagen sollte: Wozu . . . das ist ein Freund, der einen Freund verteidigt.

Brévine fragte:

„Könnte der Zeuge, der sich eben mit so viel Vornehmheit aussprach, uns irgend etwas über die Beziehungen meines Mandanten zu Herrn d'Entraque sagen?"

„Nichts Besonderes."

„Hat seiner Kenntnis nach irgendein Mißverständnis zwischen beiden bestanden?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Ist der Zeuge über einen Dienst in Geldangelegenheiten unterrichtet, den Lermantes Herrn d'Entraque leistete?"

„Nein, Herr Rechtsanwalt."

„Also gab es doch Dinge, über die Lermantes nicht mit Herrn Charreire sprach, so vertraut sie auch miteinander waren?" warf Herr Rutor ein.

Unabsichtlich war ihm die Bemerkung entfahren, sie tat ihm leid. Charreire entgegnete mit seiner ganzen Kraft:

„O, Herr Staatsanwalt, es handelt sich um einen geleisteten Dienst. Ich vermute nicht, daß mein Freund mir alle seine guten und schönen Taten erzählt hat. Wäre ich in die Lage gekommen, jemandem einen Gefallen zu tun, hätte ich auch nicht das Bedürfnis empfunden, mich damit zu brüsten. Es erscheint mir ganz natürlich, daß man so etwas mit sich allein abmacht."

Rutor runzelte die Stirn. Charreire ging auf seinen Platz zurück.

Die beiden letzten Zeugen, Baron Châtel und Herr Lavaux, gehörten den Kreisen Lermantes und d'Entraques an. Der erstere war Abgeordneter einer nördlichen Provinz gewesen, der andere Regierungsrat in einer westlichen. Beide waren vollständig einig. Rutor versuchte ihnen zu sagen, daß ihr Gedächtnis sie täuschen könne. Sie aber schlugen vor, mehrere

Digitized by Google

Personen kommen zu lassen, denen sie an demselben Tage d'Entraques Erzählung wiederholt hätten. Brévine beantragte, diese Zeugen noch sofort zu laden, wenn d'Entraque mit den beiden Herren nicht einig wäre.

Aber als dieser vorgerufen wurde, hütete er sich, ihnen zu widersprechen; er betonte wieder, daß er sich der Einzelheiten, die ihn nicht sofort frappierten, nach und nach erinnert hätte. Er fügte hinzu:

„Wie die anderen Jäger traute auch ich Lermantes zuerst nicht die mindeste verbrecherische Absicht zu. Darum haben mich die einzelnen Tatsachen erst später stutzig gemacht, als die Ereignisse einen anderen Sinn annahmen."

Die Auseinandersetzung wurde sehr lebhaft.

„Herr d'Entraque, haben Sie gesagt," fragte Brévine, „Lermantes habe leichtsinnig darauf losgeschossen?"

„Ich kann mich dieser Worte nicht mehr entsinnen."

„Herr Lavaux erinnert sich aber. Also, Sie bestreiten seine Aussage?"

„Keineswegs. Ich sage, daß ich mich nicht erinnere, diese Worte geäußert zu haben. Nichts weiter. Aber es ist möglich, daß ich sie sagte."

„Wie vorsichtig Sie sind! Sie würden allen Ihren hier gemachten Erklärungen widersprechen."

„Das glaube ich nicht. Was ich für Leichtsinn hielt, war Berechnung. Ich habe mich eben geirrt. Dann ist alles so schnell geschehen. Ich war erregt, erschüttert. Ich wiederhole noch einmal: erst nach und nach sind mir alle Einzelheiten eingefallen."

„Ich werde mir dieses Geständnis merken: Ihre erste Erzählung war spontan, die zweite ist gekünstelt, berechnet. In jedem Fall widersprechen Sie sich vollständig."

„Ich habe erklärt, wodurch dieser Widerspruch entstanden ist."

Die Stimme klang etwas erregt, aber er verlor seine Sicherheit nicht. Brévine fühlte, daß er log. Aber diese Lüge war wie ein Gespenst, das er allein sah. Wie konnte er sie greifen, sie vor aller Augen zeigen, durch welche Fragen sie zwingen, laut zu werden?

Er mäßigte seinen Angriff.

„Es tut mir leid, Herrn d'Entraque ärgern zu müssen, aber ich muß auf eine Frage zurückkommen, die ich schon stellte. In welcher Weise er auch antwortet, das Widersprechende seiner Bemerkungen, das er die Geschicklichkeit hatte, nicht zu leugnen, zeigt die Wichtigkeit dieser Frage nur noch deutlicher. Zwischen dem Bericht, den er sofort den Herren Châtel und Lavaux gab, und den er dann beim Untersuchungsrichter wiederholte, um dann später eine ganz andere Aussage zu machen, und der Erklärung, die er heute vor dem Gerichtshof aufrecht erhält, ist ein solcher Unterschied, daß die von ihm vorgetragenen Gründe hierfür mir zu einer Rechtfertigung nicht genügend erscheinen. Deshalb frage ich ihn noch einmal, ob in der Zeit zwischen diesen beiden verschiedenen Berichten irgendein Zwischenfall sich ereignete, der ihn veranlaßte, die Beziehungen zu meinem Mandanten zu ändern?"

D'Entraque machte eine ungeduldige Bewegung:

„Hm, Herr Rechtsanwalt, ich habe Ihnen doch schon geantwortet. Uebrigens, was soll mir dieser Mann denn da getan haben? Er war doch schon im Gefängnis."

„Pardon, das ist erst auf Ihre zweite Aussage hin geschehen."

„Ich will nicht hundertmal dasselbe wiederholen. Was ich sagte, ist ein für allemal gültig."

„Das glaubt man aber nicht, wenn man die Herren Châtel und Lavaux gehört hat."

Herr Motiers de Fraisse mischte sich jetzt in das Gespräch:

„Es scheint mir, diese Frage könnte der Angeklagte ebensogut beantworten, wie Herr d'Entraque. Dann soll er es sagen, wenn irgend etwas geschehen ist. Uns wäre es sehr erwünscht, diesen Punkt klargestellt zu sehen, da er der Verteidigung zweifelhaft erscheint."

„Ich habe nichts zu sagen," erklärte Lermantes.

Herr d'Entraque lächelte.

„Sie sehen also, Herr Rechtsanwalt."

Die Zeugenliste war beendigt. Aber da der Nachmittag für das Plaidoyer des Staatsanwaltes schon zu weit vorgeschritten war, schloß der Präsident die Sitzung.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Friedrich Freksa, „Phosphor" (Georg Müller, München).

Der Roman Friedrich Freksas befriedigt nicht ganz. Er leidet an einer Zwiespältigkeit zwischen Inhalt und Form, zwischen Idee und Stil. Es handelt sich in dem Buche um einen sonderbaren, grotesken Gedanken. Der Dr. Phosphor, ein gedankenloser, phlegmatischer Spießbürger fällt eines Tages auf den Kopf und wird — (nicht noch gedankenloser und phlegmatischer, wie man meinen sollte), sondern

Digitized by Google

gescheit. Er steht plötzlich über dem Milieu, in dem er drei Jahrzehnte lebte, beginnt die Dinge mit eigenen Augen zu betrachten und kommt dadurch zu allerhand gesellschaftlichen, menschlichen und ethischen Verwicklungen, von denen er erst wieder freikommt, nachdem er noch einmal — auf den Kopf gefallen ist. — Diese groteske Geschichte erfordert eine groteske Behandlung. Hier hätte ich Geist vom Geist Daudets spüren mögen. Und die lustige Grimasse Jean Pauls. Friedrich Freksa erfüllt diesen Wunsch leider nicht. Er beschwört die Manen des genialen Schullehrersohnes zwar in jedem Kapitel herauf: zahlreiche kleine Abschweifungen von der Handlung, allgemeine Betrachtungen u. a. erinnern an die „Zettelkästen" des Romantikers — die letzten und tiefsten Reize seines Vorbildes bleibt uns dieser „neue Jean Paul" leider schuldig. Der Verlag scheint sich von dem neuen Freksa sehr viel versprochen zu haben. Er hat den Roman mit der erdenklichsten Sorgfalt ausgestattet und von Emil Praetorius jedem der vierundzwanzig Kapitel einen Bilderbogen voranstellen lassen. Diese gezeichneten Inhaltsrevuen treffen die grotesken Akzente der Geschehnisse vorzüglich und sprechen eine eindringlichere Sprache als die Worte des Dichters.

Richard Rieß.

Bei Erich Leonhardi, Dresden-Blasewitz, Leipzig, sind rasch nacheinander von Clarissa Lohde zwei Romane veröffentlicht worden: „Wanderer in höheren Welten" und „Wenn die Wege sich scheiden". — Die Verfasserin ist in unserem Blatte kürzlich erst als feinsinnige Bearbeiterin und Herausgeberin der Lebenserinnerungen ihres vor wenigen Jahren verstorbenen Bruders, des berühmten Klinikers an der Berliner Universität Ernst von Leyden, gewürdigt worden. Clarissa Lohde-Boetticher hat bereits eine Reihe von Romanen, zum Teil historischen Inhalts, herausgegeben, von denen die bekanntesten, die beiden Romane: „Auf dem Throne" und „Einsam im Purpur" sind, die das tragische Geschick des unglücklichen Königs Ludwig II. von Bayern zum Gegenstand haben, auch in mehrere fremde Sprachen, zuletzt im Herbst 1912 ins Englische übersetzt worden sind. Fast eben solcher Beliebtheit erfreut sich ihr Roman „Auf klassischem Boden", der in billiger Neuausgabe in der von Dr. Reimann herausgegebenen „Deutschen Bücherei" erschienen ist. — Sie verweilte selbst mit ihrem verstorbenen Gatten, Professor Karl Böttticher, dem Verfasser des berühmten Werkes: „Die Tektonik der Hellenen" längere Zeit in Athen, und hat dort das griechische Leben gründlich kennen gelernt. — Die beiden vorliegenden Romane behandeln Probleme aus dem modernen Leben. Auch ihnen kann man wie all ihren Büchern den Vorzug zugestehen, daß sie im höheren bildlichen wie im buchstäblichen Sinne nur selbst Geschautes, Erlebtes und Empfundenes bringen und deshalb durchaus lebenswahr wirken. — Die „Wanderer in höheren Welten" in ihrem Romane gehören zu denen, die sich in die Erforschung jener Geheimnisse vertiefen, deren es nach Hamlets Ausspruch mehr im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. — Daß sie dadurch stets ein wenig zwischen Himmel und Erde schweben, liegt in der Natur der Sache. — Die Verfasserin ist indessen weit davon entfernt, den Mystizismus, den sie darstellt, zu verherrlichen. Das Buch führt uns in jene Theosophenkreise, die in Berlin wie in vielen anderen Großstädten des In- und Auslandes augenblicklich eine Rolle spielen. — Daß die Verfasserin diese Kreise aus eigener Anschauung schildert, ist sichtlich erkennbar. — Auch der zweite Roman: „Wenn die Wege sich scheiden" behandelt ein modernes Problem und weist in Komposition und Gestaltung dieselben Vorzüge auf, so daß er als eine unterhaltende und doch gehaltvolle Lektüre aufs wärmste, wie alle Werke der bekannten Verfasserin, empfohlen werden kann.

F. Erhardt.

Was den meisten Menschen fehlt, ist das Wissen über den Bau und die Funktion ihres eigenen Körpers. Aus diesem Mangel entstehen Verluste an Geld und Gesundheit. Wer mit seinem Organismus vertraut ist, kann zur rechten Zeit vorbeugen, sein Leben verlängern, sein Vermögen bewahren.

Die beste Zeitschrift, die in Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Frage, in Wort und Bild, lehrreich und allgemein verständlich Medizin und Naturwissenschaft den weitesten Kreisen zugänglich zu machen versucht, ist zweifellos der in München erscheinende „Hygg", Monatsschrift für populäre Wissenschaft und populäre Medizin. Alle Probleme aus Medizin und Naturwissenschaft, über die orientiert zu sein Pflicht des Individuums ist, werden hier jedem verständlich behandelt. Sie muß das Hausorgan des naturwissenschaftlich denkenden und Anspruch auf volle Bildung machenden Menschen werden, besonders wo ihre Billigkeit (sie kostet nur 1,25 M. vierteljährlich) und ihre außerordentliche Reichhaltigkeit geradezu zwingen, wenigstens ein kostenloses Probeabonnement zu versuchen; sie wird vom Verlag „Volksmedizin", München, Güllstraße, gerne gratis und franko an jeden Interessenten geschickt.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 11 Berlin, den 15. März 1913. 42. Jahrgang Band 83.

Rüstungsfieber.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Ueber Kultur-Europa ist ein Rüstungskoller gekommen, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt.

Man sieht keinen Grund hierfür, denn noch nie hat sich das Friedensbedürfnis der Mächte so als allen Schwierigkeiten trotzende Realität gezeigt, wie in den letzten Monden des ständig dräuenden Weltkrieges. Noch nie hat man in Paris, London, Berlin, ja selbst in Petersburg und in Wien allen chauvinistischen Kriegshetzern zum Trotz soviel weises Verständnis für das Gut des Friedens gezeigt. Müßig zu fragen, ob es wirklich gesteigertes Kulturempfinden ist, was die am Balkan interessierten Großmächte schließlich dazu bestimmte, sich lieber gegenseitige Konzessionen zu machen, als auf des Schwertes Entscheidung zu bestehen. . . Tatsache ist, daß das internationale Friedensbedürfnis sich noch nie so als stärkste Schutzwehr gegen den internationalen Chauvinismus bewährt hat. Und der Effekt? Nicht ein natürliches Anwachsen des gegenseitigen Vertrauens, sondern steigendes Mißtrauen, wohin man sieht. „Der Nachbar hat, anstatt einfach vom Leder zu ziehen, sich mit uns in friedliche Verhandlungen eingelassen. Meine Herren Abgeordneten! Ich glaube, dadurch ist wohl jedem Patrioten der Beweis erbracht, daß wir gegen diesen perfiden Nachbarn nunmehr bis an die Zähne rüsten müssen.“ In dem Augenblick, da es zur beruhigenden Gewißheit wird, daß selbst die Aufteilung der Türkei den prophezeiten Weltkrieg nicht bringt, gellt durch ganz Europa der Schrei nach neuem und immer fürchterlicherem Kriegsmaterial. So grotesk gehts heute zwischen den Völkern zu.

Soll man als überzeugter Pazifizist gegen das geforderte Milliardenopfer an neuen Kriegssteuern in deutschen Landen protestieren? Nein. Man sieht, daß es sich bei dem allgemeinen Rüstungsfieber, das jetzt Europa mit neuer Heftigkeit ergriffen, um eine internationale Krankheitserscheinung handelt. Um eine Krankheitserscheinung, der gegenüber es nur eine Möglichkeit gibt, sich ihr mit ganzer Inbrunst hinzugeben. In einer Welt, die so voll Waffen starrt, läßt sich das Rüstungsproblem vom Standpunkt des Pazifismus nicht anfassen. Aber es ist ein Irrtum, hieraus auf einen Bankrott des pazifistischen Gedankens zu schließen. Nur befinden wir uns in einer krankhaften Durchgangsstation, die bis zur Erschöpfung ausgekostet sein will.

Die letzten Monde haben es der Welt bewiesen, daß es nicht leere Phrasen sind, wenn dieselben Regierungen, die jetzt von den Völkern neue unerhörte Kriegsopfer fordern, immer wieder von der ständig wachsenden internationalen Wertschätzung des Friedens reden. Aber die Friedensinstrumente unserer Zeit heißen Maschinengewehre, Kanonen und verderbenspeiende Luftschiffe.

Eine spätere Zeit wird vielleicht einen Völkerfrieden kennen, der unter Verzicht auf ständig drohende Kanonenschlünde in erster Linie von der Liebe zum Frieden lebt. Der Völkerfriede unserer Zeit, der gegen früher schon den großen Vorzug hat, leichtsinnig vom Zaune gebrochene Kriege fast nicht mehr zu kennen, hat vorläufig nur eine Lebensquelle: Die Angst vor dem Kriege! Je mordbringender, je fürchterlicher die „Friedensinstrumente“ des Nachbarn, je friedliebender der Nachbar. Daher in Gottes Namen her mit der neuen Milliardenabgabe für Deutschland! Es ist die weiseste Kriegssteuer, die unser Land je gesehen,

Digitized by Google

denn sie schützt die Mühseligen und Beladenen und hält sich an das Portmonnaie der Begüterten, die ihren Reichtum dem Frieden verdanken und es dem Volksganzen schon lange schuldeten, den Unfug der indirekten Steuern durch einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit wenigstens zum Teil wieder gut zu machen.

Was ist moderne Musik?

Von

Paul Zschorlich.

(Schluß.)

Der Einwand ist berechtigt. Und doch: man denke sich einmal ein hochmusikalisches Volk, dessen Musikinstrumente ganz primitiv sind, also meinetwegen irgendeinen Stamm in Zentral-Afrika. Was bedeutet die stärkste Veranlagung, wenn sie nicht ausgebildet wird und wenn sie nicht gepflegt werden kann? Was nutzt die musikalische Psyche, wenn sie nicht zum Erklingen gebracht wird? Es ist wie mit dem Acker, der fruchtbar wäre, wenn er rationell bewirtschaftet würde, der aber nichts hergibt, wenn der Mensch ihm nicht mit technischen Kunstgriffen zu Hilfe kommt, und sei's auch nur mit einem Spaten. Musik beginnt erst zu sein, wenn sie erklingt. Der Weg aber vom ersten Klang der ersten Trompete oder der ersten Laute bis zu den raffinierten Klangkombinationen der Gegenwart ist mit technischen Errungenschaften gepflastert. Es könnte einer eine Kulturgeschichte des Klanges schreiben.

Ganz und gar läßt sich also das Technische nicht ausschalten. Unter keinen Umständen. Trotzdem ist die musikalische Erfindung natürlich eine eminent persönliche Kunst. Sie kann nicht an die Instrumente gebunden sein, sie liegt beim Komponisten allein. „Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus", entschied Schiller und lange vor ihm frohlockte Spinoza: „Musik ist die Seele des Alls, Musik ist unsere Seele."

Es klingt uns ganz erstaunlich, daß ein Spinoza bereits von den seelischen Werten der Musik spricht, während wir heute diejenige Musik, die Empfindungsausdruck sein will, erst von Wagner ab datieren. Auch hier also eine Wandlung in der Auffassung! Es hat Zeitgenossen von Haydn gegeben, die in der „Schöpfung" schon den Gipfel des musikalischen Ausdrucks erreicht wähnten. Und heute können wir uns nicht genug wundern über die Anspruchslosigkeit dieser Leute.

Man darf sich da nicht täuschen lassen. Seelischen Ausdruck hat man in früherer Zeit eigentlich nur von der Kirchenmusik verlangt. Wenn Luther, der Musik nach der Theologie „den nächsten locum und die höchste Ehre" gibt, so ist schon aus dieser sonderbaren Zusammenstellung ersichtlich, unter welchem Gesichtspunkt er die Tonkunst betrachtet. Der heilige Thomas von Aquin, der noch weit orthodoxer war als Luther, wollte eine andere als die kirchliche Musik überhaupt nicht gelten lassen und meinte allen Ernstes, mittels Instrumenten Musik zu machen, sei eines echten Christenmenschen unwürdig. Noch zu Beethovens Zeit war die weltliche Musik eine angenehme Unterhaltung und nichts weiter. Erst Beethoven vertiefte und veredelte durch seine Symphonien und seine Kammermusik die landläufige Auffassung. Haydn konnte noch 125 Symphonien schreiben, Mozart noch 49, Beethoven nur 9. So gewaltig hatte sich das Wesen und der Inhalt einer Symphonie geändert. Als Berlioz einmal gelegentlich der Aufführung eines Quartetts von Beethoven die alte Phrase zu hören bekam, die Musik habe nur den Zweck zu unterhalten und zu amüsieren, da erklärte er erregt: „Meinen Sie vielleicht, mein Herr, ich höre diese Musik zu meinem Vergnügen? Sie versetzt mich in Fieber, sie erschüttert meine Nerven!" Dieser selbe Berlioz aber stand der Tonsprache Wagners so hilflos gegenüber, daß er seine Musik „Vitriol und Arsenik" nannte. So gewaltig sind die Wandlungen des musikalischen Schönheitsideals selbst in verhältnismäßig kurzer Zeit gewesen!

Musik als Ausdruck ist ein modernes Postulat. Heute ist alle weltliche Musik dahin gekommen, den seelischen Ausdruck über alles zu stellen. Sie will Sprache der Emp-

Digitized by Google

findungen in allererster Linie sein. Richard Wagner ist der bewußteste Apostel des musikalischen Ausdrucks. Und das ganze weite Gebiet der Programm-Musik ist undenkbar ohne diese künstlerische Tendenz. Der musikalische Ausdruck liegt heute auch nicht mehr in der Melodie und im Rhythmus allein. Er ist ganz wesentlich an die Harmonie gebunden. Wie reich und frei ist aber die Harmonik seit den Tagen Mozarts geworden! Welche Fülle neuer und ungeahnter Kombinationen finden wir allein bei Wagner! Es gibt eine Wissenschaft von den Akkorden, und es gab eine Zeit, in der man diese Wissenschaft sehr ernst nahm. Was ist heute aus den harmonischen Gesetzen geworden, denen ein Mozart noch ergeben war? Was gestern noch ästhetisch unmöglich schien, wird heute unter dem Druck der musikalischen Praxis zum Gesetz erhoben. Brahms kannte nichts Schrecklicheres als die reine Quintenführung, und alle Tonsetzer vor Brahms hüteten sich vor ihr wie vor einem Verbrechen. Und was tut Puccini? Er läßt im Vorspiel zum zweiten Akt seiner „Bohème" einen wahren Quintenhagel los, indem er 46 Quinten hintereinander im Fortissimo der Trompeten blasen läßt. Und diese musikalische Verhöhnung *klingt*! Weiß Gott, sie klingt.

Es darf als ausgemacht gelten, daß Mozart sich vor den Harmonien der nachwagnerschen Musik bekreuzigt haben würde. Wagner selber war ja Jahre lang verschrien wegen seiner kühnen und ungewohnten Harmonien, in die sich die Menschen nicht hineinhören konnten. Unser Ohr ist einfach anders geworden. Es nimmt heute Tonwerte auf, die es früher am liebsten in die Rubrik der Geräusche verwiesen hätte. Es hat sich infolge der stetigen Bereicherung und Verfeinerung der Harmonik selber verwandelt und verfeinert. Und heute stutzt es nur vor den neuesten harmonischen Errungenschaften eines Richard Strauß, Max Reger und Claude Debussy. Es ist gar nicht abgesehen, wohin wir in der harmonischen Nuancierung noch gelangen werden. Jedenfalls aber stehen wir heute in diesem Prozeß der Harmonieentwicklung mitten drin und es ist keineswegs ein müßiger Scherz, sondern eine ernste, zukunftreiche Frage, ob wir nicht eines Tages die Fähigkeit erlangen werden, Drittel- oder Vierteltöne aufzufassen. Die Fähigkeit, immer mehr und immer kompliziertere Harmonien zu bilden, ist in den Komponisten jedenfalls erst nach und nach erstarkt, ebenso wie die Fähigkeit, solche stetig verfeinerten Harmonien aufzunehmen, sich bei den musikalischen Menschen erst im Laufe der Zeit entwickelt hat. Es gibt keinen Tonsetzer in früherer Zeit, der überhaupt das *harmonische Bewußtsein* hätte haben können, das heute, vor allem durch Wagners mächtigen Einfluß, in uns lebendig geworden ist.

Es versteht sich, daß sich auch die *Melodie* als solche im Laufe der Zeit geändert hat. Wie frei und individuell erscheint sie bei Wagner! Wie ist sie aller Verzierungen und aller Schnörkel entkleidet, die ihr noch zu Mozarts Zeiten anhaften! Man vergleiche eine Mozartsche Melodie mit einer Griegschen oder Brahmschen! Auch hier spielt übrigens die Harmonie wieder herein. Wir haben heute Melodien, die ohne die dazu gehörige harmonische Füllung und Charakterisierung einfach nichtssagend und sinnlos werden würden. Es gibt viele Lieder von Grieg und Brahm, die, rein melodisch betrachtet, gar keinen Sinn ergeben.

Das Wort „modern" kann niemals ein Werturteil bedeuten, sondern lediglich ein Zeiturteil. Es erscheint letzten Endes doch untrennbar von der *Mode*. Man könnte modern diejenige Mode nennen, die sich entweder allgemeiner Billigung oder zumindest der nachdrücklichen Bejahung einer fortschrittlichen Gruppe schaffender Künstler erfreut. Eine Mode kann spurlos vergehen, sie besitzt keine historische Werbekraft. Die Moderne hingegen kann *nie* vergehen, denn in irgend einer Richtung befruchtet sie die unmittelbar folgende Zukunft. Im Gegensatz zur Mode hat sie in der historischen Entwicklung ein Wort mitzureden.

Eine Moderne gibt es immer. Palestrina, Bach, Mozart, Berlioz, Wagner: sie alle waren einmal die Modernen. Heute sind es andere. Und alle haben in irgendeinem Sinne die Nachschaffenden befruchtet. Heute gelten

Digitized by Google

Richard Strauß, Max Reger und allenfalls Hans Pfitzner als „modern". Bei den Franzosen d'Indy, Dupont, Dukas, Debussy. Bei den Italienern Puccini. Bei den Russen Rimsky-Korsakow und Schterbatscheff. Bei den Norwegern Sinding. Ihnen allen ist eine freie Harmonik gemeinsam. Sie alle sind Meister des Orchesters. Und schon darin unterscheiden sie sich ganz wesentlich von den Tonsetzern früherer Zeiten. Denn beides, Harmonik und Orchester, sind selbst wieder moderne Errungenschaften.

Der kühnste und entschiedenste unter den deutschen Neuerern ist zweifellos Richard Strauß. Seine letzten Werke, insbesondere die „Salome" und die „Elektra", klangen derart, daß sich die Leute am liebsten bekreuzigten. Aber Strauß ist heute Mode. Er kann schreiben, was immer er will: alles wird akzeptiert. Es gehört einfach zum guten Ton, seine letzten Opern gesehen zu haben und sie zu loben. Ich kenne Menschen, musikalische Menschen, die mir unter vier Augen versichert haben, sie wüßten nicht, was sie mit dieser Musik anfangen sollten, und sie seien wie vor den Kopf geschlagen. Aber in Gesellschaft haben sie dann alles wundervoll und großartig gefunden.

Kürzlich habe ich einmal wieder Debussys Oper „Pellias und Melisande" gehört. Etwas „Moderneres" läßt sich nicht gut denken. Mit den landläufigen Begriffen von Melodie und Harmonik ist da ja überhaupt nicht mehr durchzukommen. Debussy gehört zu denen, die jedem ehrlichen Dreiklang in weitem Bogen aus dem Wege gehen. Er hat da eine Oper in violett geschrieben, eine Oper ohne Baß. Als ich sie hörte, dachte ich an die gelbe Gefahr. Denn so müssen wohl die Chinesen musizieren! Das Publikum saß hilflos da. Obwohl die Darstellung recht gut war, gab es kaum einigen Beifall nach den einzelnen Akten. So dumm kam jedem die Sache, so dumm kam sich jeder bei dieser Sache vor. Und doch: Debussy hat einen Namen, ihn muß man hören, er ist wer. So funktioniert die Mode. Und so bereitet die Mode Geschichte vor. Denn eines Tages nimmt das ungläubige Ohr auch diese Töne auf. Dann ändert sich das Werturteil. Denn die Empfindungen und die Fähigkeiten zu empfinden haben sich geändert.

Der Lebende hat Recht. Auch in der Kunst. Wer unsere Sprache spricht, wer unseren Empfindungen Ausdruck verleiht, wer aus unserm Kulturmilieu heraus schafft und schürft, wer uns als wahlverwandt erscheint, wie sollte uns der nicht am nächsten stehen? Alles Werturteil ist relativ und was wir „klassisch" heißen, wahrlich: es ist nicht immer lebende Kunst. Der Begriff des Klassischen ist ein Schulbegriff. Den Begriff der Moderne möchte ich einen Notbegriff nennen. Keiner von uns könnte ihn richtig definieren, denn während man ihn untersucht, zerrinnt er einem unter den Händen. Er läßt sich erfühlen, aber schwer beschreiben. Noch eher: umschreiben. Es hieße Grillen fangen, wollte man sich um eine gründliche und erschöpfende wissenschaftliche Definition bemühen. Und außerdem: je wissenschaftlicher diese Definition sein würde, um so mehr müßte sie sich am künstlerischen Geist versündigen.

Die moderne Musik, das ist die Musi kder Lebendigen. Was sie taugt, das entscheiden nicht wir, sondern die, die nach uns kommen. Unser Urteil ist der Korrektur unterworfen. Nicht aber unsere Begeisterung. Und wo es sich um moderne Probleme handelt, da geht es ohne Begeisterung nicht ab. Aus dem Subjektiven kommen wir nie heraus. Nie. Byron hat ganz recht: unsere Ideale hüten sich wie die Schlangen. Nur darf man in Gesellschaft nicht zu laut von Schlangen reden. Denn sonst graulen sich unsere Damen.

Die Komposition auf ostasiatischen Bildern.

Von

Hugo Marcus.

Wer chinesische und japanische Bilder betrachtet, dem muß auffallen, wie sehr auf vielen die Zickzacklinie (Schlangenlinie, Wellenlinie) dominiert. Sowohl der einzelne Figurenteil, der Zweig zum

Digitized by Google

Beispiel, wie die Gesamtfigur, die Wolke, der Vogel, die Menschengestalt, wird im Zickzack geführt. Man denke nur an jene Frauengestalten, bei denen Kopf und Hals diagonal von rechts oben nach links unten weisen, während der Rumpf links ansetzt und nach rechts herüberführt; der Unterkörper leitet dann wieder von rechts nach links fort, und die Schleppe ist mit Bedacht so gewendet, daß sie den Zug links aufnimmt und nach rechts herüber zum Abschluß bringt. Wo aber selbst ein solcher Reichtum im Wechsel der Ausladungen nicht angestrebt wird, da ist doch wenigstens der Kopf der Gestalt nach rechts, die Schleppe dagegen nach links gedreht, und so ein eigentümliches Gleichgewicht bei erhöhter Mannigfaltigkeit der Ausrichtungen hervorgebracht. Allein nicht nur die Einzelgestalt, sondern auch der Umriß ganzer Figurengruppen wird von den Ostasiaten mit besonderer Vorliebe im Zickzack angeordnet. Bald rundet dieser Zickzack sich schlangenhaft und bauchig, bald windet er sich kantig; oder es wechseln bauchige und kantige Bruchstücke, und Kanten werden durch Rundungen, Rundungen durch Kanten verbunden. Immer aber bestimmt die Zickzacklinie den Anblick sowohl in den kleinsten wie in den größten Partien. Und die Zickzacklinie ist es nun auch, die sich häufig zum ausgesprochenen Kompositionsschema der chinesisch-japanischen Kunst substanziert. Im Blumenstück beispielsweise steigt Blüte rechts und Blüte links wechselnd auf immer höher werdenden schlanken Stengeln empor; in der Landschaft schieben sich Wasserzunge und Landzunge so ineinander, daß aus dem wechselnden Uebergewicht ein höheres Gleichgewicht herausspringt. Die Zickzacklinie gibt der Raumverteilung und Flächenfüllung der Bilder nämlich eine geheime innere Symmetrie; und für diese kompositorische Aufgabe bringt sie eine gute Eignung mit. Denn jede Zickzacklinie setzt sich zusammen aus lauter kontrapostal gegeneinander gewendeten Winkeln bzw. Kurven. Einem Winkel rechts unten entspricht beispielsweise bei zickzackiger Anordnung ein Gegenwinkel links oben und diesem wieder ein Gegenwinkel rechts darüber u. s. f. Mithin hat jeder Winkel rechts zwei Winkel links zu Kontraponenten, einen unter sich und einen über sich; jeder Winkel links aber steht in analoger Weise mit zwei Winkeln rechts in Kontrapost. Nun ist die Kontrapostierung bekanntlich auch in der europäischen Kunst zugleich mit deren Verbeweglichung immer wichtiger geworden. Und viele der beweglichsten Figuren unserer Kunst nähern sich deshalb auch ihrerseits der Zickzack- oder Schlangenlinie. So gewisse Nackfiguren der Renaissance, besonders aber gotische und dann wieder spät-barocke und rokokkohafte Frauengewandgestalten. Es gibt alte germanische Miniaturen, die die Zickzacklinie allenthalben zeigen. Und der demütig geneigte Kopf, der herausgearbeitete Schoß gotischer und quattrozentrischer Frauen hat vielleicht eine letzte Quelle mit dem ostasiatischen Zickzack gemeinsam, eine Quelle, die in Persien und Byzanz zu suchen sein dürfte. Botticelli bildet die Ecken des Zickzacks mehr ins Rundlich-Schlängelnde um; und ganz demselben Wandel begegnen wir unabhängig davon auch in Ostasien. Reiche, violinschlüsselartige Verschlingungen, wie sie Botticelli an Haar und Faltenwurf bietet, weisen auch die japanischen Holzschnitte auf, und zwar an ganz denselben Gegenständen. Im Zeitalter des Rokoko aber bringt ja die ostasiatische Kunst zum ersten Male nach Europa herüber, und so erklärt sich das Chinesische, das manche Mädchenköpfe des Rokoko, das Rokokohafte, das so viele japanische Figuren für uns haben, vielleicht aus dem Einfluß, den der Osten auf unsere Rokokokunst mit ihrem verwandten Geschmack (Zopf!) übte*).

So oft die Zickzacklinie aber auch in Europa an allerlei Details vorkommt: kaum je finden wir sie als Kompositionsschema ganzer Bilder,

*) Ungeheuer reich sind bei aller Verschiedenheit die Uebereinstimmungen zwischen ostasiatischer und europäischer Kunst. Viele altchinesische Frauengestalten haben Kopf und Haltung einer griechischen Venus. Das japanische Kunsthandwerk hat so gut aus tausend Details zusammengesetzte, löcherig durchgearbeitete Gegenstände wie die detailtrunkene Gotik. Man könnte in Ostasien sehr wohl nach Analogie der

Digitized by Google

es sei denn hie und da einmal bei kulissenhaften Landschaften. Anders in Ostasien. Und zwar sind es in der ostasiatischen Kunst vor allem die Winkel der Zickzacklinie, in die sämtliche Gruppen einer Darstellung einkomponiert erscheinen. Die strenge Gebundenheit vollständiger Symmetrie, der wir in der europäischen Frühkunst so oft begegnen, ist damit verlassen, und an ihre Stelle tritt eine kompliziertere Regel, die, wie jede solche, zugleich mehr Regel, aber auch mehr Freiheit bedeutet. Gegenüber den betonten Winkeln der Zickzacklinie tritt dagegen der Verlauf der Linienführung selbst manchmal auffallend zurück. Beispielsweise sehen wir eine Uferblume rechts unten, einen Fisch links oben, eine erste Klippe wieder rechts, aber noch weiter empor und eine zweite Klippe wieder links und am allerhöchsten; der Wasserfall jedoch, der alle diese Punkte in den Gegenwinkeln als Schlangenlinie verbindet, ist vielleicht nur hingehaucht und angedeutet und bildet den vergleichsweise indifferentesten Gegenstand der Darstellung. Die ostasiatische Kunst liebt es ja überhaupt, die Erscheinungen um ein möglichst unsichtbares Zentrum balancieren zu lassen; auch das befreit sie vom Schein einer Regel, ohne doch die Regel selbst preiszugeben. Solch ein heller, ja, fast leerer Strang in der Vertikalachse der Darstellung gleicht dann in seinen Formen einem der knorrigen japanischen Gartenkunstbäume, deren Stamm abwechselnd nach rechts und nach links hin seine ebenso knorrigen Aeste aussendet.

Nicht selten zeigen ostasiatische Figurenbilder aber auch eine Gruppierung, die nur aus zwei Gestalten besteht. In der Ecke links unten neigt sich etwa eine Prinzessin halbmondförmig und einwärtsgebogen nach rechts oben, während ein Kaiser halbmondförmig und auswärtsgebogen nach links unten herabblickt. Beide Gestalten stehen einander demnach höchst kontrapostal gegenüber; sie befinden sich beinahe wie auf einem unsichtbaren diagonalen Schwebebalken. Was aber bedeutet diese Anordnung anderes, als den ersten Auftakt für die Entwicklung einer Zickzacklinie? Denn ist nicht die Diagonale der primitivste Bestand- und Bruchteil jeder Zickzackbewegung? Womöglich noch häufiger aber als die kontrapostale Belastung zweier entgegengesetzter Ecken findet sich auf ostasiatischen Kunsterzeugnissen die ausschließliche Ausfüllung einer einzigen Ecke. Und so groß ist die Kunst der Ostasiaten, Regel verhüllt zu geben, daß auch dieser einseitige Schwerpunkt, der doch gar kein Mittelpunkt mehr ist, noch Richtlinien ausstrahlt, die unsichtbar die ganze Fläche gliedern. Die einseitige Belastung einer Ecke aber ist im Grunde ja doch nur die Halbierung der eben beschriebenen kontrapostalen Zweieckenfüllung und paßt auch ihrerseits genau in den Geist der diagonalen und zickzackigen Anordnungen. Denn eine proportionierte Zickzackführung kann nie bei der Mittelachse des Bildes einsetzen, sondern sie muß in einer der Ecken beginnen. Wo wir also zwei entgegengesetzte Ecken oder auch nur eine Ecke besonders belastet sehen, da haben wir bereits den Keim zur Zickzackbildung.

Man muß aber überhaupt bei einer so andeutenden Kunst wie der ostasiatischen auch auf Hälften und Teile einzugehen verstehen. Dann wird man die Schlangenlinie auch in ihren Bruchstücken noch häufig genug als ordnendes Kompositionsprinzip angewandt finden. Nicht überall entwickelt sich die Schlangenlinie nämlich zu reicher Vielgliedrigkeit; oft tritt sie nur zweigliedrig auf, einmal nach links, einmal nach rechts ausgebuchtet. Oft ist auch nur eine Hälfte da, etwa ein halbmondförmiges, sichelhaftes Arrangement, eine geknickte Linie, ein Kreissegment, das die Mitte des Bildes vertikal teilt. Ja, schließlich wird man überhaupt alle offenen Winkel und halben Bogen, die die ostasiatische Kunst so auffällig bevorzugt, als Bruchstücke der Zickzacklinie empfinden — nicht willkürlicherweise, son-

---

europäischen Kunst tracentistische, gotische, klassische, rokokohafte Kunstcharaktere unterscheiden. Und nur zum Teil sprechen Einflüsse mit, Einflüsse dritter und vierter Hand. Zum größeren Teil sind es einfach verwandte Prinzipien, die zu notwendigem Ausdruck drängen. Es zeigt sich, daß alle Kunst zuletzt dieselben Wege gehen muß und alle Schönheit zuletzt für alle Völker dieselbe ist.

Digitized by Google

dern mit Recht, sofern es erlaubt ist, vom Ganzen auf die Teile zu schließen. Damit aber enthüllt sich uns dann auch erst voll die wunderbare Einheitlichkeit im Charakter der östlichen Kunst. Denn ist nicht selbst das Grundelement der Zeichnung, die einzelne Linie, auf japanischen Holzschnitten noch gebogen oder in der Mitte schwellend oder mit Widerhaken versehen, zackig? Und löst sich nicht die einzelne Linie in dieser ihrer Sonderform so charakteristisch nur deshalb aus dem Zusammenhang heraus, weil sie isoliert steht zur Andeutung einer Hauptsache, statt eine fortlaufende Kontur herzustellen! Die Gebrochenheit des Zickzacks befördert aber jenes impressionistische Absetzen der Linienführung bei den Hauptsachen, jenes Zwischenräumelassen, das für die andeutende, malerische Zeichnung Ostasiens so charakteristisch ist.

Wie häufig finden sich auf japanischen Bildern schräg gestellte Personen, diagonal aus der Fläche geschnittene Hallen, Gärten, Teppiche, Räume jeder Art, wie oft treppenhafte, stufige, ziehharmonikaartige Zusammensetzungen. Und welches sind die Lieblingsgegenstände der ostasiatischen Kunst? Knorrige Bäume, Kakteen, Korallen, schlingstenglige Wassergewächse, gewundene Blütenzweige, Wasserwellen, gebogene Fischleiber, der vielgeschweifte chinesische Nationaldrache, spiralige Haare und Falten, flatternde Wolken, kantige Höhlen-, Feuer- und Tropfsteine. Ueberall dominiert das Zickzackprinzip. Das charakteristischste Gerät des japanischen Kunsthandwerks ist das Paravent, der im Zickzack aufgestellt wird.

Was die chinesische Kunst, und zwar auch noch in ihren größten Kompositionen zum Zickzack führt, das sind aber möglicherweise nicht nur kompositorische Gliederungsrücksichten, sondern es sprechen vielleicht auch technische Gesichtspunkte mit. Die Chinesen haben eine starke Neigung für die Höhendimension. Das zeigt sich z. B. bei ihren Berglandschaften. Die Berge, die an sich schon höhenwärts streben, werden gern auch noch ausschließlich in die Höhe gemalt, d. h. übereinander und ohne Entwicklung nach der Breite. Ueberhaupt kann man sagen, so hoch und spitz wagte noch niemand Berge zu geben wie die Chinesen. Sie spielen immerfort mit dem nackten Reiz der Höhe. Und diese Neigung zur Höhe bestätigt sich nun auch beim Format ihrer Bilder. Nicht nur ihre Berge, sondern auch ihre Bilder sind nicht selten Türme. Entwickeln die Chinesen die Bildtafel doch bekanntlich nicht, wie wir es in der Regel tun, horizontal, sondern mit Vorliebe vertikal. Und auf solche Vertikaltafeln passen dann ihre hochgetürmten Landschaften. Nun ist aber klar: für nach der Höhe hin entwickelte Massen bildet die Zickzackvertikale, in der jede Ecke eine größere Höhe einnimmt als die nächstvorherige, von vornherein die denkbar günstigste und die allernatürlichste Anordnung.

Allein die chinesische Kunst erschöpft sich ja nicht in Vertikaltafeln, sondern sie kennt doch auch horizontale, und auch auf diesen begegnen wir der Zickzacklinie als Kompositionsprinzip. Beispielsweise dort, wo es sich um Landzungen handelt, die abwechselnd von rechts und von links her in ein Wasser treten. Nun hat dieses Motiv allerdings, wie so viele offene Fernblicke, auch in der Natur Zickzackcharakter. Allein während die europäische Kunst es fast niemals bringt, zählt es zu den beliebtesten im Osten. Bekannt ist aber, daß die Ostasiaten die Perspektive nicht beherrschen. Dennoch gelingt sie ihnen, wo sie sich zwanglos in die Zickzacklinie einordnen läßt. Die Zickzacklinie erleichtert nämlich auch die Verdeutlichung der Raumtiefe ungemein, indem sie die Dinge von selbst jedes über dem anderen aufbaut. Und zugleich treten diese Dinge, die sich in den entferntesten Gegenwinkeln der Zickzacklinie ansiedeln, so weit als möglich auseinander; sie verdecken einander also so wenig als möglich, und deshalb behalten sie auf zwanglose Weise ihre volle Klarheit. Der Zickzack gibt am einfachsten räumliche Tiefe bei größter Klarheit und Unverdecktheit der Gegenstände.

Kehren wir von diesen Erwägungen noch einmal zu unseren ostasiatischen Bergbildern zurück, so läßt sich sagen: Wird die Perspektive auf ihnen durch die Zickzacklinie gegeben, so

Digitized by Google

löst sich die räumliche Tiefe auf in ein einfaches Uebereinander. Dieses Uebereinander aber kommt der chinesischen Neigung zur Höhe entgegen. Denn der fernere Berg ragt jetzt einerseits höher hinauf als der nähere, andererseits wurzelt er auch höher oben; und zugleich bleibt der hintere in seiner ganzen Höhe und tunlichst unverdeckt hinter dem vorderen sichtbar, weil ja die Zickzacklinie mit ihren Ecken, in denen die Berge stehen, so weit als möglich nach den Gegenseiten ausschwingt. Es gibt also innere Beziehungen, die zwischen der Perspektive durch Zickzack und zwischen der Höhenentwicklung des Raumes walten.

* * *

Häufig wird gesagt, die Schönheitsideale der verschiedenen Rassen wären so auseinandergehend, daß von allgemein gültigen Schönheitsgesetzen, auf die die Menschen gleichmäßig reagieren, nicht die Rede sein könne. Indem wir im Vorstehenden auch für die ostasiatische Kunst noch eine Regel, ein Schema aufzustellen bemüht waren und in Gestalt der Komposition für diese Kunst einen Begriff in Anwendung brachten, dem auch die schöngestaltende Kunst Europas folgt, hofften wir, einen kleinen Beitrag zu liefern für die Stützung der Lehre von einer letzten allgemeingültigen Schönheitsnorm. Das kompositorische Prinzip erfüllte sich, so weit wir zu sehen vermochten, für die ostasiatische Kunst in Gestalt der Schlangenlinie. Es sei aber daran erinnert, daß auch die englische Aesthetik des achtzehnten Jahrhunderts die Schlangenlinie, die am menschlichen Körper so häufig wiederkehrt, als die Schönheitslinie an sich betrachtete. Und tatsächlich besteht ja auch alles Lächeln und alle lächelnde Schönheit der klassischen Malerei in der Schlängelung der Wangen. In der Landschaft aber gilt seit Menschengedenken unbestritten die Zickzack- und Schlangenlinie der Bergketten, der Flußläufe, der Waldränder als besonders schön. Also ist es nicht nur das allgemeine Prinzip eines kompositorischen Aufbaues, das uns mit dem fernen Osten verbindet, sondern auch die spezielle Erfüllung, die dieses Prinzip dort in der Schlangenlinie findet, ist unserem Verständnis keineswegs unzugänglich. Das konnten aber auch bereits die historischen Vergleiche lehren, die wir im Anfang unserer Untersuchung zur Sprache brachten.

Hebbels schönstes Gedicht.

Von

Julius Bab.

Und daß das ungeheure All / sich umwälzt in dem kleinsten Ball — dies steht am Schluß eines Gedichts „Das Sein", das der 23jährige Hebbel in Heidelberg schrieb, und es ist wirklich die letzte und tiefste seiner Erkenntnisse vom Sein, daß so in jeder einzelnen Form Wesen und Art des Ganzen enthalten sein muß. Die Meinung der neueren Chemiker, daß in Wahrheit in jedem Stückchen Materie alle uns bekannten Elemente enthalten sind, wenn auch großen Teils in nicht wägbaren Mengen und in immer verschiedenen Mischungsverhältnissen, diese Erkenntnis wäre so recht nach dem Herzen Friedrich Hebbels gewesen. Wenn aber so jedes Ding, jeder Mensch und jeder Künstler im kleinen die Organisation der ganzen Welt spiegelt, um wieviel sicherer ist dann jedes kleinste Kunstwerk ein Mikrokosmos, der die ganze Welt, das Sein und Schaffen seines Schöpfers darstellt. Wie Gott in jeder seiner Kreaturen, so ist der Dichter in jedem seiner Gedichte ganz offenbar. Und wenn man nun heute in ganz Deutschland das Wesen des vor 100 Jahren geborenen Friedrich Hebbel darzustellen und zu deuten sucht, so braucht dies nicht zu geschehen durch eine Schilderung des Lebenskampfes, dessen gewaltiger, zielklarer Ernst den Wesselburner Maurersohn zu den gefeierten Beherrschern der deutschen Kultur emporhob, es braucht nicht zu geschehen durch eine Analyse seiner großen dramatischen Gebilde, in denen sich der Freiheitsdrang der Einzelseele und der schranken-setzende Wille des Ganzen so grimmige Schlachten liefern — es kann ge-

Digitized by Google

schehen durch das wahrhafte Erleben und Erfassen eines einzigen seiner Gedichte. Ja, es könnte ein Epigramm, eine Briefstelle, ein winziger Satz der Tagebücher genügen, um uns das Leben des ganzen großen Mannes erfassen zu lassen. Ich aber will hier zur Darstellung Hebbels eines seiner lyrischen Gedichte wählen — dasjenige, das mir das schönste von allen scheint. Denn so ist nicht nur das Ziel, sondern auch der Gegenstand der Demonstration der allerwürdigste, und dem guten Zweck die Zahl der deutschen Menschen, die dies vollendete Gebild ihrer Sprache nicht kennen, nach Kräften zu vermindern, wird gleichzeitig gedient.

Das Gedicht — merkwürdig schon dadurch, daß der Titel für seine Wirkung und Bedeutung sehr wesentlich wird — ist überschrieben „Sie sehen sich nicht wieder" und es lautet so:

Von dunkelnden Wogen
Hinunter gezogen,
Zwei schimmernde Schwäne, sie schiffen daher,
Die Winde, sie schwellen
Allmählich die Wellen,
Die Nebel, sie senken sich finster und schwer.

Die Schwäne, sie meiden
Einander und leiden,
Nun tun sie es nicht mehr, sie können die Glut
Nicht länger verschließen,
Sie wollen genießen,
Verhüllt von den Nebeln, gewiegt von der Flut.

Sie schmeicheln, sie kosen,
Sie trotzen dem Tosen
Der Wellen, die Zweie in Eines verschränkt,
Wie sie sich auch bäumen,
Sie blühen und träumen
In Liebe und Wonne zum Sterben versenkt.

Nach innigem Gatten
Ein süßes Ermatten,
Dann trennt sie die Woge, bevor sie's gedacht.
Laßt ruhn das Gefieder!
Ihr seht euch nicht wieder,
Der Tag ist vorüber, es dämmert die Nacht.

Wenn man nun fragt, worin die gewaltige Wirkung dieses Gedichtes besteht, so ist die erste Antwort, die für jedes Kunstwerk gilt, natürlich die, daß sich das sinnliche Material so wunderbar vollkommen mit der geistigen Absicht deckt. Daß hier alles, was die Bedeutung der Worte an Sinn übermittelt, zugleich durch den Klang der Worte sinnlich fühlbar gemacht wird. Die beiden kurz aufschaukelnden Reimpaare, die die lang und schwer ausrollende dritte und sechste Zeile wieder mit einander verbinden, erzeugen rein rhythmisch in uns ein Gefühl, das dem zwangvollen Zueinanderschweben der zwei Schwäne und ihrem schweren Auseinandergleiten vollkommen entspricht. Diese Wirkung aber wird nun durch die intimere Musik der Verse noch gewaltig verstärkt. Man achte darauf, wie die ersten drei Strophen jede einen einzigen Satz bilden, der freilich zwei spürbare Hälften hat, während in der letzten Strophe ein Punkt in der Mitte steht und (nicht der äußeren Interpunktion, aber der inneren Aussprache nach!) der Schluß aus einer ganzen Zahl sehr kurzer, geschlossener Sätze besteht. Die einheitliche Form bricht auseinander, die Auflösung ist da. — Oder man beachte, welche ungeheure Wirkung daraus resultiert, daß die Daktylen am Zeilenanfang sonst immer die betonte und die erste unbetonte Silbe in ein und demselben Wort hatten, während in den letzten drei Zeilen auf diese beiden Taktteile jede auf ein selbständiges Wort gelegt sind: was vorher ein weiches Wiegen war („allmählich die Wellen") wird nun ein schweres hartes Aufschlagen („ihr seht euch nicht wieder.."), weil die Worteinheit nicht mehr verbindend den daktylischen Rhythmus mildert, sondern ihn ingrimmig trennend verstärkt. — Und dazu kommt

Digitized by Google

nun erst die eigentliche Klangmalerei, der Effekt der besonderen Vokale und Konsonanten. Es genügt, darauf hinzuweisen, welche sinnliche Einstimmung das U und O in den ersten Zeilen bereitet, wie die beiden mittleren Strophen ganz und gar auf die weichsten Diphthonge und Mischlaute gestellt sind, und wie der Schluß mit ganz harten, klaren Vokalen (e, i, a) und den abschneidenden T-Lauten plötzlich eine donnernde Festigkeit heraufbringt.

Daß so bei jedem Schritt ein sinnlicher Zwang uns auf dem vom Dichter gewollten Wege festhält, ist der erste, der wissenschaftlich faßbare Grund für die Wirkung dieses Gedichtes. Aber hinter diesem liegt der nicht mehr gleich faßliche zweite Grund, der Grund für die Entstehung dieser wunderbar seelisch sinnlichen Einheit. Was dem Dichter hier diese vollkommene Meisterschaft der Sprache gegeben hat, das kann nur die gleiche Erschütterung, die gleiche Kraft gewesen sein, die überhaupt diesen Weg gezeichnet, die Grundvision dieses Gedichtes gegeben hat. Denn im wissenschaftlich Faßbaren bleibend, haben wir hier nichts, als das mit höchster Kraft vergegenwärtigte Schauspiel zweier sich gattenden Tiere. Dieses Motiv kann an sich ebensogut in stumpfem Naturalismus oder in bitterem Zynismus dargestellt werden. Daß es hier mit dem höchsten Pathos ergriffen ist, daß es zu einem völlig reinen und tragischen Ausdruck geworden ist, daß es ein ganz und gar durchscheinendes Sinnbild eines ganz allgemeinen Weltgefühls geworden ist, das liegt freilich in der besonderen Art von Sinnlichkeit eingeschlossen, mit der hier die Worte gebraucht sind, ist aber nicht mehr genauer aus Einzelheiten zu entwickeln. Es liegt wohl in der Art, wie aus diesem ganzen Vorgang nur das rhythmisch Wesentliche gesehen und gezeigt ist, wie alles Stoffliche und Einzelne verschwindet hinter dem großen mit äußerster Kraft gebrachten Zweitakt: Leben, das in anschwellendem Rausch aus seiner Vereinzelung emporflutet und schwer in die Grenzen der Einzelform zurückebbt. Ein Stück Natur aber in so wesenhafter Tiefe zu sehen und zu gestalten, war eben dieser Dichter Hebbel nur fähig, weil dieser Zweitakt-Rhythmus seines eigenen Wesens, das Grundgesetz seiner ganzen Existenz war.

Denn um diese Erkenntnis: daß alles Leben an Formen gebunden, und doch nur im immer erneuten Aufstand wider die Formen fruchtbar ist, um diese Erkenntnis kreist Hebbels ganze Existenz, die persönliche wie die künstlerische. Gott lebt nur in den Individuen, aber die Individuen nur in Gott. „Der einzige Weg zur Gottheit ist deshalb das Tun des Menschen", die volle Entfaltung aller in der Persönlichkeit ruhenden Kräfte. Es ist diese Erkenntnis, die Hebbel mit jenem demütigen Stolz, mit jenem pflichtvollen Selbstgefühl beschenkt hat, das nötig war, um seinen Lebensstreit so unbeirrbar klar, so unerbittlich sicher und so wundervoll sieghaft durchzuführen. Aber wenn in jeder Individualität sich die höchste Kraft offenbart, so ist sie doch ganz in keiner einzigen, sondern nur in allen Individuen zu finden. Der Rausch, in dem sich das Individuum gottgleich zum Träger des Ganzen erheben will, muß immer wieder zunichte werden am Daseinsrecht der anderen Individualitäten. Der Rausch, der notwendig ist, weil er allein den kleinen Teil in der Ahnung des Ganzen erhält, bedroht doch zugleich die notwendigen Grenzen, die Formen, in denen allein die geordnete Natur sich erhält; der Berauschte sprengt sein Ich und bedroht das der anderen, er führt das Chaos herauf, er muß zunichte werden. Dies ist die tragische Schuld, die Schuld des Seins, die in allen Hebbelschen Dramen abgebildet ist, der Judith und Holofernes so gut wie Kandaules und Rhodope erliegen.

Die beiden Augenblicke aber, in der die Kreatur diesem tragischen Grundgesetz alles Seins entronnen zu sein glaubt, sie sind nur dem Liebenden und dem Künstler (im allerweitesten Sinne des Wortes Künstlerschaft) vertraut. Und die Weisheit des Plato hat im Dialog von Eros schon bewiesen, daß es in Wahrheit der gleiche Gott ist, der den Zeugenden und den Schaffenden beseelt. In solchen Augenblicken wähnt das Geschöpf die Schranken der Natur gefallen, glaubt die Brücke zwischen Ich und Du geschlagen, glaubt

Digitized by Google

die Einheit alles Seins sinnlich und wirklich zu erleben. Aber „Leben heißt tief einsam sein“ — der Rausch verfliegt, die Wogen, die zwei Wesen zusammenbrachten, reißen sie auch wieder voneinander, die Einheit ist uns nur als Ahnung, und als Wirklichkeit ist uns nur das Getrenntsein der Kreaturen gegeben.

Aus diesem tiefen Grunde also bricht die Kraft, mit der Hebbel das Bild von den beiden Schwänen sah: Die Wellen des Teichs, die zwei Tiere zueinanderzwingen und voneinanderreißen, sind ihm nicht ein „Zeichen“, sondern eine ganz wirkliche (und freilich unendlich viel wesensgleiches mitbegreifende) Offenbarung jener Schicksalswellen, in denen all unser Leben und Lieben schwingt. So zwischen berauschender Annäherung und eherner Trennung verläuft alles Sein. Dies Gedicht ist Hebbels einziges „Liebesgedicht“. Und daß er diesen größten Lebensprozeß so vom Persönlichen und selbst vom Menschlichen abrückte, ihn an der bloßen, von keiner privaten Sentimentalität mehr zu erreichenden Kreatur bildete — vielleicht gerade das gibt dem Gedicht seine Weihe und Tiefe. Wie in all seinen Tragödien ist das Erotische auch hier nur als deutlichster Fall der gesetzmäßigen Lebensbewegung überhaupt ergriffen. Was Hebbels Natur in der Tiefe bewegte, war nicht sowohl der Rausch, als das heilige Gesetz, nach dem jeder Rausch vergehen muß, und darum steht dieses erhabene Liebesgedicht im tiefen Schatten der Ueberschrift „Sie sehen sich nicht wieder“. Hebbel war ein Tragiker. Das heißt aber ein ganz mutiger Realist, einer, der es wagt, das Gesetz dieser Welt zu erfüllen und weltflüchtige Schwärmerei mit all ihrer romantischen Lockung abzuwehren. Einer, der in der schmerzlich begrenzten, schwer an den irdischen Tag und die eigene Tat gebannten Persönlichkeit Weg und Wesen des Göttlichen zu begreifen vermochte. Der deshalb in ein Jahrhundert verstiegener, weltschmerzlicher Romantik wieder den bescheidenen Stolz, die sachliche Treue, die mutige Pflichterfüllung irdischer Frömmigkeit gebracht hat. — Unentbehrlich und heilig war ihm der Rausch, der den Teil ans Ganze knüpft; aber unentbehrlich und heilig war ihm auch das Ende des Rausches, der die scharf gegrenzten Teile erhält, die geformten Teile, in denen das Ganze uns allein zu wahrem und wachem Besitz gegeben ist. Hebbels tiefste Kraft, die ganze Bedeutung seiner menschlichen und künstlerischen Sendung, spricht zu uns aus dem tragisch heroischen Grundrhythmus seines schönsten Gedichtes.

Zwei Gedichte.

Von

Friedrich Hebbel.

Kleist.

Er war ein Dichter und ein Mann, wie Einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub ich, keiner.

Er stieg empor, die Welt war klein und kleiner,
Und auf der Höhe, die wir nicht durch Schleichen,
Die wir fliegend oder nie erreichen,
Ward über ihm der Aether immer reiner.

Doch als er nun die Welt nicht mehr erblickte,
Da hatte sie ihn längst nicht mehr gesehen
Und frech ihm selbst das Dasein abgesprochen!

Nun mußt' er darben, wie er einst erstickte,
Ihm blieb nichts übrig, als zurückzugehen,
Doch lieber hat er seine Form zerbrochen.

Alt und Jung.

Der Alte sieht die junge Maid
Und fällt, versucht vom alten Triebe,
Mit höchster Alters-Zierlichkeit
Aufs Knie und stottert schamhaft: Liebe!

Sie lacht ihm nicht ins Angesicht,
Sie kniet nur hin, wo er gelegen,
Drückt seine Hand aufs Haupt und spricht:
Mein Vater, gebt mir Euern Segen!

Digitized by Google

Randbemerkungen.

Der Berliner Oberbürgermeister gegen Erkältung aus Patriotismus geschützt.

Der Berliner Oberbürgermeister, der durch längeres Bereitstehen blau gefroren, barhäuptig an den Wagenschlag des jeweilig einziehenden Monarchen herantreten durfte, hat zum zweitenmal am Brandenburger Tor durch Abwesenheit geglänzt. Endlich ist dem Oberbürgermeister der Reichshauptstadt zugebilligt, fürstlichen Besuchern den Willkommengruß Berlins in einem von Wind und Wetter geschützten Raum in der Bahnhofshalle oder im Rathause darzubieten. Ganz stramm konservative Leute werden in diesem Wandel nur einen neuen Beweis dafür sehen, wie der Geist des „Umsturzes" auch in Bürgerkreisen immer mehr Oberhand gewinnt und der alte Untertanensinn einem höchst bedenklichen Selbstbewußtsein Platz macht. Wer sich aber für die Naturgeschichte des preußisch-deutschen Untertänigkeitsgefühls interessiert, sieht etwas Merkwürdiges. Solange Berlins Oberbürgermeister aus der Schule des kommunalen Berliner Freisinns hervorgingen, hielten sie es bis in die Amtstätigkeit des verdienstvollen Kirschner hinauf für ihre patriotische Pflicht, sich bei Fürsteneinzügen mit still duldender Begeisterung jeder Erkältung auszusetzen. Aber der Erste Oberbürgermeister Berlins, der es für unter seiner Würde hält, an der Spitze frierender Ehrenjungfrauen zähneklappernd des Momentes zu harren, da ein einziehender Potentat den Vertretern der Berliner Bürgerschaft mit einem gnädigen Händedruck die Erlaubnis gibt, den kommunalen Zylinder wieder aufzusetzen, ist ein Mann, der aus dem preußischen Staatsdienste kommt.

Volkserzieher gesucht!

Gegen den Volkslehrerberuf, früher ob seiner sicheren, wenn auch kargen Besoldung einer der gesuchtesten Berufe überhaupt, scheint sich eine wachsende Abneigung zu verbreiten. Mit der Statistik läßt sich nach Bismarck allerdings nichts weniger als alles beweisen. Auch jetzt rechnet uns diese viel benutzte Dame, die immer herhalten muß, wenn es Tatsächliches zu leugnen gibt, vor, daß der Lehrermangel in Preußen sich nunmehr „erfreulich" gehoben. Aber das ist jesuitisch wie alle Statistik zu Beschwichtigungszwecken. Es kommt nicht darauf an, ob sich durch größere Hinzuziehung des weiblichen Lehrermaterials die Zahl der Lehrkräfte an sich gehoben hat. Aber darauf, ob das Verhältnis zwischen der Zahl der zur Verfügung stehenden Volkserzieher und der Schülerzahl endlich anfängt, sich in normalen Bahnen zu bewegen. Und davon ist ganz und gar nicht die Rede. Mit Recht macht man in Fachkreisen darauf aufmerksam, daß man normaler Weise auf jede Schulklasse — und man denke, wie umfangreich eine Volksschulklasse ist — wenigstens einen einzigen ganzen Lehrer rechnen muß. Gibt man aber zu, daß diese bescheidene Rechnung für ein Kulturvolk nicht zu üppig ist, so fehlen heute in Preußen sage, schreibe mehr als 13 000 Volkslehrer. Statt sich in maßgebenden Kreisen zu dieser „Besserung" zu beglückwünschen, wäre es besser, über die Gründe nachzudenken, die trotz des Deutschen Vorliebe für alles, was Lernen und Studieren heißt, weite Kreise von dem schönsten und reizvollsten aller Berufe, also von dem Berufe des Volksbildners, zurückhalten. Der Volksschullehrer hat nicht nur Magenbedürfnisse. Die ewigen Maßregelungen ob nicht ganz stubenrein konservativer Gesinnung in den Zeiten der Wahl und überhaupt die ganze den Volksschullehrer zu einem Staatsbürger zweiter Klasse herabdrückende Behandlungsart von seiten der vorgesetzten Behörde, das ist es, was sich in diesen fehlenden 13 000 rächt. Und wer muß die Kosten für diesen Zustand bezahlen? Unsere heranwachsende Jugend, der wir genügend Lehrkräfte zu stellen nicht mehr imstande sind.

Militärjustiz.

Das Berliner Kriegsgericht hat soeben einen von seinen Vorgesetzten als außerordentlich tüchtig bezeichneten jungen Soldaten zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Sein Verbrechen besteht darin, daß er in völlig trunkenem Zustand bei einer Gasthausrauferei einem

Digitized by Google

Unteroffizier ein Stück seiner Tressen von der Uniform riß. Der Militärarzt, der als medizinischer Sachverständiger fungierte, begutachtete, daß hier selbstverständlich ein Fall aufgehobener Willensfreiheit vorläge. Der Vertreter der Anklage war vernünftig genug, daraufhin den (selbstverständlichen) Freispruch zu beantragen. Das militärische Richterkollegium aber erkannte auf die Kleinigkeit von fünf Jahren Gefängnis, also auf ein ruiniertes Menschenleben. Offiziersrichter sind nun einmal so streng? Nicht immer. Wurde da ein Oberleutnant Sonntag in Saarlouis ob nicht in der Trunkenheit begangener Unterschlagung, vorsätzlicher Falschmeldung und wissentlich falsch begründeter Beschwerdeführung für schuldig befunden. Das Urteil lautete wesentlich anders. Dort für eine in der Trunkenheit nicht ganz überlegte Handbewegung fünf Jahre. Hier bei dem viel gebildeten Mann, dem Herrn Oberleutnant, für einen ganzen Strauß wohlüberlegter ehrenrühriger Handlungen ganze — neun Monate.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.
(Fortsetzung.)

Nach der Sitzung sah Lermantes seine Kinder. Tränen, abgerissene Worte, langes Schweigen, von Schluchzen unterbrochen, die ganze Skala der Verzweiflung, die sich in Worten nicht ausdrücken läßt und deren Formen sich doch so wenig ändern. Ihre Erschöpfung milderte den Ausbruch. Dann konnten sie sich, durch die Wogen des Dramas emporgerissen, das Entsetzliche nicht in seiner ganzen Wirklichkeit vorstellen, vielleicht deshalb, weil ihre Jugend zum Optimismus neigte und sie immer noch hofften. Vielleicht war es auch nur, daß sie den scharfen Schmerz im Moment ebenso wenig fühlten wie eine Kugel, durch die man stirbt. Brévine begleitete sie. Schon zehnmal hatte er Lermantes über seine Beziehungen zu d'Entraque befragt. Immer vergebens. Vielleicht war er nicht energisch genug. Dann hatte er nur davon gesprochen, wenn sie ganz allein gewesen waren. Jetzt, wo sein Verdacht sich noch festigte und er mehr als je fühlte, daß er in dieser Frage den Knotenpunkt des Prozesses in Händen hielt, war ihm die Gegenwart der Kinder eine Stütze. An sie wandte er sich:

„Sie fühlen wie ich, daß d'Entraque lügt. Der ganze Kerl ist nur aus Unwahrheit zusammengesetzt. Man muß ihn entlarven. Aber wie kann ich es, wenn ich die Gründe nicht kenne, die ihn zu diesen Schwindeleien veranlassen. Und es ist ganz klar, daß sie durch wichtige Gründe veranlaßt sind. Ihr Vater allein kennt sie. Er allein kann es mir sagen, und er will nicht. Bringen Sie ihn zum Sprechen . . . Die Gefahr ist fürchterlich, morgen wird es zu spät sein."

„Vater!" flehte Roland.

Alle beschworen ihn mit Blicken, mit Bewegungen, mit Worten. Lermantes trocknete schnell die Tränen, die ihm herabgerollt waren, und wurde hart und fest wie Stein.

„Diese Aussage ist die einzige ernstliche Belastung gegen ihn," fuhr Brévine fort. „Wenn er verurteilt wird, geschieht es auf ein falsches Zeugnis hin. Und er kann diesen Elenden entlarven. Ich bin dessen sicher, ich fühle es, ich errate es."

Lermantes murmelte:

„Ich sagte alles, was ich sagen konnte . . ."

„Das genügt nicht. Alles müssen Sie sagen, das sind Sie uns schuldig: Mir, weil ich Ihre Verteidigung übernommen habe, Ihren Kindern, die ein langes Leben vor sich haben und die Ihr Eigensinn vernichtet. Sprechen Sie um Ihrer Kinder willen."

Renée nahm ihres Vaters Hand und drückte sie:

„Vater, wenn du weißt . . ." flehte sie.

Paul sagte in dringendem, energischem Ton:

„Es handelt sich um deine, um unser aller Rettung! Das geht allem vor. Du mußt sprechen, du mußt!"

Ohne zu antworten, betrachtete Lermantes sie einen Augenblick. Dann zog er Renées Kopf an seine Brust, küßte sie auf das Haar und flüsterte so leise, daß sie es nur allein verstehen konnte:

„Ich kann nichts sagen, mein Kind!"

Sie hob den Kopf und blickte ihn an. Ihre klare Seele ahnte dieses letzte Geheimnis nicht. Das einzige vielleicht, das die Untersuchung nicht entdeckt hatte. Renée erriet nur, daß irgend etwas ihren Vater zum Schweigen zwang — etwas Mächtigeres als der Schrecken und das Entsetzen, von dem sie erfüllt waren. Ganz leise antwortete sie ihm:

„Es ist gut, Vater! . . . Ich habe Vertrauen . . ."

Digitized by Google

Paul hatte die letzten Worte nicht gehört; sein schärferer Verstand suchte nach einer Lösung:

„Was hast du für Rücksichten zu nehmen, Vater? . . . Hast du heiligere Interessen, als deine und unsere Rettung? . . . Dieser Mensch ist ein Lügner, ein Lump, ein Verräter! . . . Entlarve ihn doch, du kannst es . . . Wie kann man dir denn glauben, wenn du weiter schweigst . . .?"

Roland hatte kein Wort gesprochen. Lermantes nahm seinen Willen fest zusammen und antwortete wieder:

„Ich weiß nichts . . ."

Draußen versuchte Brévine die Kinder noch einmal auszufragen. Was konnten sie ihm sagen? . . . Bis zu der Verhaftung gehörten d'Entraques zu den Freunden, mit denen man fast täglich zusammenkam. Zu den Freunden, die an unserem Leben, besonders aber an seinen Vergnügungen teilnehmen. Manchmal findet man sie reizend, entzückend, ein andersmal etwas langweilig oder unausstehlich. Nach der verhängnisvollen Jagdpartie hatten sie Lermantes weiter besucht. Die Frau erschüttert und voller Mitleid, der Mann sehr froh, eine so günstige Aussage machen zu können — eine Aussage, die fast einem Alibibeweis gleichkommt — wie er sich ausdrückte. Dann erfolgte wie ein Blitz aus heiterem Himmel die zweite Aussage. Sie sahen den Betrug. Aber sie wußten dessen Ursache nicht.

„Können Sie sich denken," sagte Paul, „daß diese Frau gestern hinter uns saß, als ob sie uns verhöhnen wollte! Welche Feigheit! . . . Welche Niedrigkeit! . . ."

„Aber nein!" rief Renée, „sie dachte gar nicht daran, uns zu verhöhnen . . . Sie hat uns so traurig angesehen! . . . Als ob sie uns um Entschuldigung bitten wollte! . . . Und dann, hast du nicht gehört, was sie gesagt hat? . . . Die Worte zeigen doch, daß sie mit ihrem Manne nicht einig ist? . . ."

„Was hat sie gesagt?" fragte Brévine.

Paul wiederholte die Antwort, die Frau d'Entraques Proz gegeben hatte.

„Was beweist das?" fügte er hinzu. „Oder vielleicht habe ich gar schlecht verstanden?"

Aber Brévine war stutzig geworden.

„Welche Haltung hatte Frau d'Entraque während der Aussage ihres Mannes?" fragte er.

„Ich weiß nicht," antwortete Paul, der jetzt auch frappiert war. „Sie hatte einen anderen Platz, wir konnten sie nicht mehr sehen."

Die wiederholte Bemerkung Frau d'Entraques gab Brévine plötzlich eine sehr plausible Erklärung für den Haß ihres Mannes. Vielleicht spielte auch Frau d'Entraque eine Rolle in dem Drama. Dann war alles zu verstehen: Der Starrsinn einer fürchterlichen Rache, Lermantes' Schweigen, das hohe Opfer dieser Ehrenpflicht, dem der schuldige und doch großmütige Liebhaber sein eigenes Leben opfert. Woher würde ein Blitz kommen, um diese Finsternis zu erleuchten? . . . Sie hatten ihr Geheimnis so gut zu hüten gewußt, daß selbst die sorgfältige gerichtliche Untersuchung es nicht entdeckt hatte. Also hatten sie keine Vertrauten, keine gekannten Mitschuldigen. Wo sie suchen? . . . Wie dieses Schweigen lösen? Kam hier nicht ein fast unmöglicher Zufall zu Hilfe, würde das Werk der Rache, Lüge und Ungerechtigkeit seinen Weg bis zu Ende gehen. Sorgenvoll übergab der Rechtsanwalt die jungen Leute ihrem Onkel, der mit Charreire vor der Präfektur auf- und abging. Wie am Tage vorher nahm Herr Marner sie mit sich. Als Brévine noch der traurigen Gruppe nachblickte, ergriff Charreire seinen Arm und fragte ihn:

„Nun, Herr Rechtsanwalt?"

„Offen gestanden, nimmt der Prozeß eine sehr ungünstige Wendung," antwortete dieser brüsk. „Alles erklärt sich gegen ihn, selbstverständlich Ihre Aussage ausgenommen."

„Das ist nicht viel!"

„Das wäre viel, wenn er sich nicht selbst zugrunde richten würde. Was kann ein Neufundländer tun, wenn ein Ertrinkender sich sträubt, sich von ihm retten zu lassen. Daß d'Entraques Aussage der Knotenpunkt des Prozesses ist, haben Sie verstanden. Entweder sagt d'Entraque die Wahrheit und Lermantes ist schuldig, oder d'Entraque lügt, und dann ist es unsere Sache, ihn zu entlarven. Könnten wir jetzt feststellen, daß er Lermantes absichtlich Schaden zufügt, so ist das Lügengewebe seiner Aussage zerrissen. Die erste Version zerstört die zweite, sie wird wieder die richtige, und die Freisprechung ist sicher. Nun will Lermantes aber nicht sagen, was sich zwischen ihm und jenem Menschen zugetragen hat. Er schont ihn. Alles würde gut werden, wenn er darin einwilligte, ihn Lügen zu strafen. Verstehen Sie?"

Charreire antwortete:

„Ich dachte stets, daß sie sehr befreundet seien."

„Das waren sie . . . Und Sie wissen auch, daß es keine schlimmeren Feinde gibt als ehemalige Freunde. Daß Sie Lermantes bester Freund sind — sein letzter — haben Sie gezeigt. Und Sie vermuten nicht, was sie trennte?"

„Nein."

Digitized by Google

„Es bleiben uns nur noch einige Stunden, um es zu entdecken. Also hat sich niemals etwas ereignet zwischen Lermantes und Frau d'Entraque?"

Diese Frage schien Charreire sehr zu überraschen.

„Ich habe keinen Grund, es zu vermuten," sagte er.

„Und doch . . . Wir wollen noch einmal zusammen überlegen. Ein Mann in Lermantes' Alter, mit seiner Kraft und seinem Temperament, den religiöse und moralische Zweifel nicht plagen, ein nicht spröder, gesunder Pariser, Donnerwetter! der wird doch nicht wie ein Klausner leben. Er poussiert, er hat eine oder mehrere Geliebte. Nun hat man all derartigen Beziehungen nachgespürt, aber nur alte Geschichten entdeckt. Zweifellos wurde nicht der richtige Weg eingeschlagen. Die Untersuchung ist nicht gerade sehr auf der Höhe. Ihr System, von dem sie nicht abgeht, lautet: die Wahrheit muß sich, so gut sie kann, allein ihren Weg bahnen. Hat Ihnen Lermantes nichts erzählt, was uns auf die richtige Fährte bringen könnte?"

„Er hat mir manchmal von einer Frau gesprochen, die einen großen Einfluß auf sein Leben hatte, der er alles verdankt. Natürlich hat er nie ihren Namen genannt."

„Hat er nichts gesagt, was Sie auf die Spur dieser Person führen könnte?"

„Ich habe nie darüber nachgedacht, er äußerte nur allgemeine Dinge, die sich auf viele Frauen anwenden ließen."

„Also welche?"

„Was weiß ich . . . Daß sie schlecht verheiratet und unglücklich wäre . . ."

„Wenn das alles ist!"

„Ich erinnere mich, daß er mir vor ziemlich kurzer Zeit sagte, daß er sie heiraten würde, wenn sie sich scheiden lassen könne. Er fügte hinzu, daß es auch noch einmal so enden würde, aber augenblicklich ertrüge sie alles ihrer leidenden, alten Mutter wegen."

„Ach," rief Brévine, „das ist doch schon etwas Genaueres. Denn, lieber Herr Charreire, Sie haben mir zwei Dinge mitgeteilt: erstens, daß die in Frage kommende Person eine Mutter hat und zweitens, daß sie kinderlos ist, denn sonst wären die Kinder immer ein Hindernis gewesen. Kennen Sie d'Entraques?"

„Ich habe sie bei Lermantes kennen gelernt und war drei oder viermal bei ihnen zum Diner geladen."

„Hat Frau d'Entraque Kinder?"

„Nein."

„Wissen Sie, ob Ihre Mutter noch lebt?"

„Ja. Zufällig traf ich sie eines Tages bei Freunden. Sie ist eine alte Dame, älter als man nach dem Alter ihrer Tochter vermuten kann. Ich glaube mich zu erinnern, daß sie über ein Herzleiden klagte . . ."

„Na, sagen Sie mal! Das stimmt doch alles vorzüglich. Finden Sie nicht? Wissen Sie etwas von den Beziehungen d'Entraques zu seiner Frau?"

„Ich hörte, daß sie sehr schlecht sein sollen."

„Vor Lermantes Verhaftung?"

„Nein, es ist mir vor einigen Tagen erzählt worden. Aber wie eben Klatschgeschichten über viele Leute verbreitet werden; unglücklicherweise habe ich garnicht ordentlich zugehört."

„An jedem Gerücht ist etwas Wahres, würde der Staatsanwalt sagen . . . Ein schrecklicher Mensch! Ich frage mich, wenn man ihm so nachspüren würde, was wohl da zum Vorschein käme? Sie wissen also weiter nichts von dieser Unbekannten?"

„Ich glaube kaum."

„Hat Ihnen Lermantes vielleicht ihren Vornamen genannt?"

„Nein. Er nannte sie nie anders als meine „Freundin". Doch habe ich bemerkt, daß ihm besonders der Name „Juliette" gefiel."

„Komischer Geschmack. Dieser Name sagt mir gar nichts. Und Ihnen?"

„Auch nicht."

„Man liebt die Namen nur der Leute wegen, die sie tragen. Das habe ich immer bemerkt. Heißt vielleicht Frau d'Entraque Juliette?"

„Ach, das kann ich Ihnen nicht sagen."

Brévine dachte einen Augenblick nach, dann nahm er aus seiner Aktenmappe das kleine Adreßbuch der Pariser Gesellschaft und blätterte darin.

„D'Entraque", las er, „Graf Joseph Maria. Das ist er, und Frau Julie, geborene de Ravenne."

„Julie ist nicht Juliette."

„Aber eins ist das Diminutivum des andern."

„Das sind sehr schwache Anhaltspunkte."

„Erlauben Sie, es wären vielleicht nur schwache Anhaltspunkte, wenn nicht d'Entraque, um Lermantes zugrunde zu richten, so lügen würde, daß er sogar einen Meineid leistet. Das ist keine Bagatelle... Es wären schwache Anhaltspunkte, wenn nicht Frau d'Entraque den Sitzungen sehr eifrig folgen würde, und da die Eheleute schlecht miteinander stehen, ihr Interesse nicht unmöglich ihrem Manne gelten könnte . . . wenn Paul Lermantes sie nicht diese eigentümlichen Worte hätte sagen hören...

Digitized by Google

wenn nicht alle diesen kleinen Umstände mir schon eine Spur gezeigt hätten, die Sie durch Ihre letzten Mitteilungen noch vertieften. Ich gebe zu, daß wir nichts Positives wissen. Aber wir haben einen Verdacht, und von zehnmal kann man neunmal glauben, daß er begründet ist. Er genügt, um der Spur zu folgen, um so mehr, da wir nichts anderes haben und unseren letzten Trumpf ausspielen. Könnten Sie noch heute Frau d'Entraque aufsuchen?"

„Ich weiß nicht, an welchem Tage sie empfängt."

„Dann werden wir uns diesmal über die Etikette etwas hinwegsetzen. Daß sie bei den Sitzungen zugegen war, beweist, daß sie Lermantes nicht vergessen hat. Sie muß doch entsetzlich leiden. Vielleicht versteht sie nicht, daß sie ihn retten könnte, wenn sie spricht . . . Oder sie hofft noch auf irgend etwas . . . Die Frauen sind in diesen Sachen blind. Oder erwartet sie vielleicht einen Rat . . . Gehen Sie mit oder ohne einen Vorwand zu ihr. Vielleicht hat sie eine Herzenswallung und spricht zu Ihnen. Dann sagen Sie ihr, daß sie allein ihn retten kann. Ich betone Ihnen noch einmal, daß sie unsere letzte Hoffnung ist."

„Ich tue alles, wenn Sie glauben, daß es nützen kann."

„Es ist sechs Uhr. Ich habe mein Auto hier. In zwanzig Minuten können Sie bei ihr sein." (Forts. folgt.)

Neue Bücher.

Hebbelbücher. Für den, der dem Dichter, dessen hundertster Geburtstag am 18. März gefeiert wird und dem eine Betrachtung an anderer Stelle dieses Heftes gewidmet ist, nähertreten möchte, sollen hier einige kurze Hinweise stehen:

Es gibt heute eine ganze Reihe von ziemlich billigen Hebbelausgaben (zum Beispiel bei Max Hesse, Hesse & Becker, Bung, Cotta und anderen mehr), die den Ansprüchen des gebildeten Lesers im allgemeinen genügen. Für den, der sich in besonderer und gründlicher Weise mit Hebbel beschäftigen will, ist freilich die große, absolut vollständige Ausgabe des Behrschen Verlages unentbehrlich, die der eben verstorbene Prof. Richard R. M. Werner mit einem ganz erstaunlichen philologischen Apparat ausgestattet hat und die jetzt als Säkularausgabe erscheint. Zu den zwölf Bänden der Werke, vier Bänden Tagebücher und acht Bänden Briefe, kommen jetzt noch vier Anhangsbände. — Eine andere, ziemlich vollständige Ausgabe gibt Paul Bornstein im Verlage von Müller, München, heraus, die den besonderen Vorzug haben wird, das ganze Material nicht systematisch, sondern chronologisch geordnet zu bieten. Auf eine sehr schöne, zu einem vollkommenen biographischen Gesamtbild geordnete Auswahl aus den Briefen und Tagebüchern (von Bloch-Wunschmann im Behrschen Verlag) ist hier schon zu Weihnachten hingewiesen worden. Eine andere autobiographische Zusammenstellung mit reichlicheren Ergänzungen durch den Herausgeber und etwas subjektiverer Auswahl, aber auch gut und geschmackvoll im ganzen, ist bei Langewiesche-Brandt von Hans Brandenburg besorgt worden; sie führt den Titel „Ein heiliger Krieg". Eine Reihe zum Teil interessanter neuer Funde sind als „Neue Hebbeldokumente" im Verlage von Schuster & Löffler, Berlin, erschienen. — Wer sich so vom Dichter selbst über sein Leben und sein Wesen unterrichten läßt, der kann die nachgerade nicht mehr zählbaren, mehr oder weniger wissenschaftlichen Spezialstudien über Hebbel, die Jahr für Jahr jetzt erscheinen, getrost entbehren. Auch von den umfassenderen Biographien wird ihn wohl nur die älteste, von Hebbels Freund Emil Kuh mit so viel authentischem Material ausgestatteten Lebensbeschreibung von Wert sein. Wer trotzdem noch ein kürzer gefaßtes Lebensbild von Hebbel lesen will, dem kann wohl am ersten noch die wenig großzügige, aber solide Biographie von Richard Maria Werner bei Ernst Hoffmann & Co., Berlin, empfohlen werden. Das kleine Bändchen des geistreichen Wilhelm von Scholz, das unter dem Titel „Hebbel" in der Sammlung „Die Dichtung" bei Schuster & Löffler, Berlin, erschienen ist, enthält in Wahrheit nur sehr eigenwillige dramaturgische Studien, die an Hebbels Dramen angeknüpft sind. Von dem Biographienbändchen bei Reclam, dessen Verfasser Adolf Bartels ist, und von den zahllosen anderen dünnen und dicken Bänden der Spezialliteratur muß abgeraten werden. Bb.

Nach allen bisherigen Erfahrungen ist der

Beweis

erbracht, daß die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pf., ein vorzügliches Mittel zur Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen Gesichts und eines zarten, reinen Teints ist. Ferner macht der

Cream „Dadi" (Lilienmilch-Cream

rote u. spröde Haut in einer Nacht weiß und sammetweich. Tube 50 Pf.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 12 | Berlin, den 22. März 1913. | 42. Jahrgang Band 83.

Auferstehung.

Von

Baltramus.

In allem Lebenden wohnt ein unersättlicher Lebenswille, und es wirkt erschütternd, selbst ein armes, kleines Tier in letzter Not um die Erhaltung seines verglimmenden Lebensfunkens ringen zu sehen. Dem Menschen ward noch die üble Gabe zuteil, mitten im Leben um den Tod zu wissen; und oft genug sieht er ihn mit Grauen und Bangen herannahen. Da versucht er es, durch Vorstellungen und Ideen von Auferstehung und ewigem Leben den Tod zu überwinden. Dem naiven Menschen kann es gelingen, zu der frohen Gewißheit zu kommen, daß sich jenseits der dunklen Pforte des Todes sein Leben besser und schöner fortsetzen werde. Und es ist ein übles Beginnen, solchen Glauben zerstören zu wollen, der für eine schlichte Seele die gemäße Form ist, ihren Zusammenhang mit dem ewigen Sein zu empfinden. Und was wollte man dafür geben? Wahrheit? Was ist Wahrheit!

Wie stellt sich nun der moderne Mensch mit seinem reicheren Wissen und seinem kritischen Geiste zu der Frage nach ewigem Leben? Die Wissenschaft kann und will sich mit dieser Frage nicht beschäftigen. Und wenn einer aus ihren Reihen derlei Gedanken, die ihm im Verlaufe seiner strengeren Forschung aufgetaucht sind, etwa wie Fechner bekannt gibt, so tut er's auf eigene Rechnung. Eins aber sollte die Menschheit bisher gelernt haben, nämlich, daß es auf dem ganzen Erdenrund keinen Menschen gibt, der hier eine allgemein gültige und sichere Antwort geben kann. Wohl kann der einzelne für sich sagen: Ich habe mich redlich bemüht, über diese Frage klar zu werden, ich habe viel gedacht und viele befragt: Dies hier ist meine Ueberzeugung, ich kann nicht anders. Mag er versuchen, Anhänger zu gewinnen, das ist sein Recht; aber wenn er nicht fähig ist, in Bescheidenheit seinen Lehren hinzuzusetzen: Salvo errore, dann ist er ein Narr, ist einer der Erbfeinde selbständigen Denkens, das der Menschen allerhöchste Kraft ist.

Welche Antwort der einzelne sich selbst auf die Frage des Fortlebens nach dem Tode geben wird, das hängt von seiner Geistesrichtung ab. Weitaus die meisten Menschen sind in ihrem Wesen einem besonderen, meist eng begrenzten Lebenskreise angepaßt, in dem all ihr Fühlen, Denken und Handeln fast restlos aufgeht. Um die allgemeineren Ideen über Welt und Menschenleben wissen sie wohl, es ist ihnen interessant, doch nebensächlich. Sonne, Mond und Sterne sind ihnen eine notwendige Dekoration für ihre Lebensbühne; sie halten sich aber nicht mit Gedanken über die Szenerie auf. Für die Menschen der andern Richtung sind gerade die allgemeinen Ideen und Betrachtungen das ihre Seele am tiefsten Bewegende. Von ihnen gilt, was von Tasso gesagt ist:

> Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
> sein Busen nimmt es gleich und willig auf.
> Das Weitzerstreute sammelt sein Gemüte
> und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Es ist der uralte Gegensatz von Realismus und Idealismus. Und dieser Gegensatz hat nichts zu tun mit den Unterscheidungen von Intelligenz und Unverstand, von Gut und Böse. Narrheit und Geistesschärfe, verächtliche und verehrungswürdige Charaktere gibt es auf beiden Seiten. Freilich, das wirkliche Menschentum beginnt erst mit der Fähigkeit, das Große und Allgemeine in Welt und Leben tiefer zu empfinden.

Digitized by Google

Wie verhalten sich die Realisten zur Lehre von der Unsterblichkeit der Menschenseele? Wiederum ist eine Teilung vorzunehmen. Die einen bejahen diese Frage mit der Annahme eines Glaubensbekenntnisses. Aber alles, was aus dem Gedankenkreise der Idealisten zu ihnen herüberkommt, sei es Dichtung oder ahnungsvolles, gefühlsmäßiges Erkennen, das wird von ihnen zu einem festen, haltbaren Gewebe verarbeitet, sie formen daraus Dogmen und handliche Vorstellungen. Und die Beweisführung wird ihnen ersetzt durch die Autorität. So hat sich die Masse immer den großen Idealisten, den Religionsstiftern gegenüber verhalten; sie kann nicht anders, es ist ihre Natur, so zu sein, und nur der Fanatismus ist zu verurteilen, der Form und Inhalt verwechselt. Da, wo die Fähigkeit, an eine Autorität zu glauben, bei einem Realisten nicht von vornherein vorhanden ist, da ist die Folge gänzliche Interesselosigkeit solchen Fragen gegenüber oder krasser Materialismus. Natürlich ist der rein und scharf ausgeprägte Typus nach jeder Richtung hin selten.

Der philosophische Idealismus hat mancherlei Ideen gesponnen über die Fortdauer der Seele. Davon erzählen Bände. Am Ende aber bleibt es keinem erspart, sich seinen Weg aussuchen oder neu suchen zu müssen. Und die Gelehrsamkeit ist dabei gar nicht so sehr im Vorteil.

Würde man einem Menschen sagen: Je nach längeren Zeiträumen wirst du dich zu einem tiefen Schlafe niederlegen, aus dem du erinnerungslos als neuer Mensch in neuer Umgebung erwachen wirst, so würde er wohl bedenken, daß es ihm geschehen könnte, liebe Erinnerungen und eine liebe Gegenwart dereinst verlassen zu müssen, daß aber andererseits solch ein Schlaf eine Erlösung sein könnte. Von kostbarem Werte aber wäre ihm die Zusicherung, sein Ich würde in alle Ewigkeit dauern. Und welch eine Aussicht eröffnete sich, in stets neuer Kraft alle Möglichkeiten des Seins erfahren zu können. Und doch hat man ihm Tod und Geborenwerden verkündet, das alte Lied. Denn das Ich ist nur eine Fiktion. Soll es der jeweilig bewußte oder dem Bewußtsein zur Verfügung stehende Seeleninhalt sein, dann ist man schon oft gestorben. Es kann einem begegnen, daß ihm das Ich, das er selber einst war, vollkommen unbekannt oder ein gänzlich Fremdes geworden ist, daß ihm das Ich eines Schriftstellers aus alter Zeit verwandter ist als er sich selber. Und doch hätte er damals sich selber vielleicht um alle Welt nicht missen wollen. Ein solches Ich ist also ein stetes Wechseln; ein jeder meint aber mit seinem Ich etwas Dauerndes. Eben das ist die Fiktion, daß man meint, das Ich sei etwas individuell fixiertes Dauerndes. Was man aber mit dem Ich benennt, das ist das Seinsgefühl, das nicht individuell ist, das überall vorhanden ist, das Innere des Universums bedeutet, die Gottheit selbst, das überall Leben Schaffende und zugleich sich selbst Empfindende. Darum kann man zu allem Seienden sprechen: Das bist du. Das, was man gewohnt ist, sein Ich zu nennen, jene gerade vorhandene Kette von Gedanken, Gefühlen, Willensbestrebungen, verhält sich zur Gottheit wie die Einzelidee zum gesamten geistigen Leben eines Menschen. In allen Wesen, in allem Sein offenbart sich das eine in wechselnder Gestalt. Wie etwa, um im Gleichnis zu reden, Shakespeare jede einzelne seiner Dramenfiguren selber war, jedesmal seinen Geist als eine individuell abgeschlossene Gestalt offenbarte und diesen seinem Bewußtsein wieder vergehenden Gestaltungen gegenüber das eine, das Dauernde war, so lebt das überall gleiche Seinsgefühl in allem Wesen. Brutus, Hamlet, Antonius, sie sind über Zeit und Raum hinweg ein Wesen, nämlich Shakespeare. Das wirkliche Ich ist unvergänglich, und der Tod ist ein Freund, der nur die Erinnerung auslöscht, damit wir der Qual des Ahasverus entgingen. Und es ist schon richtiger sich daran zu halten, wie die Griechen den Tod gebildet haben. Die Fackel verlöscht, aber die Flamme verschwindet nimmer aus der Welt und ist überall sie selbst. Zur Fiktion des Ich sind wir im praktischen Leben fortwährend gezwungen, denn es ist eine zweckmäßige Einbildung. Sie ist es ja, die uns antreibt, unser individuelles Sein, die Kette der Seelenvorgänge zu erhalten und zu verlängern. Ein Mensch, dem die uns

Digitized by Google

fremd anmutende Erkenntnis von der Fiktion des Ich zur selbstverständlichen Gewißheit würde, der wäre frei von Tod und Leid. Aber es gehörte eine ungeheure Hochentwicklung dazu, wenn vernünftig ruhiges, bewußtes Streben den blinden Trieb zur Fortführung des Daseins ablösen sollte; es gehörte eine sorgfältige Erziehung durch Generationen dazu, die blinde Torheit des Naturtriebes in weises beruhigtes Streben umzuwandeln, das nicht leben will aus Furcht vor dem Tode, sondern eine der unendlichen Lebensmöglichkeiten durchleben will. Uns selber aber ergeht es wie Moses mit dem gelobten Lande; wir können die Einheit des Seins nur ahnen. Da sitzt ein einsamer Mensch mit träumender Seele am Ufer des weiten Meeres, alles Vorstellen und alles begriffliche Denken entschwindet ihm, es ist, als ob sein Gemüt zum Empfindungsmittelpunkt all des ihn umgebenden Seins würde, und wieder eines anderen Seele ist versunken im Anhören einer wunderbaren, beseligenden Musik, die sie in tiefer Selbstvergessenheit empfindet, das Viele in harmonischer Einheit. — Solche Momente sind es, die den Daseinszustand der Gottheit ahnen lassen. Alle Dissonanz von Gut und Böse, Schmerz und Leid wird zur Harmonie, wie sich ja alle Dissonanzen im Atomgetriebe des gesunden Körpers zum frohen Lebensgefühl auflösen. So nur wäre auch eine Theodicee möglich. Je enger ein Mensch seinen Lebenskreis begrenzt, desto weniger hat er teil an dem Bewußtsein ewigen Lebens. Es gilt, sein Selbst zu erweitern zur Liebe zu allem Sein die ja erst dann einen Sinn hat, wenn man aus tiefster Erkenntnis zu allem Daseienden sprechen kann: Das bist du. Durch alle Möglichkeiten des Seins wandelt das schaffende und fühlende All-Eine sich stets durch den Lethetrank des Todes zu neuer Kraft erhebend.

„Und solang du dies nicht hast,
dieses Stirb und Werde,
bist du nur ein trüber Gast
auf der schönen Erde."

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Im Kampfe mit der Sphinx des Universum erringt der rastlos forschende Menschengeist immer neue Erfolge und erweitert mit Riesenfortschritten die stets nur relativen Grenzen menschlichen Wissens. Unsere Kenntnis von der Beschaffenheit und den Bewegungen der Fixsterne, die als Sonnen fernster Weltensysteme gelten können, hat in der letzten Zeit bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Man klassifiziert jetzt die vielen Millionen Sternen nach ihren Spektren, da erst die Anwendungen des lichtzerlegenden und lichtanalysierenden Spektroskops, sowie die damit verbundenen spektralphotographischen Aufnahmen der Sterne uns über Natur und Beschaffenheit jener fernsten Welten Aufschluß geben konnten. Mochten die Fernrohre noch so große Dimensionen erreichen — und wir haben jetzt gewaltige Teleskope mit Objektivlinsen von über einem Meter im Durchmesser —, die in schier unendlichen Entfernungen von Sonnensystem befindlichen Fixsterne erschienen doch immer nur als leuchtende Punkte, ohne wie die Planeten, Monde oder die Sonne selbst ihre Oberflächenbeschaffenheit dem spähenden Forscherauge zu enthüllen. Aber seit der Menschengeist in der Spektralanalyse oder in demjenigen astrophysikalischen Wissenszweige, der durch Zerlegung und Prüfung des Lichtes im Spektroskop sowie durch photographische Aufnahmen von Spektren ferner Gestirne im spektralphotographischen Apparat wunderbare Mittel und Wege gefunden hat, um Einblick in die chemische Beschaffenheit fernster Himmelskörper zu gewinnen, lassen sich grade über die Konstitution der in eigenem Lichte leuchtenden Fixsterne interessante Aufschlüsse erhalten. Nach den voneinander verschiedenen Spektraltypen unterscheidet man im großen und ganzen vier verschiedene Klassen von Sternen: weiße, mit besonders deutlichen Wasserstofflinien im Spektrum, rote Sterne, die hauptsächlich Linien im orangefarbenen

Digitized by Google

Spektrum aufweisen, rötliche Sterne mit mehr oder weniger verwaschenen Spektralbanden, und endlich gelbe Sterne, deren Spektrum demjenigen unserer Sonne ähnelt. Neuerdings ist es nun auch gelungen, sich aus spektroskopischen Messungen ein Bild über die Temperatur der Fixsterne zu machen. Dabei hat sich herausgestellt, daß es Sterne mit sehr hohen, bis 400,000 Grad Celsius hinaufreichenden Temperaturen gibt, ferner Fixsterne mit mittleren Wärmegraden von etwa 50 000 und endlich Sterne mit niedrigen Temperaturen von rund 2200 Grad. Außerdem weisen die besonderen, unserer Sonne auch im übrigen ähnlichen Fixsternsonnen einen Wärmegrad von etwa 5000 Grad auf, der also mehr oder weniger der Temperatur des Zentralkörpers unseres Planetensystems entspricht.

Auch vom Monde, dem ständigen Begleiter der Erde, liegen neue Wahrnehmungen über seine Oberflächenbeschaffenheit vor, die vielleicht allgemeines Interesse beanspruchen. Mit Recht sagt man, daß unser Trabant wie ein Totenkopf oder auch als „memento mori" den Planeten Erde umkreist, da er im allgemeinen den Eindruck eines völlig erstarrten und erkalteten Himmelskörpers ohne merkbare Atmosphäre macht. Man nimmt ferner an, daß nach vielen Jahrmillionen unser von Menschen bewohnter Planet einmal wie sein Zukunftsbild, der Mond, aussehen dürfte. Auch der Mond hat sicherlich früher einmal eine dichte Atmosphäre gehabt, die jedoch allmählich bei der immer weiter fortschreitenden Abkühlung des Mondes von den Gesteinen absorbiert sein dürfte. Aber auf dem Monde scheint doch noch nicht alles im Zustande absoluter Erstarrung zu sein, vielmehr konnten gelegentlich sogar kleine Veränderungen auf unserem Satelliten nachgewiesen werden. So fand man neuerlich auf den besten Pariser Mondphotographien einen kleinen Berg, der im Vergleich zu früheren Aufnahmen nicht unerhebliche Gestaltsänderungen aufweist. Das würde auch mit ähnlichen Wahrnehmungen an anderen Mondgebilden übereinstimmen, die jetzt sogar ganz verschwunden sind, während sie von älteren und absolut zuverlässigen Mondforschern deutlich beobachtet und vermessen werden konnten. Man sieht daher, daß ein Werden und Vergehen im Universum auch noch auf dem für ganz erstarrt geltenden Monde stattfindet, der gelegentlich wegen seiner vielen, nach berühmten Astronomen genannten Krater auch als „Kirchhof der Astronomen" bezeichnet wird. Außer dem Monde, der durchschnittlich nur 385 000 Kilometer von der Erde entfernt ist (sämtliche Schienenlängen aller Eisenbahnen auf der Erde ergeben etwa das dreifache dieser Distanz), kennt man eigentlich nur noch bei unserem Nachbarplaneten Mars die Oberflächenbeschaffenheit einigermaßen genau. Tages- und Jahreszeiten auf diesem auch sonst der Erde so ähnlichen Himmelskörper gleichen den irdischen, nur ist der Verlauf der Marsjahreszeiten etwa doppelt so lang wie bei uns. Während die Erde zu drei Vierteln mit Wasser und nur zu einem Viertel mit Land bedeckt ist, besteht auf dem Mars das umgekehrte Verhältnis in der Verteilung von Wasser und Land. Geradezu frappant aber sind die sicher konstatierten Messungen über die großen, auf dem Planeten Mars vorhandenen Polarzonen aus Eis und Schnee, die, ähnlich wie auf der Erde, in dem Winter der betreffenden Marshemisphäre anwachsen und im Sommer wieder abschmelzen.

Diese, mit dem Verlauf der Jahreszeiten auf dem Mars ganz wie auf der Erde zusammenhängende periodische Zu- und Abnahme des Polareises tritt auf unserem Nachbarplaneten jedoch in wesentlich verstärktem Maße hervor als bei uns, da dort die Wärmekontraste zwischen der täglichen Erwärmung und Abkühlung erheblich größer sind. So konnte man häufig beobachten, daß z. B. der Eisfleck auf dem Südpol des Mars zur dortigen Sommerszeit vollständig abgeschmolzen war und die ganze Südpolarzone mit Wasserüberschwemmungen bedeckt wurde. Wie viel leichter müßte daher auf dem Mars eine Erforschung des Südpols sich gestalten, als hier auf dem Planeten Erde!

Diese Betrachtungen astronomischer Art leiten unmittelbar zur Mutter Erde über, von deren Besonderheiten am Schluß noch eini-

Digitized by Google

ges mitgeteilt sei. Die Erforschung des antarktischen Gebietes unserer Erde hat in letzter Zeit viele Erfolge und zugleich auch herbe Enttäuschungen gebracht. Nachdem der kühne Norweger Amundsen den Südpol erreicht und dort wichtige erdphysikalische Messungen ausgeführt hat, kehrte er wohlbehalten heim und bereitet sich jetzt zu neuer Polarfahrt nach den eisigen Gefilden der Arktis vor, wo aller Wahrscheinlichkeit nach bisher nur der Amerikaner Peary hingedrungen sein dürfte. Nach Amundsen wurde nun der Südpol unserer Erde von dem Engländer Scott erreicht, der wie ein echter Forscher in die Eiswüsten der Antarktis vordrang, aber leider auf der Rückkehr vom Pol den Unbilden der dortigen Witterung mitsamt seinen wenigen Gefährten erlag. Wie ein wahrer Held ging dieser englische Forscher unter, der im Sterben noch vor allem seine wertvollen wissenschaftlichen Aufzeichnungen zu retten suchte, die jeder Voraussicht nach unsere Kenntnisse über die Antarktis wesentlich bereichern werden. Von Scott und seiner tragischen Erreichung des Südpols kann man mit Umwandlung der Worte Caesars wohl sagen: „er kam, siegte und starb". Sein Tod aber ist ein Wahrzeichen zugleich dafür, daß der Menschengeist im Kampfe mit den Geheimnissen der Natur vor nichts zurückschrecken soll, wenn es gilt, den Schleier der Wahrheit zu lüften. —

Karl Philipp Moritz.

Von

Hugo Marcus.

Karl Philipp Moritz ist der Jacobsen des achtzehnten Jahrhunderts. Als ich in jungen Jahren, durch die geheimnisvollen Andeutungen der Literaturgeschichten angeregt — es fanden sich immer nur Andeutungen —, nach seinem psychologischen Roman Anton Reiser fahndete, konnte ich in meiner Heimat das Buch nirgends auftreiben. Dafür war der Anton Reiser das Erste, was ich mir aus der Berliner Königlichen Bibliothek holte; und zwar erhielt ich ihn dort in der ehrwürdigen Urausgabe, so daß ich mir einbilden konnte, Karl Philipp selbst habe das Exemplar noch in Händen gehabt. Denn er war, bevor er sich seinem Amte durch die Flucht entzog, eine Weile lang Professor am Berliner Grauen Kloster. — Inzwischen hat 1886 Ludwig Geiger den Anton Reiser für den engeren Kreis der Literaturfreunde zugänglich gemacht durch die Neuausgabe in den „Deutschen Literaturdenkmälern". Und vor einigen Jahren ist er auch in Reclam erschienen, indessen ohne bisher die ihm gebührende allgemeinere Beachtung gefunden zu haben. Ist es doch nicht das erstemal, daß eine Reclamausgabe der Verbreitung eines Autors vorausgeeilt wäre; man muß sich nur wieder an Jacobsen erinnern. Neuerdings aber hat es sich der rührige Münchener Verlag von Eduard Möricke zum Ziele gesetzt, noch einmal für Moritz zu werben. Es geschieht durch eine besonders handliche, schmucke und dabei so billige Neubearbeitung, daß nunmehr jeder, der irgend Lust hat, sich das einst so seltene Buch für nicht mehr als zwei Mark zu eigen machen kann.

Im Anton Reiser findet der Leser psychologische Selbstbeobachtungen von einer Feinheit, wie sie dem ganzen achtzehnten Jahrhundert sonst fremd sind. Was sich bei den Klassikern zur allgemeingültigen Maxime erweitert, was bei Jean Paul in das Farbenwunder lyrischer Aphorismen eingeht, das bleibt bei Moritz unmittelbarer Ausdruck und höchst persönliches Datum eines inneren Erlebnisses. Diese, seine moderne Art zu sehen, trifft jedoch mit einem Schicksal zusammen, das, wie kaum ein anderes, im Duft des achtzehnten Jahrhunderts steht. Es gibt wohl keinen typischen Vertreter jener so einzigartigen Epoche, von dem Moritz nicht Züge trüge oder durch die Zeitatmosphäre suggeriert erhielte. Denn seiner so überaus empfindlichen Natur strömen auch ohne die modernen Vermittlungen, ja, ohne Mittel überhaupt, die Einflüsse des Lebens zu, man weiß nicht, auf welchem Wege. Was veranlaßte den vierzehnjährigen Schüler, der einem Hut-

Digitized by Google

macher aus der Lehre gelaufen war, sich dem religiösen Konventikelwesen in die Arme zu werfen, das damals in Norddeutschland eben erst aufkommen wollte, und in den merkwürdigsten Kreisen nach einem besonders erfahrenen und geläuterten Menschen zu suchen, dem er die Leitung seiner Jugend anzuvertrauen gedachte? Wie kam dann später der bettelarme Kleinstadtgymnasiast, der sich von Brotrinde nährte, darauf, Shakespeare und Spinoza selbständig für sich zu entdecken, gerade, als diese Großen sich anschickten, aus ihren Gräbern heraus das geistige Leben des Pietismus zu revolutionieren? Die Theaterleidenschaft teilte Moritz mit Goethe, und mit Rousseau verband ihn jenes schweifende Temperament, das sich unter jederlei Entbehrungen sein Schicksal sucht und niemals geduldig ist, es abzuwarten. Die höchsten Punkte eines bedeutenden Lebens von vor hundertundfünfzig Jahren, die Reise zu Goethe und die Reise nach Italien, fehlen auch in Moritz' Weltgange nicht. Und mit den Größten seiner Zeit teilt er jenen universalistischen Zug, der es, wie diesen, auch ihm ermöglicht hat, seinen Namen auf den Blättern mehrerer Gebiete zu verewigen. Moritz ist der Begründer der ersten psychologischen Fachzeitschrift, der Blätter für Erfahrungsseelenkunde, und was er als Aesthetiker geleistet hat, darüber verdanken wir besonders Max Dessoir die interessantesten Aufschlüsse.

Der edelste Luxus, der eines geistigen Lebens, ist nur möglich auf zweierlei Basis. Es bedarf dazu eines erheblichen Reichtums oder großer Bedürfnislosigkeit. Der Geist der Renaissance erhob sich auf sehr solidem materiellen Fundaments, und er sprach sich aus in Stein, Bronze und kostbaren Bildern. Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts lebte unter, ja, man kann sagen, von materieller Entbehrnis und sprach sich in Gebilden der Phantasie und des Gedankens aus, in literarischen Schöpfungen, die wohlfeiler sind als die der konkreten Künste. Gerade im Kontrast zwischen materieller Bedürfnislosigkeit und äußerst gesteigerten geistigen Bedürfnissen aber liegt vielleicht der höchste Charme des klassischen Jahrhunderts. Und keiner hat die heroische Freiheit auf der Grundlage materieller Anspruchslosigkeit so sehr zum Prinzip seines Lebens erhoben wie Karl Philipp Moritz.

Bauernspiele.

Von

Julius Bab.

Dazu dichtet und spielt man Stücke mit Bauern? Ist der Reiz kein anderer, als Kostüme, Gebräuche und Lebensverhältnisse zu zeigen, die dem städtischen Publikum fremd und deshalb interessant sind? So mag sich die Völkerkunde für das gefällige Illustrationsmaterial bedanken, die Kunst hat mit diesen Produkten nichts zu tun. Es könnte aber wohl sein, daß es künstlerische Gründe gibt, einen dramatischen Vorgang unter Bauern spielen zu lassen. Und der größte deutsche Bauerndichter, Ludwig Anzengruber, hat in der Vorrede zu seinem „Sternsteinhof" diese Gründe unübertrefflich dargelegt: „— — es geschieht dies — lediglich aus dem Grunde, weil der eingeschränkte Wirkungskreis des ländlichen Lebens die Charaktere weniger in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit beeinflußt, die Leidenschaften, rückhaltlos sich äußernd oder in nur linkischer Verstellung, verständlicher bleiben und der Aufweis: wie Charaktere unter dem Einflusse der Geschicke werden oder verderben, oder sich und andern das Fatum setzen, — klarer zu erbringen ist an einem Mechanismus, der gleichsam am Tage liegt, als an einem, den ein doppeltes Gehäuse umschließt und Verschnörkelungen und ein krauses Zifferblatt umgeben; wie denn auch in den ältesten, einfachen, wirksamsten Geschichten die Helden und Fürsten Herdenzüchter und Großgrundbesitzer waren und Sauhirten ihre Hausminister und Kanzler."

Wenn also der stoffliche Wert der älteren und einfacheren Zivilisationen für den Dramatiker darin beruht, daß gewisse Elementarkonflikte hier reiner und klarer zum Ausdruck kommen als in der bürgerlichen Welt, daß hier

Digitized by Google

Leidenschaften und Launen weit weniger durch Reflektionen gebrochen, durch Zeremonien verhüllt sind, so ist die oberste Pflicht des Dichters, der ein Bauernstück schreiben will, auch den Naturlaut seiner Landbewohner schonungslos klar und rein zu geben, und seine oberste Sünde heißt, durch einen wahrscheinlich psychologisch falschen und sicherlich künstlerisch unzweckmäßigen Zusatz von reflektierendem Sentiment den stilistischen Wert seiner Figuren wieder zu vernichten. Wenn in einem Gesellschaftsstück jemand (ohne daß eine satyrische Absicht des Autors dabei vorwaltet) statt lebensfähige, literaturfähige Worte redet, so ist das eine einfache Sünde. Im Bauernstück ist es eine doppelte, weil es die Form und den Stoff zugleich zerstört.

Die beiden Bauernstücke, die man letzthin in Berlin gespielt hat, sind beide sichtbar von dieser Gefahr bedroht, unterliegen ihr jedoch beide nicht ganz. Der alte Ganghofer hat eine einaktige Komödie geschrieben, die „Tod und Leben" heißt, im Lessingtheater gespielt wurde und durch das glücklich ergriffene Motiv den Verfasser vor pseudopoetischen Sentiments wahrscheinlich hier mehr als in irgend einer seiner anderen Schriften geschützt sein läßt. Zwei Gasthaustische: an dem einen ein ehelicher Leichenschmaus, an dem anderen ein außerehelicher Kindtaufschmaus. Die Kreise berühren einander, und sehr bald schwimmt die Lebenslust oben; zumal zwischen den beiden Familien des Totengefolges lebhafte Zwistigkeiten ausbrechen, die hernach die beendete Ehe in ein sehr fragwürdiges Licht rücken. Der rüstige Witwer räumt raufend den Saal und die tüchtige Kellnerin wird ihn trösten. Wie hier sehr einfache, Leben bejahende Instinkte, konventionelle Trauerposen über den Haufen rennen, das ist von einer nicht nur oberflächlichen Lustigkeit.. Der szenische Entwurf erinnert an Mongrés prachtvollen „Arzt seiner Ehre", wo alkoholische Fröhlichkeit die beiden Tische mit den todernsten Duellgegnern kräftig zusammenbringt. Ganghofer hat nur den Nachteil, daß sein Kindtaufstisch außerhalb des kleinen dramatischen Konflikts bleibt, das bischen Spannung liegt nur innerhalb des Leichengefolges, und die Fröhlichen bringen lediglich die Auslösung. Das nimmt dem Akt etwas die dramatische Einheit. Zudem hat Ganghofers in Einzelheiten recht glücklicher Witz nicht entfernt die lückenlose Kontinuität Mongrés. Und ab und zu drohen sogar ernsthaft sentimentale Betrachtungen über den „Sinn des Lebens." Aber es geht schnell genug vorüber, um die Lustigkeit des Stückes nicht zu brechen, das in der Ausführung nur halb geglückt, im Entwurf doch reizvoll genug ist, um die Aufführung an einer künstlerischen Bühne zu rechtfertigen.

Eine junge Dichterin, die sich Martha Vogt nennt, hat eine fünfaktige Bauerntragödie geschrieben: „Die Hexe", die in der „Neuen Freien Volksbühne" gespielt wurde. Daß diese Dichterin von Anzengruber und von Hauptmann viel gelernt hat, ist gewiß kein Vorwurf. Daß aber ihre Menschen zuweilen nicht die Worte sprechen, die mit unmittelbarem Zwang aus der Situation herauswachsen, die vielmehr als literarische Reminiszenz unsere Illusion von der Wirklichkeit der dargestellten Menschen bedrohen, das ist die Gefahr, — die doppelte Gefahr dieses Bauerndramas. Der ohnehin etwas langsam und breit geführte Gang der Handlung wird immer wieder durch allgemeine Reflektionen verschleppt, die nicht nur in ihrer sprachlichen Form das Leben der Gestalten, sondern auch ihrem Inhalt nach den Bauerncharakter, die gemeinte Instinktklarheit des ganzen Milieus gefährden. Um so mehr beweist es für die Kraft dieses noch unsicheren und unreifen Talentes, wenn sich durch alle Gefährdungen die bannende Macht der ursprünglichen Lebensvision durchsetzt, und nicht wegen, sondern trotz der vielen eingestreuten Reflektionen, das Weltgefühl der Verfasserin auf uns übergeht. Und zwar ist dies Grundgefühl elementarisch stark genug, um die Verkörperung gerade in einem Bauernmillieu als gerechtfertigt erscheinen zu lassen: Das Dorf ist die Welt, und in dieser Welt tobt der Kampf der brutalen Kraft wider den Geist, den Geist der Liebe und der Gerechtigkeit. Und er formt sich hier, — das ist das weiblich einseitige, aber auch das echte, starkempfundene des

Digitized by Google

Dramas, — zu einem Kampf der Männer gegen die Weiber: die reichen Hübnerbauern sitzen wie menschenfressende Wölfe seit Generationen auf ihrem Hof, und verschlingen die Gewissen der Männer und die Leiber der Frauen. Die eine hat sich erhängt, die andere ist ins Wasser gegangen, die dritte schleicht wahnsinnig, ihre ungeborenen Kinder suchend, durchs Dorf — alle Opfer dieser tierisch starken Männlichkeit. Die mißgestaltete siebzigjährige Alte, die alles mit angesehen und ertragen hat, und die ihrem wüsten Treiben den unbeirrbaren Widerstand eines liebenden, gerechten Sinnes entgegensetzte, treiben sie schließlich als Hexe vom Dorf. Denn sie ist ihnen verhaßt als ihr böses Gewissen. Als die Alte aber in ihrem Exil eine neue Mordtat des Hübnerbauers am weiblichen Geschlecht erfährt, da bricht auch aus dieser Menschenseele der Teufel gewalttätigen Hasses los: mit den Händen der Wahnsinnigen stiftet sie einen Brand und bringt, wie eine wirkliche Hexe, von fernher den Hübnerbauern den Tod. Dann aber will sie, die so den guten Geist ihres Lebens an den Teufel verloren hat, nicht länger leben und gibt sich selbst einen Hexentod in den Flammen. — Das steht mit grimmigen, großen, starken Zügen widereinander, ist gefühlt und geschaffen von einer so großen, leidenschaftlichen Bitternis, daß man trotz aller kleinlichen und konventionell literarischen Schnörkel, doch die Handschrift eines starken Menschen und eines echten Künstlers erkennen muß. Urinstinkte der Menschen ringen hier widereinander und ihre mythische Reinheit wird eher in der geschlossenen Welt eines Dorfes als in der problematischen Zivilisation unserer Städte gestaltet werden können. Mit einem innerlich zureichenden Grunde ist diese „Hexe" ein Bauernspiel.

Randbemerkungen.

Sternickel.

Die Sensation ist in aller Herren Länder der Tagespresse liebstes Kind. Um des Publikums willen, das die anständige Sensation, das heißt die Sensation, die nicht nach dem Muster der Revolverpresse von Privatklatsch lebt, in ihrer Zeitung unter allen Umständen zu finden wünscht. Wie sollte es auch anders sein? Solange es Presse und Publikum gibt, wird das Ueberraschende stets das Reizvollste sein. Ein großer Prozeß, der von Verborgenem den Vorhang lüftet, eine überraschende Tat, Berichte, die uns Einbrecher und Mörder bei ihrem grausem Handwerk zeigen, auch das sind Spiegelbilder des Lebens, und die Menschheit fordert ihren Teil daran. Jeder Tag bringt seine Sensation hervor. Wie sollte die Zeitung, die dem Tage dient, ohne Sensation sein?

Die Sensation dieser Woche hieß Sternickel. Die Tagespresse tat ihre Pflicht. Das höchst natürliche Bedürfnis zu erfahren, wie dieses Schandbuben Bluttat in Wirklichkeit aussah, hat sie an der Hand der Prozeßberichte mit einer Gewissenhaftigkeit befriedigt, die dem zahlenden Abonnenten auch keine noch so grauenhafte Einzelheit schuldig blieb. Darüber ist nichts zu sagen. Geschäft ist Geschäft. Aber wenn selbst der anständige Teil unserer Tagespresse sich dazu hinreißen ließ, in der gleichfalls kaufmännisch-journalistisch nicht unentbehrlichen „Kulturbetrachtung" zu diesem Verbrecherleben von Sternickel als einem der „größten Verbrecher aller Zeiten" zu reden, so heißt das doch, des Guten zu viel zu tun. Sternickel der „Große" ... So webt der Wunsch, dem Zeitungsleser unserer nüchternen Gegenwart auch dann und wann eine Prise „Romantik" zu servieren, selbst um dieses primitivsten Mordbuben Haupt noch die Gloriole verbrecherischer „Größe".

Auch das ist nicht weiter tragisch zu nehmen? Gewiß nicht. Der gebildete Leser weiß: Hier liegt eine Sprachdummheit vor und liest statt „größter" Verbrecher schon von selbst „niederster" Verbrecher. Aber wenn der Verbrechernachwuchs in den Bouillonkellern von Berlin N von dieser Erhebung zur „Größe" liest, so wird einer oder der andere durch diese Sprachdummheit vielleicht dazu gereizt, einst in den deutschen Zeitungsspalten als der Verbrecher zu figurieren, der noch „größer" als Sternickel ist.

Digitized by Google

Der Staat als Arbeitgeber.

Wenn Vertretern unserer Regierung im Reichstage vorgehalten wird, daß die Besoldung oder Entlohnung der unteren Beamten und der Staatsarbeiter zu niedrig sei, so antworten sie regelmäßig, der starke Andrang zu deren Stellungen beweise das Gegenteil. Als z. B. am 7. März vorigen Jahres die Budgetkommission des Reichstages mit den Staatssekretären des Reichspostamts und des Reichsschatzamts über den Postetat verhandelte, und von verschiedenen Seiten eine Verbesserung der Lage der Postunterbeamten in den großen Städten gefordert wurde, gaben die beiden Regierungsmänner zwar zu, daß die Löhne der Postboten vielfach unter denen privater Betriebe für entsprechende Arbeitskräfte stehen, widersetzen sich aber allen Aufbesserungsvorschlägen mit der Begründung, daß der Andrang trotz der niederen Besoldung ein „ganz enormer" sei, „da die in Aussicht stehende sichere Anstellung mit Pensionsanspruch sehr hoch eingeschätzt werde." Im gleichen Sinne erklärte Staatssekretär Kraetke noch jüngst vor dem Plenum des Reichstags bei Beratung des Postetats: „Die Wünsche des Hauses bezüglich der Arbeiter gehen zu weit . . . Wenn unsere Löhne wirklich zu niedrig wären, bekämen wir keine Arbeiter." Genau so sprach noch am 5. März der Minister der öffentlichen Arbeiten v. Breitenbach im Abgeordnetenhause, als er auf Angriffe des Abgeordneten Leinert antwortete: „Glauben Sie, daß, wenn auch nur der geringste Teil der Ausführungen des Abgeordneten Leinert zuträfe, sich bei der Verwaltung in guten und schlechten Zeiten soviel Anwärter meldeten?" Unsere Minister huldigen also noch der längst veralteten, manchesterlichen Auffassung, daß sich unter den bestehenden Verhältnissen aus dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage auf den Arbeitsmärkten gerechte Löhne ergeben müssen. Es ist gewiß richtig, daß mehr und mehr der Staat oder die Gemeinde als Schutzanstalten mißbraucht werden, worin der einzelne Arbeitsverkäufer vor kapitalistischer Ausbeutung Zuflucht sucht und daß das starke Angebot von Anwärtern für den Dienst des Staates oder der Kommune in Wirklichkeit die Ursache, nicht die Wirkung der unaufhörlichen Ausdehnung der Bureaukratie bedeutet. Denn wie ließe es sich sonst erklären, daß die öffentliche Meinung immer so überraschend schnell damit einverstanden ist, wenn Staat oder Gemeinde neue Aufgaben übernehmen und neue Aemter für neue Beamte schaffen? Woher aber kommt es, daß immer weitere Kreise im Volke für ihren Nachwuchs eine sichere Versorgung durch fortwährende Vermehrung staatlicher oder gemeindlicher Futterkrippen wünschen, obschon man wohl weiß, daß das starke Anschwellen des Beamtenheeres bei der Kräftevergeudung, die in öffentlichen Betrieben noch üblich ist, die breiten Volksschichten durch Steuern immer stärker belasten muß? Das ist darauf zurückzuführen, daß unsere Regierenden im Dienste einer Wirtschaftspolitik stehen, die im freien Erwerbsleben die Möglichkeiten für besitzlose Arbeitsverkäufer, ihr und der Ihrigen Dasein zu fristen, geschweige einträgliche, zu Wohlhabenheit führende Positionen zu erringen, immer mehr verringert. Sie halten es mit denen, die es dem kleinen Landwirt mehr und mehr erschweren, sich auf der eigenen Scholle zu behaupten und die dem landlosen Volksgenossen den Zugang zu der primären Erwerbsquelle, dem Grund und Boden, durch immer höhere Schranken versperren. Lebhafte innere Kolonisation und regste Förderung der heimischen Industrie würden mit der Zeit die Stagnation im freien Wirtschaftsleben aufheben und damit die Hauptursache für den starken Andrang zu den Beamtenstellungen beseitigen. Für die Ware Arbeitskraft kann das freie Spiel von Angebot und Nachfrage einen gerechten Preis nur erwirken, wenn natürliche Verhältnisse vorherrschen, wenn jedem Arbeitswilligen in erreichbarer Nähe der Zugang zum Boden offen steht. Wo, wenn und soweit solcher gesperrt ist, muß durch sozialpolitische Maßnahmen einer Ausbeutung besitzloser Arbeitsverkäufer entgegengewirkt werden. Statt diese Ausbeutung munter mitzumachen, sollten also unsere Machthaber erst einmal dafür sorgen, daß im privaten Wirtschaftsleben gesunde Arbeitsverhältnisse geschaffen werden; dann werden sie bald wahr-

Digitized by Google

nehmen, daß sich keine Volksgenossen finden, die für das bischen Versorgungssicherheit, das der Staat ihnen — bei „gutem" Betragen — bietet, bereit wären, sich diesem für eine so kärgliche Besoldung zu verdingen, wie die unserer Postschaffner oder Briefträger.

Otto Corbach.

Vorbildliches aus Mannheim.

Es sind erst wenige Jahre her, daß sich in Mannheim eine Städtische Kunsthalle etablierte und mit bescheidenen Kräften eingriff in das nüchterne Getriebe dieser industriellen Stadt. Und es ist noch weit kürzere Zeit vergangen, daß an die Spitze eben dieser Kunsthalle ein junger Direktor gesetzt wurde, von dem viele sagten, er sei ein rettungsloser Idealist. Aber Dr. Fritz Wichert hat das Unmögliche möglich gemacht, er hat den Phantomen Gestalt gegeben und nicht nur seine Galerie auf eine wahrhaft moderne und vorbildliche Weise ausgestattet, sondern er hat auch in dem „Freien Bunde zur Einbürgerung der bildenden Kunst in Mannheim" eine Organisation geschaffen, in der sich Tausende — Arbeiter und Lehrer, Handwerker und Studenten, Kaufmannslehrlinge und Offiziere — mit einer nie geahnten Begeisterung zusammengefunden haben, um in volkstümlichen Vorträgen und didaktischen Ausstellungen den lastenden Alltag dieser mit fast amerikanischem Hochdruck arbeitenden Stadt für wenige Stunden gemeinsam zu vergessen.

Die Wucht, mit der sich diese Bewegung erschlossen, ist einzig. Sie entsteht, ohne daß einer auch nur geahnt hätte, daß ein derartiges Interesse für bildende Kunst vorhanden ist; lawinenartig wächst sie, eisern umfaßt sie schließlich die gesamte Stadt. Aber mit landläufiger Volksbildung hat das alles nichts zu tun. Hier nämlich wird nicht verwässert, hier werden nicht die Kunstwerke des leichteren Verständnisses wegen „degradiert", sondern hier werden die vielen langsam hinangeführt. Und wir erleben das Unglaubliche, daß ein tausendköpfiges Publikum der denkbar verschiedensten Gesellschaftsschichten andächtig etwa vor einem Gemälde Max Pechsteins steht und es genießt wie eine Rembrandtsche Radierung. Daß die Leiter der Mannheimer Bewegung — aber es ist ja im Grunde immer nur dieser eine ruhelose, sich aufopfernde Dr. Fritz Wichert — die üblichen „Wassersuppen fürs Volk" verschmähen und die Bundesmitglieder gerade den aristokratischen Höhen der Kunst entgegenführen, daß sie die Ihren gleichsam in einen förmlichen Rausch hineingeleiten, anstatt fernab simple und einfältige Lehrstunden zu arrangieren, — dieser Umstand eben ist es, der eine volksbildnerische Bewegung eigentlich zum allerersten Male durchhalten und sie größer und mächtiger wachsen ließ als alle voraufgegangenen. —

In diesen Wochen nun hat die Wichertsche Bewegung eine ungeheure Stärkung erfahren. Geheimer Kommerzienrat Dr. Karl Reiß und seine Schwester Fräulein Anna Reiß — beide seit Jahrzehnten schon die Wohltäter Mannheims — stifteten an ihrem Lebensabend ihr gesamtes Vermögen in der Höhe von 4½ Millionen der Mannheimer Kunstpflege teilweise zur sofortigen Verwendung. Zwei gewaltige Häuser sollen errichtet werden: ein Kunstsammlungsgebäude und eine volkstümliche Akademie. Und die einzige Bedingung der hochherzigen Geber, die sich nun von dankbaren Mannheimern fast vergöttert sehen, ist, daß Bruno Schmitz, der Erbauer all dieser Herrlichkeiten — des Reißmuseums und des Reißhauses — zu sein hat.

Der Museumsbau wird unverzüglich in Angriff genommen werden. Und die deutschen Künstler — der Gegenwart vor allem dienen die Bestrebungen der Mannheimer Kunsthalle, deren Bestände überhaupt erst bei den neueren Franzosen beginnen! — werden bald genug merken, daß dort unten am Zusammenfluß von Rhein und Neckar ein neuer Magnet entstanden ist, um immer wieder junge Kräfte anzuziehen und in seinem Bannkreis mannigfache Probleme der Kunst mit eigenen Machtmitteln zu entscheiden.

Im übrigen plant man überhaupt einen veränderten Museumstyp. Denn unten soll ein großer, „dem selbstbeschaulichen und ge-

Digitized by Google

selligen Dasein gewidmeter Hauptraum" gebildet werden (— kein Vorraum also und kein vergrößertes Vestibül), sondern eine freie, vielleicht sogar unbedachte Halle, in der man sich trifft und die gleichzeitig den Uebergang bildet von der lärmenden Straße zum schweigenden Galeriesaal. Jedem natürlich steht diese Halle offen. Sie ist wie der alte griechische Marktplatz, die Stätte der frohen und edlen Erholung, und drinnen im Saal wird das Schweigen der Besucher Gesetz und es ist nicht mehr möglich, vor den Gemälden eines Anselm Feuerbach den neuesten — allerneusten Stadtklatsch zu erfahren.

Im Reißhause, das als ein allgemeines Volksheim gedacht ist, sollen Vortragsräume aller nur möglichen Art geschaffen werden. Vortragsräume für bildende Kunst, Literatur, Theater, Musik; Vortragsräume, in denen Lebensaufbau und bewußte Lebensvertiefung gepredigt werden, in denen der moderne Mensch zur Abkehr vom Materialismus erzogen wird, ohne daß man ihn auch nur im geringsten der Reaktion überantwortet. Vielmehr hinein in die neue Zeit, in die Welt der Maschinen und der ungeheuren Expansionen: gemeinsam mit einer Kunst, die — fremd jeder Romantik und getragen von der Kraft der Jungen — all dem gerecht wird. Und die gewaltigen Mittel, die zur Verfügung stehen, verbürgen fast die Verlebendigung solcher Gedanken.

Gustav Werner Peters.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.
(Fortsetzung.)

Unterwegs überlegten sie, was Charreire ihr sagen sollte. Aber er hatte einen nur unklaren Eindruck von Frau d'Entraque und wußte nicht, was er von ihr zu hoffen hatte und auf welche Weise er mit ihr sprechen sollte.

„Alles hängt davon ab, wie sie ist," sagte Brévine. „Ist sie praktisch oder gefühlvoll? Ist ihr ihre Liebe oder ihre Ehre wichtiger? Sie müssen sehr vorsichtig beginnen ... Sie müssen ihr ungefähr sagen: Die Aussage ihres Mannes ist Lermantes' Verderben. Wissen Sie, daß sie falsch ist? Und dann wird sie schon erzählen. Wenn sie sprechen will, spricht sie sofort. Sonst ..."

Brévine griff mit einer brutalen Handbewegung nach dem Hals und sagte mit erstickter Stimme:

„Es wäre fürchterlich!" — — —

Das Auto hielt vor d'Entraques Haus Rue Hamelin.

Der Pförtner sagte, daß die Herrschaften sich nicht sprechen ließen. Aber als Charreire darauf bestand, nahm er ihm seine Karte ab. Er kam gleich zurück. Auf seinem Gesicht lag ein spöttischer Ausdruck:

„Frau Gräfin bedauert außerordentlich, den Herrn nicht empfangen zu können, Frau Gräfin ist sehr leidend."

Er schloß das Haustor.

„Sie hat verstanden," murmelte Brévine, als Charreire sofort aus dem Haustor trat. „Sie will nicht sprechen. Lermantes ist verloren!"

„Und wir lieben solche Frauen!" rief Charreire. „Und sind bereit, für sie zu sterben!"

Die Audrits wohnten in einem alten Hause am Boulevard du Roi in einer Paterrewohnung, die auf einen Garten hinausging, in dem sie Rosen gepflanzt hatten. In diesem Heim waren sie zusammen alt geworden, während ihre Söhne durch ihren Beruf in die weite Welt hinausgeführt waren. Der eine diente in der Marine, der andere in der Kolonialmagistratur. Das Ehepaar lebte sehr häuslich, selten gingen sie aus und gaben wenig Gesellschaften. Das kleine Diner, zu dem sie acht Gäste geladen hatten, war ein Ereignis in ihrem Leben. Außer dem Präsidenten und seiner Frau, der Baronin Kharv und Herrn Perron hatten sie Herrn Treib, zu dem sie in verwandtschaftlichen Beziehungen standen, eingeladen, und Baron Choffart, einen alten Freund. Ein Lohndiener half dem Hausmädchen.

Die Baronin Kharv ließ länger auf sich warten, als man voraussehen konnte. Innerlich fluchte Herr und Frau Motiers de Fraisse, denn sie waren daran gewöhnt, zeitig zu essen und sich früh schlafen zu legen. Besonders der Präsident, ein großer Pedant, fühlte sich durch das anstrengende Verhör äußerst matt.

Man gähnte und betrachtete Bilder von Ary Scheffer und Paul Delarrive, als endlich eiliges Klingeln ertönte. Die kleine Baronin trat in den Salon und sah entzückend in ihrem lavendelfarbigen Seidenmousselinekleid aus. Der kleine Ausschnitt zeigte den prachtvollen

Digitized by Google

Hals, dessen schneeweiße Haut den Frauen des Nordens oft den Glanz, die Zartheit und Frische der Kamelien verleihen. Wie ein Windstoß stürmte sie herein und atmete so schnell, als ob sie sechs Treppen emporgestiegen wäre. Sie entschuldigte sich, indem sie eine Fülle kleiner Lügen vorbrachte, die aber so augenscheinlich waren, daß alles zu lachen begann, und sie mit einstimmte.

Man ging eilig zu Tisch. Kaum war die Suppe vorüber, als die Baronin, trotz des allgemeinen Schweigens über den Prozeß, das gefährliche Thema anschnitt.

„Wie bin ich Herrn Rudrit dankbar, daß ich zu den Verhandlungen gehen konnte ... Man reißt sich um die Plätze .... Es ist ein großes Glück, wenn man einen bekommt ... Ganz stolz bin ich mit meiner Karte in der Hand durchgegangen. Und man muß immer noch an die Verhandlung denken ... man ist ergriffen, gepackt ... wie von einem Strom wird man fortgerissen."

„So spannend wie ein gutes Drama, nicht wahr?" meinte Perron, ihr Nachbar zur Rechten.

„Sagen Sie eher wie eine Jagd ... Ja, ja, wie eine Jagd ... Der Angeklagte ist der Fuchs oder der Eber. Alles stürzt sich auf ihn, die Reiter, die Pikeure, die Meute, bum, bum, bum. Die Leute schreien, die Hunde bellen, das Tier ist gehetzt ... Man lacht, man weint, man hat Mitleid, es ist tragisch, komisch, alles durcheinander."

„Das gibt Ihnen Lust, mit dabei zu sein?" warf Herr Treib ein.

Wie unter einem Strahl kalten Wassers zuckten die niedlichen Schultern zusammen.

„Brrr ... brrr ... Wie können Sie so etwas sagen, Herr Treib? Und dann ist alles so trefflich eingerichtet ... Ueberall die Soldaten in dem Saal ... Wie imposant die roten Talare wirken!

Sie sah Herrn Motiers de Fraisse ein wenig erschreckt an. Er fing den Blick auf, und er schmeichelte ihm. Sie wandte sich Herrn Perron zu und fragte mit kindlichem Ungestüm:

„Weshalb haben Sie keinen roten Talar an ... Das sieht doch viel besser aus."

Herr Perron erklärte nicht ohne Zerknirschung, daß er als einfacher Richter kein Recht darauf habe.

„Aber der andere ... der immer so macht." Und sie bewegte ihre hübschen, bis zum Ellenbogen nackten Arme genau so wie Herr Rutor, und zwar so drollig, daß alles darüber lachte. Herr Motiers de Fraisse versuchte ihr die juristische Rangordnung klar zu machen, aber sie unterbrach ihn, bevor er geendet hatte, und rief:

„Also Sie, Herr Präsident, leiten das Ganze. Nun sagen Sie, halten Sie ihn für schuldig?"

Durch die schelmische Ungeniertheit außer Fassung gebracht, befragten sich die drei Beamten mit Blicken, was sie antworten sollten. Herr Rudrit antwortete:

„Wir haben die Frage nicht zu klären, gnädige Frau. Das ist Sache der Geschworenen."

„Der Geschworenen? Sind das die Herren, die auf den beiden Bänken so aufgereiht sind wie die Hühner auf einer Mauer? Aber sie tragen doch keine roten Talare. Selbst nicht einmal schwarze. Schlecht sind sie angezogen ... Sie stehen doch über ihnen?"

„Das dürfen Sie nicht glauben, gnädige Frau," berichtigte Herr Perron. „Die Geschworenen sind die Herrscher. Morgen werden Sie den Staatsanwalt und den Verteidiger bis zum Ueberdruß wiederholen hören: Das Gesetz hat Sie so hochgestellt, meine Herren, daß niemand gegen Ihren Spruch appellieren kann ... daß ... daß ... Man verfehlt nie, ihnen auf diese Weise zu schmeicheln. Ich glaube, sie sind entzückt darüber."

„Uebrigens sagt man ihnen nur die Wahrheit," fügte Herr Motiers de Fraisse hinzu. „Ihr Ja oder Nein entscheidet die Straffälligkeit des Angeklagten. Alles ist damit gesagt."

„Und Sie?"

„Wir sprechen die Entscheidung aus."

„Dann sind Sie es also, die ihn zu diesem oder jenem verurteilen, selbst zum Tode?"

„Mein Gott ja," meinte bescheiden Herr Perron.

„Wie mächtig Sie sind!"

„Aber, meine gnädige Frau, unsere Verkündung hängt von dem Spruch der Geschworenen ab."

„Und sie sind oft von einer Nachsicht," fügte Baron Choffart hinzu.

„Besonders, wenn es sich um hübsche Frauen handelt. Das sind dann aus Leidenschaft begangene Verbrechen. Die werden immer freigesprochen!"

„Also kann es sein, daß sie diesen Lermantes freisprechen?"

„Ich sehe nichts von Leidenschaft in seinem Prozeß, trotz der netten Rechnungen, die der Herr Präsident uns so kunstvoll vortrug."

„Hier wäre die einzige Leidenschaft, die in Frage käme, Geld. Und die wird, obgleich sie häufig vorkommt, böse aufgefaßt."

„Man betrachtet sie vielmehr als erschwerenden Umstand," fügte Herr Rudrit hinzu.

Die Baronin sah die drei Beamten mit erschreckten Augen an. Es waren herrliche Augen,

Digitized by Google

blau wie das Meer und ebenso tief. Augen, die schnell den Ausdruck wechselten, zärtlich, leidenschaftlich, beredtsam blicken konnten, und jetzt mitleidsvoll und flehend sich auf Herrn Perron richteten.

„Sie werden ihm doch nicht den Kopf abschlagen!“ rief sie und faltete die Hände.

Und da die Männer ihr gefühllos schienen, ihr Mitleid wohl auch nicht ernst aufnahmen, wandte sich die kleine Baronin jetzt an Frau Nudrit.

„Liebe, gnädige Frau, Sie sind so gütig, sagen Sie doch Ihrem Mann, daß er ihn nicht zum Tode verurteilt. Das wäre zu schrecklich . . . Es würde mich quälen, ich würde bedauern, hingegangen zu sein.“

„Das hängt nicht von meinem Manne ab,“ antwortete die alte Dame, mit ruhigem Lächeln. „Glücklicherweise, denn ich würde dann nicht ruhig schlafen.“

„Aber da er doch das Urteil mit den Herren zusammen ausspricht, da sie doch die Richter sind?“

„Ueber den Richtern steht das Gesetz,“ erwiderte Herr Motiers de Fraisse, „ihm unterstehen wir, es diktiert uns den Spruch. Wir sind nichts.“

„Selbst Sie nicht, Herr Präsident, in Ihrem mit Hermelin verbrämten Talar und dem Kreuz auf der Brust?“

„Selbst ich nicht, gnädige Frau.“

„Also, wenn diese schlecht angezogenen Männer nun sagen, daß Lermantes schuldig ist?“

„Dann war das Verbrechen vorsätzlich begangen, gnädige Frau. Unsere Gesetze sind sehr menschlich. Sie sprechen nur die Todesstrafe aus, wenn das Verbrechen überlegt war.“

„Man schneidet ihm den Kopf ab. Sofort?“

„O nein,“ sagte Herr Perron, „so schnell geht das nicht.“ Er setzte ihr auseinander, daß man um ein Kassationsgesuch einkommen könne. Die vollständige Unwissenheit der Ausländerin, ihr Erstaunen über all die schrecklichen Dinge, die ihnen so einfach schienen, amüsierten alle.

„Und . . . nachher?“

„Es bleibt dem Verurteilten noch ein letzter Glückszufall, das Begnadigungsrecht des Präsidenten der Republik.“

„Damit wird Mißbrauch getrieben,“ sagte Baron Choffart. „In England überlegt sichs der Monarch zweimal, bevor er sein Vorrecht ausübt.“

„Die Engländer sind nicht so menschlich wie wir,“ erwiderte Herr Treib.

„Männlicher,“ sagte Herr Motiers de Fraisse.

Der Braten wurde gereicht; Rinderfilet, das durch der Baronin Schuld trocken geworden war. Diese dankte und kam wieder auf ihr Thema zurück:

„Wenn man ihn verurteilt, ist es wegen dieses abscheulichen Mannes, der behauptet, er hat ihn zielen und den General in der Richtung stehen sehen, nicht wahr?“

„Es ist Tatsache,“ begann Herr Perron, „daß ich ohne diesen Zeugen nicht sehen würde . . .“

„O, wie mir der mißfällt. Welch bösartiges Gesicht, wie falsch sieht er aus. Ich bin ganz sicher, daß er lügt. Ich fühle es, fühlen Sie es nicht auch, gnädige Frau?“

Sie richtete sich an Frau Motiers de Fraisse, die ihr Filet in kleine Stückchen zerschnitt, ohne davon zu essen. Diese fragte mit Blicken ihren Mann um Rat, ehe sie antwortete: „Weshalb sollte er lügen? Das wäre zu schrecklich, und dann hat er doch kein Interesse daran.“

„O, gnädige Frau, es gibt Menschen, die zu allem fähig sind, weil sie von Natur aus boshaft sind. Ja, ja, Menschen, die Vergnügen am Bösen haben. Ich habe solche gekannt.“

Dann sah sie Herrn Motiers de Fraisse an:

„Sie stellen ihm doch die Fragen, Herr Präsident, Sie könnten ihm doch so gut zeigen, daß er lügt.“

„Er müßte sich widersprechen, und das hat er bis jetzt nicht getan. Oder er müßte verdächtig werden, Haß gegen Lermantes zu hegen. Das ist nicht der Fall, Lermantes selbst hat nichts Derartiges vorgebracht, und seine unbestimmten Andeutungen wirken nur sehr ungünstig. Wenn ich sage, daß diese Gründe maßgebend wären, meine ich, daß sie maßgebend gewesen wären. Denn gegenwärtig habe ich fast ausgespielt. Ich muß offen sagen, daß es mir nicht unangenehm ist . . .“

„Also morgen fragen Sie nicht mehr? Und man richtet ihn?“

„Ich denke. Erst werden Sie den Antrag des Staatsanwaltes hören. Er wird streng sein. Herr Rutor ist immer streng, er spricht sehr gut. Was Herrn Rechtsanwalt Brévine betrifft, ist er ein vorzüglicher Verteidiger. Ich zweifle aber, daß er diesesmal Erfolg haben wird. Das Talent kann gegen die Augenscheinlichkeit nichts tun. Sie werden aber eine schöne Verteidigung hören. Brévine schont sich nie. Er wird sein Bestes geben.“

Während die kleine, leichtsinnige und liebe Seele der Baronin Khard sich mit dem Drama beschäftigte, war dasselbe auch Gesprächsthema bei dem Diner Frau de Luseneys in ihrem ganz neuen Hause Rue Alphonse de

Digitized by Google

Neuville. Da ein Ehepaar noch in der letzten Minute abgesagt hatte, saßen im ganzen nur zehn Personen um den Tisch: Fräulein Félice, die Gesellschafterin, welche ohne ein Wort zu reden mit der Unruhe einer gefangenen Maus in den Speisen herumstocherte. Neben ihr saß Lavenne reserviert. Wortkarg, erregte er, wenn er sprach, die Aufmerksamkeit aller. Frau Languard war dieses Mal in Begleitung ihres Mannes erschienen. Eine schlanke, etwas vornübergeneigte Gestalt, ein vornehmes Antlitz von einem dunklen Bart umrahmt; seine Augen sahen durch goldgefaßte Brillengläser. Ihm gegenüber saß der geistreiche Journalist Paul Pépinet, kahlköpfig, mit schlauen Augen. Ferner war ein Ehepaar Badile anwesend, er, ein vorzüglicher Plauderer, hatte das Glück gehabt, zum Kabinettschef durch den Justizminister ernannt zu werden. Sein Titel als Professor der juristischen Fakultät und zahlreiche Missionen auf Kongressen und Konferenzen, sein stattliches Aussehen, seine Verve, sein Geist verschafften ihm gesellschaftliche Erfolge, über die seine Frau entzückt und vielleicht auch ein wenig bestürzt war.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Kranzler.

Der Name „Kranzler" ist keine Einzelerscheinung, sondern ein Begriff; in der Weltkenntnis des deutschen Mannes fest eingemauert, wie die mit Recht so beliebte Form aus Lehm gebrannt. Der Kopf, dem das Stichwort „Kranzler" zufliegt, sei es ein reichshauptstädtischer Kopf, sei es ein weitgereifter Kopf in anderen, größeren oder kleineren Siedelungen Deutschlands, wird sogleich zum Kino, der immer die nämliche Bilderreihe am Gedächtnis vorüberflattern läßt. Man sieht in das Herz des Berliner Verkehrs: Herzbube ist der Schutzmann, der an der „Kranzlerecke", dem Standplatz der alten, kleinen Kranzlerschen Konditorei, neben welcher die Friedrichstraße den Boulevard Unter den Linden in zwei Hälften spaltet, vergebliche Versuche macht, mit hochgehobener Hand und tutendem Blasinstrument den Wagen- und Fußgängerverkehr zu regulieren. Man sieht, wie die Menschenflut tagsüber sich unverdrossen und ohne Ende vom Brandenburger Tor dem alten Schlosse zuwälzt; wie sie sich fortwährend erneut, den glitzernden Schaum des weltstädtischen Auf und Ab an ihrer Oberfläche zeigt, dann aber, je weiter die Nacht den Abend verdrängt, allerhand Großstadtschlamm nach oben spült, so daß die Kranzlerecke in der dunklen Stunde oft genug der Schauplatz kleiner, keifender Apachentänze wird. Man sieht die Silvesternacht, in welcher auch gerade diese scharfe Ecke die Radausehnsucht des Berliners anzuregen scheint: in welcher, mit ihrem sonstigen Tagesetat verglichen, Lärm und Gewühl der Kranzlerecke ins Quadrat erhoben werden und die liebliche Musik des: „Wichstopp, Wichstopp", der Chorgesang: „Hut ab, Hut ab", den unbedachten Träger eines Zylinderhutes an dieser Stelle besonders eindringlich umschwebt. Und dann zeigt der Kranzlerfilm wieder Tageshelle. Hinter einem Gitter, das die Front des niedrigen Hauses umschlingt, wie eine Bauchbinde, ruhen, wie es schon Generationen von Lindenbummlern taten, mit den Beinen die Lücken des Gitters ausstopfend, neben kleinen Marmortischchen ein Dutzend älterer und jüngerer Flaneurs die Lackschuhsohlen aus, die sie vorher auf dem Asphalt der Straße Unter den Linden wundgelaufen haben. (In ihrer Mitte pflegte etwa der frühere Hoftheaterdirektor Ferdinand von Strantz unter dem steilen Zylinderhut sein von 80 und mehr Lebensjahren mit zahllosen Krähenfußsporen tätowiertes Antlitz zu zeigen, dessen Schnurrbart sich bis zuletzt nie graue Haare wachsen ließ.) Oder man setzt sich mit dem alten Verlagsbuchhändler und Berliner Pflastertreter, der über jeden Kranzlerstuhl zwei Memoirenbände zu plaudern weiß, ins Innere der alten Konditoreibaracke zum Baumkuchen — „ein Ding, das 'n Pfund wiegt", sagt der Berliner — läßt sich von Kellnerhonoratioren bedienen, die sich sicher einmal als Rentiers von den Geschäften zurückziehen werden, und schickt, wenn man gerade die Spendierhosen an hat, der Gattin, ach, der teuren, eines jener Kranzlertörtchen nach Hause, bei deren Namensnennung der Wissende unwillkürlich lüstern mit der Zungenspitze die Unterlippe näßt.

Haben nun diese Stätten, an welchen man sich unmittelbar neben dem Hexentanzplatz des wildesten Berliner Verkehrslebens 5 Minuten Aufenthalt erbitten und schaffen konnte, heute noch eine Existenzberechtigung? Darf die Zensurbehörde, die den modernen Berliner Betrieb bewacht, die Konzession dieser Ausruheplätze verlängern? Das Leben sagt: „Nein!": und schon im Interesse einer „rationellen Bewirtschaftung" hat also aus der alten Kranzlerecke die neue Kranzlerecke werden müssen: mußte man versuchen, das alte Haus, das noch im Jahre 1780 von seinem Besitzer für ganze 6150 Reichstaler weiter veräußert

Digitized by Google

wurde, dessen zwanzig Quadratruten aber heute einen Bodenwert von zwei Millionen repräsentieren, gründlicher auszunutzen. So haben wir seit gestern, nachdem, wie der Dichter sagt, „Spitzhacke und Mörtelkelle monatelang ihr Werk getan haben," den neuen Kranzler, der äußerlich gewiß auch eine Sache ist. Unten, aus der kleinen Konditoreihütte, sind zwei höchst graziöse Zuckerbäckerboudoirs geworden; sehr lecker mit ihren Gobelinsesselchen vorn, ihren schwarz-grünen Lederstühlen hinten, ihren Kristallüsters, ihrem grellbunt bemalten, gewölbten Glasdach. Es ist nun nicht mehr wie bei armen Leuten: und roch es früher nach Schimmel (Parfüm Gerhard Hauptmann, erste realistische Epoche), so duftet es jetzt nach Weihrauch (Parfüm Eduard Stucken). Die würdigen Kellnerveteranen haben sich auf ihr Altenteil zurückgezogen, lassen sich jetzt ihre Bouillon selber servieren, rufen jüngeren Amtsnachfolgern zu: „Ach, bitte, etwas schneller bedienen, ja!": und statt ihrer tritt auf den Boden des neuen Kranzler eine Bedienung von zarter Hand in Tätigkeit, eine kleine Schar von „Saaltöchtern" — fast hätte ich gesagt, von: „Kranzlerjungfrauen" —, Mädchen, deren in der Schweiz geborene Seelen vom Berliner Kranzler nichts wußten, und die (ich erzähle hier keine Anekdote, sondern eine Tatsache), als man sie nach Berlin exportieren wollte, zunächst befürchteten, in die Hände von Mädchenhändlern und nicht in diejenigen von Baumkuchen mit Schlagsahne zu fallen. Die „historische Terrasse" wird nun von dem neuen Gebäude nicht mehr als Bauch-, sondern als Stirnbinde getragen: man wird also von dort oben herab den Lindenbummler bequem auf die Köpfe sehen bzw. . . . aber das tut man ja doch nicht. Und dann hat sich der neugeborene Kranzler noch ein allerliebstes Weinrestaurant auf den Konditoreinacken gesetzt, trägt es, wie Atlas die Weltkugel, und wird wohl nichts dagegen haben können, wenn diese zweizimmerige, ganz intime, nur mit etwa 30 Tischen bedeckte Wohnung gelegentlich auch ein wenig zur — Halbweltkugel wird. Auf den schneeweißen Tafeltüchern die Orchideenbüsche sprühen zwischen Silber und Kristall prismatische Farbenfeuerwerke aus. Der Kellnerwindikus im Tressenrock rollt dir einen ganzen Fleischerladen (im Glasspinde) vor die Nase, und du kannst dir dein Rinderfilet, noch vor dem Grill und vor der Sauce bearnaise im Urzustande betrachten. Jeder Tisch hat sein eigenes Telephon, so daß man, wenn man zu Hause die Nummer des Tisches angegeben hat, in jedem Augenblick von Hause aus belästigt werden oder aber die Leute zu Hause belästigen kann: (man wird sich hüten)! Kurz: Zwischen französischen Köchen und saftbraunen Mahagoniwänden, geschmückt mit violetten Fenstergardinen und weißbehängten Beleuchtungskörpern, mit der Zutat von „Musike" und Lebewelt ist der neue Kranzler ein mondaines Restaurant geworden, in dem gewiß nach dem Theater, wie sagt man doch gleich, „nie ein Platz zu haben sein wird"...

Da, wo ich dann, mich mit tiefer Reverenz vom neuen Kranzler verabschiedend, eine melancholische Erinnerungsbouillon an den alten Kranzler nahm, waren freilich mehrere Plätze zu haben. Das war ein betagter Konditoreiwinkel, der seit Jahren in einem schmalen Seitenkanal der Straße Unter den Linden seinen Ruheposten hat. Die Decke des Raumes, „wo selbst das liebe Himmelslicht trüb durch bestaubte Scheiben bricht", hängt rauchgeschwärzt über grünen Plüschsophas und Marmortischen, an deren rundflächigen Himmel der Streichholzbehälter als einziger Stern steht: über Wänden, deren lichte, mit Rosenknöspchen gesprenkelte Tapete als Medaillons Menzels Porträts der friederizianischen Generale und andere kupfergestochene Bilder aus der deutschen Vergangenheit trägt. An einem Tisch bohren sich die scharfen Blicke zweier schwarzäugiger Herren, deren Typen gutes Illustrationsmaterial für eine Buchausgabe der „Partie Klabrias" hergeben würden, in Schachbrett und Schachfiguren: vom Nebentisch her kommt die einzige Musik des Raumes, wenn der hagere, habichtsnäsige Alte, der mich von Zeit zu Zeit wie einen Eindringling mustert, ein Blatt des Berliner Adreßbuches wendet . . . Aber auch ohne Apparat: es ist blitzsauber hier, die Bouillon ist von besten Eltern: die Preise sind abenteuerlich billig: der Trinkgeldtribut ist abgeschafft: hier ist die Ruh'!

Neuer Kranzler, du bist ein Wahrzeichen der Berliner Zeit, bist hochfeudal, schick, elegant, geschniegelt und gebügelt: alte Konditorei, du bist nur noch ein sanftes Bonmot von vorgestern. Aber kann ich dafür, daß ich gerade für gute alte Witze schwärme; und daß mir daher der alte Kranzler lieber war, als der neue?...

Urbanus.

Neue Bücher.

Rudolf Alexander Schroeder, „Elysium". Gesammelte Gedichte. Erschienen im Insel-Verlag, Leipzig.

Dieses Buch ist nicht viel mehr als die Manifestation einer schlechthin bürgerlichen

Digitized by Google

Redseligkeit. Die Kunst, eigenes Erleben von allem Zufälligen zu abstrahieren, basiert hier nicht auf jener Notwendigkeit, welche die Formungen der Dichter sonst kennzeichnet, und hat in den Versen dieses „Elysium“ unverkennbar den Charakter des Spielerischen, der zuchtlosen Neigung zum Hantieren mit den stofflichen Hüllen dessen, was nur Dichter geben können, eines Erlebens nämlich von solcher Intensität, daß es die Formung drohend fordert und in ihr als in einem beständigen Gefäß ausglüht. Hier aber ist nichts von einem solchen Erleben zu spüren, man empfindet nicht das zureichende Motiv der Formung, und es ist unmöglich, auch nur einem dieser Poeme auf den ursächlichen Grund zu kommen, denn es ist Alles Oberfläche, mit matten Farben schillernde Oberfläche, nur schön Geredetes, nichts Gestaltetes. Und nicht einmal immer schön Geredetes. Die Prätension, mit welcher sich diese Gedichte darbieten, läßt Besseres erwarten als Reimereien wie zum Beispiel diese Strophe:

Sie schweben nicht wie Vögel hoch;
Und ihre Füße schweben doch,
Hinwandelnd über'n Grund so leicht,
Daß sich kein Halm vor ihnen neigt.

Daß der Dichter des Faust ähnlicher Wortbindungen zuweilen sich nicht entschlug, darf der neue Autor nicht als Entschuldigung benützen, zumal nicht, wenn bei ihm alles so sehr wie bei diesem auf die Hülle ankommt. Von den vielen unreinen Reimen wie noch „Gesträuch“ auf „gleich“ oder „Ueberschwang“ auf „Dank“ und Schlimmerem weiterhin abzusehen, ist das eigentlich Treibende in diesem Versbuch, das, was jedem Dichtwerk mehr als den Rahmenwert einer privaten Eitelkeit gibt, hier nichts Höheres als die rastlose Uebung eines formalen Talentes, wie sie heute zu Dutzenden in der Literatur parasitieren, nichts Höheres als die unermüdliche Abstrahierung unerheblicher Fühlweisen. Und mag dem Autor eine gewisse sprachliche Gesamtkultur zugestanden sein, so verliert doch schließlich jedes noch so glänzende Metall seinen Wert, wenn es bis zur Splitterung dünn gehämmert wird. Und wenn der Autor über das „erste Buch“ seiner Sammlung das Wort schrieb: nusquam sine floribus ver, so muß man ihm erwidern, daß man allerdings den Frühling an den Blumen erkennt.

Immerhin, es sind Blumen, schmächtige zwar, schwachfarbige, sehr zarte; wie sie nur in den Windstillen des menschlichen Empfindens aufwachsen können. Beschaulichkeit ohne Tiefe, Naturfreude ohne Schwung machen den Nährboden einer Vegetation aus, die man nur allzu behutsam durchschreiten muß. Von einem Fruchtbaum heißt es:

„Im Winter stand er heil
Verschloßne Stunden;
Nun trifft ihn Phöbus' Pfeil
Mit tausend Wunden.
Die Sonne ritzt ihn kaum;
Und jede Rute
Bricht auf am Pfirsichbaum
Von Rosenblute.“

Das ist solch eine kleine, zerbrechliche Kostbarkeit, genießbar in Stunden, wo das Lebensgefühl abgedämpft pulsiert und die Stille einer Genesung etwa stärkere Töne nicht vertragen mag. Aber den fein gebildeten Wendungen vermischen sich unmögliche Floskeln in so steter Aufeinanderfolge, daß am Ende doch ein unerquickliches Ganze herauskommt, und weder die vierundfünfzig Sonnette noch die sechsundzwanzig deutschen Oden oder die Elegien sind irgendwo so beschaffen, daß eine starke Vermittlung zentral-menschlicher Erhebungen die vielen ermüdenden Strecken aufwöge, denn nicht die Glätte des Verses noch die geschmackvolle Ordnung der Worte geben den Ausschlag. Nochmals: von diesen Gedichten sind manche gut zu lesen aber keines derart ganz von Dichterischem erfüllt, daß es diejenige Bedeutung hätte, die man heutigen Tages von lyrischen Hervorbringungen unbedingt zu fordern endlich gelernt hat.

Will Scheller.

Was heißt eigentlich neuer Stil? Wie sieht er aus? Eigentlich besteht er im Fortlassen aller möglichen Zierrate, die man bis dahin nicht glaubte entbehren zu können. Als Ersatz dafür hat der Gegenstand selbst Leben bekommen. Er ist edler geworden, einfach, großzügig, zweckmäßig-schön. Aber noch eine kostbare Eigenschaft liegt in ihm: es fügt sich besser in die Gesamtheit eines Raumes ein. Es hat nicht die Allüren, ein Kunstmöbel sein zu wollen oder ein Kabinettstück, das die Augen auf sich zieht, und das gerade dadurch die Ruhe in dem Raum beeinträchtigt. Die vornehme, einfache Feinheit des guten Möbels neuer Richtung will nur als ein Teil des Ganzen zur möglichen Harmonie des Raumes beitragen. Beispiele hierfür gibt die Ausstellung von W. Dittmar in der Tauentzienstraße 10, die zur kostenfreien Besichtigung offen ist. — In sein Hauptgeschäft Molkenmarkt 6 ladet W. Dittmar ebenfalls zur Besichtigung ein.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 13 Berlin, den 29. März 1913. 42. Jahrgang Band 83.

Mörder.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Sprach da im Sternickel-Prozeß einer der beteiligten Juristen den Satz aus: Es täte einem in der Seele weh, daß das Gesetz für solchen Unhold nichts Schlimmeres als die Todesstrafe kenne.

Ich bin kein Anhänger der Todesstrafe, und diejenigen, die sich nun gar von einer prinzipiellen Wiedereinführung der Folter und Prügelstrafe kulturelle Segnungen versprechen, fallen verdienter Lächerlichkeit anheim. Aber immerhin. Stellt man sich auf den (höchst anfechtbaren) Standpunkt, daß wir neben der Rechtspflicht, die menschliche Gesellschaft von einem solchen Individuum zu befreien, noch einen Anspruch auf Befriedigung des aufgereizten Rachegefühls haben, so erscheint die „moderne" Hinrichtung, die aus dem Henker längst einen fast „schmerzlos" arbeitenden Herrn im Frack und weißen Handschuhen gemacht hat, in solchem Ausnahmefall allerdings als verhältnismäßig zu milde Sühne.

Aber die Gesellschaft verzichtet um ihrer Selbstachtung willen gern auf mehr. Sie will sich vor dem Wüterich nur schützen und überläßt den zweifelhaften Ruhm größerer Grausamkeit bei dem Handwerk des Menschentötens gern dem Mörder.

Der „schmerzlos" arbeitende moderne Henker im Frack . . Wir sind, soweit es sich nicht um primitive Mordbuben handelt, gegen die Todesstrafe, die auch noch in der heutigen Aufmachung als eine Art „Gesellschaftsakt" (siehe Grete Beier) wahrhaftig grausig genug ist. Wir haben vorläufig noch den Henker in Deutschland. Von Rechts wegen. Und derjenige, der die deutsche Rechtsprechung mit einigermaßen interessiertem Auge verfolgt, weiß: Sein Beil nimmt alljährlich nicht nur kalten Mordgesellen das verdientermaßen verwirkte Leben, sondern auch so manchem Bemitleidenswertem, der selbst nicht weiß, wie er zu seiner Tat kam und nun, ein Opfer von an sich nicht immer ganz unedlen Leidenschaften, dem ersten besten Sternickel gleich, das Schafott besteigen muß. Wir haben die Todesstrafe in Deutschland. Ob sie, an der wachsenden Kriminalität gemessen, nicht doch mehr Schaden als Nutzen stiftet, ist eine andere Frage. Aber vorläufig heißt es: Wer einen Menschen vorsätzlich tötet, verfällt in Deutschland dem Henker.

Auch die knabenhaften Komplizen Sternickels sind bis auf einen zum Tode verurteilt. Das öffentliche Rechtsempfinden fühlt wohl im allgemeinen anders. Was am Schluß dieses Heftes unser Mitarbeiter Urbanus sagt, wird viele, aber nicht alle überzeugen. Es ist und bleibt ein Unrecht, achtzehnjährige verführte Jungen mit demselben Maß zu messen wie Sternickel, den ausgewachsenen Verführer. Aber Gesetz geht vor Recht. Auch hier, wir haben vorläufig den Henker. Und dem Henker, was des Henkers ist.

Dem Henker, was des Henkers ist. Ein Standpunkt, der wenigstens für die Fälle klar zutage liegender Mordtaten bis zur Erlangung individuellerer Rechtsprechung den Vorzug beruhigender Uebersichtlichkeit hat. Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, verfällt dem Herrn im Frack . . . Wirklich? Nicht immer, werte Zeitgenossen. Ein ganz Erwachsener (... achtzehnjährig wie die Komplizen Ster... adoptiert ein zweijähriges Kind. Auf

Digitized by Google

schenfreundlichkeit? Aus Menschenfreundlichkeit plus dreihundert Mark Abfindung, zahlbar in Raten. Nachdem der Adoptivvater (nicht achtzehnjährig wie die Komplizen Sternickels, sondern total ausgewachsen) die letzte Rate eingeheimst, ist das anvertraute Kind kein Wertobjekt mehr. Also weg mit ihm! Der Adoptivvater verabreicht dem Kinde Preßkohlenstücke, um nur einen Gang aus dem raffiniert ausgedachten Vergiftungsmenu zu nennen. Das Kind hat ein Bett. Der fürsorgliche Adoptivvater legt es auf den blanken Fußboden darunter. Als es nach wochenlangen Mißhandlungen immer noch nicht sterben will, nimmt der „Vater" das Kind und schlägt es mit dem Kopf auf den Fußboden. Es ist erreicht!!

Wir haben noch Henker in Deutschland .. Nicht wahr? Wenn je der Herr im Frack eine segensreiche Einrichtung war, so hier für diese Bestie von Mensch. Aber die Wege der deutschen Rechtsprechung sind wunderbar. Die Beweisaufnahme ergab die Richtigkeit dieses raffiniert langsamen Mordes. Zug um Zug. Der Staatsanwalt beantragt — vier Jahre Gefängnis! Aber den Richtern war auch das noch zu viel. Sie erkannten auf ganze dreieinhalb Jahre.

Wir haben noch Henker in Deutschland. Als Beweis für ihre vorläufige Unentbehrlichkeit steht in diesen Tagen die bluttriefende Gestalt eines Sternickel mit grausig unheimlicher Ueberzeugungskraft da. Wir köpfen unreife Jungen, die ein Opfer ihrer schlechten Erziehung, in den Händen eines Sternickel für vierundzwanzig Stunden willenlose Werkzeuge wurden. Aber wenn ein ausgewachsenes Menschentier ein armes hilfloses Wurm von Kind allmählich hinmordet, so ist das in den Augen derselben Rechtsprechung ein Vergehen, für das der Henker gar nicht in Frage kommt... Je kleiner und hilfloser das ermordete Wesen, je milder nach deutscher Rechtsübung von heute die Strafe!

Geheimrat Biers Hyperämiebehandlung und die Heilkräfte des Organismus.

Von

Dr. med. Ike Spier, München.

Vor nicht zu langer Zeit setzte Geheimrat Bier von der chirurgischen Klinik zu Berlin die wissenschaftliche Welt in Erstaunen durch seine oft ans Wunderbare grenzenden Erfolge in der Behandlung vieler Krankheiten mittels der Hyperämie.

Hyperämie ist nichts anderes als Blutüberfüllung; Bier brachte die lebenden Teile durch geeignete Manipulationen in den Zustand reicheren Blutversorgung. Er erreichte dies entweder dadurch, daß er in einem Heißluftkasten den Körper oder einzelne Partien bis über 60 und mehr Grade erhitzte; bekanntlich strömt das Blut nach dem Orte der Erwärmung, weil die Gefäße sich dort erweitern, das ist die sogenannte arterielle (Gefäß-), aktive Hyperämie. Oder er legte einen Gummischlauch um eine bestimmte Stelle, so daß dieser den Rückfluß den Venenblutes — das bekanntlich immer zum Herzen zurückströmt, um von dort wieder mittels des in der Lunge aufgenommenen Sauerstoffs brauchbar gemacht, seinen ewigen Kreislauf zu beginnen — hemmt; infolgedessen staut sich das Blut dort, die Partie wird hyperämisch; Bier nennt diese Art venöse Hyperämie. Dieselbe venöse Hyperämie kann man auch durch Schröpfköpfe, die in der Volksmedizin so beliebt waren, herbeiführen.

Wie kam der Gelehrte auf diese Methoden?

Hier zeigt sich wieder einmal das Wesen des Genies.

Er deutete einfach Vorgänge, die schon Millionen und Abermillionen beobachtet hatten, als Erster richtig und zog die Konsequenzen daraus.

Jede leidende Stelle des Körpers rötet sich; das ist eine Erfahrungstatsache; sobald wir eine kleine Wunde haben, sei sie auch gar nicht oder noch so wenig infiziert, rötet sie sich, es entsteht ein Etwas, das wir Entzündung nennen, und das wir früher fürchteten

Digitized by Google

und bekämpften. Ueberall, wo ein Teil des Organismus leidet, sei es durch Rheumatismus oder einen Fall, wird die Stelle wärmer. Diese Wärme ist nichts anderes wie Folge der Hyperämie; die Entzündung ist ebenfalls nichts anderes wie Hyperämie. Was ist nun der Zweck dieser Hyperämie?

Die Natur verfolgt stets vernünftige Absichten in ihren Handlungen, so auch hier.

Der Organismus sucht seine angegriffene Stelle zu schützen.

Er besorgt das dadurch, daß er dorthin seine Truppen hinsendet.

Das Blut stellt die Verteidigungsarmee dar; es enthält in den Säften und den weißen Blutkörperchen Kräfte, die wohl imstande sind, eingedrungene Feinde zu vernichten; jetzt verstehen wir, warum mit konstanter Regelmäßigkeit die Rötung bei Wunden, Gicht u. dgl. auftritt.

Die Rötung, die wir als Entzündung sehen, ist nichts wie ein Ausdruck der Abwehrbestrebungen des Organismus; die überall erscheinende Entzündung ist also keine schädliche, sondern eine absolut heilsame, unterstützungswerte Einrichtung.

Diese Erkenntnis klingt auf den ersten Blick so paradox, daß man befürchten muß, sich lächerlich zu machen. Diese neue Ansicht, die mit allen alten Vorstellungen glatt brach, ist durch unendliche viele Experimente und Beobachtungen erhärtet. Schon die Tatsache, daß die Natur immer an gefährdeten Stellen ihre Hyperämie schafft, hätte stutzig machen und uns die Absurdität unserer Meinung, wir müßten das bekämpfen, erkennen lassen sollen. Denn wir, mit unserem krampfhaften Bemühen, die stets auftretende Hyperämie, die wir natürliche im Gegensatz zu der jetzt von Bier und der modernen Schule hervorgerufenen künstlichen nennen, zu beseitigen, jegliche Entzündung mit allerlei Mittelchen zu vertreiben, hielten die Natur somit für korrektionsbedürftig und uns für geeignet, das Steuer in die Hand zu nehmen.

Wir drückten damit stillschweigend die Meinung aus, daß die Natur jedesmal, wenn sie die Entzündung verursachte, einen Irrweg ging und daß wir also ihr den richtigen zeigen müßten.

Die Absurdität einer solchen Ueberhebung liegt klar auf der Hand. Es ist einfach unmöglich, daß unser Universum immer fehlerhaft arbeitet; die Sache dürfte so liegen, daß wir nur die Absichten mißverstanden haben.

Und sobald wir uns bemühen, die Leitidee zu erfassen, sehen alle Vorgänge, die zur Heilung führen, anders aus. Lokale Entzündung ist dann nicht mehr etwas Schlimmes, sondern etwas außerordentlich Heilsames, und das Fieber, das wir eine totale Entzündung nennen können, ebenso.

Der Unterschied zwischen einer Entzündung und Fieber ist nur gradueller Art; nur quantitativ, nicht qualitativ.

Hat der Körper eine kleine Stelle zu verteidigen, so schafft er eine lokale Entzündung dort, muß er aber eine Allgemeininfektion bekämpfen, so bringt er eine allgemeine Hyperämie hervor, ein Fieber.

Diese Erklärung ist noch viel einleuchtender, wenn wir als wichtigsten Punkt der Entzündung die stets eintretende Wärmeerhöhung beobachten. Eine Entzündung ist also eine lokale Wärmeerhöhung, ein Fieber eine totale.

Diese Wärmeerhöhung hat eine tiefe Bedeutung.

Van t'Hoff, der weltberühmte Chemiker, hat nämlich das Gesetz gefunden, daß in der Wärme alle chemischen Prozesse schneller und viel wirksamer vor sich gehen.

Also gehen auch in den erwärmten Teilen des Organismus alle Abwehrbestrebungen mit anderer Intensität vonstatten.

Man hat festgestellt, daß die Bildung von Antitoxinen bei infizierten Tieren in verstärktem Maße geschieht, wenn man sie erhitzt; man findet im Fieber die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Bakterien erhöht.

Die meisten Keime können gar nicht mehr leben, wenn eine Temperatur von über 39 Grad erreicht ist, oder sie sind in ihrer Wirkung außerordentlich geschwächt.

Außerdem entsteht bei Temperaturerhöhung gewöhnlich eine Schweißproduktion, die eine

Digitized by Google

ungeheure Menge von Schädlichkeiten hinausschwemmt. Ganze Armeen von Keimen werden dabei auf diesem Wege aus dem Organismus gewaschen.

In den entzündeten, also reichlich mit Blut und so Wärme versorgten Teilen wickeln sich alle diese Verteidigungsmaßregeln automatisch ab. Die in eine blutüberfüllte Gegend massenhaft auswandernden weißen Blutkörperchen — die Polizei des Körpers, weil sie die Bakterien fressen und durch Entwicklung von Gegenstoffen unschädlich machen — haben dabei mitzuarbeiten.

Man sieht also, daß die Entzündung eine heilsame Einrichtung des Organismus ist, genau so wie das Fieber.

Entzündung und Fieber sind die zwei Formen, in denen der Organismus seine verstärkte Tätigkeit gegen seine Feinde — in van t'Hoffscher Wärme — uns zu wissen tut.

Geheimrat Bier sieht also in diesen Lebensäußerungen des lebenden Körpers einen wichtigen Vorgang und stand mit seiner Ansicht längerer Zeit ziemlich allein da.

Aber die Zahl seiner Anhänger vermehrte sich von Tag zu Tag.

Die Schulmeinung, daß man bei Fieber mit kalten Einwicklungen die Temperatur auf jeden Fall herabsetzen oder mit dem sogenannten Antipyretikis (Gegenfiebermittel) zum Schwinden bringen müsse, verliert immer mehr Vertreter.

Man kühlt höchstens noch ab, falls eine Wärmestauung zu verhüten ist, wenn also der Körper aus gewissen Gründen nicht imstande ist, die zur Abwehr produzierte Wärme genügend durch Verdunstung oder Strahlung oder Schweiß abzuleiten.

In allen übrigen Fällen läßt man die Wärmeproduktion ungehindert zur Vorteil des Körpers in physiologischer Weise passieren. In vielen Fällen sogar ruft man sie künstlich hervor. Ebenso läßt man heute die Entzündung ungestört, bringt kein Eis mehr an die Stellen, sondern versucht, die Entzündung zu steigern.

Geheimrat Bier z. B. erhitzt, wie oben schon erwähnt, kranke Teile im Heißluftkasten, um in ihnen die erhöhte Blutzufuhr und die damit verbundene Wärmeüberproduktion zu erhalten. Wenn wir viele alte Volksmittel auf ihre oft unleugbare Wirkung prüfen, so sehen wir die jetzt wissenschaftliche wohlbegründete Hyperämie bei ihnen als wirksamen Faktor. Z. B. erzeugt ein feuchter Umschlag nichts anderes wie Hyperämie, unter ihm fühlen sich die bedeckten Partien, wie jeder weiß, wärmer an.

Ebenso wirken alle die so beliebten scharfen Einreibungen; sie ziehen durch Reizung die Blutzirkulation an den Ort der Applikation.

Salizylsäure, ein bekanntes Mittel gegen Rheumatismus, macht eine deutliche Hyperämie der äußeren Körperteile. Dagegen kann sie nicht in den inneren Partien des Körpers überfüllend wirken und ist deshalb ohne Erfolg bei rheumatischen Herzerkrankungen.

Die Gonorrhöe liefert einen guten Beweis für die Hyperämiewirkung. Die Janetsche Druckspülung mit einem Mittel, das allein nicht imstande ist, den so hinfälligen Erreger zu töten, kann schnell die Krankheit beseitigen, weil diese blutfüllende Methode in die gefährdeten Teile die Abwehrstoffe und Kräfte schafft.

Die Hyperämie bringt eine bessere Durchströmung in dem zu behandelnden Gebiet hervor; es entsteht so eine bessere Ernährung, die zugleich die Gegend widerstandsfähiger macht.

Die Hyperämie hat einen deutlich schmerzlindernden Einfluß.

Jeder weiß, daß die rheumatischen Schmerzen in der Wärme geringer werden; sie werden durch die Wärme hyperämisiert.

Bier sieht die bei Ansteckungen und Blutvergiftungen von selbst entstehende Entzündungshyperämie — also die Abwehrvorrichtung des Organismus – als etwas sehr Wichtiges und Heilbringendes an. Deshalb war es für ihn nur die Nachahmung eines natürlichen Vorganges, wenn er bei gewissen bakteriellen Erkrankungen die entstehende Hyperämie zu verstärken suchte.

Er sagt: „Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß ich mit meinen Anschauungen über die günstige Wirkung der Hyperämie auf In-

Digitized by Google

fektionskrankheiten mich zu der herrschenden Lehre in den denkbar schroffsten Gegensatz begeben habe." usw.

Mit der herrschenden Lehre meinte er die Beseitigung von Entzündungen am Orte der Krankheit durch Eis, kalte Umschläge usw.

Daß chronische Rheumatismen, Gichtknoten, Narbenzüge, Gonorrhöestrikturen und dergleichen unter Hyperämiebehandlung, sozusagen künstlicher Wärme und der mit ihr verknüpften physiologischen Mehrarbeit des Organismus, heilen, hat Bier unendlich oft nachgewiesen. Die Hyperämie nährt, löst feste Bestandteile auf usw.

Bei Herzkrankheiten, die den Blutgehalt der Lungen erhöhen, besteht keine Tuberkulose; in den hyperämischen Organen können keine Bakterien leben.

Bier benutzt die Hyperämiebehandlung mit gutem Erfolg bei der Therapie der tuberkulösen Erkrankungen.

Akute Infektionen, Knochenmarksentzündungen, Gelenkerkrankungen durch den Gonokokkus, Blutvergiftungen, Sehnenscheidenvereiterungen werden heute mit künstlicher Blutüberfüllung behandelt.

Selbstredend kann auch heute das Schneiden oft nicht entbehrt werden, aber im Vergleich mit früher sind die Resultate mit der Hyperämie viel besser.

Beginnende Eiterungen, Furunkel, Abszesse konnte man damit sogar unterdrücken. Die chronischen Gelenkerkrankungen waren früher ein „crux medicorum". Im Heißluftbade, das eine Hyperämieerregung erzielt und weiter nichts ist als die Nachahmung des alten Volksheilmittels „Schwitzen", reagieren sie großartig. Was man heute mit Hyperämie arzneilos behandelt, umfaßt fast die gesamte Medizin. Neuralgien, Kopfschmerzen, Veitstanz, Gangrän, Krampfadern, Seekrankheit, Erfrierungen gehören in den Heilungsbereich der Hyperämie.

Bier selbst sagt: „Ich glaube, daß die Hyperämieanwendung die allgemeinste und umfassendste Heilmethode darstellt, die es gibt."

Diese in unserm Jahrhundert der Chemie einzig dastehende Besinnung auf die unersetzlichen Heilkräfte, welche in unserem Organismus stecken, wird eine außerordentliche Befruchtung der Gesamtmedizin zur Folge haben, und der Ruhm, diese Revolution inauguriert zu haben, wird ewig Biers Denkmal bleiben.

Neues über Wilhelm Raabe.

Von

Hugo Marcus.

Bücher werden nicht nach dem äußeren Umfang gewertet. So kann ein dermaßen gedrängtes Schriftchen, wie Erich Everths Raabebuch (37 S. Xenienverlag, M. 1.—) unser Interesse in dreifacher Richtung beanspruchen. Einmal redet hier ein warmherziger, dabei fein zurückhaltender Mensch über allerlei Menschliches, sodann ein ausgezeichneter Aesthetiker über den Dichter Wilhelm Raabe, schließlich zeigt uns ein selbständig suchender Methodiker am Einzelfall einen neuen Weg zur Charakterisierung historischer Persönlichkeiten. Everth geht von der Ansicht aus, daß sich das Charakteristische eines Menschen manchmal auf einen — einfacheren oder komplizierteren — Grundzug zurückführen läßt, der nun an sämtlichen Seiten auch des reichsten Wesens nur immer wieder auf neue Weise deutlich wird. Einen solchen Grundzug suchte zwar unbewußt auch schon jene ältere Künstlerästhetik, die einen Mozart liebenswürdig, Michelangelo dagegen titanisch nannte. Aber jene ältere Aesthetik verzichtete darauf, zuvor deutlich zu zeigen, was denn das Liebenswürdige oder das Titanische eigentlich sei, und ebenso ließ sie es sich nicht einfallen, etwa im Einzelnen den Finger zu legen auf die Punkte, die in Werk und Leben eines Meisters das Liebenswürdige oder das Titanische ausmachen. Deshalb behielten diese ihre allgemeinen Begriffe etwas Nebelhaftes, sie erschienen leicht wie Willkür, ja, bloße Phrase, Lüge und Konvention, kurz, als etwas, was jeder überall billig sagen könne. Und ein jüngeres, nach

Digitized by Google

Ehrlichkeit ringendes Geschlecht lehnte sie schließlich ganz ab. Will man aber, so kann man die gesamte Arbeit der neuesten Fachästhetik darin erblicken, daß sie versucht, jene alten, unserem Gefühl im Grunde doch so teuren Worte zu retten, indem sie ihnen einen neuen, sehr guten und dem Verstande haltbaren Sinn unterbaut: zwar keinen transzendentalen mehr, dafür aber einen psychologischen. Um eine Rettung des Gefühlsideals durch den Verstand handelt es sich also in der ganzen neueren Aesthetik. Und in diesem Prozeß hat auch Erich Everths Studie ihre Stelle. Denn Everth begnügt sich nicht damit, die Gegenpole von Raabes Wesen: „Seele“ und „Verkniffenheit“, in ihrer Wechselwirkung zu zeigen, sondern er macht die Spur ihrer eigentümlichen Verbindung geltend bis in den Lautcharakter von Raabes Sprache, bis in den Rhythmus seiner Sätze, bis in Raabes Gebärdenspiel usw. So gewinnt, was in bloßer Allgemeinheit behauptet, nebelhaft und blaß dastünde, durch den Nachweis auf den verschiedensten Gebieten der Seelenäußerung ein neues und überraschendes Leben. Wie es denn überhaupt zu den feinsten Reizen der Aesthetik gehört — Reizen, die Everth reichlich gewährt —, Ausdrücke, bei denen man sich zunächst „nichts denken“ kann, durch gute Belege immer mehr Farbe und „Wahrheit“ gewinnen zu sehen. Der Leser fühlt dann wohl, wie er selbst wächst mit der wachsenden Klarheit der Begriffe.

Zur Klärung unserer Begriffe trägt es aber auch in eigentümlicher Weise bei, daß Everth, wo es sich zwanglos ergibt, seinem Helden Raabe gern einen anderen Dichter vergleichend zur Seite stellt. Schon in dem recht originellen Eingangskapitel zeigt er beispielsweise, wie man sich Raabe gleichsam vorzustellen habe als den gepreßt Atmenden, aber ruckartig frei und warm Werdenden, während uns Kleist eher als ruckartig-explosiv gegenübertritt. Für Raabes Geistesart wiederum kommen Storm und Fontane in Vergleich, wobei Fontane allerdings keineswegs zu seinem vollem Recht gelangt. Aber selbst, wo Everth tadelt, geschieht es kaum anders, als in den Grenzen verminderten Lobes. Denn Everth hat die Ehrfurcht vor seinem Gegenstande, die verrät, wieviel er mit ihm erlebt hat. So gelingt ihm schließlich, was vielleicht das Schwerste für den Kritiker ist, die Apotheose zu meiden und doch in nächster Gemütsnähe zu seinem Gegenstande zu bleiben. Für Everths ganz eigentümlichen, geprägten und einprägsamen, von akademischer Glätte wie von formloser Lagerität gleich weit entfernten Stil mögen nunmehr einige Proben sprechen. „Raabes Werk.“ so sagt Everth, „ist ein Gewerk, ein Handwerk, das auf dem Papier entsteht; das ist seine Handschrift, daß man ihn so deutlich meint mit der Hand schreiben zu sehen, während man ihn liest. Er hat fast immer etwas vom Chronikenschreiber und konnte sicher die Arbeitsfreude eines schreibenden Klosterbruders ausbündig verstehen. Ja, wie der seine Initialen austuschte und Rankenwerk um die Seiten zog — er hatte ja so viel Zeit und Liebe! Kann man sich Raabe nach Goethes Art diktieren denken? Bei Goethe paßt das Diktieren zu der kühlen, vornehmen Distanz seines Prosastils und mag selbst manches davon verursacht haben. In ihrer Wortwahl sind Raabes Sätze so sorgfältig und kunstvoll gesetzt, daß sie in diesem Punkte vollendet, aber auch dadurch langsam entstanden wirken.“ Raabes Prosa mit ihren Schachtelsätzen wird schließlich recht glücklich als „Knittelprosa“ charakterisiert. Von dem Menschen Raabe aber sagt Everth: „Raabe weiß, ganz so wie Ibsen, was alles noch zu leben vermag, wenn es nicht mehr fliegen kann, was verstümmelt herumläuft, nachdem es schwingenlahm geschossen ist, welche Resignations- und Regenerationskraft, welch eine Verheilungsfähigkeit der Mensch besitzt. Und im Anschluß an des Dichters Toni Häusler heißt es: „Im Leben haben Kinder manchmal für Augenblicke eine weit über ihr zartes Alter hinausgehende, seltene und schreckhafte Reife in einer einzigen Aeußerung oder auch einem Blick; sieht man sie dann erstaunt an und erwartet mehr, so lächeln sie harmlos, wieder ganz kindlich an der Oberfläche ihrer kleinen Seele spielend.“ Dies ist eine von den nicht eben seltenen Stellen in Everths Buch, wo nicht mehr

Digitized by Google

der Wissenschaftler oder der Aesthetiker, sondern der in die Lebenstiefe hinabhorchende, wissende Mensch zu Worte kommt. Und hierher gehört auch wohl, was Everth Kluges über den Witz sagt, der Großes klein, Kleines groß macht, oder über den Zusammenhang zwischen Humor und Philosophie oder über dasjenige Paradoxon, das aus dem Sich-Wundern, und das andere, das aus dem Verwunderungerregen-wollen entspringt.

Bürgerspiele.

Von

Julius Bab.

Ist es der ästhetische Wert des Bauernstandes, daß er die Menschen in so unmittelbarer Berührung mit der Natur erhält, daß ihre Lebensformen auf die Dauer die eigentlichen Instinkte und Kräfte nie verhehlen können, daß die Naturgewalt immer durch alle ihre Konventionen hindurchscheint, so ist es das Spezifikum des Städters, daß seine viel komplizierteren und willkürlicheren Lebensformen nicht mehr die gleiche Sicherheit zeigen, und daß er bald in einen komischen, bald in einen tragischen Konflikt mit der Natur tritt. Er „versteht die Welt nicht mehr", sobald sie mit einem Naturanspruch, der außerhalb seiner Konvention liegt, an ihn herantritt. Das ist, je nachdem man den Blick einstellt, die pathetische oder die groteske Möglichkeit des Bürgers für den Dichter. Aber es kommt dazu, daß die bürgerliche Tradition selber die unsicherste und schwankendste innerhalb der Gesellschaft ist. Das liegt am Wesen des Mittelstandes, der eben „vermitteln" möchte; der von unten kommt und nach oben will, und der nur auf wenigen Gebieten (geographisch, historisch und geistig gesprochen) eine ganz selbständige und sichere Haltung errungen hat. Im allgemeinen hat er den Adel vor hundertundfünfzig Jahren mit dem Anspruch der besseren, der allein guten Moral als Träger der gesellschaftlichen Kultur abgelöst, hat aber dabei eine große Reihe kultureller Ansprüche und Pflichten mit übernommen, die organisch möglich nur auf der Basis der anderen, der eben ästhetischen Moral des Adels waren. Das hieraus erwachsende Dilemma macht das Wesen der Romantik im bürgerlich sentimentalen Sinne aus. Hier ist es schwer, keine Satire zu schreiben.

Solche Satiren schreibt seit einiger Zeit in Deutschland Carl Sternheim mit bemerkenswertem Geschick. Und nie ist er in seiner Persiflage des Bürgertums gründlicher gewesen als diesmal in seinem „Bürger Schippel", den Reinhardt in den Kammerspielen kräftig inszeniert hat. Hier wird ein Quartett ebenso tugendsamer als romantischer Spießbürger in die genaue Mitte zwischen Adel und Proletariat gestellt. Und der Männerstolz zeigt sich nach oben in Bücklingen, nach unten in Fußtritten. Und selbst diese Haltung kann vor der romantischen Ambition nicht bestehen. Denn diese biederen Kanzleiräte, Buchdrucker und Goldschmiede verwalten als Liederkranz Minnesängertradition, und da es um den Ehrenpreis geht und ihr Tenor gerade gestorben und kein anderer brauchbarer Tenor am Orte aufzutreiben ist, so müssen sie sich dem Proleten und Tenorbesitzer Schippel bequemen, der die Gelegenheit zum Aufstieg gierig ergreift. Die Szene, in der man durchs Fenster das Bürgerquartett bei romantischer Liederübung sieht und hört, während außen die Schwester des Bassisten im Rendezvous mit dem Fürsten verteufelt reale Konsequenzen aus dieser romantischen Disposition zieht, diese Szene ist von einem wirklich tiefen Witz. Und jene Duellszene, vermittels deren sich der schlotternde Schippel endgültig im Herzen der Bourgoisie befestigt, ist mit ihren auf- und abklappenden schwarzen Zylinderhüten nicht nur durch Reinhardts Regie erschütternd komisch. Sternheim bewährt hier wieder seine wesentlichste artistische Fähigkeit: eine höchst eindrucksvolle, pantomimische Erfindung. Sein Dialog freilich, dessen lebendige Leichtigkeit jetzt in einen vollständigen Telegrammstil ausgeartet ist, der auf alle Bindeworte und beinahe schon auf alle Verben verzichtet, ist in demselben Grade Laster wie Tugend. Denn wenn er die Bewegung beschleunigt, die Umrisse der Figur verschärft, so schließt seine springende Punktier-

Digitized by Google

arbeit dafür jede intimere, seelisch-musikalische Wirkung der Sprache aus, Sternheim kann und will freilich auch nur witzige Umrisse, keine farbig gefüllten Gestalten geben. Wenn der getretene Prolet Schippel etwas Menschlich-Ergreifendes bekam, so war das ausschließlich das Verdienst des prachtvollen Schauspielers Abel, dessen bald wehmütig leise, bald hysterisch zufahrende Art den viel zu bewußten und allzu typischen Worten Sternheims solche Wirkung förmlich abtrotzte. Sternheim hat und will kein Gefühl — für die Bürger nicht, aber auch für die Fürsten nicht und für die Proleten nicht. Er verhöhnt alle; wichtig ist ihm niemand und nichts. Und deshalb ist er im Grunde gar kein Satiriker, sondern nur ein Blagueur. Denn der große Satiriker schreibt immer aus einem Zorn, aus einem sehr leidenschaftlich positiven Gefühl; er zerreißt die Lüge, um Platz zu machen für seine Wahrheit. Das gilt von Molière bis Anatole France, von Swift bis Shaw. Sternheim hat nichts von dieser schöpferischen Leidenschaft im Herzen, er hat nur den höhnisch überlegenen Witz eines Lebemannes, dem es genügt, die Schwäche der anderen höhnisch zu durchschauen und sich selbstgefällig in der eigenen, der verstandesmäßigen Ueberlegenheit zu wiegen. Deshalb ist dieser Sternheim mit all seinen keineswegs alltäglichen Gaben doch kein Mensch, der für den Geist unserer Kunst etwas ernsthaftes bedeuten könnte. Und wenn seine witzige und brillante Handhabung der Werkzeuge durchaus respektiert werden muß, so muß doch im gleichen Augenblick davor gewarnt werden, diesen begabten Lebemann mit einem der Dichter zu verwechseln, die der Menschheit, und wäre es unter Zorn und Hohn, etwas neues bringen.

Bald nach Sternheim spielte man im Lessingtheater (mit jenem Ganghoferschen Bauernschwank zusammen, dessen ich hier das vorige Mal Erwähnung tat), Otto Erich Hartlebens nun schon alte und ein wenig selbst veraltete Bürgerkomödie „Die Erziehung zur Ehe“. Hartleben hat niemals die geschmeidige Eleganz, die Verve des Herrn Sternheim besessen, der mit einer unglaublichen, nur von Hofmannsthal auf anderem Gebiete so erreichten, Geschmeidigkeit aus allen anderen Stilen der Weltliteratur etwas wie einen ganz eigenen Theaterton herausdestilliert hat. Hartleben schwankt immer zwischen derb karikaturistischen und pathetischen, selbst sentimentalen Wendungen. Aber selbst seine Schwächen sind mir ein wohltätiger Beweis seiner Menschlichkeit, die der Sternheimschen himmelweit überlegen war. Denn er war wirklich ein Satiriker, einer, der aus dem großen Zorn, dem Zorn der Liebe, schafft. Wenn er die bürgerliche Gesellschaft verhöhnt, die, Gott und Tugend im Maule, aus ihren Ehen ein völlig entseeltes Hauptgeschäft macht, das von keinen seelischen und leiblichen Ansprüchen gestört werden darf — weshalb man den Leib auf skrupelloseste Weise anderweitig versorgt und die Seele als eine spleenige Anmaßung überhaupt abwehrt; und wenn er neben das mit Steinen beworfene Menschentum der armen Kontoristin die frech vergnügte Sklavenmoral des Kammerkätzchens stellt, dessen angeborene Würdelosigkeit sich mit der skrupellosen Genußsucht der Mächtigen ausgezeichnet einrichtet, so ist in seinem Hohn immer ein leidenschaftliches Gefühl für die Menschenwürde, die er verleugnet und beleidigt sieht. Freilich, wie hier der sentimentalische Mittelakt zwischen den beiden satirischen steht, das hat etwas dilettantisches. Hartlebens Ernst und Hartlebens Spott sind nicht zu einer einheitlichen Form zusammengeglüht. Und darum wird uns sein Werk, dem man nie die Sympathie weigern darf, doch entbehrlich gemacht durch den größeren Zeitgenossen, dem in seinen besten Werken die vollkommene — grotesk höhnische und pathetisch leidenschaftliche — Satire des Bürgertums gelungen ist: Bernard Shaw.

Welchem Religionsbekenntnis gehörte Shakespeare an?

Von

F. Lütgenau.

Ueber die Frage: „War Shakespeare Protestant oder Katholik?“ gibt es eine ziemlich starke Literatur. Die Beweisführung ist sehr verschlungen; aber sie vereinfacht sich ganz außerordentlich, wenn wir

Digitized by Google

die Umstände, die sich auf den Privatmann William Shakspers — nach seiner eigenen Schreibung des Namens — aus Stratford beziehen, und die Gründe, die aus den Werken des Dichters entnommen sind, von einander getrennt halten und nicht die Identität beider Personen von vornherein als sicher annehmen.

Für das Bekenntnis William Shakspers und seiner Familie liegen uns folgende Anhaltspunkte vor:

1. In den biographischen Notizen, die der protestantische Geistliche William Fulman seinem Freunde und Amtsbruder Richard Davies schenkte und die sich jetzt in der Oxforder Bibliothek befinden, lautet der Schluß:

„Er starb am 23. April 1616, 53 Jahre alt, wahrscheinlich zu Stratford, wo er begraben ist und ein Monument besitzt, auf welchem er jeden mit einem schweren Fluche belegt, der seine Gebeine entfernt. Er starb als Papist. (He dyed a papist.)"

Fulman ist 1688 gestorben, also 72 Jahre nach Shakspers Tod. Aus welcher Zeit seine Aufzeichnungen stammen, wissen wir nicht. Die schlichte, trockene Ausdrucksweise weckt Vertrauen. Weit mehr Gewicht aber gibt der Mitteilung der Charakter Fulmans als protestantischer Geistlicher. Ein solcher legte der Konfessionszugehörigkeit sicher Bedeutung bei, und wenn er eine so bestimmte Angabe macht, hat er gewiß auch gute Unterlagen gehabt.

2. Shakspers Vater John kommt in einer Liste von „Rekusanten" aus dem Jahre 1592 vor, die sich weigerten, die protestantische Kirche zu Stratford zu besuchen, deshalb verhaftet und vor eine Untersuchungskommission gestellt wurden. Nach dem Bericht der Kommission war bei neun Personen, darunter John Shaksper, der Grund: „feare of processe for debbte." Das war also die Entschuldigung, die er geltend machte. Hierüber hat sich Alois Brandl (in der „Allg. Ztg." 1885, Nr. 16, Beilage) sehr gut geäußert. Er sagt:

„Religiöse Bedenken dürften die Ursache, Furcht vor Verhaftung wegen Schulden der Vorwand gewesen sein; denn vorher schon hatte er die Haltung eines armen Mannes angenommen, so daß ein Pfändungsbeamter erklärte, bei John Shakespeare sei kein pfändbares Objekt vorhanden, obwohl er doch gleichzeitig im ruhigen Besitz zweier Häuser blieb und sogar zu dem öffentlichen Vertrauensamt eines Schatzmeisters herangezogen wurde. Das ganze Vorgehen erweckt am ehesten den Eindruck, als hätte er sich auf diese Weise den hohen Geldstrafen entziehen wollen, welche auf die katholischen Rekusanten gesetzt waren." Brandl sieht nicht ein, „was uns den Gedanken unangenehm machen soll, daß Shakespeare von seinem Vater in die Konfession Chaucers und Popes, Dantes und Grillparzers eingereiht wurde, und daß er später aus eigener Initiative keine Schritte tat, in eine andere der staatlich privilegierten Kirchen einzutreten."

3. Bei einer Reparatur an Shakspers Geburtshaus im Jahre 1770 wurde in einem geheimen Fach ein Testament John Shakspers gefunden, worin dieser ein ausdrückliches Bekenntnis seines katholischen Glaubens ablegte. Das Original ist zwar inzwischen verloren gegangen, aber Malone, dem es übergeben wurde, bezeugt seine Existenz und Echtheit. Malone ist gewiß ein vollwichtiger Zeuge und Beurteiler. „He dyed a papist", kann es demnach auch von John Shaksper heißen.

Natürlich muß man diese Beweismomente zusammen betrachten und würdigen. Dann begründen sie eine starke Wahrscheinlichkeit.

Was läßt sich nun etwa für das Gegenteil, nämlich für das Bekenntnis Shakspers oder seiner Familie zum katholischen Bekenntnis, anführen? Die Heiratslizenz bekam William Shaksper im Jahre 1582 von dem anglikanischen Bischof von Worcester. Das erklärt sich leicht, wenn man den Erwägungen Brandls beitritt. Ueber die Eheschließung selbst findet sich in den Stratforder Kirchenbüchern keine Eintragung. Irgendein anderes Faktum, aus dem sich die Zugehörigkeit John oder William Shakspers zum protestantischen Bekenntnis folgern ließe, ist nicht bekannt.

Das Ergebnis ist also: William Shaksper, der aus Stratford gebürtige Schauspieler, war aller Wahrscheinlichkeit nach Katholik.

Digitized by Google

Vom Dichter haben dies nun einige auch angenommen und haben es aus den Dichtungen selbst schließen wollen, allerdings gewöhnlich unter Zuhilfenahme der auf den Privatmann oder Schauspieler bezüglichen Notizen. Es ist merkwürdig, wie verschiedene Betrachter in Shakespeares Werken die entgegengesetztesten Weltanschauungen entdecken. Was ich in meinem kleinen Buche „Shakespeare als Philosoph" (Leipzig 1909) beigebracht habe, dürfte davon überzeugen: Shakespeare war Protestant, Dualist, Theist, in den letzten Dichtungen bekundet sich aber eine freiere Weltanschauung, die man vielleicht als Pantheismus bezeichnen kann (der von einem naturfrohen Theismus nicht immer scharf zu unterscheiden ist). Einzelheiten aus den Dramen, die sich auf die Glaubenslehre beziehen und vielleicht katholisch gefärbt scheinen, beweisen nichts, da die Fixierung der protestantischen Lehre erst allmählich erfolgte. Im Fegefeuer läßt der Dichter den Vater Hamlets weilen aus dramatischen Gründen: in die Hölle gehörte er nicht, als seliger Himmelsbewohner hätte er die Rache Gott überlassen. Schlegels Uebersetzung „Ewige Feuerglut" ist falsch, von „ewig" steht im Original nichts. Die Stellungnahme des Dichters in nationalgeschichtlichen Kämpfen, vor allem im „König Johann", zeigt ebenfalls deutlich seinen protestantischen Standpunkt.

Das Rätsel ist also gelöst oder ist keines, wenn man den Dichter und den Schauspieler als zwei verschiedene Personen betrachtet. Meine Beantwortung der Ueberschriftsfrage ist ein Argument mehr für die Trennung.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Man sprach im Salon zuerst von allem Möglichen: von Frau Navorskaia, der großen russischen Künstlerin, die im Theater Antoine spielte, von einem Fest in der englischen Botschaft, von einer glänzenden Wohltätigkeitsveranstaltung und anderen Tagesereignissen. Als man in das Eßzimmer ging, erregte die Tafeldekoration höchste Bewunderung. Die Suppe war schon angerichtet: Frau de Luseney arrangierte es so, daß die Diener so wenig wie möglich im Zimmer anwesend waren und die Unterhaltung nicht gestört wurde. Sie sagte Pépinet, daß es seiner Vorliebe für England wegen Oxtailsuppe gebe, und fügte hinzu:

„Fahren Sie übrigens zur Krönung nach England?"

Er wußte es noch nicht. Man begann von Politik zu plaudern, doch plötzlich fragte Breil Frau de Luseney:

„Waren Sie heute nicht in Versailles?"

„Ich komme eben daher."

„Erzählen Sie uns doch von Ihren Eindrücken. Wir verfolgen die Verhandlung nur in der Zeitung und sehen nicht sehr klar."

Breil sagte immer „wir" und verstand darunter „meine Frau und ich"; vergaß er sich zufälligerweise und sprach in der Einzahl, errötete Frau Breil bis zu den Haarwurzeln und warf ihm finstere Blicke zu. Frau de Luseney kam wieder auf ihre Idee vom vorigen Tage zurück und rief:

„Oedipus, mein Lieber, ein wirklicher Oedipus, nicht wahr, Lavenne?"

„Weniger Blutschande," sagte dieser.

„Weil das nicht mehr in unseren Sitten liegt," vervollständigte Herr Languard.

„Aber nicht König Oedipus," sagte Pépinet. „Der Ingenieur Oedipus, der Spekulant Oedipus, der Elektrotechniker Oedipus, alles was man will."

„Ein gemeiner Schwindler, nicht wahr?" fragte Frau Breil.

„Aber er hat schließlich mehr getan, als Charaden zu raten," erwiderte Badile. „Er schuf Unternehmungen, deren Aktien stiegen, stiegen . . ."

„Wie die kleinen Laubfrösche auf den Leitern in den Aquarien," warf Pépinet ein.

„Was wird aus all dem werden?" fragte Breil.

„Hm," antwortete Pépinet und schnitt sein Seezungenfilet an, „wenn man ihn freispricht, werden die kleinen Laubfrösche wieder steigen, steigen, steigen."

„Na," meinte Herr Languard, „seine Freisprechung ist doch sehr fraglich. Brévine hat etwas Schweres übernommen. Sein Mandant scheint mir ein ganz gemeiner Schurke zu sein."

„Man merkt, daß Sie nicht da waren," protestierte Lavenne. „Lermantes macht keinen schlechten Eindruck. Er verteidigt sich mit viel Einfachheit. Seine Lage ist wirklich schrecklich,

Digitized by Google

und ich weiß nicht, wie es enden wird. Ich wäre gar nicht erstaunt, wenn er unschuldig wäre."

„Also ein Opfer?" fragte Breil mißtrauisch.

„Das kann sein."

„Wessen Opfer?"

„Des Schicksals," meinte Frau de Luseney.

Man erhob Einspruch:

„Das Schicksal ... was ist das Schicksal? ... Wer glaubt noch an das Schicksal? Wer hat das Schicksal gesehen?"

„Das Schicksal ist die Gerechtigkeit, die sich die Augen zuhält," sagte Badil.

Herr Languard protestierte. Er plädierte nur in Zivilprozessen, aber er meinte, daß ein juridischer Irrtum sehr selten, fast unmöglich sei.

„Wie es fast unmöglich ist, daß man lebendig begräbt," warf Pépinet dazwischen. „Jedoch ..."

Frau de Luseney schnitt ihm das Wort ab und rief sehr laut:

„Wollen Sie gleich still sein? Bei Tisch erörtert man solche Dinge nicht."

„Das ist ein Rätsel, das die Sphinx aufzugeben vergessen hat," brummte Pépinet.

Aber Badile hatte schnell eine Erklärung zur Hand.

„Wenn die Griechen auch subtiler wie wir waren, so hatten sie doch nicht einen so komplizierten Geist. Ein Mörder ist ein Mörder. Ein Blutschänder ist ein Blutschänder, und die Absicht ändert nichts dabei. Oedipus hatte seinen Vater getötet und seine Mutter geheiratet, darum entlud sich der Zorn des Himmels über sein Volk. Als die Wahrheit ihm klar wurde, ergriff ihn Entsetzen, und er dachte nicht eine Minute daran, sich mit „Unverantwortlichkeit" zu entschuldigen, wie wir heute sagen würden. Die Tatsache war da, was brauchte man noch mehr? Die Entschuldigung der Absicht ist eine Vertiefung, die das Christentum eingeführt hat."

„Eine Komplikation," verbesserte Pépinet.

„Nun," meinte Lavenne, „fragten wir uns etwa während der schrecklichen Szene, in der das alte Dienstmädchen ihr Geheimnis preisgab, ob Lermantes verbrecherische Absichten hatte oder nicht? Keinen Augenblick! Das Mitleid ließ uns erschauern, aber lediglich weil wir Furcht vor der tragischen, unbekannten Größe des Lebens hatten ... Ich glaube, ich würde ihn sogar beklagt haben, wenn ich ihn für schuldig gehalten hätte."

Frau Breils Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an: sie verurteilte diese nachsichtige und übertriebene Vorliebe für das Sentimentale der Skeptiker und bewahrte ihr Mitleid nur denen, die unverdientes Unglück verfolgte.

„Wir wollen annehmen," sagte jetzt Breil, „daß Lermantes keine mörderische Absicht hatte und der Zufall seine Kugel führte: er ist ein Mann mit leichten Lebensanschauungen, mittelmäßiger Moral; wie ich zugeben will, nicht schlechter und nicht besser als viele andere, aber im ganzen verdorben genug, um zu allem fähig zu sein. Wenigstens hatte ich den Eindruck nach den Ausführungen des Prozesses. Ist's richtig, Lavenne?"

„Ungefähr."

„Also wenn er nicht schuldig ist, so könnte er doch schuldig sein. Wäre er in seinem Privat- und Geschäftsleben unbescholten gewesen, hätte man ihn nie verdächtigt."

Lavenne, der sah, worauf der andere hinauswollte, rief:

„Unbescholten, wer ist denn unbescholten? Sind Sie es, bin ich es? Wir leben alle ungefähr auf dieselbe Art, weder sehr gut, noch sehr schlecht, mit guten Absichten, Schwächen, Kompromissen ..."

„Man lebt wie man kann," betonte Badile.

„Mein Gott, ja. Setzen Sie den Fall, daß man einen von uns nimmt und ihn eines Verbrechens anklagt und ihm sagt: Sie haben ein lasterhaftes Leben geführt, Sie haben Mätressen gehabt, zu viel Geld für sie ausgegeben, Sie haben im Rennen gewettet und Bakkarat gespielt!"

Frau Breil protestierte:

„Mein Mann spielt niemals!"

„Schön, ich nehme ihn von dieser Hypothese aus. Also vereinen Sie alle Sünden, die ein Unglücklicher begehen konnte — selbstverständlich ist es nicht unser Freund Breil — und man sagt ihm: Sie haben dies und das getan, folglich haben Sie diesen alten Herrn ermordet oder dieses Fräulein bestohlen. Was zum Teufel wollen Sie, daß er antwortet?"

„Donnerwetter!" rief Badile, „da würden wir alle draufgehen!"

Er warf einen Seitenblick nach seiner Frau, die sich nicht bewegte. Sie kannte die „Geschichten" ihres Gatten, aber sie tat, als ob sie nichts wüßte.

„Niemand ist vollkommen, das ist richtig," sagte Breil, „aber Ihr Lermantes überschreitet die Grenzen."

„Finden Sie?" meinte Frau de Luseney.

Lavenne fuhr, ohne auf die Unterbrechung zu achten, fort:

„Jetzt beginnt die Rolle des Schicksals, des düstern Schicksals. Wir nehmen also an, daß Lermantes unschuldig ist, nicht wahr? Wenn er schuldig ist, hört sein Fall auf, inter-

Digitized by Google

essant zu sein. Es ist das Schicksal, wenn ein solcher Unfall einem Mann passiert, dessen durchlöcherter und verbeulter Panzer ein schlechter Schutz ist. Umstände und Zufall bestimmen das Schicksal. Eine heimliche Verschwörung unserer Taten mit allerlei vagen Möglichkeiten — das ist das Schicksal."

„Wenn es nicht vielleicht die Gerechtigkeit ist," sprach Frau Breil, sehr ernst mit verlorenem Blick.

Badile, der den ausgezeichneten Trüffeln mit Genuß zusprach, schnellte empor:

„Sie sind schrecklich," rief er. „Sie haben die Seele eines Folterknechtes. Hier handelt es sich nur um einen Unfall, und die Gerechtigkeit verlangt, daß der Urheber wie ein Verbrecher bestraft wird! Um welche Gerechtigkeit handelt es sich denn, um Himmels willen!"

Frau Breil, die vielleicht nicht ganz genau wußte, was sie gemeint hatte, sah ihren Mann hilfeflehend an. Dieser sprang auch ein:

„Nicht um die gewöhnliche Gerechtigkeit, wie sie in den Paragraphen des Strafgesetzbuches gebildet wird, aber um die geheimnisvolle göttliche Gerechtigkeit, deren Methode wir nicht kennen, deren Beschlüsse uns stutzig machen."

„Setzen Sie das bitte auseinander," sagte Frau de Luseney und hielt mit einer Bewegung die Widersprüche fest, die man auf allen Gesichtern las.

„Diese Gerechtigkeit, welche die Alten Nemesis nannten, ist nicht eine abstrakte Vorstellung wie die unsere, sondern eine Art von natürlicher, unberechenbarer, grausamer, brutaler Kraft. Im langsamen Schritt, mit verbundenen Augen, schreitet sie durch die Welt."

„Ich dachte immer, daß es unsere Themis ist, die eine Binde trägt," brummte Badile.

„Gleichviel!" rief Breil, durch seine Gefühle fortgerissen. „Rings um sie her häufen sich die Verbrechen und Frevel, sie geht ihren Weg, ohne etwas zu sehen. Da eines Tages ganz plötzlich fällt ihre Binde und sie schlägt blind darauf los."

„Wohin sie trifft!" unterbrach von neuem Badile. „Ihre Gerechtigkeit ist fürchterlich, lieber Freund. Sie trifft die, welche in den Bereich ihres Schwertes kommen, und die weniger Schuldigen am härtesten . . ."

„Vielleicht treffen ihre Schläge nicht die Schuldigsten, aber ganz unverdient sind sie nie. Wir begreifen es nicht . . . aber heilsamer Schrecken packt uns . . . Hat sie sich gezeigt und uns so an ihre Existenz gemahnt, legt sie die Binde wieder vor die Augen und setzt ihren Weg fort. Hinter ihrem Rücken beginnt der Tanz aufs neue."

„Eure Gerechtigkeit ist der fürchterlichste der Schrecken," brummte Lavenne.

„Treffe ich sie einmal, werde ich versuchen, ihr den Hals umzudrehen," sagte Pépinet.

Rechtsanwalt Languard meinte:

„Lassen Sie uns unsere arme Themis, von der man so schlecht spricht. Sie ist weder vollkommen noch unfehlbar; sie hat alle Fehler menschlicher Dinge, und sie gibt sich doch so viel Mühe, klar zu sehen."

Die Debatte wurde immer lebhafter, aber Frau de Luseney übertönte mit ihrer etwas kreischenden Stimme den Tumult:

„Schreien Sie doch nicht alle so auf einmal. Lassen Sie Breil sprechen, er ist heute abend sehr interessant!"

Und Frau Breil stimmte mit ihrem ganzen Temperament ihrem Manne zu. Sie ermutigte ihn mit Blicken, und er fuhr fort:

„Nein, nein, diese Gerechtigkeit ist nicht furchtbar. Ihre tiefen Gründe entgehen uns, weil unsere Blicke begrenzt sind. Um sie zu begreifen, muß man die ganze Verkettung ihrer Wirkungen und Ursachen kennen. Sie können glauben, daß ihre Beschlüsse immer begründet sind. Wir fürchten, daß ihre Schläge zufällig fallen. Die Gerechtigkeit ist nicht menschlich. Sie soll es nicht sein. Sie ist ein Geheimnis oder ein schwebender Pendel, dessen geheime Regel wir nicht verstehen."

„Mein lieber Freund," sagte Lavenne, „Sie stellen Gründe auf, wie der verstorbene Theresias selbst. Es ist unmöglich, Ihnen zu folgen. Man glaubt Sie auf Apolls Orakelstuhl sitzend. Für uns ist die Gerechtigkeit eine Verteilung von Strafen, die zu den begangenen Fehlern im Verhältnis stehen. Daß dieser Begriff bestreitbar ist, erkenne ich an, denn wir sind unfähig, die Schwere der Schuld zu ermessen, und wir bestimmen die Strafe. Um so mehr als sie den Verantwortlichkeitsbegriff als etwas Gegebenes voraussetzt und wir sehr gut wissen, daß er nur eine Fiktion, eine der zahlreichen Fiktionen, die uns helfen, ist. Die Missetäter, die wir als Verbrecher betrachten, sind vor allen Dingen Kranke."

„Na, nun wird's noch schöner," kreischte Pépinet, „das ist keine Wage mehr, das ist eine Schaukel."

Dieser Einwurf erregte Lavenne, der nun die Theorien der vorgeschrittensten Kriminalisten zu verteidigen begann, die Unterhaltung kam auf diese Fragen im allgemeinen, und Lermantes war vergessen. Die Stimmen wurden

Digitized by Google

immer lauter, man warf mit großen Worten um sich: Rechtlichkeit, Gerechtigkeit, soziale Sicherheit, öffentliche Ordnung. Man erregte sich, ohne einen Schritt weiter zu kommen. Als man vom Tisch aufstand, wurde es ruhiger, ein Scherz von Pépinet brachte alle wieder ins Gleichgewicht, und Frau de Luseney kam auf Lermantes zurück.

„Was würde der arme Teufel sagen, wenn er das alles hörte?"

Man lachte über diese Hypothese.

„Tatsache ist, daß er am besten Bescheid wüßte," sagte Pépinet, „aber ich fürchte, daß er uns nie darüber aufklären wird."

„Werden Sie ihn einladen, wenn er freigesprochen wird?" fragte Badile.

„Lieber Freund," antwortete Frau de Luseney, „seit zwei Jahren ist er nicht bei mir gewesen, ich müßte die Bekanntschaft auffrischen. Es ist schon möglich, ... nach allem .... daß wir uns bei gemeinsamen Freunden treffen."

Sie lachte ein offenes, herzliches Lachen, und sie wurde ordentlich davon geschüttelt.

— — — — — — — — — —

Frau d'Entraque hatte Lermantes seit dem Vorabend seiner Verhaftung nicht wieder gesehen.

An jenem Tage war er gegen Abend zu der gewohnten Stunde gekommen, in der sie ihn wie immer in ihrem kleinen traulichen Salon erwartete. Der Besuch war kurz gewesen. Er sagte, daß er einige Tage nicht kommen würde, weil er sich überwacht fühlte und er sie nicht in seine Angelegenheiten hineinziehen wollte. Als er aufstand, um fortzugehen, versuchte sie ihn an sich zu ziehen. Sanft machte er sich frei: eine Zärtlichkeit oder ein Kuß hätten seinen Willen, den er aufbot, um Herr seiner selbst zu bleiben, vielleicht gebrochen.

„Man wird mich möglicherweise verhaften," sagte er, „aber laß dich dadurch nicht niederdrücken. Bleibe ruhig und bewahre mir dein Vertrauen. Man wird mir niemals beweisen können, daß es sich um etwas anderes als ein Unglück gehandelt hat, weil es nichts anderes gewesen ist. Aber die Niedrigkeit meiner Feinde und Neider werden eine Stunde des Triumphes feiern. Denke, was der Haß für Hallo schlagen wird. Aber ich möchte wenigstens dich in Sicherheit wissen. Du darfst und sollst nicht hineingemischt werden ... Bis auf das kleinste Billett habe ich alle deine Briefe verbrannt ... Mache es mit den meinen ebenso ... Warte nicht damit, ich bitte dich ... Tue es gleich, heute besser noch als morgen."

Sie versprach es. Er forderte noch, daß, wenn auch das Schlimmste käme, sie niemals ihr Liebesverhältnis enthüllen sollte. Sie warf ein, daß sie ihn doch in seiner Verzweiflung nicht verlassen und verleugnen dürfe. Aber er flehte sie an, sich so zu benehmen, als ob sie ihn nie geliebt hätte.

„Mein größter Trost ist, daß du in meine Katastrophe nicht hineingezogen wirst."

Als sie sich noch dagegen wehrte, gelang es ihm, sie zu überzeugen, daß alles, was sie tun würde, ihm nur schaden könne, und ihr Untergang den seinen nach sich zöge. Endlich gab sie nach, und er ging mit ihrem Versprechen fort. Sie erinnerte sich, als unten das Haustor für ihn aufgeschlossen wurde, gehört zu haben, daß es von einer nahen Uhr sechs schlug.

Ihr Mann kam nicht zum Diner nach Hause, und sie nahm an, daß er spät heimkehren würde, wie gewöhnlich, wenn er den Abend außerhalb verbrachte, und sie wollte ihre Einsamkeit benutzen, um ihr Versprechen auszuführen. Die Briefe lagen in einer Schublade ihres Schreibtisches. Sie leerte den Kasten auf einem Leuchtertisch vor dem Kamin aus und machte ein ziemlich dickes Paket aus den Briefen. Lermantes war kein eifriger Schreiber, aber seine Schrift füllte schnell Seite um Seite des dicken bläulichen Papiers. Die meisten seiner Briefe waren kurz heruntergeschrieben. Aber es waren auch längere dabei, wenn er auf Reisen war und mehr Muße gehabt hatte. In dem Salon eines Steamers, in einem Hotel oder Klub in Rio de Janeiro oder Montevideo hatte er lange Episteln verfaßt, die von Zärtlichkeit vibrierten. Juliette las einen Brief nach dem andern, und merkte nicht, wie die Stunden dahinschwanden. Das Glück und die Angst der Vergangenheit erstand wieder vor ihr. Die lange unruhige Erwartung, die fieberhafte Freude, wenn sie das Kuvert erkannte, die Erregung der Momente, die dem Wiedersehen vorausgingen, die Verzweiflung nach der Abreise. Der schwarze Aschenhaufen wurde immer größer. Manchmal ließ der Schmerz die arme Frau laut aufschluchzen. Das Grauen der gegenwärtigen Stunde, die Gefahr, die über dem Geliebten schwebte, die ihn in noch undurchdringlicher Zukunft umlauerte, alles das gab der Vernichtung der bläulichen Blätter einen feierlichen Anstrich. Sie küßte die Briefe leidenschaftlich, zerriß sie langsam, als ob das Knittern des Papiers ihr noch einen Teil von dem wiedergeben könne, was nicht mehr war, und warf sie auf ihren Scheiterhaufen, wo sie sich wie Fetzen lebenden Fleisches krümmten. Eine entsetzliche Ahnung zog ihr das Herz zusammen: in dieser Rauch- und Schreckenswolke

Digitized by Google

starb ihre Liebe dahin. Nie würde die Zukunft das zerrissene Band wieder knüpfen, nie würde sie den wiedersehen, dessen Hand diese Linien geschrieben hatten, die jetzt von den Flammen vernichtet wurden . . .

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Apachen.

Sternickels Leibgarde, die Verbrechereleven (stud. crim.) Georg Kersten, Willy Kersten und Schliewentz (Franz heißt die Canaille), sämtlich dem Berliner Pflaster entwachsen, sind entsprechend ihrer Schuld und ihrem Alter verurteilt. Einigen Genossen ihrer Wesensart begegnete ich in einer Spätabendstunde vor wenigen Tagen. Ueber die Hauptstraße, die belebteste Geschäftsstraße von Schöneberg, kam eine kleine Gesellschaft gut gekleideter Männer und Frauen, um sich nach Hause zu begeben, als sich aus dem Schlupfwinkel einer Seitenstraße heraus eine Phalanx junger Burschen ihnen entgegenschob. „Grüne Jungens", wie vor dem Frankfurter Schwurgericht der kluge Verteidiger Dr. Johannes Werthauer seine eigenen Klienten signalisierte; aber solche „grüne Jungens", die, wie der Fall Sternickel zeigt, gelegentlich auch einmal rot zu sehen wissen. Mit täppisch-bärenhafter Breitspurigkeit, flapsig-affektiert das Auftreten ausgereifter Rowdies nachahmend, ein freches, altes Lächeln in frühblassen Knabengesichtern, von denen der breitkrempige, steife Hut verwegen zurückgerückt war, die Zigaretten zwischen den Mundwinkeln eingequetscht, so schlenderten sie im provozierend langsamen Schrittrhythmus über den Bürgersteig und sperrten, die Hände in den Taschen, mit der Barrikade ihrer jungen Körper den Verkehr. Sie trugen großgescheckte Ulsters, Lackschuhe, breitgestreifte Hosen, hohe Stehkragen, zwischen denen die schmalen, vom Nachtschwärmen entfetteten Gesichter seltsam eng eingepfercht saßen. Sie brüsteten sich mit allen jenen Insignien der Halb-Eleganz, mit deren Hilfe sich auch die Gebrüder Kersten und Genosse Schliewentz vor der Katastrophe noch einmal als Kavaliere zu fühlen gedachten. Sie spien vor den Damen auf den Boden und einander gegenseitig pöbelhaft-zotige Anspielungen ins Gesicht: („Sucht Ihr Händel, mein Herr?": „Bohrt Ihr uns einen Esel, mein Herr?": unausgesprochen schwebten diese plump herausfordernden Worte der Capulet- und Montague-Bedienten über der Berliner Szene). Der Schutzmann steckte irgendwo im Dunkel der Schöneberger Nacht: daher zogen es auch die Männer der kleinen Gesellschaftsgruppe vor, die Vorsicht ihrer Klugheit besseres Teil sein zu lassen und, ohne auf jene unflätigen Herausforderungen in Wort und Geberde Bezug zu nehmen, den Fahrdamm zu durchqueren und das andere Ufer der Straße aufzusuchen. Die Kersten- und Schliewentztypen folgten ihnen nicht: nur die Stinkbombe eines höhnischen Gelächters, nur die beschmutzten Konfettischnitzel einiger Schmähworte flogen den Flüchtenden nach. Dann aber gingen, die Hände in die Taschen stopfend, in lässigem, breitgespreiztem Bummelschritt, jedem Mann und jeder Frau frech in die Augen sehend, die Nachtvögel weiter auf Hadersuche . . .

Man weiß, daß dieser Typ des proletarischen „Siebzehnjährigen" nirgends so gedeiht wie in Berlin, wo jeder Tag ein paar neue Früchtchen dieser Spezies reif, überreif vom Baume des Großstadtlebens fallen läßt. Der junge Schliewentz hat, die Last der Reue auf den Knabenschultern, vor seinen Eltern in einem ungelenken und doch in seiner Demut erschütternden Brief den verlorenen Sohn gespielt. Aber dieser Rückfall ins Weiche, Abhängige, Lenkbare ist für diesen Junior-Apachen weit weniger bezeichnend als die Reihe der anderen Motive, die man sich aus kleinen Einzelheiten der Frankfurter Verhandlung zusammensuchen kann. Ein erschreckendes Charakternationale! In den Jahren, in welchen man sonst schüchtern, erwartungsvoll vor den Misterien des Lebens steht, gibt es hier nichts mehr zu entschleiern. Die Arbeit ist nur als bitteres Kraut auf dem Wege dieser Burschen gewachsen: man nennt sich „Gelegenheitsarbeiter", aber man zieht es vor, jene Gelegenheit zu meiden, statt sie zu suchen. Der harte Druck einer väterlichen, der sanfte Einfluß einer mütterlichen Autorität werden brüsk zu-

Digitized by Google

rückgeschoben oder schlimmstenfalls dadurch gemieden, daß man sich, am besten in Gemeinschaft „kesser" Freunde, dahin begibt, wohin die beobachtenden Blicke der Eltern (die ja übrigens in dieser Sphäre nur selten Zeit haben, den Kontrollposten zu beziehen) nicht nachlaufen können: auf die Walze! In Berlin selbst wird, wie gesagt, die Arbeit boykottiert: und man zieht es vor, über die schundige „soziale Lage" in den Kneipen zu kannegießern, den Seinen auf dem Halse zu sitzen, anstatt sich Brot und Bier für ein Schandgeld von achtzehn Mark Arbeitsverdienst pro Woche selber zu schaffen. Anstatt dessen frequentiert man die Punkte des Berliner Ostens und Nordens, an welchen der Zeichner Heinrich Zille, die Novellisten Hans Hyan und Hans Ostwald noch immer ihr bestes Material aufgelesen haben, wo sich freilich auch manche unverhofft, aber oft kommende Razzia der Kriminalisten bezahlt zu machen pflegt. Man ist — nachgewiesenermaßen waren es Georg und Willy Kersten, auch „Franze" Schliewentz, das „Gör" — Kind im Hause der Bouillonkeller am Wedding (in denen ich sogar in Gesellschaft stämmiger Geheimpolizisten und ihrer Brownings einmal das Gruseln gelernt habe): auch in den Kaschemmen der „Kleinen Markusstraße, des „Grünen Weges", kurz jener berlinöstlichen Zone, die zwar Heinrich Lee in einem Berliner Volksstück „Am grünen Weg" einmal etwas idealistisch-zartfühlend betrachtet hat, die ich aber, sachkennerisch und durch langjährige Nachbarschaft informiert, nicht umhin kann, als eine „dufte Jejend" zu bezeichnen. Man führt (in diesem Alter, und als ob es so sein müßte) den Revolver im Hosensack und sucht die Freundschaft der ehrsamen Dame „Schmalzbacke" — bei Shakespeare hieß sie Dortchen Lakenreißer, im Metternich-Prozeß Elvira Gustke —, die für ein Kientopp-Billett gern bereit ist, Schorschen, Willyn und Franzen himmlische Rosen ins irdische Leben zu flechten. Man läßt, wenn man mit Schneid ein „Ding jedreht" hat, in „neuer Kluft" und munterer Damengesellschaft, für Wein, Autofahrt, Liebe und Vergnügen auch einmal fünfzig Mark in der Nacht springen und betäubt das Vibrando der inneren Angst durch den Brustton dieses unverschämten Kuschemmenrotwälsch, das der Berlin N- und O-Apache jüngeren Jahrganges so gern mit der Trompete seines frühzeitig ausgeschrienen Organs den „Bürgern" in die Ohren schmettert: „Wenn wa alle wern, wir Dreie, denn kommt een unverschämter Toback raus," sagt, gründlich alkoholisiert, Willy Kersten zur Freundin Darsch, der kleinen Auch-Näherin. Dann aber kommt ein fahler, fröstelnder, schneidend-kalter Morgen, an dem diese großmannssüchtigen „Männer" plötzlich erfahren, daß sie aufhören sollen, bevor sie noch recht angefangen haben: an dem sie in Angsttränen ihre Kindheit wiederfinden und, sich mit Entsetzen auf sich selbst besinnend, hilfesuchend: „Vata, Mutta" schreien möchten. . . „Von den drei Angeklagten sieht man nur die Wölbung der Rücken: die Köpfe sind tief zur Erde geneigt," sagt der Prozeßbericht, eisig kurz und lapidar . . .

Die Berliner Juniorenmannschaft des Apachentums hält sich mit Messer und Revolver doch noch ein wenig zurück: die Pariser Kameraden werden hochgeschätzt, aber nicht praktisch nachgeahmt. Aber auch in den Händen der Berliner „Halbwüchsigen" beginnen Faust- und Maulrecht schon sehr unangenehme, publikumsfeindliche Waffen zu werden: und es war eine solche Rotte Korah, die neulich, als der Abmarsch einer sozialistischen Berliner Jugendversammlung von der Polizei recht loyal überwacht wurde, plötzlich den Ruf: „Haut die Blauen!" anstimmte. Nach dem Frankfurter Urteil führen Humanität und Strenge eine erregte Diskussion darüber, ob es wirklich recht sei, die Halbkinder Kersten und Schliewentz ein für alle Male ad acta zu legen, oder ob man auch diesen jugendlichen Barbaren den Rückweg in jenes Leben, das sie anderen nehmen halfen, hätte freilassen müssen. Ich bekenne mich hier zu der ganz persönlichen Ansicht, daß an diesen zwei durch den Spruch der Frankfurter Geschworenen verwirkten Jünglingsleben nichts, aber auch gar nichts gelegen ist; daß, indem sie als Schuldige die Grenze ihres Alters überschritten, sie auch das Recht verwirkt haben, sich auf ihr Alter als „mildernden Umstand" zu berufen. Aber ob in diesem Meinungsstreit die Güte oder das eiserne Gerechtigkeitsgefühl siegen wird: für den, der als Berliner mit an

Digitized by Google

der Wurzel des jugendlichen Apachentums sitzt, ist das „ceterum censeo“ dieses Falles vor allem die Erkenntnis, daß für die moralische Wohlfahrt dieser halbjugendlichen Verkommenen von öffentlicher Stelle aus weit besser gesorgt werden muß als bisher, und zwar, indem man weit schärfer als bisher gegen sie einschreitet! Man agitiert gegen gewisse Härten der Fürsorgeerziehung: man wendet sich gegen gewisse, gar zu energische Dikta der Jugendgerichte: und man sieht dann plötzlich, daß der seit Jahren übliche Modekurs der Milde die Situation nur noch verschärft, statt sie zu bessern. Nein: ich bin der Meinung, daß auch aus den Knaben Kersten und Schliewentz kaum die Jung-Siegfriede des Berliner Apachentums geworden wären, wenn sie vor ihrer Tat einmal Gelegenheit gehabt hätten, gründlich das Fürchten zu lernen. Und wenn die eiserne Energie des Frankfurter Urteils nur hundert Berliner Apachennovizen zur Raison bringt, nur hundert Halbwüchsige davor warnt, einem Sternickel Nachfolger ins Garn zu gehen, so ist die Zweckmäßigkeit dieses Rechtsspruches vollgültig und widerspruchslos bewiesen. . . . Urbanus.

Neue Bücher.

Eine Molière-Gesamtausgabe. Bei Georg Müller in München ist zurzeit eine Gesamtausgabe der dramatischen Werke Molières im Erscheinen begriffen. Die Bände III, IV und V des auf sechs Bände veranlagten Unternehmens liegen bereits vor. Eugen Neresheimer zeichnet als Herausgeber. Zum Stabe der Uebersetzer gehören außer ihm Friedrich Freksa, Marg. Beutler, Reinhart Köster, Heinrich Conrad und F. Kaibel. Der Vorzug, den diese neue Ausgabe vor den älteren Molièresammlungen hat, liegt in ihrer allumfassenden Vollständigkeit und der famosen Aufmachung. Sowohl eine vollständige wie auch eine gut ausgestattete Molière-Ausgabe fehlte bis jetzt. Freilich scheint mir die Sorgsamkeit Neresheimers, der auch all die kleinen Ballett-Einakter abdruckte, etwas gar zu weit gegangen zu sein. Denn diese Stücke und Stückchen: „Der Sizilianer“, „Die Fürstin von Elis“, „Herr von Pourreauguar“ und wie sie alle heißen mögen, sind doch — auch wenn man nicht den Maßstab eines „Tartuffe“ oder „Avare“ anlegt — zweifelsohne unbeträchtliche Belanglosigkeiten, die unsere Zeitgenossen kaum interessieren dürften. Handelt es sich doch hier zumeist um Gelegenheitsdichtungen, die Molière auf Befehl Ludwigs XIV. oft in kurzer Zeit hinwerfen und auf die Balletteufenbeine bringen mußte — um Festspiele, wie sie bei den großen Herren des 17. Jahrhunderts, in dem das Mäzenatentum beinahe schon einem Hörigkeitsverhältnis des Dichters glich, beliebt waren. (Ich erinnere nur an die vielen Festspiele, die Calderon de la Barka verfassen mußte). — Die Alexandriner hat die Neresheimersche Ausgabe auch in der Uebersetzung beibehalten. Hierhin scheint mir L. Fulda in seinen Molière-Nachdichtungen klüger verfahren zu sein. Denn die deutsche Sprache, die dem rythmischen Flusse ein fester umschließendes Bett bietet als die französische und all die Lautfinessen der nachklingenden Halb-Silben und Wortverbindungen und -verschmelzungen nicht kennt, eignet sich nur sehr schlecht für den streng cäsurierten Alexandriner. Fuldas paarweis gereimte Blankverse wirken erheblich lebendiger und natürlicher als die Alexandriner der Müllerschen Uebersetzer. Bei der Anordnung des Materials folgte Neresheimer dem chronologische Prinzip. Jedem Stück ist eine Vorbemerkung des Herausgebers vorangeschickt. Unsympatisch berührten mich einige Sätze, die Neresheimer in der Einleitung in „George Dandin“ schrieb. Hierin nennt er Rousseau etwas undelikat einen „Moralpauker“. Vor solchen Unehrerbietigkeiten, die einen Mann wie den berühmten Jean Jaques in allzu billiger Form herabsetzen wollen, sollte man sich doch bewahren!

Richard Rieß.

Reichtum

ist Macht, aber Schönheit noch mehr, letztere verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul à Stück 50 Pf. Ferner macht der

Cream „Dada“ (Lilienmilch-Cream)

rote und spröde Haut in einer Nacht weiß u. sammetweich. Tube 50 Pf.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W Platzburgerstraße 53 — Verlag: Hellmuth Tohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6 — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 14 — Berlin, den 5. April 1913. — 42. Jahrgang Band 83.

Das Milliardenopfer.

Von

Otto Corbach.

Kaum je hat bei uns ein amtliches Steuerprojekt soviel Zustimmung in den breiten Volksmassen gefunden wie das der einmaligen Vermögensabgabe, durch die von den wirklich Leistungsfähigen die einmaligen Ausgaben für die beabsichtigte Heeresvermehrung, etwa eine Milliarde Mark, gedeckt werden sollen. Es sei, so sagt die Stimme des Volkes durch den Mund der Presse, ein richtiger Grundsatz, daß die einmalige Ausgabe für die Heeresvermehrung auch durch eine ein einziges Mal erhobene Steuer gedeckt werde und nicht durch eine Anleihe, deren Zinsen und Tilgung durch Jahrzehnte auf uns lastet, und weiter sei es mit Freuden zu begrüßen, daß diese einmalige patriotische Spende ausschließlich von den Leistungsfähigen, den Reichen, getragen wird, die bei Entrichtung von ein Halb vom Hundert ihres Vermögens weniger belastet würden als die Masse durch eine noch so geringe Steuer. Mit Vorliebe erinnert man die Reichen, um ihren Opfermut anzuspornen, an das hundertjährige Beispiel von 1813: „Damals war Preußen, war ganz Deutschland ein armes, ausgesogenes Land, und doch brachten Bürger und Bauern willig ihr letztes Gut ebenso wie ihr Blut dar. Heute, 1913, sind wir ein reiches Land geworden. Auf 35 Milliarden wird das Jahreseinkommen unseres Volkes geschätzt, von denen jährlich fünf bis sechs Milliarden in Ersparnissen und neuen Anlagen investiert werden. Gegen 400 Milliarden soll das Volksvermögen betragen."

Die Einwendungen, die gegen die Abgabe erhoben werden, sind meist schwach. Solche Kriegssteuern, meinen die Unzufriedenen, pflege man nur in Zeiten äußerster Not zu erheben, wie sie eben vor hundert Jahren geherrscht habe. Es handle sich bei dem Gedanken mehr um einen Impuls als um eine besonnene finanzpolitische Erwägung. In Zeiten des Friedens, wie wir sie doch noch durchleben, solle man solche Mittel, die leicht den falschen Eindruck eines letzten Rettungsankers machen, zu dem ein finanziell armes Reich greift, vermeiden. Hie und da wird der Vorschlag auch als der Anfang zu einer „Expropriation der Expropriateure" im Marxschen Sinne zu kompromittieren gesucht. Das zeugt wieder einmal von der geistigen Armut, in denen die Kreise der Wohlbestellten bei uns befangen sind, indem sie sich unter der von den Marxisten erstrebten Vergesellschaftung der Produktionsmittel zum Zwecke ergiebigerer Produktion nur etwas so Kindisches wie eine amtliche Vermögenskonfiskation größten Stiles vorstellen können. Mit etwas mehr Geist ließen sich im Interesse der materiell Vermögenden schon manche hörbaren Argumente gegen die „Kriegssteuer" ins Feld führen. Es ist z. B. leichtfertig, wenn man die ärmeren Volksschichten in dem Vorurteil bestärkt, als ob es ihnen völlig gleichgültig sein dürfe, wieviel die Reichen dem Moloch Militarismus zu opfern gezwungen würden. Solche Egoisten sind denn die Reichen im allgemeinen doch nicht, daß sie alles, was sie an Renten, Profiten, Zinsen einheimsen, für sich verpraßten; sie sind doch recht oft arbeitsame und unternehmende Naturen, die es nach immer weiterer Ausdehnung ihrer Betriebe und damit Arbeitsbeschaffung für immer zahlreichere Arbeitermassen drängt. Sie sind aber nun doch wieder zu egoistisch, um nicht für neue Steuern lieber andere büßen zu lassen,

Digitized by Google

lieber ihr Angebot auf dem Arbeits- als dem Gütermarkte einzuschränken. Von der Milliarde, die unsern Reichsten abgeschröpft werden soll, werden vielleicht später Hunderttausende für die Gesamtnachfrage nach Arbeitskräften im nationalen Wirtschaftsleben fehlen. Man soll sich nicht einbilden, daß eine Politik, die den Reichtum durch Konfiskation bekämpft, ähnliche segensreiche Wirkungen ausüben könne als eine solche, die eine Ansammlung großer Reichtümer erschwert, indem sie die Steigerung der Löhne und die Bildung kleiner Vermögen begünstigt.

Die, denen die Milliarde abgeschröpft werden soll, wissen wohl, warum sie nur die Faust in der Tasche ballen und öffentlich eine opferwillige Miene aufsetzen. Sie hoffen, sich durch die vaterlandsretterisch erscheinende Tat einer einmaligen Abgabe von weiteren Lasten loskaufen zu können. Sie wollen den Nimbus, den ihnen das einmalige Milliardenopfer verleihen mag, ausnützen, um desto wirksamer die Forderung einer dem Gesichtspunkt der Leistungsfähigkeit Rechnung tragenden dauernden Besitzbelastung zu bekämpfen. Das sollte man bei aller Anerkennung der guten Absicht der Regierung, diesmal auch die Besitzenden kräftig heranzuziehen, nicht vergessen. Die Forderung, daß die Leistungsfähigen auch die dauernden Ausgaben, die die Heeresvermehrung erheischen wird, zum größten Teile tragen sollen, darf durch die einmalige Abgabe nicht erledigt, nicht einmal abgeschwächt werden.

Dies vorausgesetzt, mögen die Vorzüge der einmaligen Abgabe ihre Nachteile im Vergleich zu jeder Belastung der breiteren Volksschichten überwiegen. Aber auch dann soll man sich hüten, einer Umkehrung des jesuitischen Grundsatzes, daß der Zweck die Mittel heilige, zu huldigen, indem man in diesem Falle das Mittel den Zweck heiligen ließe. Man hat allzusehr über die Frage nach den Kosten der Heeresvermehrung die nach ihren Zwecken in den Hintergrund treten lassen. Warum verlangt man von unsern Reichsboten nicht, daß sie die Bewilligung neuer Mittel für den Militarismus von der Durchführung gründlicher Reformen in der deutschen Diplomatie abhängig machen. Soweit die geplante Heeresvermehrung notwendig geworden sein sollte, ist diese Notwendigkeit zum Teil nur eine Folge der Unzulänglichkeit einer Diplomatie, die sich seit Jahrzehnten regelmäßig von jedem wichtigen weltpolitischen Umschwung überraschen läßt.

Ferner verdient es ernsten Nachdenkens, warum denn immer lediglich der Militarismus den Anstoß zu gesunden Regierungsmaximen geben muß! Man stelle sich einmal vor, es würde der Vorschlag gemacht, unsere Reichsten sollten eine Milliarde opfern, um unser Volksschulwesen endlich einmal einen kräftigen Schritt vorwärts zu bringen! Diese Möglichkeit erwähnen, heißt ihre Hoffnungslosigkeit feststellen. Es gibt kaum noch irgendwelchen Kulturfortschritt, es sei denn, er fördere zugleich die Bestrebungen des modernen Wettrüstens. Als die Lokomotive erfunden worden war und die ersten Eisenbahnen der Menschheit den damit erreichten riesigen Fortschritt in der Verkehrstechnik vor Augen geführt hatten, erging sich alt und jung in Hoffnungen auf ein Zeitalter der Völkerverbrüderung, dessen Vorbote die großartige, Raum überwindende Erfindung zu sein schien. Wie anders nahm der Kulturmensch des zwanzigsten Jahrhunderts das lenkbare Luftschiff und den Aeroplan auf! Meist als neue Mittel für die Kriege der Zukunft. Damit stimmt es überein, daß der für die Lösung des Flugproblems tätige Erfindungsgeist hauptsächlich im Dienste von Marspriestern stand und immer noch steht.

Nicht minder bezeichnend sind die innigen Zusammenhänge zwischen dem Militarismus und der modernen Sozialpolitik. Im Jahre 1826 meldete der Generalleutnant von Horn, der damals am Rhein stand, daß die dortigen Provinzen ihr Kontingent an Rekruten nicht zu liefern vermöchten, weil die junge rheinisch-westfälische Industrie mit ihrer ungehemmten Ausbeutung der Arbeitskräfte, mit Frauen- und Kinderarbeit, ungünstig auf die Gesundheit und Körperbeschaffenheit der Bewohner einwirke. Diese Anregung führte zu den — Arbeiterschutzgesetzen. Aehnlich entsprang die erste Initiative zu den jüngsten

Digitized by Google

staatlichen Maßnahmen für die schulentlassene Jugend dem Militarismus. Den Anstoß zu den ersten Beratungen über die Weitererziehung der schulentlassenen Jugend, die „nationale Gefahr“ ihrer Vernachlässigung, in den preußischen Ministerien gab die Heeresverwaltung, die, wie man damals aus einer so zuverlässigen Quelle wie der militäroffiziösen „Militärischen Korrespondenz“ erfahren konnte, vorher darüber geklagt hatte, daß sich vornehmlich in Garnisonen mit Ersatz aus den Industriegebieten die militärischen Beschwerden über die moralische Qualität des Rekrutenmaterials häuften. Schlechter Wille und passive Resistenz erschwerten in nicht mehr vereinzelten, auf zielbewußte Beeinflussung oder sittliche Verwahrlosung zurückzuführenden Fällen die Anfangsstadien der Ausbildung bei einer ganzen Reihe bestimmter Truppenteile in solch steigendem Maße, daß die verschiedenen Kriegsministerien sich zu scharfer Stellungnahme veranlaßt gesehen hätten.

Nach alledem braucht es nicht wunderzunehmen, daß jetzt auch nur rein militärische, keine allgemeinen Kulturforgen es sind, die die Regierenden bewegen, ihre Scheu vor dem gemeinnützigen Prinzip, den Reichen, für die der Staat am meisten leisten muß, auch in erster Linie Opfer abzufordern, aufzugeben. Daß die einmalige Vermögensabgabe auch nachteilige Folgen für die Allgemeinheit haben kann, wurde oben schon hervorgehoben. Sie werden aber gern getragen werden, wenn die Kriegssteuer ihre erzieherische Mission erfüllt, die darin bestehen sollte, auch den Besitzenden einmal die Kehrseite des modernen Militarismus empfindlich zum Bewußtsein zu bringen.

Zur Weltanschauung Ernst Machs.

Zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag.

Von

Dr. Franz Eißler.

Das Problem der Philosophie ist das Problem des Absoluten. Der geistige Standort soll bestimmt werden, von dem aus sich mit einem Schlage Licht ergießt in das Dunkle und Rätselvolle des Lebens und der Dinge. Die selbstverständliche Konsequenz einer geistigen Leistung, die sich auf die Erfassung der Totalität, auf ihre restlose Ausschöpfung richtet, ist der Hang zur Systembildung. Diese ist nicht als pedantische Schrulle des Philosophen, sondern als organische Entfaltung eines fundamentalen Prinzips zu betrachten, das wir füglich mit dem archimedischen Punkt vergleichen können, von dem aus sich die Welt bewegen läßt.

Die Geschichte der Philosophie bietet nicht, wie die Geschichte der anderen Wissenschaften, das Bild einer aufsteigenden Entwicklung dar, sie gleicht gemäß der von Schopenhauer bissig ironisierten Unduldsamkeit der Systeme weit eher einer Sisyphus-Arbeit, deren Schwerpunkt bald in dem Ich, bald in der Substanz gelegen ist, und dementsprechend lassen sich ihre Hauptlinien als eine idealistische und eine realistische kennzeichnen.

Die moderne Naturphilosophie, deren geistiger Führer Ernst Mach ist — den Ruhm ihres geräuschvollsten Vertreters müssen wir Wilhelm Ostwald zuerkennen —, ist einen prinzipiellen Schritt weitergegangen, sie hat durch eingehende Analyse des Ich- und Substanzbegriffes dem Dualismus, der in allen Systemen bislang offen oder heimlich sein Wesen trieb, ein Ende bereitet. Die Gedanken eines Protagoras und eines Hume sind nun durch Mach, Avenarius und Schuppe konsequent zu Ende gedacht.

„Somit setzen sich die ganze innere und äußere Welt aus einer geringen Zahl von gleichartigen Elementen in bald flüchtigerer, bald festerer Verbindung zusammen.“ Zwischen diesen Elementen bestehen Abhängigkeitsbeziehungen, die sich uns nach der Art der Betrachtung bald als psychisch, bald als physisch darstellen.

„Eine Farbe ist ein physikalisches Objekt, sobald wir z. B. auf ihre Abhängigkeit von der beleuchtenden Lichtquelle achten. Achten wir aber auf ihre Abhängigkeit von der Netzhaut, so ist sie ein psychologisches Objekt, eine Empfindung. Nicht der Stoff, sondern die Untersuchungsrichtung ist in beiden Gebieten verschieden.“

Digitized by Google

Diese Auffassung, für die die Körper nicht mehr sind als ihre Merkmale, hat keinen Raum für das Gespensterdasein eines Ding an sich, aber auch das Ich entpuppt sich ihr als eine denkökonomische, nicht reelle Einheit.

„Alle Elemente bilden nur eine zusammenhängende Masse, welche, an jedem Element angefaßt, ganz in Bewegung gerät... Ganz unwillkürlich führt das Verhältnis zu dem Bild einer zähen Masse, welche an mancher Stelle (dem Ich) fester zusammenhängt."

In leuchtenden Farben ist es nicht gemalt, dieses Bild der Welt, aber schließlich wollte sein Schöpfer nicht mehr finden als einen Standpunkt der Physik, den man nicht sofort verlassen muß, wenn man in das Gebiet einer anderen Wissenschaft hinüberblickt.

So sind wir auf den Krücken der Abstraktion über die Kluft der geistigen und materiellen Welt hinweggeschritten, die metaphysischen Nebel sind verscheucht, und die Nüchternheit feiert Orgien.

Einen starken Rückhalt hat die Machsche Auffassung an der Entwicklung der modernen Physik gefunden, die den Begriff des Absoluten aus allen physikalischen Betrachtungen verbannt hat, ja, sogar zu einer Relativierung des Zeitbegriffes vorgeschritten ist, aus der sich ergibt, daß das Früher und Später nicht mehr absoluten Sinn hat als das Oben und Unten.

Ein System, dessen denkökonomische Vorteile wir so oft haben preisen hören, wird es sich gefallen lassen müssen, wenn wir es auch an seinen praktischen Konsequenzen beurteilen. Die „Unrettbarkeit" des Ichs, meint Mach, wird uns künftighin vor Selbstüberhebung, vor der Ueberschätzung des eigenen Ichs bewahren. Aber er vergißt, daß damit auch der Unterschätzung des fremden Ichs Tür und Tor geöffnet sind: von der Höhe des philosophischen Standpunkts wird der Mord zu einer Bagatelle, zu einer flüchtigen Störung im Gleichgewichte der „Elemente".

Die Vergewaltigung des Ichs, die es zu einem Empfindungsbündel degradiert, rettet den Monismus, aber an der simpeln Realität des Lebens wird er genau so zuschanden, wie jener Idealismus, der nur das Ich übrig läßt. In ihrer großartigen Monotonie ist Machs Philosophie doch allzu lebensfern, und die Einheit ihres Weltbildes ruht schließlich nur in der Vagheit der Begriffe.

Ueberfeinerung.

Von

Professor Adolf Mayer (Heidelberg).

In dem Roman eines vielgelesenen, modernen Autors finde ich folgenden Dialog zwischen Jugendfreunden; Fabrikantentochter und studiosus philosophiae:

Sie bückte sich schneller wie Ulbricht, dabei bedeckte sie ihren Halsausschnitt mit der Hand. Er wandte sich ärgerlich ab.

„Warum bedeckst du deinen Ausschnitt, wenn du dich vor mir bückst!"

Sie erblaßte, riß ihre Augen weit auf, dabei wurden ihre Züge schlaff, fast unschön. Sie starrte ihn tief erschrocken an. Da er zornig niedersah, stotterte sie:

„Wie kannst du mich so was, nach so etwas fragen!"

„Glaubst du, daß ich meine Blicke nicht an der Koppel halten kann?"

„Du wirst jetzt unanständig."

„Nein, ich lasse mich nur nicht unterkriegen."

Stille. Dann Lydi ganz leise, noch mit dem Worte kämpfend:

„Also — mußt du doch — dagegen . . ."

„Ja, hast du mich für einen Kapaunen gehalten?"

Ich möchte an dieser Stelle nicht von der gewitterschwülen Sinnlichkeit des Tones zwischen den jungen Leuten, die einander übrigens herzlich gleichgültig sind, reden. Das kann Absicht des Autors sein und — Wunsch des Lesers, und wir wollen hier nicht moralisieren, sondern nur von ästhetischen Dingen handeln, nämlich vom Stil des Dialogs, der manches nur andeutet und gewaltige Gedankensprünge macht und dazwischen Lücken läßt.

Besonders groß ist der Hiatus vor den Worten: „Nein, ich lasse mich nur nicht unter-

Digitized by Google

kriegen.“ Unterkriegen, durch was unterkriegen? Nun, natürlich durch das junge Mädchen; aber inwiefern? Der Gedanke des Autors ist offenbar: das Bedecken des Ausschnittes ist eine Koketterie, und der junge Mann bringt diese heikle Angelegenheit zur Sprache auf die Gefahr hin, einen Verstoß gegen die gute Sitte zu begehen. Der ehrliche Jugendfreund will dies lieber, als die junge Kokette in dem Gedanken lassen, daß ihr Manöver und der Zweck dieses Manövers von ihm nicht erkannt worden sei. Aber das alles muß der Scharfsinn des Lesers erraten.

Ein anderes Beispiel: Der studiosus philosophiae ist bei der Mutter und hat ihr sein Verhältnis zu einer Studentin und die Folgen desselben, deren bevorstehende Mutterschaft, eingestanden. Die Mutter will nach einigem Zögern dem Sohne die Mittel gewähren, die Sache durch eine schleunige Heirat, die auch der Sohn wünscht, wieder gut zu machen, äußert aber in ihrer etwas hausbackenen Gesinnungsweise: „Schließlich kann sie Gott danken, an einen Menschen, wie du bist, gekommen zu sein; ein anderer ließe sie einfach sitzen.“ Er war zornrot, kaum seines Körpers mächtig.

„Du, glaubst du, Mutter, daß ich auch meine Liebe, mein Kind für den Hausanteil verkauft habe! Soll ich dir schmutzige Gedanken über meine Liebe zutrauen?“

Auch hier ist eine Reihe von Zwischengedanken weggelassen. Der Student will natürlich sagen, daß seine Liebe eine reine war und daß die Mutter durch ihre Vermögensabtretung nicht berechtigt ist, diese Liebe zu beschimpfen, aber zu dem Begriffe: reine Liebe und sein Kind verkaufen, dringt man doch erst durch, wenn man überlegt, daß diese Beleidigung einstecken einem Verkaufe gleichkäme; denn ein Schurke pflegt von jemand, der ihm Geld gibt, auch Beleidigungen hinzunehmen.

Im alten Stile würde der Sohn der Mutter etwa geantwortet haben:

„Mit Menschen, die ein Mädchen einfach sitzen lassen, will ich lieber nicht verglichen sein,“ und es würde das hauptsächlichste Bindeglied gefunden sein, das hier weggelassen wurde.

Der moderne Dialog deutet nur an, läßt vieles zwischen den Zeilen lesen, und, wer nicht rasch kapiert, muß zweimal, vielleicht dreimal lesen, bis er den Sinn erfaßt.

Man wird sagen, daß darin gerade der Reiz der modernen Darstellung liege. Es wird nicht alles in schulmeisterlicher Folgerichtigkeit aufgezählt, sondern nur das Nötigste angedeutet. Es werden nur die wichtigsten Linien gezeichnet, aus denen sich der kongeniale Leser das Bild ergänzt, wie es denn ja auch bei einer Zeichnung weit wichtiger ist, daß sie keine einzige falsche Linie enthält, als daß das Gegebene vollständig sei. Man muß dem Beschauer auch ein bißchen Grütze zutrauen; und es macht ihm selber geradezu Freude, seine Phantasie ein wenig spielen zu lassen und das Fehlende zu ergänzen, vielleicht sogar nach seinem besonderen Sinne. Eine breite Bettelsuppe zu schlucken ist dem Feinschmecker eine Beleidigung seines besten Sinnes, und Kunstwerke sind nun einmal „nicht für die Schweine“, wie die Philologen wohl in bezug auf das Griechische zu sagen pflegen.

Alles wohl und gut. Aber ich habe eine Bemerkung dabei auf dem Herzen, und das ist diese. Die Divergenz oder „Diskrepanz“, wie man jetzt zu sagen liebt, des Geschmackes und der diesem Geschmacke angepaßten Ausdrucksweise geht heutzutage etwas weit. Nietzsche hat hier den Ton angegeben, und der Autor, an dem ich exemplifiziere, E. G. Kolbenheyer in seinem Roman Montsalvasch, ist ganz von Nietzsche getränkt. Er teilt auch dessen Vorzüge: Raffinierte Sachkenntnis, fein erlesenen Geschmack, tiefes Naturempfinden, biologische Orientierung, Sorgfalt der Darstellung.

Sätze wie: „Da wurden beide froh; sie lachten beide wie Kinder, die einen wichtigen Tausch mit schön gesprenkelten Feuerbohnen abgeschlossen haben“, könnte genau so der Verfasser des Zarathustra niedergeschrieben haben. Aber es ist eben die ausgesuchteste Geistesaristokratie, die hier allein zu Worte kommt.

Auf Schriftsteller und Maler, die bei der Menge noch hoch im Ansehen stehen, wird spöttisch herabgesehen. „Kostümierter Kitsch,

Digitized by Google

wie ihn der Lenbach gemalt hat" oder „als ob es der gottselige, einfaltsüchtige Baron Eichendorff hingeklimpert hätte", von Theodor Körner gar nicht zu reden. Dahin gehört auch die herablassende Bemerkung über die Mutter des Studenten: „Sie war eine gottesfürchtige Natur und wußte sich einzurichten".

Ueber Geschmack soll man bekanntlich nicht streiten. Jeder Stand hat seinen Geschmack und jede Entwicklungsstufe den ihrigen, und daß den Nietzscheanern Eichendorff und Körner nicht mehr munden, ist durchaus selbstverständlich; denn es kann aus der hohen Evolution des modernen Geistes begriffen werden. Aber man kann die Erscheinung auch von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachten, den ich am liebsten den ökonomischen nennen möchte. Wie entsteht diese furchtbare Diskrepanz des Geschmackes, die bewirkt, daß dem Höherstehenden die Kost des Volkes Ekel verursacht und daß umgekehrt dieses an der raffinierten Zubereitung für jene Aergernis nimmt?

Die Frage ist leicht zu beantworten, da sich auf materiellem Gebiete ganz ähnliches zeigt, und in der Ursache dieser also vermutlich auch die Ursache jener Erscheinung beschlossen liegt. Auch das Auto der Reichen begräbt den bescheidenen Wanderer in Staub und Stank, und so herab bis zu den niedrigsten Funktionen, wo durch die Einrichtung des tadellos appetitlichen W.C. des Hotels die Flußläufe verstänkert und dem gemeinen Mann das Freibad verekelt wird. Das Auseinanderklaffen der Bedürfnisse von Reich und Arm auf materiellem sowohl wie auf geistigem Gebiete wird unendlich gefördert durch eine schlechte Güterverteilung. Denn der reiche Sonderling des studiosus philosophiae, der über jedes Brotfach die Nase rümpft, hat Zeit und Mittel, jeden Seitenweg, auf den die zukünftige Menschheit einmal geraten wird, bis zum Ende zu gehen und alle für die Masse jetzt noch ganz unverständliche Konsequenzen zu ziehen.

Zu moralisieren gibts da eigentlich nichts. Man braucht sich nur selbst die Frage zu stellen, ob es leicht sein würde, auf die Vorzüge zu verzichten, die uns durch die Gunst der Umstände zuteil geworden sind. Und da wäre es noch leichter, sich an den Tisch des Arbeiters zu setzen und in seine Schüssel zu langen, als seinem künstlerischen Geschmack Gewalt anzutun und für Thumann und Ebers zu schwärmen, wie wir es doch noch vor 30 Jahren getan haben. Der Moralist ist immer ein Indeterminist am falschen Platze.

Wir können in unser eigenes Innere einkehren und darin eine Umkehr bewirken, aber wir dürfen das nicht bei anderen voraussetzen. Hier müssen wir die Umstände studieren, die bewirken, daß einer Klassizist wird oder Naturalist, ganz nach der Wahl desjenigen, der die Umstände regelt, ganz wie man ein Kind katholisch oder atheistisch erziehen kann mit fast unfehlbarem Resultate. Und da wäre denn durch unser Beispiel auf einen Umstand, eine Vorbedingung, gewiesen, so mächtig, daß ein Deutscher nicht mehr die Sprache des andern versteht, der gleichwohl auch ein Deutscher ist. — Nur hingewiesen. Weitere Folgerungen machen wir vorläufig nicht; sie liegen ja auf der Hand: Alles, was die Güterverteilung verschlechtert, auch aus diesem Grunde mit argwöhnischem Auge ansehen.

Kolbenheyer ist übrigens durchaus ehrlich in seiner Lebensphilosophie. Er nennt seinen Roman den Roman eines Individualisten, und vielleicht glaubt er selbst, daß durch die größere Individualisierung des Einzelnen auch der Masse geholfen werden könnte, insofern der frei entwickelte Einzelne sich am sichersten die Weisheit erwerben kann, die schließlich allen zugute kommt. Demgegenüber ist es aber doch notwendig, darauf zu weisen, wie unsozial auf dem ganzen Gebiete vom niedrig Materiellen bis zum höchsten Geistigen das Auseinanderklaffen der Bedürfnisse und des Geschmackes wirkt. Der überfeinerte Individualist wird schließlich zu einem Wesen, das die Nöten der Massen gar nicht mehr kennt, er wird, um mit Faust zu reden: „der Unbehauste, der Unmensch ohne Rast und Ruhe"; und so wirkt diese Literatur bei allem hohen Reize im einzelnen wie andere Ueberfeinerte, doch schädlich auf unsere Gesamtgesittung, die nun einmal am sozialen Gesichtspunkte nicht vorbeikommt. Im übrigen liegt es mir fern, eine Rezension zu

Digitized by Google

schreiben über einen in vieler Beziehung reizvollen Schriftsteller, über den gar vieles zu sagen wäre pro und contra.

„England-Deutschland."

Von

Julius Bab.

Nun, was sagst du zu England-Deutschland? — Mein Freund sah mich mit etwas matter Verwunderung an und sagte:

Du weißt ja, daß ich mich nicht für Politik interessiere. Und nun gar diese Pendelbewegung der internationalen Gefühle, dieses beständige Geschrei der Zeitungen: Heute schreiben sie das Gegenteil von dem, was sie gestern geschrieben, damit es morgen wieder neu ist, wenn sie das von gestern schreiben.

Aber es ist ja gar nicht von Politik die Rede und von keinem jener eventuellen Zukunftszusammenstöße, die die Phantasie der Zeitungsschreiber bevölkern, sondern von jener ganz wirklichen Begegnung, die gestern stattgefunden hat und bei der England siegreich das Feld verließ.

Was sagst du?

Ja, der große Fußballwettkampf in Mariendorf — null zu drei für die England repräsentierende Mannschaft. Das war das Resultat.

Mein Freund erstarrte, sah mich etwas ängstlich von der Seite an und sagte schließlich vorsichtig: Fußball? Ja und — warst du etwa dabei?

Aber selbstverständlich, ich und noch fünfzehntausend. Es war hochinteressant.

Das Aengstliche im Gesichtsausdruck meines Freundes wuchs entschieden. In seinen Ton trat jene charakteristische Schonung, die der medizinische Laie einem Menschen von bedenklichem Geisteszustand gegenüber viel zu deutlich zu zeigen pflegt, als er sagte: Ja, und wenn ich fragen darf, ist das dein Ernst?

Völlig, sagte ich, völlig! Und auf die Gefahr hin, von dir aus der Gemeinde der Kulturmenschen verstoßen zu werden, bekenne ich, daß ich mich ganz ausgezeichnet unterhalten, auf die angenehmste und nützlichste Weise aufgeregt habe.

Immer schonender wurde sein Ton: Und du hast das schon lange?

Schon seit Jahren, mein Lieber; ich betrachte ein gutes Fußballspiel, diese vollkommen hintergrundslose Aufregung, diese in sich geschlossene und oft sehr vollkommene Darbietung als eine Erholung und als einen Trost inmitten der vielen, vor falschen, schiefen, anspruchsvollen Hintergründen gebauten Aufregungen und der zu so großem Teil ohnmächtigen und hochfahrenden Darbietungen des Berliner Kunstwinters.

Jetzt schickte er sich allmählich an, vom ängstlichen Mitleid zur energischen Entrüstung überzugehen: Also, nun erkläre mir im Ernst, wie ein ästhetisch gebildeter Mensch an solch einem rohen Geraufe Vergnügen finden kann?

Das Vergnügen, lieber Freund, ist in erster Linie rein dynamischer Natur, beruht auf unsere Einfühlung in die miteinander ringenden Kräfte, in der Lust am Mitempfinden menschlicher Widerstandsüberwindung. Und was das Aesthetische betrifft, so scheint mir, daß ihr klassischen Kulturschwärmer die alten Hellenen ziemlich unnütz im Munde führt, wenn ihr dabei den Sport verachtet.

Den Sport! Ist etwa die Schönheit eines Diskuswerfers, eines antiken Ringers oder Wagenlenkers bei diesen Spielen zu sehen?

Erstens, mein Lieber, neige ich zu der Annahme, daß die alten Griechen zu ihren Ringern und Diskusschleuderern nicht ganz so gegangen sind, wie du zu den übrig gebliebenen Statuen ins Museum, um schöne Formen zu sehen, sondern daß auch da das dynamische Erlebnis, der schlichte Reiz des Wettkampfes, einen erheblichen Teil, sagen wir mal so rund siebenundneunzig Hundertstel der Massenwirkung, ausgemacht hat. Und dann: Hast du schon mal ein Fußballspiel gesehen?

Selbstverständlich nicht!

Das ist eine Qualität, in der du dich mit den meisten anderen Verächtern dieses Sports begegnest. Du mußt also gestatten, daß ich deinem Laientum erst mal die primitivsten An-

Digitized by Google

fangsgründe beibringe. Ja, es ist nötig, wenn wir uns verständigen wollen, also unterbrich mich nicht! Es handelt sich um einen Lederball, der zwischen zwei aus Stangen und Netz bestehenden Toren hin- und hergetrieben wird, mit dem Zweck, ihn in eins dieser Tore zu befördern. Auf jeder Seite sind elf Mann, aber nur einer, der Torwächter, darf sich seiner Hände bedienen. Alle andern müssen den Ball wesentlich mit den Füßen bewegen. Auch sonst sind die Funktionen aufgeteilt, zwei Spieler sind hauptsächlich zur Abwehr, zur Verteidigung des eigenen Tores bestimmt, fünf greifen an, die drei übrigen vermitteln zwischen diesen beiden Gruppen. Alle aber müssen unbedingt zusammenarbeiten, um das gemeinsame Ziel der Partei zu erreichen: den Ball vom eigenen Tor abzuhalten und ihn in das Netz der Gegner zu bewegen.

Ich bin dir für deine lichtvolle Belehrung sehr dankbar; kann mir aber immer noch nichts weiter vorstellen, wie daß es ein sehr rohes und häßliches Gerauſe um diesen Lederball gibt.

Du bist im Irrtum. Bei unserem Assoziations-Fußball (das sogenannte „Rugby“ ist etwas anderes) ist es ein schwerer, sehr selten vorkommender Verstoß gegen die Spielregel, einen Gegner festzuhalten oder gar durch irgendeine Art von Körperverletzung absichtlich zu hemmen. Solch einen Versuch würde stets der Schiedsrichter mit sofortiger Ausschließung des Spielers ahnden. Es kommt also wesentlich auf Schnelligkeit und Gewandtheit an, auf eine Behandlung des Balls, die bei guten Spielern die Finessen des Billards erreicht, und auf eine Elastizität und Energie aller Körperteile, die ganz gewiß ästhetische Eindrücke hervorbringen muß. Ich habe schon mehr als einmal Maler und Bildhauer zu diesen Spielen mitgenommen, und sie sind mir für die dort gewonnenen Eindrücke dankbar gewesen. Aber für mein Gefühl ist es das noch nicht einmal, was in erster Linie den Wert des Fußballkampfes für die Mitspielenden und den Reiz für die Zuschauer ausmacht. Dies Entscheidende ist psychischer Art.

Du machst dich ja lächerlich! Sitzt die Seele vielleicht in den Beinen?

Nein, aber in dem ganzen Körper, der diese Beine dirigiert; und dieser Körper darf hier nicht lediglich den größtmöglichen Grad von Kraft und Geschicklichkeit zeigen, damit ist noch nichts entschieden. Er muß mit zehn anderen zusammen arbeiten, muß unbedingt sich als Teil eines Ganzen fühlen, er braucht also zu allem Persönlichen eminent soziale Qualitäten: Disziplin, Einordnung, Selbstlosigkeit einerseits und andererseits Berechnung, Kombination, Entschlossenheit. In jedem Augenblick muß jeder überlegen können, ob es jetzt der Sache mehr dient, den Ball selbst weiter zu bewegen oder an einen Mitspieler abzugeben, ob die besseren Chancen sind, ihn nach rechts oder links, nach vorn oder nach hinten zu dirigieren. Das aber macht nicht nur den Reiz, sondern den entscheidenden, eminent *modernen* Charakter des Fußballspieles aus: daß es ein soziales Spiel ist, daß alle Qualitäten des einzelnen nur Voraussetzung für die Lösung des Problems sind, nicht die Lösung selbst. Die Entscheidung bringen hier nur jene passiven und aktiven Eigenschaften, die der Mensch im sozialen Leben braucht: Ueberblick und Entschlossenheit, Selbstlosigkeit und Dispositionsgabe. All diese Kräfte kommen ins Spiel, und wie sie sich mit körperlichen Gaben durchdringen, wie hier in rastlos veränderten Situationen zweiundzwanzig Menschen mit Leib und Seele vollkommen angespannt sind, das ist, ich versichere es dir, ein Schauspiel von einem Reiz, dem auch du dich nicht entziehen könntest.

Ich finde nicht, daß es Reiz hat, wenn Leute völlig zwecklos Leib und Leben riskieren.

Erstens ist das Fußballspiel in demselben Grade ungefährlich, in dem es gut gespielt wird; beinahe nur bei schlechtem und rohem Spiel kommen ernstere Körperverletzungen vor, und überhaupt nicht entfernt so häufig, als das sogenannte gebildete Deutschland heute noch im allgemeinen glaubt. Der Fußball ist keineswegs gefährlicher als der Radfahrsport, der Pferdesport und all jene anderen, wie mir scheint, viel geistloseren Uebungen, die die Leistungsfähigkeit eines einzelnen Menschen von einer Maschine oder einem Tier abhängig machen. —

Digitized by Google

Und dann, verehrter Aesthet, deine „Zwecklosigkeit“ muß ich dir ankreiden: das ist ja der waschechte Philisterstandpunkt. Ja, es ist wissenschaftlich, politisch und wirtschaftlich durchaus gleichgültig, ob der Lederball ins Netz gehen wird oder nicht. Aber sobald ich mir in freiem Spiel dies Ziel gesetzt habe, ist es menschlich gar nicht gleichgültig. Dieses nach freier Wahl gesetzte, an keine praktische Notwendigkeit gebundene Ziel, das ist ja gerade das Schöne und Freie, was der Sport mit der Kunst gemeinsam hat.

Du willst doch wohl nicht —?!

Nein, ich will nicht den ungeheuren Unterschied zwischen Kunst und Sport verwischen. Ich weiß, daß der Sport unsere Nerven erregt, aber die Kunst unsere Seele. Und daß deshalb gar nicht der bloß sensible Aesthet, aber wohl jeder Mensch, der mit religiöser Kraft Kunst erlebt, das Recht und die Pflicht hat, einen gewaltigen Unterschied zwischen Kunst und Sport zu betonen. — Aber wenn nun der Sport — und zwischen dem selbstbetriebenen und dem angeschauten Sport ist ein ebenso großer aber auch nicht größerer Unterschied wie zwischen Künstler und Zuschauer — eine vollkommen in sich geschlossene und deshalb unendlich wohltätige Spannung und Lösung der Nerven bringt, so scheint mir die Uebung wie das Anschauen gerade des Fußballsports, der *alle* Nerven, auch die am feinsten ins Geistige verzweigten, in Bewegung setzt, höchst erfreulich und sein Aufschwung in Deutschland wünschenswert und begrüßenswert.

Du wünschst es wirklich, daß wir Zuständen entgegengingen wie die englischen sind, wo angeblich bei einem richtigen Spiel hunderttausend Menschen vierzigtausend Pfund Entree bezahlen und für die sogenannten berühmten Spieler Preise gezahlt werden wie bei uns für Operntenöre?

Im Vertrauen gesagt, bin ich noch gar nicht so davon überzeugt, daß ein Operntenor der Menschheit mehr Segen bringt als ein Fußballspieler; und die fünfzehntausend Menschen, die neulich zwei Stunden lang die reinliche und starke Spannung eines hochklassigen Fußballspiels erlebt haben, waren sicher besser aufgehoben wie in einem minderen Theater, oder wie in jenen seelischen Gifthöhlen, die der Berliner Kientop nennt, und wo auf gemeingefährliche Weise den rohesten Nervenregungen eine seelische Bedeutung angelogen wird. Aber überdies sind wir vor den englischen Auswüchsen heute und wahrscheinlich für immer gesichert, weil der Fußball (im Gegensatz zu allem anderen Sport, vom Schach bis zum Rad) sich das Berufsspielertum energisch vom Leibe hält. Der deutsche Fußballbund hat in acht Jahren seine Vereine um das Achtfache, seine Mitglieder um das Sechzehnfache vermehrt, aber unter den 137 000 Menschen, die heute in diesem Spiel bei uns Muskeln, Nerven und Kopf stärken, ist kein Berufsspieler.

Nun, dann werden wir doch aber auch die englischen Amateure, die im Kampf mit Berufsspielern gestählt sind, nie erreichen können.

Vielleicht nicht — aber jedenfalls haben wir große Fortschritte gemacht. Heut vor sieben Jahren sah ich einen der besten Berliner Klubs gegen eine englische Mannschaft spielen. Die braven Deutschen rasten, tobten und sprangen; nach 20 Minuten waren sie außer Atem, schweißtriefend, beschmutzt, zerrissen. Die Engländer standen elegant, aufregungslos, beinahe unbeweglich. Aber sie waren immer da, wo der Ball war, arbeiteten zusammen wie eine glänzende Maschine, und das Resultat war „9 zu 1“. Dabei waren der Spieler, der das eine Tor für die Deutschen machte, und der Verteidiger, der eine noch viel größere Niederlage der Berliner Mannschaft verhinderte, geborene Engländer! — Ich bekenne, daß ich damals, angesichts dieser höchst unemphatischen, sachlich sicheren Arbeitsweise der Engländer ein ganz neues Gefühl für die Art und den Wert der englischen Menschen bekommen habe.

Und diesmal?

Ich sehe mit Wohlgefallen, daß du der Sache doch schon einiges Interesse entgegenbringst. Diesmal sah es doch ganz anders aus. Die deutschen Spieler verloren, weil sie in der Strategie, dem planvoll schnellen Zusammenarbeiten, ihrem Gegner nicht ganz gewachsen waren. In der Taktik, dem geschickten, energischen, aufopferungsvollen Spiel der Einzelnen

Digitized by Google

waren sie ihnen diesmal gleich, an Schnelligkeit sogar überlegen. Die deutsche Mannschaft machte einen fast ebenbürtigen Eindruck. Und ich schätze dies Spiel als Probierstein für Muskeln, Nerven und Kopf hoch genug, um darin allen Ernstes ein erfreuliches Symptom für die Entwicklung der deutschen Jugend zu sehen.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Die Tür öffnete sich brüsk. Wie ein Windstoß kam Herr d'Entraque herein, durch irgendwelche Neuigkeit aufgebracht. Schon auf der Schwelle begann er:

„Du wirst nicht raten, was ich eben erfahren habe; man sagte bei . . .“

Er brach ab, der Geruch verbrannten Papiers stieg ihm in die Kehle, erstaunt stand er vor seiner weinenden, verstörten Frau.

„Was machst du da . . .? Verbrennst du Briefe . . .?“

Voller Entsetzen wollte sie den Rest des Bündels in die Flammen werfen. Aber er stürzte auf sie zu, ergriff sie bei einem Arm, sie fiel gegen einen Sessel, und alles, was von den Briefen noch übrig war, ergriff jetzt ihr Mann. Sofort hatte er Lermantes' Schrift erkannt. Laut las er einige Worte, Liebesworte, und seine erstickte Stimme änderte ihren Sinn. Er wandte sich mit erhobenen Fäusten gegen seine Frau. Aber er schlug sie nicht, er beherrschte seinen Zorn. Keuchend, das Gesicht mit Schweiß bedeckt, blieb er vor ihr stehen und sagte mit vor Erregung fast pfeifender Stimme:

„Du und ich — wir rechnen später ab. Erst kommt er heran!“

Er sammelte die Briefe von der Erde auf, durchflog sie, nahm sie mit sich, ohne daß sie nur eine Bewegung machte, ihn zurückzuhalten.

Am Tage darauf wurde in den Abendblättern Lermantes' Verhaftung angezeigt. Eine Zeitung fügte hinzu: „Nach einer neuen Aussage d'Entraques, dessen Zunge sich endlich gelöst hat.“

Von dem Moment ab erfuhr Julie nichts mehr von dem Unglücklichen, nur das, was sie voller Verzweiflung in den Zeitungen las und zu ihrer höchsten Qual um sich herum erzählen hörte von Leuten, die in den Tag hineinreden und jedes Geheimnis vor aller Ohren verkünden. Wie immer mußte sie sich in das Leben mischen, von dem er ausgeschlossen war, Leute treffen, die ihn gekannt hatten, seinen Namen von gleichgültigen oder haßerfüllten Mündern sprechen hören, die ihn mit Schande und Spott überhäuften. Keine Stütze konnte sie für ihn anrufen, um keinen Rat durfte sie für ihn betteln. Sie sah ihren eisigen, korrekten Mann triumphieren, und die wenigen Worte, mit denen er ihr Leid verhöhnte, waren die Tropfen eines ätzenden Mittels, das eine Wunde immer weiter aufreißt. Wie eine gefesselte Sklavin mußte sie dem dunklen Schicksal entgegengehen, dem er sie mit brutaler Geschicklichkeit entgegenstieß. Sie zermarterte sich das Hirn, was der Freund von diesem Schweigen denken würde, das er ihr auferlegt hatte, ohne vorauszusehen, woher die Belastung kam, welche ihn vernichtete. Zehnmal wollte sie schon zum Untersuchungsrichter nach Versailles eilen, um die verwickelte Lösung zu entwirren. Ihr Schwur hinderte sie; noch mehr die Angst, die ihr Lermantes eingeflößt hatte, sich als unwissende Frau in den Prozeß zu mischen und die Gefahr noch zu vergrößern. Vielleicht hielt sie auch ein schwacher Hoffnungsschimmer davon zurück. Konnte ein Wort, eine unkluge Bewegung d'Entraques nicht das fürchterliche Lügengerüst zusammenstürzen lassen, oder würde es nicht etwa wie eine Sandburg, ehe sie noch vollendet war, unter ihrer eigenen Last niederbrechen? Diskutierte man über den Prozeß, hörte sie von „Ueberraschungen in der Sitzung“, vom „großen Tag der Verhandlung“, der „Kraft der Wahrheit“, — dann erwartete sie wohl eine Rettung. Selbst in dem Augenblick, da Brévine d'Entraque scharf aufs Korn nahm, dachte sie, daß endlich Klarheit den Prozeß erleuchten würde. Aber nein, die Nacht verdichtete ihn immer mehr. Die Lüge wickelte mit ihren Schatten ein immer dunkleres Geheimnis ein; ihr Mann, der kaltblütig seine Rache verfolgt hatte, schien sich daran zu ergötzen! Durch welche verzweifelte Anstrengung sollte sie versuchen, sie ihm zu entreißen?

Ein Geräusch aus dem Nebenzimmer ließ sie erzittern: Ihr Henker kam nach Hause, er hatte bei der Verhandlung die Phasen ihrer immer größer werdenden Qual beobachtet. Jetzt kehrte er von seinem Tagewerk befriedigt heim und erfreute sich seines Verbrechens so, wie ein anderer einer guten Tat. Er kleidete sich um. Lange hörte sie ihn hin und her gehen. Weshalb half ihm Jean, sein Diener, nicht? . . . Uebrigens ließ er sich so lange Zeit, wie ein Mann, der es nicht eilig hat. Sie hörte

Digitized by Google

ihn in der Schüssel plätschern, der Seifengeruch drang durch die Tür . . . Wo ging er hin? . . . Zweifellos wie jeden Abend zu Bekannten oder in seinen Klub, um seine Energie loben zu hören. „Ohne Sie wäre dieser Schuft frei, glücklich, reich, geachtet. Ihnen verdankt man die Entdeckung der Wahrheit!“ O die schreckliche Lüge all unseres Tuns, der falsche Schein, der uns umhüllt und uns in seinem Netz erstickt . . . Lermantes wurde durch ihn ein gefährlicher Mörder, ein Scheusal von Perfidie und Undankbarkeit; d'Entraque der Kämpfer der Gerechtigkeit, der Verteidiger der Gesellschaft! . . . Trotz seiner Langsamkeit mußte er jetzt fertig sein; er würde ausgehen, vielleicht sah sie ihn nicht vor morgen in Versailles wieder, und dann war es zu spät, einen letzten Versuch zu wagen . . . Ohne vorher einen Entschluß gefaßt zu haben, trat sie plötzlich in sein Zimmer.

Er hatte gerade seinen Rock angezogen und sah noch einmal, ob alles in seiner Toilette in Ordnung wäre. Er stand vor einem großen Spiegelschrank, der vollständig sein Bild zurückgab. Ohne seine Frau zu erblicken, erriet er ihre Anwesenheit. Sie stand auf der Schwelle und rief ihm zu:

„Du wirst diesen Unschuldigen nicht verurteilen lassen!“

Er antwortete nichts. Er knüpfte seine Krawatte fester und schien durch diese Beschäftigung vollständig in Anspruch genommen.

„Denn du weißt, daß er unschuldig ist! . . . Du weißt es am genauesten und du verdächtigst ihn! Schlägt dein Gewissen nicht? . . . Hast du nicht einen Funken von Großmut? . . .“

Immer noch stumm, nahm d'Entraque seine Uhr, die er auf den Kamin gelegt hatte und befestigte die Kette an seiner weißen Weste. Gewissen? . . . Großmut? . . .

Kannte er überhaupt diese Worte und ihren Sinn? . . .

Sie änderte den Ton:

„Nimm dich in acht. Er ist für seine Verteidigung gewappnet. Er braucht nur zu sagen, weshalb du ihn verfolgst . . .“

Jetzt sah er sie flüchtig an und antwortete:

„Er hat bis jetzt nicht gesprochen und wird auch weiter nichts sagen. Oh, du hast einen sehr verschwiegenen Liebhaber gewählt! . . .“

Er hatte geantwortet, also fürchtete er etwas. Sie wurde dringlicher:

„Du hast recht, er wird nichts sagen! Aber ich!“

„Du . . . du . . . ich kenne die Frauen! Lieber lassen Sie ihrem Geliebten den Kopf abschlagen, ehe sie sich selbst an den Pranger stellen. Du schweigst so wie er!“

Sie rang die Hände:

„Räche dich auf andere Weise: Was du tust, ist fürchterlich! Man tötet einen Nebenbuhler, man ermordet eine untreue Frau, aber man schickt keinen Unschuldigen auf das Schafott . . .“

„Warum nicht? . . . Im Gegenteil, mir scheint, man könnte noch soviel suchen, ohne etwas Besseres zu finden! Ich muß dir gestehen, daß ich niemals in einer schwierigen Situation einen so guten Gedanken gehabt habe wie diesen. Das Zusammentreffen der Ereignisse hat mir geholfen.“

„Aber wenn ich doch spräche . . . Denke daran . . . Man bestraft Meineidige, man verhaftet sie . . . Du kennst mich nicht. Du weißt nicht, wessen ich fähig bin!“

Er hatte sich an den Kamin gelehnt und beobachtete sie von unten herauf mit halb geschlossenen Augen. Spöttisch dabei mit den Handschuhen spielend, rief er:

„Ich weiß wirklich nicht, wessen du fähig bist! Aber ich weiß, daß du nichts tun wirst . . . Uebrigens glaubst du denn, daß man dir noch zuhören wird? . . . Du hast die Zeit verstreichen lassen . . . Die Frauen kommen immer zu spät . . . Jetzt ist die Zeugenliste geschlossen, wie der Fachausdruck lautet. Morgen wird der Vorhang sich über dem Antrag des Staatsanwaltes erheben, da wirst du noch etwas Schönes zu hören bekommen . . . Ich verspreche mir einen wahren Genuß davon . . . Dann singt Brévine sein kleines Liedchen, das weder kalt noch warm macht. Denn jeder hat schon seine feste Ueberzeugung . . . Dann kommt die Beratung der Geschworenen, dann das Verdikt . . . und in wenigen Wochen, klitsch, klatsch . . . ist der Gerechtigkeit Genüge geschehen.“

Er fuhr mit einer schrecklichen Bewegung durch die Luft.

Sie erhob die Arme und wiederholte:

„Gerechtigkeit!“

Wie ein verzweifelter Ruf vibrierte das Wort. Dann fügte sie mit erstickter Stimme hinzu:

„Du sagst Dinge, daß man vor Grauen sterben könnte . . . Diese Gemeinheit wird nicht geschehen!“

„Oh,“ grinste er, „man hat schon andere gesehen!“

Sie warf sich auf die Knie und flehte mit vorgestreckten Händen:

„Sei du doch nicht die Veranlassung zu einer solchen Greueltat!“

Es schien, als ob er sie einige Sekunden aufmerksam betrachtete. Vielleicht hoffte sie, daß er zögerte. Aber er sagte:

Digitized by Google

„Bleibe nicht in dieser Stellung. Jean kann jeden Augenblick hereinkommen. Er würde überrascht sein. Uebrigens fühlst du doch selbst, daß du deine Tränen verschwendest ... Spare dir einige für eine andere Gelegenheit auf. Ich glaube, du wirst sie noch nötig haben."

Leichten Schrittes verließ er sie.

Die Unglückliche eilte in ihr Zimmer... Bis zu Lermantes vordringen!... In seine Zelle stürzen und ihm zurufen: „Befreie mich von meinem Schwur. Oder sprich du selbst! ... Ich bin eine Frau, ich fürchte mich vor diesen roten Männern, den schwarzen Talaren, der Menge ... Aber du, du bist stark, sprich doch!... Sage, was du sagen mußt ... Gib unser Geheimnis preis!" Welch fruchtloser Wunsch! Der Geliebte saß hinter jenen Mauern verschlossen, von Henkern und Gendarmen bewacht, weiter von ihr entfernt als wenn er im Grabe läge ... Nicht Tränen noch Flehen öffneten diese unerbittlichen Tore. Die großmütigen Lippen würden bis zum Tode geschlossen bleiben! Ach, wie schwer drückte sie ihr Versprechen angesichts einer solchen Gefahr. Weshalb hatte sie es gehalten?... Wenigstens hätte sie sich Brévine mitteilen müssen oder Charreire empfangen, der vielleicht als Retter gekommen war?... Welche elende Scham hatte sie soeben daran verhindert? ... In wenigen Stunden würde es zu spät sein. Während vielleicht jetzt noch ... Und ihr Entschluß war plötzlich gefaßt: eilig setzte sie den Hut auf und stürzte aus dem Hause. Ein leeres Auto fuhr vorbei. Sie rief es an, sie wollte zu Charreire fahren. Aber als der Chauffeur am Trottoir anhielt, rief sie ihm Brévines Adresse zu.

Der Rechtsanwalt konferierte mit einem verspäteten Mandanten. Sein Diener hatte den Befehl, niemand mehr vorzulassen. Sie ließ sich nicht abweisen:

„Sagen Sie Herrn Rechtsanwalt, es ist etwas sehr Eiliges und betrifft den Prozeß Lermantes ..."

Der Diener führte sie darauf ins Wartezimmer. Auf dem Tische lagen illustrierte Zeitungen, eine davon zeigte Aufnahmen aus der Gerichtssitzung: d'Entraque im Verhör, Lermantes zwischen seinen Wächtern, die Geschworenenbank — es waren dieselben Bilder, die fortwährend vor ihrem Geiste standen ... Auf dem Kamin gab eine alte Uhr jede Minute mit schnarrendem, eindringlichem Ton an. Sie lauschte mit aller Kraft auf dieses Geräusch, um sich nicht klar zu werden, wie die unermüdliche Zeit weiterschritt. Es gab nichts Verzerrteres als den Klang dieser Minuten in jener Viertelstunde höchster Verzweiflung, vor sich die in der Zeitschrift entstellten Gesichter auf dem schlechten Papier, in groben Strichen gezeichnet. Die Wesen waren nur unförmige Flecken, groteske Phantome. Und der Tod nahte in sehr schnellen Sprüngen, wie nach der Musik eines geisterhaften Musikanten.

Obgleich die verspätete Besucherin dem Diener ihren Namen nicht genannt hatte, erriet Brévine, wer sie war. Ungeduldig mußte er noch ein Weilchen dem Kläger, der immer wieder dasselbe sagte, zuhören. Aber seine Aufmerksamkeit schwand mehr und mehr, und schließlich schickte er den Lästigen fort.

Frau d'Entraque nahm den Sessel neben dem Arbeitstisch ein. Sie nannte ihren Namen so leise, daß er ihn kaum verstand. Die Erregung schnitt ihr jedes Wort ab. Brévine mußte ihr helfen.

„Sie ließen mir sagen, gnädige Frau, daß Sie mich wegen des Prozesses Lermantes sprechen wollten. Haben Sie mir jetzt zum Schluß der Verhandlung noch eine Mitteilung zu machen?"

„Ja, Herr Rechtsanwalt."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Sie blieb stumm. Brévine wartete einige Sekunden, dann begann er langsam zu forschen, Pausen zu machen und hinter jeder Frage einen Augenblick zu warten.

„Herr d'Entraque hat nicht die Wahrheit gesagt, nicht wahr?... Sein Bericht über die Jagd ist vollständig erfunden ... Oh, ich war dessen sicher, ich hatte es erraten, gnädige Frau! ... Weshalb hat er diese entsetzliche Geschichte erdichtet?... Aus Haß ... aus Rache?... das vermutet man ... Was sie mir da sagen, ist außerordentlich wichtig, gnädige Frau! Aus meiner Vermutung, aus der ich keinen Vorteil für ihn ziehen konnte, machen Sie eine Gewißheit ... Sie haben begriffen, daß Herrn d'Entraques Aussagen der Schlüssel des Prozesses ist ... Wenn Sie zu mir kamen, ist es in der Absicht, diese Aussagen zu vernichten, nicht wahr?... Sie wollen sich durch Ihr Schweigen nicht zum Komplizen dieser verächtlichen Anstiftung machen ... Aber man muß die Aussage vollständig zerstören, sonst bewahrt sie ihre Kraft ... Herr d'Entraque hat geschworen und die Zeugen werden immer für glaubwürdig gehalten ... Bis jetzt habe ich seinen Widersprüchen nicht opponieren können: er hat sie auf seine Weise erklärt und die Geschworenen können diese Erklärungen sehr wohl annehmen. — Aber ich würde ihn in Verwirrung bringen, wenn ich ihm die Gründe zeigen könnte, die ihn dazu brachten, sich zu widersprechen, die Motive seines Hasses ...

Digitized by Google

Ich muß Ihnen aber sagen, daß ihn das teuer zu stehen kommen kann."

Sie warf ihm einen flüchtigen Blick zu; er bewunderte das Leuchten dieser großen, leidenschaftlichen Augen, die beredtsamer als die Stimme waren und in denen ein Hoffnungsschimmer aufgeglommen war.

„Könnte es sein Untergang werden?"

„Das fürchte ich . . . Er hat ein falsches Zeugnis abgelegt — ein falsches Zeugnis — und einen falschen Eid. Ich weiß wirklich nicht, was bleiben wird, wenn er entlarvt ist . . ."

„Aber wird Lermantes dadurch gerettet?"

Brévine zögerte einen Moment, er fürchtete zu viel zu versprechen oder aber alles zu verlieren, wenn er zu vorsichtig war . . .

„Ich bin davon überzeugt, gnädige Frau . . . Aber schließlich ist man vor dem Schwurgericht niemals sicher. Es ist unmöglich, zu berechnen, was in der Seele eines Geschworenen vorgeht. — Ich glaubte Lermantes verloren — aber mit Ihrer Hilfe kann man ihn vielleicht noch retten."

Er wartete. Sie schwieg. Dann sah sie ihn an, als ob sie etwas sagen wolle; ihre Lippen zitterten, die Worte, die sie schon bereit hatte, konnte ihr Mund nicht aussprechen. Mit einer Bewegung unendlicher Verzagtheit legte sie beide Hände auf die Brust, sie blickte Brévine von neuem an, als wollte sie ihn anflehen, ihr zu helfen.

„Hören Sie, gnädige Frau," begann der Rechtsanwalt, „ich hatte immer das Gefühl, daß Lermantes mit einem Worte Herrn d'Entraques Aussage vernichten könne. Aber bevor er dieses Wort ausspräche, stürbe er lieber, nicht wahr . . . So ist es doch, was? . . ."

Mit einem Blick sagte sie „Ja" und stotterte:

„Sie haben alles verstanden."

Brévine machte eine zustimmende Kopfbewegung:

„Vorhin erst . . . Ein Wort von Herrn Charreire brachte mich auf die Spur . . . Ach, er selbst vermutet nichts . . . Wir Anwälte sehen so viele Dinge, daß ein Zeichen uns manchmal genügt. Aber vor der Justiz ist ein Erraten zu wenig. Da muß man wissen . . . beweisen . . . Was sie mir soeben sagten, klärt mich vollends auf. Aber nur mit Ihrer Erlaubnis und Ihrer Unterstützung kann ich vor dem Schwurgericht daraus Nutzen ziehen . . ."

„Sagen Sie, was nötig ist . . ."

„Hören Sie mir gut zu, gnädige Frau . . . Ich kann mich nicht darauf beschränken, in meiner Verteidigung anzudeuten, daß Herr d'Entraque aus Haß und Rache falsch ausgesagt hat, selbst wenn ich auf die Motive seines Hasses hinweise . . . Das nützt mir nichts und könnte einen gegenteiligen Erfolg haben . . . Ich muß ihn noch einmal aufrufen, das Verhör aufnehmen, auseinandersetzen, was geschehen ist, so daß ich mit Genauigkeit meine Angaben aufstelle und zeige, wie die Haltung des Zeugen sich veränderte und ihm das Geständnis seiner Lügen selbst entreißen. Das sage ich Ihnen, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mir noch andere Erklärungen nötig sind."

Sie murmelte:

„Ich will Ihnen alles sagen."

Aber die Erregung ließ sie nicht weiter sprechen.

„Vielleicht wird es Ihnen leichter, wenn ich Sie frage."

Sie nickte zustimmend.

„Können Sie mir ein Zeichen Ihrer Freundschaft mit Herrn Lermantes geben? Briefe zum Beispiel?"

„Mein Mann hat sie . . . Er hat mich dabei überrascht, als ich sie verbrannte."

„Wann war das?"

„Am Vorabend der Verhaftung."

Brévine schlug in die Hände und rief:

„Aber das ist besser als ich hoffte. Am Vorabend der Verhaftung, am Vorabend der zweiten Aussage Herrn d'Entraques, in der er das Gegenteil der früheren sagte: und auf der die Anklage beruht. Er hat sie sich in der Nacht zurecht gemacht . . . Ohne eine Stunde zu verlieren . . . Sie haben keinen einzigen dieser Briefe?"

„Nicht einen."

„Und die Briefe, die Sie an Herrn Lermantes schrieben, sind wohl von ihm an einem sehr sicheren Ort aufbewahrt?"

„Ich weiß, daß er sie vernichtet hat."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Stallmann, der Spieler.

Im ersten Bande seiner „Lebenserinnerungen" skizziert der Rechtsanwalt Fritz Friedmann die Moral des großen Spielers Konrad Reuter, dem in den achtziger Jahren die „große Kanone" der Berliner Anwaltschaft (Friedmann) in einem Sensationsprozeß seinen Schutz angedeihen lassen mußte, mit diesen einer Unterhaltung entnommenen Worten: „Na, was ist denn los? Ich habe den Herren von Zeit zu Zeit ‚eine gedreht'. Nun hat einer

Digitized by Google

mal 'n bißchen viel verloren, so an die achtmalhundert, da macht er Lärm. Aber was ich verloren habe, das wollen die guten Leute nicht wissen. Na, gucken Sie mal zu, Doktor, daß der Kram bald fertig wird!" Herr Rudolf Stallmann, der Held des Spielerprozesses, der nun wohl auf Tage hinaus in einem kleinen, holzgetäfelten Zimmer des Moabiter Justizpalastes seine fesselnden, dokumentarischen Erhellungen ausbreiten wird, würde sich gewiß, auch bei einem intimen Beichtstündchen mit seinem Verteidiger, etwas weniger salopp und burschikos ausdrücken: das Organ dieses Mannes, das der Erzspieler in Zucht hat wie seine Nerven, sanft klingend, in seinen Hebungen und Senkungen temperiert wie guter Rotwein, duldet keine Ausschweifung, weder in einen erregten, noch in einen nachlässigen Ausdrucksstil hinein. Aber wenn Rudolf Stallmann mit einer zarten, komplimentären Geste bekennt: „Jawohl, ich bin leidenschaftlicher Spieler" (nicht um ein Atom lebhafter, als ob er sagen würde: „Jawohl, ich bin leidenschaftlicher Nichtraucher"), wenn er mit einem kleinen, zynischen Lächeln, das die leicht vorgeschobene Lippe über dem Raubtiergebiß ein wenig hochschürzt, die Kultur seiner Landsleute anzweifelt: „Es herrscht ja allerdings in Deutschland ein gewisses Vorurteil gegen Leute, die spielen", so scheint mir die Spieler-Weltanschauung Konrad Reuters, die das Spiel noch immer nur als einen vornehmen, nervenkitzelnden Sport für „erstklassige Menschen" wertete, der Maxime Stallmanns doch völlig identisch zu sein. Stallmann hat gegen irgendeine protokollarische Notiz, die ihn einen „Handlungsgehilfen" nennt, mit Energie Einspruch erhoben: noch, als er vor dem Gerichtshof seine Fahrten und Abenteuer erzählt, wie Othello dem Brabantio, rümpft er über die Möglichkeit, der Kaste der „kleinen Kommis" zugesellt zu werden, die spitze Nase und sagt: „Beim Briefekopieren kann man nichts lernen!" Auch dem Adel begegnet Stallmanns Philosophie mit jener skeptischen Herablassung die man häufig bei den international Gewordenen antrifft: „Mein Gott," sagt er, „es laufen so viele Leute in der preußischen Armee herum, die nur ‚von' sind und sich ‚Herr Baron' titulieren lassen." Und er vervollständigt dieses pamphletistische Epigramm: „Wenn die Herren an der Roulette kein bares Geld haben, dann sind sie gewöhnlich adlig." Aber derselbe Mann, der von der unscheinbaren Bescheidenheit der einen, wie von der verschämten Armut der andern Gesellschaftsschicht recht brutal abrückt, trägt sein Spieleremblem immer in der Hand, reibt seine Vorliebe für „Kartenspiel und Würfellust" jedem unter die Nase. Wahrhaftig: Riccaut de la Marlinière konnte sein Selbstbekenntnis nicht mit größerem Stolz ablegen als dieser Alt-Berliner . . .

Ein hohläugiger, leidlich proportionierter Mensch, dessen Wangen von der langen Untersuchungshaft — es ist netto ein Jahr her, seit sich England durch Auslieferung dieses Gastes entäußerte — mit dicker, gelber Taintschminke getüncht sind. Auf der blanken Schädelkuppel liegt als „komisches Merkmal", fernab von dem weit zurückgewichenen, graublonden Haar, eine einzelne Haarsträhne, einem Reiherbesen vergleichbar, der auf einem Damenhut umgeknickt ist. Wirklich, diese Spieler scheinen nur „Abendschönheiten" zu sein; und die Dichter, die sie in den Purpurmantel des Nimbus hüllen, lügen. Dann aber merkt man doch, an den kleinen, glashellen, wasserblauen Augen, die jedem Gegenblick, ohne abzuirren, begegnen, an der Art, eine bescheidene und doch an den einmal fixierten Standpunkten festhaltende, niemals zurückweichende, häufig aber in kleinen Attacken vorschnellende Selbstverteidigung zu führen, daß unter dieser blaßgelben Haut eine größere Intelligenz eingekapselt ist als in dem Spatzenhirn des Herrn Margolin oder in dem Münchhausenhirn des Herrn Bujes, die vor Stallmann an gleicher Stelle saßen. Und dann sucht Stallmanns weicher Bariton, sucht diese Dialektik, die über dem energisch gekanteten, scharf vorspringendem Kinn kein Pathos, kaum ein verschleiertes Tränchen, aber auch kein zu Kreuzekriechen, sondern nur ein prononziertes: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" duldet, durch eine Erzählung Ordnung in das Chaos seines Lebens zu bringen. Das entspringt

Digitized by Google

einem Milieu — man ist ein Kind der alten Berliner „Oranienstraße", in der es noch wirkliche Berliner und wirkliches Berlinertum gibt, und über dem Knaben Stallmann hat das ehrwürdige Gymnasium „Zum Grauen Kloster" den Erziehungsbakel geschwungen —, das dem Kapitel eines Wilhelm Raabeschen Romans zur Vorlage dienen könnte: überhaupt dem Einleitungskapitel eines jener Großstadtepen, in welchen sich die Unrast aus der Stille, Schicksalsphantastik aus Schicksalslyrik entwickelt. Auch hier steht neben dem Grau in Grau des Einleitungsstadiums bald das Purpurrot des Heinrich Mann-Stils, der ja den Teppich seiner Schilderungen immer diesen Menschen unterbreitet, die wagen und gewinnen, die schäumenden Blutes die Grenzen aller Länder und aller Moralanschauungen, aller Sprachen und aller Gesetze überschreiten, und denen im Grunde doch nichts nachzuweisen ist. Auch an die zweiten (Rastaquouère-)Akte älterer Sardouscher Stücke, an diese blendend in Szene gesetzten, feuerwerkerisch knisternden Abenteurer-Akte kann man denken, wenn man in dieses jäh vom bürgerlichen zum unbegrenzten Erlebnis vorspringende Dasein hineinlauscht. Denn eben noch ist der „kleine Stallmann" im Vorhof der Wissenschaften, in Thüringen, wo er Sprachstudien treibt (wie man eben so in Thüringen Sprachstudien zu treiben vermag). Aber schon hetzt der kaum Mündige durch das wilde Leben, schwingt in Südamerika die Büchse bald als Weltenbummler und Jäger, bald — auf Friedrich Gerstäckers Reiseterrain — als Mitglied eines Freiwilligenkorps, das der chilenischen Revolution für und gegen den Präsidenten Balmaceda die Stange hält. Dem nach Europa Zurückgekehrten, in Sensationen hart Gebadeten kann nun natürlich nur die ständige Berührung mit einer neuen Sensation frommen: mit dem Spiel! Dieser Motor wird nun in Rudolf Stallmanns Lebensmaschinerie auf immer eingestellt. Die Vorschule wird in Monte Carlo absolviert, die Ausbildung vollenden Spaa, die „Cercles" von Paris, London und jeder andere Ort, wo die Kartenblattläuse am grünen Kartentischtuch hängen. Und höher, immer höher staffeln sich die Erfahrungs- und die anderen Aktiva dieses Lebens. Man richtet selber neue Spielklubs ein, deren Gründung in jedem Falle ein Gewinn-Trinkgeld von 12 000 Francs abwirft. Man macht neunmal die Reise um die ganze Welt: „In Argentinien? Ja, warum soll ich gerade in Argentinien nicht gewesen sein?", fragt im Tone unverhohlener Geringschätzung Rudolf Stallmann = Phileas Fogg. Bei einer dieser Expeditionen führt man auch die Millionenbraut heim, die 25 Millionen schwere Argentinerin, die geborene Escalada, die Onkel Erzbischof — ich behaupte, das muß dem Heinrich Mann schon einmal eingefallen sein — mit dem Manne zusammengibt, dem sie der Pulsschlag des erhitzten, unruhvollen Blutes, das Abstreben von allem Schnurgeraden auch innerlich zu verbinden scheint. Denn diese Liebe bringt dennoch eine ganz leise, überschwengliche Nuance in das mehr als smarte Leben dieses Glücksritters, wie sie auch in seinen Vortrag die sekundenlange Schwankung einer kleinen Rührung bringt. Stallmann duldet nicht, daß man seine Ehe, die sich gegen den Sturmangriff zahlloser Hetzen und Verdächtigungen bewährt hat, die vielleicht noch andere Prüfungen zu überdauern haben wird, im Zwielichte einer Geldheirat sieht. Es ist diese Stelle, wo sein sonst etwas breitflächiges Ehrgefühl sterblich ist. Er verdient als „financial agent" — diesen hochtönenden Titel führt der „Rasta" lieber als den eindrucksloseren des Handlungskommis — an portugiesisch-afrikanischen Terrains, an südafrikanischen Minenwerten, und abends als nicht vom Platz zu drängende, seßhafte „Jeuratte" am Spieltisch. Aber dazwischen liegt eine Stunde in der kleinen Villa in den „Champs Elysées", bei Frau und Kind; jene Stunde, die die Sentimentalität in der farbig ausgeschlagenen Naturalistik dieses Spielerlebens ist; von der dieser hartgepanzerte Mann nur mit bebender Stimme sprechen kann. Wenn er daran denkt, gleitet er aus der Bahn seines Stils. Oder ist vielleicht gerade diese melancholisch anklingende Gefühlsentgleisung sein eigentlicher Stil, zu dem er sich nur

Digitized by Google

aus Lebensklugheit nicht zu bekennen wagt? Wer kann es sagen?

Mit großem, fragenden Blick sieht der Richter, der die Verhandlung leitet, der Ritter des eisernen Kreuzes, der Mann, der den linken Arm bei Gravelotte ließ, hinüber zu diesem Anbeter eines neuen Evangeliums. Zwei Anschauungswelten türmen sich gegeneinander, zwischen denen es keine Brücke, keine Versöhnung gibt. Aber für den Psychologen ist diese Auseinandersetzung zwischen Ja und Nein, zwischen Gottvater und Mephisto ein hoher Genuß. Urbanus.

Neue Bücher.

Indienbummel. Von Alice Schalek. Berlin 1912 (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H.), broschiert M. 2,—, gebunden M. 3,—.

Indienbummel .... schon der gemütlich klingende Titel verlockt dazu, nach dem Buche zu greifen. Denn keine steife Beschreibung eines gelehrten Reisenden liegt hier vor, kein wissenschaftliches oder auch populärwissenschaftliches Werk mit trockenem Gelehrtendeutsch und doktrinärer Absicht, vielmehr plaudert ein Indienbummler in gemütlichem Ton anregender Konversation über seine zauberhaft schönen Abenteuer und Erlebnisse, seine Eindrücke und Beobachtungen zu uns. Er will eben nicht so sehr belehren als unterhalten, und doch lernt man von ihm ganz unmerklich, wie man reisen, beobachten und genießen muß. Jeder Reisende wird auch manchen Wink und manche Andeutung finden, die ihn auch zu selbständigem Beobachten anregt. Schon die Ausreise über Aden, die weiße Stadt, gibt einleitend dem Buche einen aparten Reiz, man erfährt tausenderlei Dinge, die in keinem noch so dickbauchigen Reisewerk zu finden sind, interessante Beobachtungen über die vielen Kleinigkeiten und Intermezzos, die dem unbefangenen Reisenden, der mit offenen Augen durch die Welt geht und als echter, rechter Genießer zugleich, auf Schritt und Tritt auffallen. Auch wo der Verfasser alltägige Erfahrungen und Beobachtungen wiedergibt, da erscheinen diese durch die feinsinnige Gedankenverkettung immer in neuer Beleuchtung. In prächtiger Weise weiß er Natur und Menschen zu schildern, all die tausend Rätsel drum herum zu lösen und immer spannend zu erzählen. Wir machen die Fahrt in Gedanken förmlich mit, er versteht mit fortzureißen und als Dichter und Maler das Gesehene und Gehörte mit den Farben der Wirklichkeit auch zu zeichnen. Und trotz der liebevoll behandelten Details verliert er sich nirgends in Kleinlichkeiten, immer stellt er die einzelnen Genrebildchen zu einem imposanten Gemälde zusammen. Seine Schreibart regt trotz allen Amüsements auch zum Denken an. Köstlich beschreibt er u. a. den Ausflug zum Himalaya, immer witzig und als scharfer Beobachter all der intimen Reize des fremden Landes, weiter die Hauptstadt Kalkutta mit ihrer Märchenpracht, die Fauna und Flora des alten Wunderlandes, Haiderabad mit den kuppelgekrönten Mausoleen aller Herrscher, weiß auch über Handel, Gewerbe und Sitten des Landes viel neues und wichtiges zu berichten, und wird zum Dichter, wo er mit gleißenden Farben die Märchenschätze Indiens uns zeigt.

Quo vadis. Die Gegner des neuen Stils sagen, es sei aus mit ihm, man kehre allgemein wieder zu den alten Stilarten zurück. Zu welchem, muß man da fragen? Seit 1870 haben wir alle durchgenommen, auch persisch, indisch und japanisch. Soll diese Stilhetze nun wieder beginnen? Das wird sicherlich nicht der Fall sein, und das könnte uns auch nicht zum Segen gereichen. Unser neuer Stil ist inzwischen so erstarkt, daß er es mit den nachgeahmten Stilarten aufnehmen kann. — Zu dem Besten, was in zeitgemäßem Sinne in der neuen Richtung geleistet wird, gehört die Ausstellung von W. Dittmar in der Tauentzienstraße 10, die zur freien Besichtigung offen ist. In der Schrift „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten" ist diese Ausstellung in Wort und Bild beschrieben. Die Schrift wird gern und kostenfrei auf Wunsch von dem Hauptgeschäft von W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, gesendet.

Lloyd-Mittelmeerfahrten 1913. Einen angenehmen Wechsel schöner Küstenfahrten und interessanter Landausflüge bieten die beiden Mittelmeerreisen, die der Norddeutsche Lloyd, Bremen, mit dem Dampfer „Schleswig" vom 29. April bis 12. Mai und vom 17. Mai bis zum 6. Juni unternimmt. Die erste Reise geht von Venedig aus an der dalmatischen Küste vorbei nach Korfu und Griechenland und berührt auf der Rückfahrt einige der schönsten Punkte Siziliens und Italiens. Die zweite Mittelmeerfahrt nimmt von Genua aus ihren Weg nach der Nordküste Afrikas, besucht ferner die Insel Malta, Griechenland, Korfu und Dalmatien und endet in Venedig.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 15 Berlin, den 12. April 1913. 42. Jahrgang Band 83.

Universitätsgründungen und kein Ende.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Die Art, wie dieser Tage die Gekürten des Preußenvolkes bei der Debatte zum Kultusetat die Frage der neu zu gründenden Universitäten behandelten, zeigte unsere Berufspolitiker von heute wieder einmal auf der ganzen Höhe ihrer wirtschaftspolitischen Oberflächlichkeit.

Die beiden ehrenwerten Handelsstädte Frankfurt a. M. und Hamburg (Handel allein ist nicht dekorativ genug) sind drauf und dran, sich aus eigenen Mitteln eine Universität zuzulegen. Die Sache ist eigentlich (besonders in Frankfurt) schon unter Dach und Fach. Aber die Abgeordneten redeten viel und lang. Der Gekürte Marburgs will natürlich von einer Frankfurter Universitätsgründung nichts wissen. Der Vertreter Kiels weist mit gleich gewissenhaftem Lokalpatriotismus nach, daß die benachbarten Hamburger schon ihre Universität hätten, nämlich in Kiel. Außer diesen großzügigen Argumenten, die nur die Sorge für das eigne Städtchen kennt, allenfalls noch die klerikale Forderung, daß den studierenden Frauen eine extra gereinigte Wissenschaft vorgesetzt werden müßte. Standpünktchen. Und die erste und wichtigste Frage nach der allgemeinen wirtschaftlichen Notwendigkeit neuer Universitäten? Im preußischen Abgeordnetenhaus nicht zu machen.

Ob's nun diese oder jene Stadt ist, haben wir überhaupt für neue Universitäten Verwendung? Liegt für irgendwelche Universitätsgründungen in Preußen heute das geringste Bedürfnis vor?

Diese Fragen stellen, heißt sie verneinen. In keinem Kulturlande gibt es so viele Universitäten wie bei uns. Aber auch in keinem Lande ein so ständig wachsendes wissenschaftliches Proletariat. Damit sind nicht etwa die Gestrandeten gemeint. Nicht all die Tausende, die zum Abschluß ihrer Studien nicht kommen und sich damit bescheiden müssen, im klassischen Lande der Examinas als verschämte Studierte das harte Brot staatlich nicht abgestempelter Geistesarbeiter zu essen. Nur von dem wirtschaftlichen Elend der Gestempelten, der Geprüften, der „Gewordenen" sei die Rede.

Da sind die Mediziner. Die Statistik berechnet ihr Durchschnittseinkommen (die paar Koryphäen mit Bankdirektorrevenuen mit eingerechnet) auf ganze zweitausend Mark das Jahr. Also weit unterm Maurermeister! Da sind die Juristen. Daß sich der Staat gegen den jährlich aus den Universitäten herausströmenden Ueberschuß an Rechtsbeflissenen durch immer schärfere Examenbestimmungen wie gegen lästige Bittsteller wehrt, ist bekannt. Und daß sich die Rechtsanwälte gegen die (infolge Ueberflutung) immer unwürdiger werdenden Proletarierexistenzen in ihrem Stande kaum noch zu helfen wissen, dafür ist die jetzt viel diskutierte (verfassungswidrige) Idee vom numerus clausus ein sprechender Beweis. Da sind die Philologen. Zehnmal mehr wohlgeprüfte und abgestempelte Kandidaten des höhern Lehrfachs, als je Deutschlands Schulen Lehrerstellen haben werden. Die Regierung läßt Warnungen auf Warnungen los. Der typische Hungerkandidat mit den schönsten Examenspapieren, aber ohne Brot in der Tasche, geht in Deutschland um wie noch nie.

Liegt für irgendwelche Universitätsgründungen in Preußen heute das geringste Bedürfnis vor? Nein und abermals nein. Soweit die Universitäten der wissenschaftlichen Forschung und der Heranbildung jener Aka-

Digitized by Google

demiker dienen, für die das deutsche Volk wirtschaftliche Verwendung hat, leisten die schon jetzt bestehenden Universitäten vollauf genug. Soweit die Universitäten bei dem verhängnisvollen Zauber, den sie auf die deutsche Jugend ausüben, die Brutstätte sind für das wissenschaftliche Proletariat, das heute die Kopfarbeit wie Sklavenarbeit ausüben muß, ist die Zahl von 23 schon jetzt eine nationale Krankheit. Die Universität als Ziergebäude, um alten, ehrwürdigen Kaufmannsstädten einen Stich ins „Vornehm-Akademische“ zu geben. Hamburg und Frankfurt können sich dies kultivierte Protzentum leisten? Sie können es. Aber sie dürften es nicht. Die erste Kaufmannstugend ist Solidität. Und diese beiden Universitätsgründungen sind unsolide. Nur ein unsolider Kaufmann setzt sich mit einer solchen Nonchalance über die Bedürfnisfrage hinweg. Nur eine wirtschaftlich nicht gerade gewissenhafte Kaufmannschaft prunkt mit einer Gründung, deren einzig realer Endeffekt nur eine weitere Ausbreitung des heute schon bis zur Unerträglichkeit herangezüchteten geistigen Helotentums sein kann.

Die „Zeppeline“.

Von

Johannes Gaulke.

Zeppelin ist von einem ganz außergewöhnlichen Pech verfolgt worden. Bisher ist jeder Luftkreuzer von den erzürnten Elementen bald nach der ersten Probefahrt zur Strecke gebracht worden. Erst vor einigen Wochen ist ein großes Luftschiff, das als ganz besonders widerstandsfähig galt, bei Baden-Oos total vernichtet worden, und nun kommt die Kunde, daß „Z. 4“, von seinem Ziel vollständig abgetrieben, eine unfreiwillige Landung auf französischen Boden gemacht hat. Dieser „Zwischenfall“ — man könnte auch Reinfall sagen — hat zwar dank der besonderen Haltung der französischen Behörden zu keinen diplomatischen Verwicklungen geführt, aber das „Prestige“ der deutschen Luftschiffahrt, auf das man sich in einer Zeit des aberwitzigsten Wettrüstens viel einbildet, hat dennoch einen argen Stoß erlitten. Mit unverkennbarer Schadenfreude schreibt der „Intransigeant“: „Es wäre unklug, wenn man diesen Zwischenfall als etwas anderes annehmen wollte als ein rein sportliches Abenteuer. Die „Zeppeline“ haben ja zahlreiche Unfälle erlebt, der Zeppelinlenkballon, der uns jetzt begrüßt hat, hat von der Lenkbarkeit offenbar nichts anderes als den Namen, da es ihm nicht gelang, den deutschen Boden von französischem Boden zu unterscheiden. Immerhin hat man sich in der Grenzgegend ziemlich aufgeregt, denn wenn man auch das Wort „Spionage“ nicht aussprechen will, meint man doch, daß diese Reise über unsere östliche Verteidigungslinie nicht ganz zufällig gewesen sei.“

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, aber immerhin kann sich der brave „Intransigeant“ beruhigen, so bös war es wirklich nicht gemeint. Nichts lag den Luftkreuzfahrern ferner als eine Spionagereise über Frankreich auszuführen; den Elementen und der Tücke des Objekts sei es geklagt, daß die Fahrt nicht programmatisch verlief. Das ist sehr bedauerlich, aber wir können aus diesem Zwischenfall, der eines tragikomischen Beigeschmacks nicht entbehrt, die Lehre ziehen, daß in der Luftschiffahrt noch nicht alles klappt und daß wir von der Lösung dieses Problems noch weit entfernt sind. Wenn es nur etwas nützen möchte! Aus den früheren Havarien haben die Ingenieure der Zeppelinschule nichts gelernt. Mit einem Optimismus, der an sich lobenswert ist, wird eine „Zeppeline“ nach der anderen gebaut, ohne daß ein tatsächlicher Fortschritt erzielt worden wäre.

Wäre es nicht an der Zeit, das halbstarre System Zeppelins einer Revision zu unterziehen? Die Parseval-Luftschiffe scheinen sich im großen ganzen besser bewährt zu haben und dennoch läßt man sie nicht recht aufkommen. Niemand wird dem Grafen Zeppelin seine außerordentlichen Verdienste um die Luftschiffahrt streitig machen, aber die Kritik seines Systems müssen wir uns vorbehalten, da seine Experimente schließlich mit dem Gelde der

Digitized by Google

deutschen Steuerzahler bestritten werden. Im schönen Vertrauen auf das Genie Zeppelins fordert die Regierung gar 80 Millionen zur Schaffung einer deutschen Luftflotte. Im Milliardenetat der Heeresverwaltung mögen lumpige 80 Millionen als eine Bagatelle erscheinen, aber da der Appetit bekanntlich beim Essen kommt, halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß die Luftflotte es ihren gefräßigen Brüdern vom Lande und von der See bald nachmachen wird. Auch die deutsche Marine — eine Art Anstandsflotte nannte sie Bismarck — hatte sich aus bescheidenen Anfängen zu einem mächtigen Rivalen der größten Seemacht entwickelt. Immerhin ließe sich über die Notwendigkeit einer starken Flotte reden, was aber in bezug auf die Luftflotte mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden muß. Das Luftschiff hängt — bildlich und wörtlich genommen — tatsächlich noch in den Wolken, es ist nicht Beherrscher der Elemente, sondern deren mittelloses Spielzeug. Der Luftschiffer kann nicht die geringste Garantie für das Gelingen einer Fahrt übernehmen, er muß sich im schönen Gottvertrauen auf die höhere Fügung verlassen.

Jedenfalls ist das Luftschiff noch nicht aus dem Stadium des Experiments herausgetreten. Was soll uns also eine Luftflotte von einigen Dutzend Kreuzern nützen, die gerade einen dekorativen Zweck erfüllt? Wäre es daher nicht zweckmäßiger, sich zunächst mit dem gründlichen Studium des Luftschiffproblems zu beschäftigen, ehe man sich ins Wesenlose festlegt? Auch läßt sich über die strategische Bedeutung der Luftschiffe und Flugapparate noch herzlich wenig sagen. Im italienisch-türkischen Kriege wie im Balkankriege haben einige Flugapparate dann und wann eine Renommierfahrt über feindliches Gebiet gemacht, damit war aber auch die Tätigkeit dieser neuesten Waffe erschöpft. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Luftschiff in absehbarer Zeit als Kriegswaffe eine bedeutende Rolle spielen wird, daß es die Kriegsführung gänzlich umgestalten und den Krieg gar zu einer Unmöglichkeit machen kann; das alles darf uns aber nicht abhalten, die projektierte deutsche Luftflotte als eine sinnlose Spielerei abzulehnen. Erst wägen, dann wagen! Der Schrei nach einer Luftflotte um jeden Preis ist auch nur eins der vielen Symptome des Rüstungswahnsinns, von dem ganz Europa befallen ist.

Warum lese ich Romane?

Von

Paul Zschorlich.

Die Frage, ob man Romane lesen oder ob man sie meiden soll, wird recht verschieden beantwortet. In der Tat ist es ja auch unmöglich, mit einem klaren Ja oder Nein auf eine Frage zu antworten, die von jung und alt, von Kindern und Rentenempfängern, von ungebildeten Frauen und hochgebildeten Männern, von beruflich stark in Anspruch genommenen und wenig beschäftigten Personen gestellt wird. Es geht mit dieser Frage wie mit vielen andern, deren Beantwortung vernunftgemäß erst nach Prüfung der näheren Umstände erfolgen kann. Soll ich Bier trinken? Soll ich kalt baden? Soll ich in die Oper gehen? Wobei immer zu denken ist: soll ich es gewohnheitsmäßig tun? Denn darauf zielt die Frage ab.

Soll ich Romane lesen? Bei Kindern und jungen Leuten, die im Elternhaus leben, heißt die Frage gewöhnlich anders: darf ich Romane lesen? Schon aus diesem Nachsuchen einer Erlaubnis läßt sich schließen, daß das Romanlesen mitunter als schädlich oder wenigstens nicht nutzbringend betrachtet wird. Andererseits wird man wohl nie die Frage hören: muß ich Romane lesen? Das Kind, das ins Leben hinaustritt, das Mädchen, das zur Jungfrau heranreift, der junge Mann, der die Schule verläßt, sie mögen daheim im Elternhause leben oder in Pensionaten, nach Romanen greifen sie alle. Gewiß: der eine liest wenig, der andere unmäßig viel, der eine ist im Lesen behindert, oft von pädagogisch unfähigen Personen, der andere kann ungeniert einen Band hinter dem andern lesen: niemand kümmert sich darum. Der Drang zum Lesen ist jedenfalls da und normale Kinder

Digitized by Google

sind es gewiß nicht, die im Alter zwischen vierzehn und achtzehn nicht den Wunsch nach einer schönen Erzählung hätten.

Diese Erscheinung, die sich überall und jederzeit beobachten läßt, könnte darauf hindeuten, daß sich das aufnahmefähige Gemüt des wissensdurstigen und bereits urteilsfähig gewordenen Kindes nach den Problemen sehnt, die es draußen im Leben erwarten, daß die Jugend darauf brennt, etwas von diesem Leben kennen zu lernen, gewissermaßen vor der Zeit von ihm zu naschen und sich mit seinen Situationen im stillen auseinanderzusetzen. Man geht auch gewiß nicht fehl, wenn man diesen Trieb hin und wieder als gegeben annimmt; gerade die Naturen, die nach guten und ernsten Büchern verlangen, gehorchen ihm. Aber der *normale* Trieb ist es nicht. Eher könnte man das strikte Gegenteil als die Grundursache des Bedürfnisses nach Romanen annehmen, und was unsere jungen Mädchen betrifft, so gibt es zweifellos einen viel wesentlicheren Antrieb als das eben genannte Motiv. Ich meine: das Bedürfnis, dem wirklichen Leben, dessen rauhe Luft das schulentlassene Kind bereits anweht, zu entfliehen. Junge Mädchen lesen mit Vorliebe solche Romane, in denen die Welt als die bestmögliche erscheint, in denen die Verbrechen und die Fehler nur als Kontraste zu allem Guten und Schönen dienen und unfehlbar ihre Sühne finden. Sie gaukeln sich gern eine solche Idealwelt vor, in denen jede Tapferkeit und Tüchtigkeit prompt honoriert wird, und fühlen sich aus allen Romanen gefallen, wenn das Leben hinterdrein *nicht* so ist. Die armen Dinger, denen man Steine statt Brot gereicht hat! Es gibt Mädchen, über die eine unvernünftige Romanlektüre unendlich viel Leid und Sorgen gebracht hat, weil sie verabsäumten, sich mit der Wirklichkeit abzufinden, weil sie ihr entflohen und sich so tief in das schöne Lügenreich ihrer gleißnerischen Romane verstrickten, daß sie den Ausweg nicht mehr fanden. Wie viele, wie unendlich viele Mädchen empfangen mit einer aufgehobenen Verlobung oder einer abgebrochenen Liebschaft einen Stoß fürs ganze Leben, lediglich weil ihre Phantasie durch schönfärberische Romane fürs wirkliche Leben verdorben worden ist!

Für niemanden ist deshalb wohl die Anleitung zur Romanlektüre wichtiger als gerade für junge Mädchen, bei denen das Bedürfnis, sich einen Ausgleich zu schaffen zwischen dem harten Leben, der nüchternen Umgebung und ihrer Sehnsucht, ihren Wünschen, ihren Träumen, besonders stark ist. Sie bevorzugen Romane mit idealen oder dämonischen Helden, mit entsagenden und ausharrenden Frauen. Sie richten sich gern auf an dem größeren Leid ihrer Mitschwestern, und viele sind beglückt, wenigstens für einen Romanhelden schwärmen zu können, da sie den lebendigen nicht finden. So natürlich und einwandfrei dieser Trieb auch sein mag, er kann leicht zu seelischen Verirrungen und unheilvollen Phantastereien führen. Indem die Lektüre falsche Vorstellungen und Urteile zeitigt und einnisten läßt, stellt sie das innere Gleichgewicht nur scheinbar her. Im wirklichen Leben ist dann „plötzlich" alles ganz anders. Da fällt der Faktor Güte, den die Romanschreiber in fahrlässiger Weise als konstante Größe einsetzen, sehr oft fort, und ebenso der Zufall, der im Roman eine so große Rolle spielt, will sich nicht einstellen. Die Leserin gleitet bei der Lektüre solcher Romane leicht und wie von selber in falsche Voraussetzungen und Vorstellungen hinein, aus denen sie nur schwer wieder herausfindet. Junge Menschen glauben viel lieber an das Gute als an das Böse.

Aber es gibt Romane ganz anderer Art. Werke, an denen sich ein Mensch bis ins hohe Alter von der Welt und ihren Beschwerden erholen kann. Selbst ein Schriftsteller zweiten Grades, wie Ganghofer, wirkt auf jeden Großstadtmenschen unmittelbar. Wem würde nicht warm ums Herz, wer faßte nicht gute Vorsätze und nähme sich die sonnigen Kraftgestalten nicht zum Vorbild, die in seinen Romanen umgehen! Weht uns nicht klare Höhenluft an aus diesen Romanen, die droben in den Bergen spielen? Ganz gewiß *kann* die Romanlektüre neben der ästhetischen Freude auch eine moralische Wirkung spenden. Wir haben es in zahlreichen Prozessen erlebt, daß

Digitized by Google

der Gerichtsvorsitzende jugendliche Verbrecher nach ihrer Lektüre fragte und daß sie sich als leidenschaftliche Freunde von Kriminal- und Räubergeschichten bekannten. Nun gut, wenn ein Mensch durch schlechte Lektüre verdorben werden kann, wie das gerichtlicherseits wiederholt festgestellt und betont worden ist, wie sollte nicht auch das Gegenteil möglich sein?

Auf dem weiten Gebiet des Romans führen freilich viele Wege nach Rom. Wir haben heute alle möglichen Romane: realistische und idealistische, naturalistische und symbolistische, heimatliche und volkstümliche, biographische und phantastische, humoristische und kriminalistische. Wir haben Lehrerromane, Arbeiterromane, Gesellschaftsromane. Ja, die Gabelung geht noch weiter: wir haben Berlin W-Romane. Es gibt bereits eine ganze Anzahl von Erzählungen, die nur in Berlin W spielen, die nur das Wesen und die Menschen dieses Bezirks behandeln. Und wir haben vor allem viel kürzere Romane als früher. Gutzkow, Spielhagen, Gustav Freytag schrieben noch Romane mit vielen Bänden. Gutzkows „Ritter vom Geist" und sein „Zauberer von Rom" umfassen je neun Bücher. In noch früherer Zeit waren die Romane noch länger. Der „Roman de la rose", der in Versen geschrieben ist und vom Epos zum Roman überleitet, umfaßt 22 608 Verse. Und er wurde gelesen! Auch langatmige Titel kennen wir heute nicht mehr. Das Bedürfnis nach Konzentration ist beim Leser wie beim Schreiber gewachsen. Wir haben, wie wir meinen, ja auch nicht mehr die Zeit, umfangreiche Romane zu lesen. Und nur der seelischen Analyse der Romanpersonen ist meistens ein breiter Raum vorbehalten.

Was wollen denn all diese Schriftsteller? Wollen sie *nur* unterhalten? Wollen sie dem Leser nur angenehm die Zeit vertreiben? Für viele trifft das gewiß zu. Aber das sind nicht die, auf die es ankommt, die in der Literaturgeschichte einen Namen haben werden. Der gute Schriftsteller bezweckt und erreicht mehr. Ein Goethe schreibt seinen „Wilhelm Meister" wahrlich nicht, um seinen Zeitgenossen die Zeit zu vertreiben. Er will ein *Weltbild* geben. Und er hat es gegeben. Im „Wilhelm Meister" haben wir die gesamte Bildungswelt seines Jahrhunderts in mustergültiger Schärfe. Da ist vieles aus der Wirklichkeit genommen, anderes hinzugedichtet. Goethe selber sagte von seinem Werk: „Die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine *allgemeine* Beobachtung, eine *höhere Wahrheit* zu bestätigen."

Dies ist das Ziel und die Aufgabe jedes guten Romans. Darin sind sich auch alle guten Romanschreiber einig, und nur über die Mittel und Wege, zu diesem Ziel zu gelangen, geht der Streit. Der gute Roman ist der Spiegel des Lebens, der täglichen und doch nicht alltäglichen Wahrheiten. Er bildet das Sammelbecken für alle menschlichen Hoffnungen, Wünsche, Freuden, Schmerzen und Enttäuschungen. Er ist das Reservoir der Güte, des Stolzes, des Neids, der Niedertracht, der Sym- und Antipathien, des Ehrgeizes, der Berechnung, aller Dummheiten, der Liebeskonflikte, der hellen Freuden und der schwarzen Schmerzen. Unsereins lebt ja nur *ein* Leben, oft ein karges, eintöniges, eng umgrenztes und erlebnisloses Leben. Es fehlt an Gelegenheit, an Zeit und Geld, so zu leben, wie man wohl leben möchte. Im Herzen sind wir ja alle Romantiker, soweit wir nicht Banausen sind. Wir sehnen uns alle nach etwas da draußen, was es sicherlich gibt, was wir nur nicht erreichen. Wir denken uns gern hinein in das Leben derer, die wir beneiden oder die wir verehren. Alle diese Menschen begegnen uns in den Romanen. Die Dichter haben sie uns eingefangen. Wir erleben sie hier so gut wie im Theater. Wie denn der Roman nichts anderes ist als *ein stummes Theater*. Beide Formen der Dichtung dienen denselben Zwecken, bieten den gleichen Inhalt. Während uns die Zeitung in sensationellen Fällen, die unsere Anteilnahme erregen, fast nur äußerliche Daten geben, schließt uns der gute Romanschriftsteller die Menschen auf. Die Zeitung meldet nur die Katastrophe, das ungewöhnliche Resultat irgendeiner Entwicklung. Wir hören nur den Knall. Der Dichter führt uns hinein in diese Leben, er entrollt und

Digitized by Google

entwickelt sie, so daß wir sie von innen heraus verstehen lernen.

Das Leben selber ist ein Roman, und alle Romane sind ein Stück Leben. Jeder von uns lebt seinen eigenen Roman, und wenn er noch so dürftig und ereignislos wäre. Es gibt ja auch langweilige und nüchterne Romane, in denen nichts vorgeht. Romane und Leben, sie können beide flach und inhaltlos sein. Darum fördert uns auch nicht die bloße Unterhaltungsliteratur, die ja nur auf die Denkfaulheit spekuliert. In ihnen erleben wir nicht das Leben, sondern nur einige kräftige Sensationen. Wir kleben am Stoff, anstatt uns von ihm zu befreien, uns über ihn zu erheben. Die Gabe des Schreibens allein macht es nicht, es gibt auch Schwätzer, die gut zu schreiben verstehen. Nein, nur der Dichter kann uns bereichern, der selber ein reiches und empfindsames Innenleben besitzt. Er hört gewissermaßen unter die Haut des Menschen, er öffnet uns Augen und Ohren. So wie uns manche Maler erst den Sinn für die Natur geweckt und geschärft haben (ich erinnere nur an Walter Leistikow und die Reize des Grunewalds), so gibt es Schriftsteller, die uns einen menschlichen Charakter oder einen Typus nahebringen. Die echte Kunst lehrt uns den Wert der Wirklichkeit, der alltäglichen, prosaischen Wirklichkeit erst schätzen, indem sie unsere Organe dafür verfeinert und die Fähigkeit in uns erhöht, das Leben zu formieren.

Aus diesem Grunde ist die Frage, ob man Romane lesen soll, zu bejahen. Und nur unter diesem Gesichtspunkt darf sie bejaht werden. Man soll dem Leben nicht ausweichen, man soll es umarmen. Besonders heute, wo es in tausend und abertausend Arten spielt. In den guten Romanen fällt das Kleine, Triviale und Alltägliche nicht weg, aber es fällt ab von uns. Der wahre Künstler hebt uns darüber hinaus. Er bereichert unsere Erkenntnis und unser Wissen vom Leben. Er erzieht uns zum Verständnis *für* das Leben. Und er bildet unsern Verstand und unser Gemüt.

Warum lese ich Romane? Weil ich das Leben liebe. Weil ich es verstehen und erkennen will. Und weil ich weiß, daß kein einziger Mensch all das erlebt, was zu erleben ist. Romane sind Ergänzungen des eigenen Lebens. Indem ich sie lese, erweitere und vertiefe ich *mein* Leben.

Ariadne auf Naxos.

Von

Julius Bab.

Die Vossische Zeitung in Berlin hat eine Osterumfrage gemacht „Wie denken Sie sich die Zukunft der Oper?“ und ihr musikalischer Mitarbeiter resümiert die gewordenen Antworten mit den Worten: „Zweifeln und Verzweifeln“. — In der Tat, sollte man nicht die Vermutung wagen dürfen, daß das Ende dieser großen Rokokokunstform endgültig heraufdämmert, und daß Wagners geschichtliche Bedeutung vielleicht einmal sein wird, die Form der Oper zerschlagen, ihre Unmöglichkeit für das dramatische Gefühl der Gegenwart bewiesen zu haben? Denn was ist sein gewaltiger und mißlungener Versuch eines Musikdramas anderes als die Revolte des modernen, naturalistischen Theatergefühls gegen den Geist der Oper?! Das französische Theater, in dem die einzelnen Reden sich ohnehin arienhaft zu pathetischen Resumées oberhalb der Situation aufbauen, konnte das Bündnis mit der Musik vertragen. Am Erlebnis Shakespeares, bei dem jedes gesprochene Wort psychologischer Bestandteil einer lebendig bewegten Situation ist, am germanischen Drama mußte die Oper zerbrechen. Wagners Versuch, die Kluft zu schließen, aus der Oper ein musikalisches Drama zu machen, mußte mißlingen; nicht nur, weil er im Grunde kein Dichter war, sondern weil er als Musiker herrschen wollte, und die gesungenen „Guten Tag“ und „Schön Wetter heute“ immer wieder in verzweifelter Weise die Kluft aufreißen, die zwischen der Musik, die nur unmittelbarer Ausdruck letzter Dinge sein kann, und dem dramatischen Wort, das nur durch Vermittlung aller sinnlichen Relativitäten an das letzte rührt, bleiben muß. Die Musik kann dem Drama niemals Schritt halten aus dem umgekehrten Grund wie der

Digitized by Google

Film: Der sagt immer viel weniger, sie sagt immer viel mehr, als in Worte hineingeht. So muß die Oper an dem immer mehr erstarkenden Gefühl für die dramatische Wortkunst zum mindesten in Deutschland dahinsiechen. Bis sie einmal — in der Art wie Gerhart Hauptmann es in jener Enquete andeutet — nicht Musikdrama, sondern Dramenmusik geworden, auferstehen wird, als ein lediglich in seinen Höhepunkten musikalisch gestütztes und erweitertes Drama. Denn eben nur Höhepunkte sind in Wahrheit komponierbar.

Wenn man so die lebendige Weiterentwicklung der Oper verneint, so bestreitet man damit freilich keineswegs, daß die großen seelischen Werte, die Künstler voraufgegangener Geschlechter in dieser Form niedergelegt haben, uns weiterhin Genuß bieten können und sollen. Und nicht einmal das ist zu bestreiten, daß im Nachfühlen der historisch überlieferten Form noch heute Schönes, sehr Schönes geschaffen werden kann. Freilich, auch das Schönste wird hier nichts Schöpferisches sein, nichts was den Geist der Zeit im tiefsten Grunde mit neuem Leben erfüllt. Es wird ein festliches Spiel bleiben; ein Spiel mit nur durch historische Reminiszenz gerechtfertigten Formen, das um so reiner und festlicher sein wird, je mehr es seinen historischen und seinen spielerischen Charakter zugibt. — Solch ein Fest wird in den deutschen Opernhäusern zurzeit bereitet. Denn alle Skeptik gegenüber dieser Kunstform und alle spezielle Abneigung gegen den riesenhaft amerikanischen Reklamerummel, mit dem gerade dies Werk eingeführt worden ist, darf uns nicht davon abhalten, anzuerkennen, daß die „Ariadne auf Naxos“ etwas Wunderschönes bedeutet.

Sie ist so schön, so widerspruchslos zu genießen, weil Hugo von Hofmannsthal, der klügste der Künstler, ein Textgefüge geschaffen hat, das uns ohne weiteres den Anspruch nach dramatischer Illusion, nach gestalteter, menschlicher Gegenwart aufgeben läßt, und uns dem verschlungenen Musikspiel verschiedener historischer Stilarten gefangen gibt. Der Apparat, durch den das zustande kommt, ist freilich ein verzweifelt umfangreicher. Man muß durch zwei lange Akte von Molières „bürgerlichem Edelmann“ hindurch. Das Lederne dieser Satire wird uns trotz der reizenden musikalischen Zutaten von Richard Strauß, wahrscheinlich auch dann nicht munden, wenn die Inszenierung weniger hoftheatralisch fade ist, als in Berlin. Es hätte sich sicher auf kürzerem Wege erreichen lassen — aber was nun erreicht wird, bleibt entzückend: Der gute, dumme Bürger mit den Edelmannsaspirationen befiehlt plötzlich, daß die tragische Oper Ariadne und das lustige Nachspiel von Zerbinetta und ihren vier Liebhabern, die er seinen vornehmen Gästen servieren will, auf einmal gespielt werden. Und nun verschlingen sich die heroische Oper des Rokokostils und der italienische Liederschwank zu einem tiefsinnigen und entzückenden Knäuel. Denn mit sehr bewußtem Alltagswitz verkündet die lustige Zerbinetta das gleiche Erlebnis, das ohne Wissen und Wollen die Ariadne pathetisch durchschauert:

Kommt der neue Gott gegangen,
Hingegeben sind wir stumm! . . .
Sind verwandelt um und um!

Ariadne, von Theseus verlassen, will ins Totenreich, das Reich der Treue, denn: „Hier ist nichts rein! Hier kam alles zu allem!“ Aber der ihr erscheint und ihre Seele löst, ist nicht der Totengott, sondern der Gott des Lebens, Bacchus, der Göttliche, der in Flammen geborene, der bei Circe lag und nicht zum Tiere wurde, der Führer der lebendigen Seele. In seiner Umarmung stirbt die Vergangenheit; der Tod, den Ariadne sucht, wohnt erneuernd und verwandelnd mitten im Leben, und bricht immer wieder alle Treue. Und was ihre große, heroisch widerstehende Natur nun in tragischer Erschütterung erfährt, ist doch das gleiche, was die fügsame kleine Zerbinetta, deren Sprache sie nicht verstehen mochte, singt:

„Doch niemals Launen,
Immer ein Müssen,
Immer ein neues,
Beklommenes Staunen:
Daß ein Herz sogar sich selber,
Gar sich selber nicht versteht.“

Digitized by Google

So schlingt wunderbar das immer verwandelnde Leben sein Band um die Großen und Kleinen, die nur durch die Größe des Widerstandes voneinander unterschieden sind. Die Fügsamen, die Alltagsnaturen, behalten recht; aber in ihrem Unrecht, in ihrem Unterliegen, wohnt die Größe der anderen, die die unmögliche Treue wollen und eben dadurch Charaktere, Personen, Helden sind.

Wenn schon diese sinnige Verschränkung der beiden verschiedenen Stücke jeden dramatischen Anspruch in einer der Oper höchst wohltätigen Weise zerstört, so ist nun im einzelnen noch die Handlung so minimal, so mit der Klage der Ariadne, der Ankunft des Gottes, den Trost- und Spottliedern der Zerbinetta und ihrer Bande ganz auf lyrische Höhepunkte konzentriert, daß die Musik fast ausnahmslos ganz natürliche Einsatzpunkte findet. Und diese Musik hat nun Richard Strauß mit reich spielender Grazie und mächtigem Schwung geschaffen. Musikalische Fachleute mögen ermessen, wie weit schöpferisch Neues in dieser Musik enthalten ist? Daß alle vorhandenen Formen mit vollkommener Virtuosität zu einer glänzenden Wirkung benutzt sind, ist wohl außer Zweifel. Für das tändelnde Spiel der Zerbinetta, wie für das erschütternde Herannahen des verwandelnden Gottes, geben Gesang und Orchester hinreißende Effekte her. Und so ist dies ganze Spiel trotz des mühseligen Anfangs, von außerordentlicher, ergreifender Schönheit. — Freilich, es ist ein Festspiel, ein Spiel, dessen Genuß im Grunde gute Vertrautheit mit den alten Kulturen voraussetzt, aus deren Formen das Ganze geknüpft ist. Es ist eine Luxusangelegenheit für sehr kleinen Kreis; der momentane Erfolg ist eine ganz bedeutungslose Modesuggestion. Die wahrhaft großen, menschenbildenden, volkwerbenden Werke der Zukunft, die dramatischen, wie die musikalischen, stelle ich mir anders vor. Aber das darf uns nicht undankbar machen, das darf uns nicht hindern, die hohe, in sich vollendete Schönheit dieses Festspiels „Ariadne auf Naxos" zu genießen.

Aus Berliner Theatern.

Die Buffalo-Bill-Oper.

„Ist das nun Kunst?" fragte mich ein Neugieriger, als wir mitsammen nach dem unbestreitbaren Sensationserfolg von Puccinis dreiaktiger Oper: „Das Mädchen vom goldenen Westen" im „Deutschen Opernhause", Charlottenburg — kann eine Sensationsoper etwas anderes als einen Sensationserfolg haben? — heimwärts fuhren. Ich antwortete mit einem „Nein", dessen Energie die Hochbahn klirren ließ. Aber ich setzte hinzu: „Trotzdem soll man diese Oper spielen!" Denn ich bin der Meinung, daß es Künstler-Individualitäten gibt, die das Recht haben, ihrer Eigenart gegenüber Toleranz zu verlangen, auch wenn diese Eigenart nicht immer Diskretion Ehrensache sein läßt und sich weniger künstlerisch kaltblütig als theatralisch vollblütig auszuleben wünscht. Zu diesen Individualitäten, vor deren Können man auch als Gegner, dem die „janze Richtung nicht paßt", kapitulieren muß, gehört vornehmlich Giacomo Puccini, den sein nach beizenden und heizenden Stoffen strebendes Nationalgefühl vom Alfred de Musset-Stil („Bohème") hinweg über den Sardou-Stil („Tosca") und den Pierre Loti-Stil („Madame Butterfly") dem Browning- und Cowboy-Stil in die Arme getrieben hat. — Goldgräberlager in Kalifornien, wo es am kalifornischsten ist. Hallo, hallo: aus Mimi ist Minnie geworden, die gefühlvolle Budikerin, Barmaid und Mignon, die Tochter des Goldgräberregiments. Dies Girl, kein Engel ist so rein. . . .! Und trotzdem: jeder Zoll ein Paradox. Sie kennt nur des Whiskys ungemischte Freude, aber sie gibt den gemischtesten Goldgräberhorden Betstunde. Sie weiß, was ein Revolver, auch was eine Pokerkarte, aber nicht, was ein Küßchen ist. Jack Rance, der Sheriff, der Spieler (so eine Art Stallmann des Goldgräbermilieus) liebt sie und reckt nach ihr gierig den Arm der Gerechtigkeit. Aber Minnie zieht es vor, trotzdem er ein schwerer Junge und sie kein leichtes Mädchen ist, den von allen Häschern gesuchten Ramerrez zu lieben, einen Räuberlehrling (vom Jaromir, aus dem Gasparone),

Digitized by Google

der sein Geschäft erst seit sechs Wochen betreibt und daher so talentlos ist, sich auf Minnies Bude vom Sheriff erwischen zu lassen. Große Diskussion: man beschließt, das Leben des Räubers in einer Pokerpartie auszuspielen, wobei mit Hilfe eines kleinen, unschuldigen Mogels Minnie, die Herzdame, ihren Buben, den Räuber, gewinnt. Den wollen die Goldgräber, als sie ihn fassen, doch schließlich als Galgenstrick — und mit dem Galgenstrick — behandeln. Aber schon singt das Mädchen vom goldenen Westen mit Fidelios Pistole vor dem Sheriff Pizarro: „Töt erst seine Minnie!" Und mit dem Banditen, den sie sich buchstäblich vom Galgen geholt hat, zieht unter dem Abschiedslamento der schluchzenden Goldgräber Minnie in die Ferne, um ein neues Leben zu beginnen. Sagt sie.

Man kann, ohne zu ketzern, ohne ein Niveau zu stürzen, getrost sagen, daß diese Kientopp-Chose (die ja ohnehin ihre Genesis aus einem rüden Melodram des amerikanischen Sardou, David Belasco, herschreibt) trotz jener verschmitzten Spiel-, Raketen- und Aktschlußszene nicht ernst zu nehmen ist. Wenn dennoch die Brutalität gelegentlich künstlerisch geadelt wird und der Augiasstall der Spektakelszene notdürftig für vornehmere Eindrücke gesäubert scheint, so ist das lediglich das Verdienst des Komponisten. Gewiß: aus dem Maëstro Giacomo ist auf der Reise von Japan („Madame Butterfly") nach Amerika kein neuer Mann geworden. Die nationale Note wird nur karg betont: und auf Schritt und Tritt, wenn die üppigen Themen pompös an die Orchesterfront treten, wenn in Parlando-Konversation oder in Naturbeobachtung gemacht wird, singt man so für sich hin: „Dich, teurer Puccini, grüß' ich wieder!" Aber diese unverkennbare, ausgeprägte, rassesprühende Eigenart kommt im neuesten Stadium ihrer Entwicklung auch zu sehr schönen Resultaten. Da ist der erste Akt mit dem wie eine tiefe Traurigkeit niedersteigenden, halb kanonisch, halb volksliedmäßig behandelten Sehnsuchtsgesang der Gambusinos (Goldgräber): mit der geschickten Einfügung des Walzermotivs, das, da der Walzer zwischen Minnie und Ramerrez den Kuppler macht, zugleich auch als Liebesmotiv herhalten muß: und mit der Inbrunst des Aktschlusses, dessen Melodie verduftet wie ein süßes Parfüm. Da ist nach dem stimmungsmalenden ersten der dramatische zweite Akt mit dem fanatischen Pulsschlag des von der himmlisch-platonischen Liebe ab- und der irdischen Liebe zustrebenden, großen Duettsatzes. (Auf dem Gipfel der Spielszene läßt Puccini die Musik schweigen, ganz wie bei dem Höhepunkt der großen Variéténummer.) Da ist endlich im dritten Akt der Apotheose die trotzig-kühne Beichte des Gentleman-Räubers. Gewiß: die Zäune um diese musikalischen Schätze sind Dürftigkeit der Erfindung (im ersten Akt) und Kraftmeierei (im zweiten). Aber dieser Komponist mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, dieser modernisierte Meyerbeer ist nun schon so sehr ständiger und unentbehrlicher Kulturbesitz, daß man ihn getrost gewähren lassen und ihn bei den Hebungen und Senkungen seines Könnens nur eben angespannt beobachten soll. Ein verlorener Abend wird ein Puccini-Abend niemals sein!

Bei den Hervorrufen — nach dem zweiten Rasse-Akt gab es deren fünfzehn — brachte der Maëstro den Kapellmeister Ignaz Waghalter (im Orchester ein Maßhalter) und den Regisseur-Direktor Hartmann, der im zahmen Charlottenburg einen pittoresk-wilden Westen geschaffen hat, nach Verdienst auf die Bühne. Im Ensemble der Goldgräber glänzten die Herren Lehmann, Bilk, Linden und Haßler. Ramerrez, der Brigant, war Enrico Alexander Kirchner, dieser vortreffliche Gesangskulturträger des „Deutschen Opernhauses"; der Sheriff — er war von je ein Bösewicht, ihn traf des Himmels Strafgericht — war Herr Schüller, bei dem sich zu des Baritongesanges Gabe über Nacht auch eine starke schauspielerische Kompetenz hinzugefunden zu haben scheint. — In der Rolle der Minnie aber löste sich Fräulein Hertha Stolzenberg völlig auf. Die Charakterelemente dieser Jungfrau von Kalifornien, Kindlichkeit und heldinnenhafte Energie, Un-

Digitized by Google

schuld und Raffinement, Verschämtheit und — Unverschämtheit, wurden mit äußerster Hingabe verarbeitet und in den Rahmen einer mit fieberndem Temperament gestalteten schauspielerischen Leistung gespannt. Die Stimme klang stark und klar, und um so klarer, je mehr die Situation sich ins Dramatische steigerte. Ich glaube, hier hat ein sehr beachtenswertes Talent siegreich den Rubikon überschritten.

Walter Turszinsky.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Ihre Lippen waren nicht mehr verschlossen, jetzt konnte sie sprechen, sie mußte sprechen, wie man nach langem Ersticken erlöst aufatmet. Die Worte erleichterten ihr Herz. Der Mann, der ihr noch gestern fremd war, erschien ihr wie ein nachsichtiger Beichtvater, der Partei für den Sünder nimmt. Sie fürchtete ihn nicht mehr, ihr ganzes Vertrauen setzte sie auf ihn. In schnellen, fliegenden Worten erzählte sie von ihrem letzten Zusammentreffen und der großen Sorge, die der Geliebte hatte, sie zu retten, ehe er sich in die Gefahr begab. Wie sie durch ihre Unklugheit das ganze Unglück herbeigeführt hatte, weil sie vor dem Vernichten die liebeglühenden Briefe noch einmal lesen wollte.

Brévine hörte ihr bewegt zu.

„Sie werden mich fragen, weshalb ich nicht eher sprach," sagte nun die Besucherin. „Weil er mich schwören ließ, nichts zu sagen, weil er mich davon überzeugte, daß ein Wort von mir ihn vernichten könne. Ich glaubte es — weil ich ihm immer glaubte. Ich wartete bis jetzt, wo ich fühle, daß ich allein ihn noch retten könnte . . ."

„Sie werden ihn gegen seinen Willen retten . . . Aber Ihr Golgatha ist noch nicht zu Ende, gnädige Frau. Sie müssen morgen selbst vor den Richter treten . . . Da Sie keine Briefe mehr haben, müssen Sie morgen Ihre Worte vor dem Gerichtshof wiederholen."

Sie hatte sich beim Sprechen über sich emporgehoben. Vor nichts schreckte sie mehr zurück. Fast lächelnd sagte sie in enthusiastischem Tone:

„Ich bin zu allem bereit."

Brévine dachte einen Moment nach — wie ein Schriftsteller das beste Mittel bedenkt, um der Schlußszene den nötigen Erfolg zu verschaffen:

„Ich werde Ihnen dieses höchste Opfer nur auferlegen, wenn es absolut nötig ist," sagte er. „Ich hoffe, wir werden Sie nicht brauchen. Also hören Sie meinen Plan für morgen: Ich lasse Herrn d'Entraque aufrufen und frage ihn derartig, daß er begreift, daß ich alles weiß und es sagen werde. Auf diese Weise gebe ich ihm ein letztes Mittel, sich zurückzuziehen. Was meinen Sie, wird er es tun?"

Erstaunt, als ob er sie nach einem ihr ganz Unbekannten fragte, blickte sie ihn an.

„Wie kann ich das wissen?"

„Stellen Sie sich vor, daß er sich in einer fürchterlichen Sackgasse befindet; zieht er seine Aussage zurück, entehrt er sich selbst; weigert er sich sie zurückzuziehen, sage ich alles und lasse ihn vielleicht verhaften . . ."

Jahrelang hatte sie das Leben dieses Mannes geteilt . . . Sie hatten sich vielleicht einige Zeit geliebt. Ihr Kummer und ihre Freude waren oft dieselben gewesen. Ein festes, legales Band vereinte sie noch. Und doch war er aus ihrem Gedankenkreis verbannt, den der andere vollständig beherrschte.

„Ich glaube, daß er bis zum Schluß kämpfen wird," sagte sie. „Ja, wie ich ihn kenne, wird er sich gut verteidigen. Aber was tut das? . . . Es handelt sich darum, Lermantes zu retten, nicht wahr? . . ."

„Erhaben und grausam," dachte Brévine, „das ist eine richtige Frau."

„Nun," meinte er, „wenn d'Entraque seine Aussage nicht vollständig zurückzieht, werde ich den Präsidenten bitten, von seiner richterlichen Machtvollkommenheit Gebrauch zu machen und Sie rufen zu lassen . . ."

Sie fragte:

„Wird er es tun?"

Sie hatte nur noch eine Furcht, daß eine fremde Kraft sie von diesem Weg nach Golgatha zurückhalten könnte. Sie war nicht mehr das zusammengebrochene Geschöpf, dessen Seele in die Tiefe der Verzweiflung getaucht war. Von Schande und Furcht befreit, trug sie die Rettung wie eine Ruhmespalme, sie warf ihre Liebe in die Schale wie ein Gewicht, das schwerer wiegen würde als alles. Wenn nur ihr Geliebter gerettet wurde, war es nicht gleich, um welchen Preis? . . . Die Welt mit ihren Gesetzen, ihren Richtern, ihren Gefängnissen, mit dem in der Luft schwebenden Tode, dem lauernden Schmerz, mit den Ueber-

Digitized by Google

raschungen kommender Tage, mit dem Mysterium, von denen sie eingehüllt ist, die ganze Welt würde nur ein Eden sein, das sie beide gemeinsam genießen würden. Als sie sich leichten Schrittes entfernt hatte, saß Brévine noch lange vor dem ungeheuren Aktenbündel, das dieser Blitzstrahl klären sollte. Schon häufig hatte er darüber nachgedacht, was die Männer ihre elenden Freuden, ihre traurigen oder närrischen Leidenschaften, die gefährlichen Launen ihrer Herzen und Sinne kosteten. Es war das erstemal, daß er sich fragte, ob solche Liebe nicht vielleicht ihren fürchterlichen Preis wert war?

Alle Zeitungen waren sich am nächsten Tage darüber einig, daß der Prozeß sich zu Lermantes' Ungunsten wandte. Einige sprachen es offen aus, andere mit Reserve; mehrere betonten die Geschicklichkeit des Angeklagten, der sich hartnäckig bemühe, Herrn d'Entraques Aussagen zu diskreditieren. Ein ernstes Blatt schrieb: „Ein solches System hätte nicht verfehlt, einen aufregenden oder nervösen Zeugen zu beeinflussen. Zu seinem Unglücke hatte aber Lermantes mit einem kaltblütigen Manne zu tun, der nicht mit der Wimper zuckte. Herr d'Entraque bewahrte stets seine Selbstbeherrschung. Nicht einen Augenblick verlor er sein Gleichgewicht. Auf alle Fragen antwortete er mit derselben Ungezwungenheit und unzerstörbaren Ruhe, unbekümmert, welchen Effekt seine Worte im Saale hervorriefen, nur von dem Wunsche: genau zu sein, beseelt. Vergebens versuchte ihn Rechtsanwalt Brévine mit seiner gewohnten Geschicklichkeit auf ein gefährliches Gebiet zu treiben. Das Wild parierte den Angriffen des Pikeurs. Ruhig, energisch, voll Selbstvertrauen sagte Herr d'Entraque nicht ein Wort mehr, als er sagen wollte. Aber er sagte alles — und beharrte auf dem, was er ausgesagt hatte. Bis dahin waren die Eindrücke des Publikums noch geteilt, aber diese Aussage, von der man bereits vorher wußte, daß sie die Hauptstütze der Anklage war, wirkte vollkommen vernichtend für den Angeklagten. Wie weit wird es Rechtsanwalt Brévine gelingen, sie abzuschwächen? Das war am Schluß des letzten Verhandlungstages die allgemeine Frage gewesen.

Auch Chaussy behandelte das Thema, aber in seiner beißenden Sprache und auf niederträchtige, maßlose Art.

Was für ein Schauspiel!

Jedes Wort d'Entraques schnitt wie ein Riemen ein, der das Fleisch immer mehr umspannt und blutige Striemen verursacht.

Das widerliche Gesicht des Verbrechers wurde totenblaß. Er erhob sich, um zu antworten, der Riemen zog fester an — und er fiel auf seine Bank zurück.

Man wurde an die unglücklichen Hunde erinnert, die man ertränkt, und die jedesmal eins mit der Ruderstange auf den Kopf bekommen, wenn sie wieder an die Oberfläche kommen.

Die armen Tiere haben kein anderes Verbrechen begangen als räudig oder alt zu sein, sie flößen Mitleid ein. Der Mann gestern erregte nur Ekel!

Manchmal wollte er den Zeugen unterbrechen, aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Gelang es ihm wirklich, einen Satz dazwischen zu rufen, brachte ihn ein Blick zum Schweigen. Niemals sah man die Lüge siegreicher durch die Wahrheit erdrückt werden.

Die Brandmale des Verbrechens zeigten sich auf dem verzerrten, pockennarbigen Gesicht, das durch Gewissensbisse und Entsetzen mit kaltem Schweiß bedeckt war.

„Fein gesagt," erklärte Condemine, der mit der Zeitung in der Hand sich neben Mortara setzte.

„Aber gefälscht," erwiderte der Maler. „Meine Blicke verließen den Angeklagten nicht, während der Zeuge aussagte. Seine Haltung war tadellos. Er schwitzte nicht, noch verzerrte sich sein Gesicht. Merken Sie sich, ich habe ausgezeichnete Augen und halte sie immer offen. Machen Sie sich auch klar, daß Lermantes uns gegenübersitzt und wir ihn gut sehen, während Chaussy gezwungen ist, sich vorzubeugen oder zurückzulehnen, denn er ist in derselben Reihe wie Lermantes. Sehen Sie sich das bitte an, er hat denselben Platz wie gestern."

Der Zudrang war ebenso stark wie am Tage vorher. Als Herr Perron links vom Präsidenten Platz nahm, erkannte er die Baronin Kharo neben Frau Nudrit. Sie begegnete seinem Blick und lächelte ihm so freundlich zu, daß er entzückt war. Badile saß neben Frau de Luseney auf Fräulein Félicies Platz, die wegen Migräne nicht gekommen war. Lola Mammette kam mit Valens und Daisy Tyndall ohne Jean Toma. Monjorat war auch wieder da. Man hörte ihn kreischen:

„Wirklich, es steht schlecht! Na — wir werden sehen."

In der Tat, der Fall schien erledigt. Alle waren sich darüber einig. Aber die Jagd ist erst zu Ende, wenn das Wild zu Tode gehetzt ist. Man muß es niederwerfen und Blut fließen sehen, es keuchen hören und mit Augen und Ohren seinem Todeskampf folgen. So auch hier. Die Zuschauer wollten das Drama bis zum Schluß sehen, nicht die kleinste Nuance

Digitized by Google

wollten sie sich entgehen lassen, nicht den Schauder des Erwartens vor dem Verdikt, die kalte Feierlichkeit des Urteils, den Schrei des Verurteilten, die bestürzte Miene des Verteidigers, vielleicht ein ersticktes Schluchzen im Saal; die ganze Skala der Erregung mußte ausgekostet werden, welche der Anblick der Verzweiflung diesen vertrockneten Seelen und ihrer abgestumpften Phantasie hervorlocken konnte.

Valens sah unendlich abgespannt aus und erklärte, daß ihn nur noch das Verdikt interessiere.

„Ob der Staatsanwalt lange sprechen wird?“ fragte er gähnend. „Weshalb will er überhaupt noch sprechen, da die Sache doch von vornherein erledigt ist?“

„Diese Leute machen sich ein Vergnügen daraus, ihren Triumph lange zu genießen,“ setzte Pépinet auseinander, der mit Proz gekommen war. „Also finden Sie sich nur damit ab, die langweilige Predigt zu verdauen.“

Der dicke Mann wurde unruhig; er schlief immer beim Zuhören ein, schnarchte manchmal laut und fürchtete, lächerlich zu wirken. Lola mußte ihm versprechen, ihn zu kneifen, um ihn aufzuwecken.

„Sehr ... Bis aufs Blut, nicht wahr?“

Das Erscheinen des Gerichtshofes schwächte den Lärm nach und nach. Obwohl man bei der allgemeinen Unruhe kaum hörte, was der Präsident sagte, verstand man, daß Herr d'Entraque aufgerufen wurde. Erstaunte Fragen schwirrten durcheinander.

„Was ist denn das? ... Noch einmal? ... Ist es noch nicht zu Ende? ... Weshalb ruft man ihn? ... Was will man denn von ihm? ...“

Der Teil des Publikums, der besser verstanden hatte, erklärte:

„Es geschieht auf den Wunsch des Verteidigers.“

Jeder erregte sich über diese neue Komplikation.

„Brévine hat doch gesehen, daß dieser tüchtige Kerl sich nichts gefallen läßt ...“

„Brévine nimmt sich zu viel heraus — er macht mit den Zeugen, was er will. — Das ist seine Art. — Oder will er Zeit gewinnen?“

„Sie werden sehen, daß es für ihn ungünstig abläuft!“

„Wer weiß! Er ist so tüchtig!“

Indessen war d'Entraque erstaunt vorgetreten. Er nahm dieselbe Stellung wie am vorigen Tage ein, kreuzte die Beine vor dem Gitter, auf das er sich stützte, und hatte die Lippe hochmütig aufgeworfen. Brévines sonore Stimme übertönte das letzte Murmeln:

„Herrn d'Entraques Aussage ist von solcher Wichtigkeit ...“

„O, o,“ flüsterte Languard seiner Frau zu, „sollte er die Gewißheit haben, sie zu vernichten?“

„— — daß ich den Zeugen noch einmal frage, ob er völlig im Sinne seines Schwures gesprochen hat, ohne auch nur im geringsten von der Wahrheit abzuweichen?“

„Sie stellten diese Frage schon gestern, Herr Rechtsanwalt,“ warf Herr Motiers de Fraisse ein, „wir können doch nicht immer von vorn anfangen.“

„Verzeihung, Herr Präsident! Seit gestern habe ich eine neue und sehr triftige Veranlassung, die mich zwingt, auf diese Aussage zurückzukommen. Es hängt lediglich vom Zeugen ab, ob er mich zwingt, des näheren darauf einzugehen. Vorher wünsche ich, daß er uns erklärt, ob er seine Angaben aufrecht erhält.“

„Das ist Faselei,“ brummte Chaussy, von dem schneidenden Tone des Rechtsanwalts betroffen.

Gespannt hatte Herr d'Entraque zugehört und drückte nervös seine Handschuhe zusammen. Hochmütig antwortete er:

„Ich denke, daß der Herr Verteidiger an meinem Platze so die Wahrheit sprechen würde, daß an seinen Worten nicht zu rütteln wäre. Ich bitte mir aus, daß er das gleiche von mir annimmt!“

War es nicht die gerechte Empörung eines Ehrenmannes, den der schimpfliche Verdacht beleidigt und der sich doch aus Rücksicht auf den Ort, an dem er spricht, beherrscht? ... Brévine fühlte, wie die Menge mit dieser Antwort einverstanden war. Er wandte sich dem Publikum zu: feindliches Murmeln begann, es wurde lauter und lauter und drohte in Lärm auszuarten. Mit einer ruhigen, sehr ernsten Bewegung bat er um Ruhe. Seine Augen suchten Frau d'Entraque. Sie saß in der Ecke der ersten Bank hinter den Zeugen und war durch drei Personen von Herrn Marnex getrennt. Als sie ihn fragend anblickte, antwortete er mit einem Blick, den nur sie allein verstand; dann sprach er wie gewöhnlich schnell weiter mit jener tadellosen Betonung, die jeder Silbe Messerschärfe verlieh.

„Das ist sehr gut gesagt — aber es ist keine Antwort. Ich will also genauer sein. Der Zeuge hat dem Untersuchungsrichter am 2. September eine für meinen Mandanten günstige Aussage gemacht, konform seinem ersten Bericht nach dem Unfall, wie sie gestern von den Herren Châtel und Lavaux wiederholt wurde. Einige Tage später, genau am elften September, hat er uns über dasselbe Ereignis

Digitized by Google

eine andere Version gegeben, die Lermantes' Verhaftung zur Folge hatte. Nun frage ich den Zeugen nochmals, ob sich in der Zeit zwischen den beiden Aussagen etwas ereignete, was seine vertraulichen Beziehungen zum Angeklagten gänzlich änderte? . . ."

Lermantes konnte den Sinn dieser Frage nicht verstehen, weil er von der häuslichen Szene, die sein letzter Besuch bei Frau d'Entraque verursacht hatte, nichts wußte. Doch fühlte er, daß sie irgendwie mit dem Geheimnis, dessen Wahrung ihn so teuer zu stehen kam, zusammenhing. Er beugte sich in einer Haltung leidenschaftlicher Erwartung vor, wie um den Lippen die Worte zu entreißen, auf die er lauerte.

Da d'Entraque zu antworten zögerte, sagte ihm Herr Motiers de Fraisse:

„Haben Sie die Frage nicht gehört?"

Er verlor die Sicherheit und stotterte:

„Ja, aber . . . ich . . . ich habe sie nicht verstanden!"

Brévine rief lebhaft:

„Wie . . . ich bin ganz sicher, daß alle außer Ihnen sie verstanden haben. Aber damit Sie keine Ausrede haben, will ich noch klarer sein, da Sie es wünschen."

Er sprach noch langsamer, jedes Wort schallte laut:

„Als der Unfall sich ereignete, unterhielt Herr d'Entraque mit meinem Mandanten die freundschaftlichsten Beziehungen, weil mein Mandant ihm aus einer sehr großen Verlegenheit geholfen hatte, auf die ich nicht näher einzugehen habe. Diese Beziehungen wurden bis zum zehnten September durch nichts geändert. — Ich bin doch ganz klar, Herr d'Entraque? . . . An jenem Tage — und an keinem andern — haben infolge eines Streites, der gegen halb zwölf Uhr abends zwischen Ihnen und einer dritten Person stattfand, Ihre Empfindungen vollständig gewechselt. Es ist gleich, ob mit Recht oder Unrecht. Darüber will ich nicht urteilen. Aber sicher ist, daß Sie am Tage darauf dem Untersuchungsrichter Ihre zweite Aussage machten, die Sie gestern voller Ueberzeugung wiederholten. Ich bitte Sie, meine Herren, zu bemerken, daß Herr d'Entraque plötzlich die Aussage machte, ohne vom Richter aufgefordert zu werden."

Diese Angaben, die allein von seiner Frau herrühren konnten, ließen d'Entraque erraten, daß sie gesprochen hatte. Er war sich klar, daß er weiter lügen mußte. Ohne vorauszusehen, wohin ihn sein Leugnen führte, mußte er sich durch Kühnheit behaupten.

„Ich habe schon gestern erklärt, wie reifliches Nachdenken — etwas sehr Natürliches — mir gestattete, die Tatsachen richtigzustellen."

„Der Zeuge antwortet immer mit Ausreden. Ich will, daß er mir erklärt, ob der Streit, von dem ich spreche, stattgefunden hat oder nicht?"

— — Weshalb wußte Herr d'Entraque nichts zu sagen? Er biß auf seinen Schnurrbart und rollte wütend die Augen . . . Das dumpfe Murmeln der Menge änderte den Ton, wie der Wind anders pfeift, wenn er von Süden oder Norden kommt.

Brévine fuhr fort:

„Ich begreife, daß Herr d'Entraque sich weigert, die Gründe der Aenderung seines Vorgehens auseinanderzusetzen. Ich frage ihn nicht danach. Er soll nur zugeben, daß es wichtige Motive waren, die sein Zeugnis beeinflußten. Daß die erste Aussage über den Unfall die einzig richtige war. Dann bin ich zufrieden."

D'Entraque stampfte mit dem Fuß auf und rief zornig:

„Ich gebe gar nichts zu!"

„Ich muß den Zeugen darauf aufmerksam machen, daß mit oder ohne ihn die Angelegenheit sich klären wird . . . Verzeihen Sie meine Langsamkeit, Herr Präsident. Sie werden sie gleich verstehen . . . Da der Zeuge nichts zurückziehen will, erhält er also seine Aussage aufrecht?"

D'Entraque war sinnlos vor Wut und deshalb nicht imstande, die Tragweite seiner Worte zu ermessen; er schrie:

„Soll ich Ihnen das noch bis morgen wiederholen, Herr?"

Es folgte eine sekundenlange Stille, die ewig zu dauern schien.

Valens flüsterte Lola ins Ohr:

„Einer von beiden schwindelt! Welcher?"

Sie antwortete erregt:

„Sei still!"

Langsam, mit einem Blick, dem aller Augen folgten, suchte Brévine Frau d'Entraque. Sie erhob sich, als ob er sie gerufen hätte. Er wandte sich dem Gerichtshof zu:

„Da es nicht anders sein kann, bitte ich Sie, Herr Präsident, von Ihrer richterlichen Entscheidung Gebrauch zu machen und Frau Gräfin d'Entraque, die im Saal ist, zu vernehmen."

Ein Flüstern ging vom Gerichtshof bis zu den Logen, von der Tribüne bis zu den reservierten Bänken. D'Entraque machte Miene, sich mit geballten Fäusten auf Brévine zu stürzen. Ein Gerichtsdiener versperrte ihm den Weg. Lermantes hatte sich vorgebeugt, er ergriff seinen Verteidiger an der

Digitized by Google

Schulter und flüsterte ihm mit erstickter Stimme zu:

„Sagen Sie nichts, schweigen Sie, ich beschwöre Sie!“

Frau d'Entraque wartete und setzte sich ruhig dem Kreuzfeuer aller Blicke aus. Selbst Renée, Paul und Roland, die bis jetzt starr dagesessen hatten, standen wie die anderen auf. Chaussy stieß seine Nachbarn beiseite, um Frau d'Entraque zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Verbotenes und Erlaubtes.

Erlaubt ist nicht, was gefällt (wenigstens nicht, was mir gefällt), sondern wieder das Rauchen in den Coupés der Hoch- und Untergrundbahn. Drei Monde war die Hochbahn krank, nun raucht man wieder, Gott sei Dank! Damit der Schornstein der Hoch- und Untergrundbahn von neuem rauchen kann — denn die letzte Bilanz des Unternehmens soll auf eine starke „Abwanderung“ des Publikums hingewiesen haben —, dürfen die Bahnpassagiere rauchen. Die langgestreckten Waggons, die erst vor kurzer Zeit durch den Mund schwarzweißer Plakate den kategorischen Imperativ: „Nicht rauchen“ ausgegeben hatten, haben nun wieder die alten Anschlagtafeln hervorgeholt und stellen sich mit weißen Buchstaben auf schamrotem Grunde das Armutszeugnis aus: „Raucher!“ Heute nachmittag stieg ich, getreu meiner Pflicht als Chronist, in eines der wieder nikotinvergifteten Coupés, um die Stimmung des von der Hochbahn in einen tabakduftenden April geschickten Publikums zu studieren. Wochenlang hatte ich, der fanatischste aller Nichtraucher, mit einem stillen Lächeln des Triumphes, man könnte sagen, mit einem Lächeln des Antinikotin-Sadismus, an dieser Stelle die Leute gemustert, denen ich die Sehnsucht nach dem Glimmstengel sozusagen an der Nasenspitze ansah. Mit geheimem Wohlbehagen apostrophiere ich die Gegenübersitzenden (im stillen natürlich). „Mensch,“ sagte ich — wenn ich mit fremden Leuten rede, ohne daß sie es merken, sage ich immer „Mensch“ —, „Mensch, du lechzest ja nach einer Zigarre wie der Hirsch nach frischem Wasser. Deine Hand zuckt ja nach dem Etui wie die des Brutus, der noch ein Nichtraucher war, nach dem für Cäsar bestimmten Dolche. Leugne nicht: durch deine Zigarrentasche hindurch sehe ich dir in dein Herz. Aber — ätsch — du darfst nicht, auch wenn du insgeheim ein kommandierender General der Kavallerie sein solltest!“ Und heute? Gegen den Tabaksdunst, mit dem die weichen Luxusleiderpolster der Wagen schon wieder vollständig imprägniert sind, kämpft selbst das starke Parfüm der schicken Hochbahngöttinnen vergebens. Herr von Jagow, der das Rauchverbot in den Kinos (soweit man sich daran kehrt) weit steifnackiger durchzuhalten weiß, ist aus der Hochbahn ausgeräuchert worden. Die „Schlotbarone“ des von mir inspizierten Coupés, sechs Siamesen, zwei junge Berliner Herren und ein — alter — war es nicht der, zu dem ich neulich „Mensch“ gedacht hatte? — qualmten mich an, als wären sie feindliche Batterien und ich wäre Skutari und sollte mich, verzeihen Sie das harte Wort, übergeben. Und zwei Tauentzien-Girls, reizende Frühjahrs-Radieschen in Menschengestalt, klapperten mit ihren an den Silbertäschchen befestigten Zigarettenetuis der neuen Raucherlaubnis einen Triumphgesang, dieweil das hübschere von ihnen, statt eines Beschwerde oder Klage führenden Wortes ihrem Nachbar sagte: „Ach, wenn man wenigstens mitrauchen dürfte!“

Verboten ist der Wochenmarkt am Wittenbergplatz, Berlin W, der noch etwas intensiver duftet als die wieder eröffneten „smoking rooms“ der Hoch- und Untergrundbahn und ein von der Umgebung widerspruchsvoll abstechendes Idyll, das Idyll eines Ottomar Enkingschen Romanausschnittes, einer Schadowschen Zeichnung einem Luxuskapitel des Berliner Straßenlebens einverleibt. Gerade vis-à-vis schlägt der berühmte Korso der Tauentzienstraße sein Pfauenrad; brüstet sich jener Kaufhaus-Eckbau, in welchem die Damen des Westens mit dem Einkauf unnötiger Notwendigkeiten die umfangreichste Zeit ihres Tages verbringen: — (wenn man auf eine telephonische Anfrage: „Wo ist Ihre Frau?“ erwidert: „Im Kaufhaus des Westens,“ hat man meistens das Rechte getroffen.) Drüben weisen die schicken Frauchen in hastiger Promenade ihr Alibi nach, um dann vom rechten Wege und in eine Seitenstraße abzubiegen. Unter dem Patronat der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche sieht sich der jugendliche Nachwuchs beiderlei Geschlechts offiziell nach lockenden Schaufenstern, inoffiziell nach hübschen Männern und hübschen Mädchen um. Nirgends sind die Blicke so wenig mißverständlich — ich hätte beinahe gesagt, so „tauent-zynisch“ —, die Toiletten in Farbe und Schnitt so herausfordernd, sind die Frühlingshüte so keck auf die Schneckenhäuschen der Modefrisuren gesetzt wie hier, wo sich die von den Lackschuhen der Straßenbummler und -Bummlerinnen zertrampelte Mutter Erde im

Digitized by Google

Interesse einer neuen Untergrundbahnstrecke gerade eben wieder eine eingehende Blinddarmoperation hat gefallen lassen müssen. Und nun denke man sich auf der Insel der linken Hälfte dieses Wittenbergplatzes, mit der direkten, verwirrenden Aussicht auf diese ausgepichte, lärmende Modernität, zwei Male in der Woche, am Dienstag und Freitag, eine Budenstadt errichtet: mit Baracken aus Holz und grauem Leinen, ein Gastspiel von Alt-Berlin in Neu-Berlin, ein Bild, das sich heraus aus der Tageshelle des überparfümierten Flirtmilieus nach der Illumination des Mondlichts, nach einer altersschwarzen Kirchenmauer, nach kleinen Häuschen und kleinen Menschen sehnt. Da ist vis-à-vis der unter Schaufensterglas und Rahmen (und unter der Devise: „Alles besehen, aber nix anfassen") ausgebreiteten Basargerrlichkeiten eine Prozession von Obst und Gemüsen, von Fisch- und Fleischvorräten aufmarschiert, deren für jeden prüfenden Finger zugängliche Stilleben gewiß nicht so arrangiert sind, daß sie den Geschmack des Verwöhnten reizen könnten, die aber immerhin den Vorzug der Billigkeit für sich haben. Da sind auch die weiblichen Drachen, die diesen eßbaren Hort hüten; die Marktfrauen, die letzten Reste eines bereits von Alt-Berliner Humoristen gerühmten und ausgeschroteten Geschlechts, die man noch weniger kritisieren darf als die empfindlichsten Schauspielerinnen, die sich breitnackig, den Stricknadelspieß in der runzeligen Tatze, hinter dem Korbe niedergelassen haben und der sensiblen Berlin W-Einkäuferin auf die schüchterne Einwendung: „Aber Frauchen, die Fische r i e c h e n ja," mit strafendem Aufblick erwidern: „Ach, liebe Dame . . . sollte det nich Ihr Parfeng sind?" Aber die „lieben Damen" — was tut man nicht alles für den Schmugroschen? — kommen d o c h, schreiten im kurzgerafften Promenadenkostüm, in Seidenstrumpf und Lackschuh über Obstschalen, Fleischabfälle und Fischwasserlachen, schimpfen und lassen sich schimpfen, rümpfen die Nase und halten sie sich zu, und kaufen Obst und Gemüse und anderes, vor allem aber jene echten „Merssina-Äpfelsinen" die nach Aussage ihrer Verkäuferinnen „e e n Saft" sind . . . Dieser Wochenmarkt wird ausgemerzt, weil er den Anwohnern des Wittenbergplatzes nicht in die Ohren flüsterte, sondern in die Ohren schrie und ihnen, die ja ohnehin mit den Echos der Tauentzienstraße akustisch gründlich versorgt sind, am Dienstag und Freitag recht unerbetene Extrakonzerte gab. Immerhin hat Herr von Jagow, bevor er auch diese Ecke des Alt-Berliner Straßenmuseums ausräumt, bevor er den Berliner Wochenmarkt, dem Weihnachtsmarkt und den Pferdedroschken nachschickt und die großen Schnauzen der Marktfrauen endgültig zur Disposition stellt, noch eine Galgenfrist von einem Jahre bewilligt. Die Damen des Westens haben also reichlich Zeit, sich nach einer neuen Quelle umzusehen, die auch nicht ganz sauber rinnt, wo sich aber gleichfalls jene Einkäufe bewerkstelligen lassen, die der Franzose „occasions", der Mesopotamier „Mezzies" nennt . . . .

Verboten, und zwar nicht nur vom Berliner Polizeipräsidenten, sondern eigentlich auch von Gott verboten, wurden des weiteren die u n g e s i c h e r t e n H u t n a d e l n der Berliner Damen. Man muß es zugeben — die Verbannung des „W. d. W.", des „Wochenmarktes des Westens", beweist es ja eben wieder von neuem —, daß Herr von Jagow ein Mann ist, der gerade die zum Modernen strebenden Wallungen der Volksseele gern respektiert und zumal, wenn diese Volksseele fußfreie und auf Seide gearbeitete Kleiderröcke, verwegene Trotteurhüte und mit Schleifen geschmückte Lackschuhe trägt. Er hat ja auch zuerst mit den Damen im Guten — und nicht im Stil der Marktfrauen vom Wittenbergplatz — auszukommen versucht; hat sie, durch zart anspielende Plakate in den Trambahnen und Untergrundbahnen, gebeten, nicht nur ihr Leben, ihre Unfälle, sondern auch ihre Hutnadeln versichern zu lassen. Ja, er hat sogar seinen Namen hergegeben und jene Hülsen, die ein erleuchteter Kopf als Visiere für die Hutnadelspitzen der Berlinerinnen erfand, durch die Bezeichnung „Jagowator" sozusagen an Vaters Stelle angenommen. Aber mit unseren „Pik-Damen" ist eben im Guten nicht fertig zu werden. Sie haben ihren Kopf für sich, und dieser Kopf muß seine große Hutnadel haben. Sie haben nicht protestieren können, als die Mode den Damenhut so lange zusammenschrumpfen ließ, bis aus dem Riesenrad ein Cerevis, aus dem Rembrandt ein Trotteur geworden war. Aber auch der kleinste Hut steckt noch immer an einem jener Spieße, die das alte Freiheitslied dem „Mann in seine Rechte", aber nicht der Frau an ihre Hüte gab; und nur wenig Frauen haben bei uns den Ehrgeiz, ihrer Hutnadeln wegen — eine „Frau von Hülsen" zu werden. — So hat denn nun Herr von Jagow kurz nach der Osterzeit die lammherzige Gelassenheit abgeworfen und b e f o h l e n, wo er bisher g e b e t e n hatte. Er hat sich zwar schon einmal vergebens mit den Salondamen angelegt: und ein Gericht, das gewiß nicht des Herrn von Jagow Leibgericht gewesen sein wird, nahm gegen den Polizeipräsidenten und für die Mondänen Partei, als diese beiden sich um die Theaterlogenhüte rauften. Aber Herr von

Digitized by Google

Jagow versuchte es eben zum zweiten Male: und man wird in diesem Falle nicht ihn, sondern die von ihm schikanierte Hutnadeldame mit dem Scheltworte „Spießer" schmücken müssen. Kurz und gut: er warnt nicht mehr in liebenswürdigster Form Neugierige, sondern er bricht den Hutnadeln jede Spitze ab, indem er sie verbietet, wie nur ein unmoralisches Zensurstück oder den Schiebetanz: er holt den Damen für jeden Fall, in welchem sie sich bei einer unversicherten Hutnadelspitze erwischen lassen, sechzig bare Reichsmark aus jenem Schatzkästlein, in welchem sie ihr Hutnadelgeld verwahrt haben. Ich gestehe, ich bin von dieser Maßregel begeistert. Und ich hoffe nur, daß die Exekutivkräfte der Polizei auch den rührendsten Bittblicken schöner Nadelträgerinnen gegenüber so — unbestochen bleiben werden, wie in Zukunft unsere Augen, wenn das Dekret des Herrn von Jagow prompt durchgeführt wird ....

Urbanus.

Neue Bücher.

Otto Julius Bierbaum zum Gedächtnisse. 1912. Im Verlage Georg Müller, München.

Das ist eine schöne und sympathische Ehrung des frühvollendeten Dichters: ein Werk, darin prominente Persönlichkeiten, die ihm im Leben nahe gestanden, und andere, denen eine kurze Begegnung mit ihm einen gewichtigeren Eindruck hinterließ, ihre Erinnerungen an den Menschen, den Freund, den Dichter, den Aestheten, den Kollegen, den Protektor zusammentragen. Ein wertvolles Buch und zugleich ein wohltuender Ausgleich gegen die unberechtigten Anwürfe, die Otto Julius Bierbaums Lebenswerk wieder und wieder zu verkleinern, zu verdächtigen, zu schmälern suchten, und die gänzlich wohl erst die gleichzeitig im selben Verlage sehr würdig erscheinende Gesamtausgabe seiner Werke zum Schweigen bringen wird. Ein Sammelwerk, das keineswegs eine zusammenschließende Einzelmonographie entbehrlich macht, und das doch, in mehr als einer Hinsicht, viel mehr zu bieten vermag als eine solche, gerade weil es ein Bild der gefeierten Persönlichkeit allmählich und aus verschiedenen Richtungen erwachsen läßt. Die erste Stimme hat die Mutter des toten Dichters, und die rührende Schlichtheit ihrer Worte, die in die früheste Jugend zurücklangen und, fast ungewollt, manches sehr interessante Streiflicht auf Bierbaums Charakter werfen, sagt viel mehr als die tönenden Phrasen der leider immer noch landesüblichen Grabredner und Nekrologschreiber. Dann folgen in bunter Reihe Gedenkworte von Dichtern, Bildnern, Mimen, Musikern, auch von seinen Aerzten und manchen anderen, denen sein heiteres Epikuräertum, seine gesunde Lebensanschauung, sein gutes Herz oder auch nur seine gesellschaftlichen Tugenden unvergeßlich geblieben sind. Wenn schon nicht alles von gleichmäßigem Interesse geblieben ist, wenn einiges nur denen, die den Lebenden gekannt, ganz verständlich werden kann, so muß anderes reichlich entschädigen: so die Worte des alten Michael Georg Conrad, die ein anschauliches Bild einer ganzen (hochinteressanten) Kunstperiode aufrollen. So andere Urteile, die zugleich für ein breiteres Publikum durch die Persönlichkeit dessen Gewicht erhalten, der sie äußert: Worte etwa Hermann Bahrs, Paul Scheerbarts, Hans Thomas. Wieder andere, die an sich menschlich bedeutungsvoll sind: wie diejenigen des vielverkannten Gerhard Ouckama Knoop, Thomas Manns oder die wundervollen des Verlegers Georg Müller, dessen stille, feine Art neben der ungeheuren kulturellen Wichtigkeit seines Lebenswerkes zu immer größerer Bewunderung zwingt. Selbst die Erinnerungen wenig geschätzter Autoren wie Ernst v. Wolzogens oder Artur Landsbergers fesseln, die einen als das erste Dokument, das diesem Allerweltmenschen einige Sympathien zu verschaffen befähigt sein könnte, die andern, weil sie den Menschen Bierbaum, den „Ottju", von einer überaus liebenswerten Seite zeigen.

Wer jemals sich an der Lyrik des Dichters erquickt hat, wer seinen „Prinzen Kuckuck" als ein hochmoralisches Zeitgemälde liebt, wer den „Stilpe" als unvergänglich empfindet, wird an diesem Gedenkwerke, das endlich dem Dichter gerecht zu werden hofft, Freude haben.

Fr. Gr.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 16 — Berlin, den 19. April 1913. — 42. Jahrgang Band 83.

Ein amerikanischer Kulturträger.

Von

Johannes Gaulke.

Weine, Amerika, weine: einer deiner größten Bürger ist nicht mehr! Pierpont Morgan, die rechte Hand eines noch größeren, des sattsam bekannten John D. Rockefeller, ist in der ewigen Stadt jammervoll zugrunde gegangen. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß der Mann, der Milliarden besessen und das Nationalvermögen der Vereinigten Staaten „kontrolliert" hat, in Rom Hungers gestorben ist. Sein durch die Aufregungen eines Milliardärdaseins entnervter Körper soll keine Nahrung angenommen haben, nach anderen Berichten soll Morgan im Wahnsinn Speise und Trank verweigert haben. Doch das ist im Effekt einerlei. „He starved" wie ein gewöhnlicher New Yorker Strolch, den man eines Morgens in einem Winkel als das Opfer einer mangelhaften Lebensfürsorge tot auffindet. Die New Yorker Zeitungen berichten fast in jeder Nummer von solchen Fällen. Kein Mensch regt sich mehr darüber auf. Denn was bedeutet ein Menschenleben auf dem wirtschaftlichen Kampfplatz, der gedüngt ist mit dem Blut von Millionen ausgebeuteter und ausgemergelter Arbeitstiere! „He starved!" damit ist der Fall erledigt, gerade als ob der Hungertod als eine ständige Einrichtung in der göttlichen Weltordnung vorgesehen sei.

Muß man aber nicht den Glauben an alle irdischen und himmlischen Institutionen verlieren, wenn der Milliardär am Ende seiner glorreichen Laufbahn sein Schicksal mit dem des gewöhnlichsten Strolchs und Habenichts teilen muß! In Amerika, dem Lande der unausgeglichenen Gegensätze, kann man die eigenartigsten Beobachtungen machen. Der Amerikaner stellt sein liebes Ich nicht unter den Scheffel, er ist aber dabei nicht eitel in unserem Sinne, das heißt, er legt keinen Wert auf Stand und Herkunft, sondern er ist lediglich stolz auf das, was er geworden ist. Dem Krämertum haftet kein Makel an, und das Proletentum, auch Proletengesinnung, schändet nicht. In den Klatschblättern beider Hemisphären werden bei jeder Gelegenheit rührende Geschichten von der Generosität und Selbstlosigkeit amerikanischer Milliardäre verbreitet. Es wird dann immer in behaglicher Breite geschildert, wie ein Vanderbilt, Astor, Rockefeller durch eisernen Fleiß und im festen Vertrauen auf den Beistand des lieben Gottes Millionen zusammengescharrt haben zu keinem anderen Zweck, als sie zum gemeinen Wohl anzulegen und die Not ihrer geliebten Mitmenschen zu mildern. Die Selfmademen sind durch die Bank Wohltäter der Menschheit, und sie verleugnen, wenn sie mit der einen Hand geben, um mit der anderen zu nehmen, ihre proletarische Herkunft nicht.

Der verstorbene Morgan, den seine Milliarden nicht vor dem Hungertode gerettet haben, war kein Selfmademan im eigentlichen Sinne, ja, er war nicht einmal von proletarischer Herkunft, sondern der Sohn des gutbestallten Londoner Bankiers John Spencer Morgan. Er hatte auch in seiner Jugend wohl nicht daran gedacht, es den amerikanischen Dollarkönigen nachzumachen, sonst hätte er schwerlich seine besten Jahre auf englischen und deutschen Hochschulen totgeschlagen. Erst mit 23 Jahren trat er in das väterliche Geschäft ein, während Rockefeller doch schon mit 12 Jahren seine glorreiche Laufbahn begann. Bis zu seinem 60. Lebensjahre war Morgan eigentlich nichts; er gehörte sozusagen zum Millionär-Pro-

Digitized by Google

letariat, ein Mann, der sich schlecht und recht durchs Leben schlägt, mal eine Million verdient, mal eine verliert. Außerhalb von Wallstreet in New York und Lombardstreet in London wurde er kaum genannt. Dann wurde er aber eines Tages von John D. Rockefeller, der für seine geschäftlichen Transaktionen einen Strohmann brauchte, entdeckt, und es begann für ihn ein Aufstieg, der selbst in der Geschichte der amerikanischen Dollar-Republik ohne Parallele dasteht. Er hatte aber auch den ausgiebigsten Gebrauch von den ihm von Rockefeller zur Verfügung gestellten Milliarden gemacht. Zwar ist er nur der Kommis Rockefellers geblieben, aber er hat bereits am Anfang des Jahrhunderts in dieser Eigenschaft dreißigtausend Millionen Mark „kontrolliert". Davon kommen sechs Milliarden auf den Stahltrust, zwölf auf Eisenbahnen, eine auf Banken und Bankfirmen, der Rest auf Industriegesellschaften aller Art. Heute soll sich das vertrustete Kapital der Rockefeller-Morgan auf rund 100 Milliarden belaufen. Alle großen Versicherungsgesellschaften, die wichtigsten Eisenbahnen und Transportgesellschaften, namentlich aber das gesamte Bankwesen und damit das gesamte Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten wird von Rockefeller-Morgan beherrscht.

Die Wirkungen dieser gewaltigen Kapitalkonzentration sind ungeheuerliche. Rockefeller-Morgan sind als die absoluten Beherrscher des Geldmarktes auch die tatsächlichen Beherrscher der Nation geworden, ja, sie können durch Zurückhaltung des Goldes jederzeit das Wirtschaftsleben ins Stocken bringen, Krisen auf dem ganzen Erdenrund hervorrufen, die ungezählte Existenzen mit einem Schlage vernichten. Der amerikanische Staat hat die schärfsten Maßnahmen gegen die Uebergriffe der von Rockefeller-Morgan kontrollierten Trusts ergriffen, in dem verzweifelten Ringen um die Macht im allgemeinen aber nicht gut abgeschnitten.

Noch böser ist es um die moralische Wirkung dieser ungeheuren Kapitalmacht bestellt. Rockefeller-Morgan haben der Welt den Beweis erbracht, daß man, ohne die geringste nützliche Arbeit zu leisten, Milliarden zusammenscharren und, ohne gerade mit dem Strafrichter in Konflikt zu geraten, die anderen um ihre Habe erleichtern kann. Der skrupellose Geldmacher gilt in Amerika schlechthin als ein vorbildliches Menschenexemplar. Wir haben uns diese Lebensauffassung noch nicht ganz zu eigen gemacht, aber die Anbetung Mammons und das Knierutschen vor den Mammonarchen nimmt immerhin schon bedenkliche Formen an. Wir zehren noch von dem gewaltigen Erbe des Volkes der Dichter und Denker, mit einem Schlage läßt sich eine alte Tradition nicht ausschalten, aber schon machen sich die Anzeichen des Niedergangs und der Entwertung der geistigen Güter recht deutlich bemerkbar. Geistige Fähigkeiten imponieren unserer Parvenu-Oberschicht nicht mehr, der „Wert" des Menschen muß sich schon in langstelligen Ziffern ausdrücken lassen, wenn man sozusagen als gesellschaftlich ebenbürtig anerkannt werden will. Die exklusivsten Kreise öffnen sich dem Besitz. Der Milliardär ist — mag er sonst nichts weiter sein — hoffähig geworden. Der deutsche Kaiser hat seinem „Freunde" Morgan einen prächtigen Kranz gestiftet, nachdem er ihm kurze Zeit vor seinem Tode irgendein Ordensbändchen angehängt hat. —

Was hat Pierpont Morgan der Menschheit geleistet? Die illustrierten Blätter für große Kinder erzählen viele erbauliche Dinge von ihm und machen dem größten Trustmagnaten und Kunstsammler der Welt ihre Reverenz. Dieser große Mann hat also neben seiner aufreibenden Tätigkeit als Geldmacher doch noch etwas kulturell Wertvolles geleistet! Wenn er sich auch nicht mit Carnegie oder Rockefeller zum „Wohltäter" der Menschheit aufgeschwungen hat, so hat er wenigstens der Kunst große Dienste erwiesen — so lassen sich seine Lobredner vernehmen. Wir wollen versuchen, ihm in seiner Eigenschaft als Kunstsammler gerecht zu werden. Die alte Kunst war seine Liebhaberei. Er kaufte auf, was sich ihm darbot, und besoldete ein Heer von Kunstverständigen, von dem er sich, da er ein völliger Banause war, beraten ließ. Er hat sich seine Liebhaberei etwas kosten lassen, viele wertvolle alte Meister, aber noch mehr bemalte Leine-

Digitized by Google

wandstücke von zweifelhafter Güte sind in seinen Besitz übergegangen. Im großen ganzen schätzte er die alte Kunst nach ihrem Marktwert ein. Seine Galerie dürfte einer Kuriositätensammlung verzweifelt ähnlich sehen. In seiner Sammelwut drückt sich nur die Eitelkeit des Plutokraten aus, der der Welt zeigen will, daß man sich heutzutage für Geld alles leisten kann. Für die moderne Kunst hatte er gar kein Verständnis, wahrscheinlich, weil die besten modernen Meister noch lange nicht mit den alten im Preise wetteifern können. Wäre er nicht nur Sammler, sondern auch Mäzen gewesen, hätte er mit seinen Millionen außerordentlich anregend auf die künstlerische Produktion seines Landes einwirken können. Aber das lag ihm nicht. Er hat als Sammler eigentlich nur eine Ortsveränderung der alten Kunstwerke bewirkt, die besser unterblieben wäre, und eine Preissteigerung der alten Kunst hervorgerufen, für die letzten Endes die neue Kunst büßen muß.

Es ist bezeichnend für Morgan und seine Spießgesellen, daß sie keine bleibenden Werte hinterlassen. In ihren Leistungen drückt sich nichts weiter als eine ostentative Schaustellung des Reichtums aus, mögen sie wohltätige Stiftungen, Hochschulen oder Museen gründen. Auf Morgans Grabstein sollten darum die Worte stehen: Er scharrte Milliarden zusammen, aber er entwertete alles, was ihm in die Finger kam.

Soziale Verkehrspolitik.

Von

Prof. Eduard Engel*).

In der Leitung unseres Verkehrswesens fällt seit langem ein unsozialer Zug auf. Die Eisenbahnverwaltungen haben nämlich stets die Auffassung vertreten, daß der Fernverkehr die Hauptsache, der Nahverkehr dagegen nur eine bedauerlicherweise nicht mehr wegzuschaffende und darum vorhandene Nebensache, die man allenfalls als notwendiges Uebel mit in den Kauf nehmen müsse. Diese Auffassung ist entschieden irrig. Der stärkste Verkehr wird immer der Nahverkehr sein und bleiben, während der Fernverkehr nur die Ausnahme bilden wird. Auch beim Nahverkehr kommen neben den Kosten der Fahrt die Zeitopfer wesentlich in Betracht. Darauf wird aber noch sehr wenig Bedacht genommen. Besonders seit dem Eisenbahnminister Thielen ist die Eisenbahnverwaltung in ein höchst plutokratisches Fahrwasser geraten. Es geht meist nach dem Bibelspruch: Wer da hat, dem wird gegeben. Fast alle Verkehrsverbesserungen kommen immer nur den Reichen zugute und nur selten den Armen. Bei neuen Schnellzügen werden selbst die noch leidlich Bemittelten oft genug von der Benutzung ausgeschlossen. So z. B. bei dem seit einiger Zeit verkehrenden, ohne Nachtfahrt möglichen Schnellzuge über Köln nach Paris, der bloß zwei Klassen führt. Ein sehr schneller Zug nach Basel ist für die meisten unbenutzbar, weil er fast doppelt soviel kostet wie früher. Selbst beim Fernverkehr fehlt also der soziale Geist. Neue Erfindungen und Verbesserungen der Technik sind gewöhnlich nur für die Reichsten da. Für sie wird am besten gesorgt durch die Luxuszüge, die aber nicht immer die größte Fahrgeschwindigkeit aufweisen und selbst den Wohlhabenden verschlossen sind, weil sie doppelt so teuer sind wie die II. Klasse. Dabei wird immer die Tatsache außer acht gelassen, daß ein Schnellzug mit drei Klassen für die Verwaltung weit einträglicher ist als ein Zug, der bloß die I. Klasse führt.

Der unsoziale Zug in der Behandlung von Verkehrsfragen zeigt sich aber auch in manchen ganz anderen Dingen. Als in der Mitte der neunziger Jahre das Radeln allgemein wurde, wurden die Radfahrer zuerst herzlich schlecht behandelt und auf alle mögliche Weise eingeengt. Als aber dann die Automobile der Reichen aufkamen, da war das gleich ganz was anderes. Sie durften nicht bloß viel schneller fahren als die Radler, obwohl sie viel gefährlicher waren, sie blieben auch von den Absperrungen befreit, die die Radler trafen, und durften trotz Benzin-

*) Aus einem Vortrage (im Sozial-Fortschrittlichen Kommunalverein zu Berlin).

Digitized by Google

gestanks und Blitztempo ungehindert alle Straßen unsicher machen. Also auch hier dieselbe unsoziale Bevorrechtung der Wohlhabenden, der Reichen und Reichsten im öffentlichen Verkehrswesen!

Die IV. Wagenklasse, nahezu die meistbenutzte, die früher in menschenunwürdigen Gitterkäfigen bestand, entbehrt heute noch vieler der einfachsten und notwendigsten Einrichtungen, und weist noch oft eine mangelhafte Licht- und Luftzuführung auf.

Unsere III. Klasse hat immer noch keine Schlafwagen wie in Rußland und Schweden. Die Speisewagen sind den Aermeren nur wenig zugänglich. Doch, wie gesagt, die Hauptsache bleibt immer der Nahverkehr. Und es liegt viel weniger daran, daß ein Wohlhabender eineinhalb Stunden schneller nach Paris kommt, als daß Hunderttausende täglich ihre Fahrzeit nach Wannsee und den Vororten um ein Viertelstündchen abkürzen. Das Anwachsen der großen Städte, das zu verhindern noch kein Mittel gefunden ist, erfordert eine immer schnellere Ueberwindung von Zeit und Raum, um die gesellschaftlichen Aufgaben des Zusammenwohnens und die der täglichen Arbeit erfüllen zu können. Das sind brennende Lebensnotwendigkeiten. Und doch sehen wir immer wieder, wie die Landesregierungen nur zu häufig diesen gegenüber eine offenkundige Feindseligkeit zeigen. In Berlin hat jede Verkehrsverbesserung immer erst einen Kampf von mindestens sieben Jahren erfordert, um die von den Regierungsbehörden in den Weg gelegten Schwierigkeiten zu überwinden. So war es, als man die Straßenbahn durch die Leipziger Straße baute; so war es beim Passieren der Potsdamer Brücke, wo früher die Wagen erst vorher und dann nachher wieder halten und Signale abgeben mußten, so daß stets Stauungen entstanden.

Seit 1891 stehen wir nach einem Kaiserwort ja „im Zeichen des Verkehrs", doch wir kommen noch immer nicht in den Verkehr *selbst* hinein.

Die höchst dringliche Berliner *Nord-Süd-Bahn*, die schon seit sieben Jahren beschlossen wurde, konnte bisher immer noch nicht vollendet werden, weil die Behörden der Stadt Berlin zumuteten, sie anderswohin zu bauen, als da, wo ihr Gebiet endet. In Amerika würde man uns das nicht glauben, wenn wir es dort erzählen. Die Aktenschreiberei dauert bei uns meist ebensolange wie der Bau des Suezkanals; die Ausführung selbst dagegen oft nur ein bis eineinhalb Jahre.

Der sozial wichtigste Verkehr, eine tägliche Lebensnotwendigkeit ist also der regelmäßige Nahverkehr, ohne den, wie z. B. ein Verkehrsstreik lehrt, jede Lebensfähigkeit aufhört. Auf seine Begünstigung muß daher jede verständige und soziale Verkehrspolitik zuerst ausgehen. Aber uns fehlt anscheinend der Verkehrssinn, wie ihn die Amerikaner haben, die in New-York vielleicht das glänzendste Ortsverkehrswesen der Erde besitzen, mit Entfernungen bis zu 50 Kilometer oder mehr, wo selbst wirkliche Schnellzüge des Ortsverkehrs schon an die Grenze der Leistungsfähigkeit gelangen. Bei uns in Berlin, mit seinem Durchmesser von etwa 15 Kilometern, also 15 Schnellzugsminuten, könnte eine richtige soziale Verkehrspolitik zur Ueberwindung von Zeit und Raum gewiß viel erreichen, wenn es gelänge, die ewigen Hindernisse der Machthaber zu brechen und die Technik zur Herrschaft zu bringen. Im allgemeinen regiert aber bei uns immer noch die kindliche Auffassung, daß wir mit der bloßen Anlage eines Schienenweges auch schon genug getan zu haben glauben, ohne Rücksicht auf die unerschwinglichen Zeitopfer durch das Wartenmüssen oder eine ewig langsame Fahrt. Wir haben wohl Verbindungen, aber noch keine Schnellverkehrsmittel, die zur Mitlösung der sozial so wichtigen Wohnungsfrage, zur Verbindung von Arbeits- und Wohnstätte unerläßlich sind. Die Arbeiter sind zu den dumpfen Mietskasernen in der Stadt verdammt, weil sie nicht schnell genug hinauskönnen in die ferneren Vororte, seitdem das Stadtgebiet so gewaltig erweitert wurde. Die Verkehrsgewaltigen haben jedoch kein Verständnis für diese sozialen Notwendigkeiten, und die Bureaukraten vereiteln meist durch zweckwidrige Vorschriften und Tarife die beste Ausnutzung der Verkehrsmittel. Schon beim

Digitized by Google

5-Stationentarif der Stadt- und Ringbahn erzeugte das Einschieben neuer Stationen stets empfindliche Verteuerungen und Schädigungen. Im Vorortverkehr haben wir ja seit dem Oktober 1891 billige Tarife, denn vorher kostete z. B. eine Fahrt nach Steglitz statt 10 Pf. noch 30 Pf. (II. Kl. 50 Pf.), hin und zurück 50 (80) Pf., und für Minderbemittelte war dieser Vorort damals als Wohnstätte nicht vorhanden.

Jetzt ist neuerlich von der Elektrisierung der Stadt- und Vorortbahnen die Rede. Aber gleich kommt der Rechnungsrat der Bureaukratie und will den Verkehr wieder um 50 Prozent verteuern und zurückschrauben, was für eine ganze Reihe von Vorortgemeinden einen Nieder- oder Untergang bedeuten würde. Doch selbst wenn man, bei sinkendem Geldwert, den Fahrpreis noch bezahlen könnte, den Zeittarif, d. h. den Zeitverlust kann man nicht bezahlen, der nach wie vor gefordert würde. Es ist einfach eine Ungeheuerlichkeit, wenn man bis Steglitz statt 5 Minuten 15 braucht und bis Wannsee statt 18 Minuten noch das Doppelte. Was der Geldtarif gibt, nimmt ja wieder der Zeittarif. Auch unsere Privatunternehmungen sind nicht besser. Selbst unsere Stadtverordneten fassen es oft noch nicht, daß es möglich sein müßte, auch in Berlin selbst einen wirklichen Schnellverkehr herzustellen. Wenn ein Verkehrsmittel nur etwas schneller läuft als die Straßenbahn, so nennen wir das hier schon eine „Schnellbahn", wie z. B. die Hoch- und Untergrundbahn, die für die dreieinhalb Kilometer vom Leipziger Platz bis zum Zoologischen Garten immer noch 12 Minuten braucht, statt drei oder vier. Von solchen verkehrsfeindlichen Anschauungen sollten wir uns doch endlich freimachen. Eine städtische Eisenbahn, die jeden Schnellzugsverkehr unmöglich macht, ist keine Schnellbahn, keine einer Großstadt würdige Bahn. Hierin zeigt sich ein grundlegender Unterschied zwischen Amerika und Europa. Der Amerikaner hat mehr Phantasie als wir. Er setzt sich gern die Aufgabe vor, für mindestens 50 Jahre voraus Vorsorge zu treffen. Wir dagegen nicht. Wir müssen uns doch endlich sagen: Es ist unmöglich, auf einer bloß zweigleisigen Stadtbahn, wo die Züge auf jeder Station halten, auch Schnellzüge fahren zu lassen. Jede örtliche Eisenbahn, die eine Schnellbahn sein will, muß viergleisig sein. In New-York ist das der Fall. Dort ist das eine Doppelgleis für den Schnellverkehr und das andere für den Ortsverkehr im engeren Sinne gebaut. Und ein solcher Bau, der dort fast durchweg in Granit erfolgt ist, wäre bei uns viel weniger kostspielig. Erst mit einer solchen viergleisigen wirklichen Schnellbahn könnten wir dem sozialen Schaden des Zusammenpferchens der Menschen in großen Städten wirksam begegnen. Auf dem einen Doppelgleise mit Schnellzügen fahren die Züge meist durch und halten nur an wenigen Stationen; auf dem andern Doppelgleise halten sie an jeder Station. Zum Glück erlahmen ja bei uns auch schon die ewig schikanierenden Hindernisse, so daß die meisten von uns die Nord-Süd-Stadtbahn doch wohl noch erleben werden. Aber wenn man vom Wedding bis zum Süd-Endpunkt, eine Strecke von etwa 12 Kilometer, noch 25 Minuten brauchen sollte, so wäre das viel zu langsam. Und fährt man noch weiter hinaus, nördlich wie südlich, da wäre die Bummelei von einer Stunde viel zu viel und würde die alten Notstände nur von neuem hervortreten lassen.

Wir bilden uns in der Regel ein, wenn wir nur sagen können: „elektrisch", dann ist schon alles schön und gut. Aber wie es dunkle elektrische Beleuchtungen gibt, so gibt es auch langsame und ungenügende elektrische Verbindungen. Wir müssen darum mit allem Nachdruck wirkliche Schnelligkeit fordern. Zur Not ließe sich hie und da vielleicht sogar mehr Geld zur Fahrt beschaffen, dagegen mehr Zeit läßt sich nicht schaffen. Der Tag hat für jeden nur vierundzwanzig Stunden.

Alle diese Gesichtspunkte gehören in eine soziale Verkehrspolitik. Der wichtigste ist mir die Geschwindigkeit. Ein zu hoher Tarif bestraft sich meist von selbst, indem der Verkehr sinkt. Auch beim Omnibusverkehr hat sich das einmal schon gezeigt. Indessen die Verwaltungen lernen gewöhnlich nichts aus solchen Erfahrungen. Wenn der Zeittarif zu hoch ist,

Digitized by Google

so wird das auch nicht so deutlich erkennbar. Für mich ist der sozialste Teil der sozialen Verkehrspolitik die Frage des Zeitverlustes im Nahverkehr. Der Arbeiter hat immer nur einen bestimmt bemessenen Zeitvorrat, an dem er nichts ändern kann.

Endlich ist auch noch die Klassenpolitik eine soziale Seite des Verkehrs. Daß man selbst im Nahverkehr solche Klassenunterschiede schafft, wie bei uns, das wird künftigen Geschlechtern unbegreiflich sein. Das ist genau so unsinnig, als ob man das Briefporto nach der Steuerstufe der Fahrgäste bemessen wollte. Im Straßenbahnverkehr ist es ja besser. Aber im weiteren Orts- oder im Vorortverkehr der Eisenbahn haben wir immer noch vier verschiedene Klassen: eine zweite und eine dritte, und wieder die Unterabteilungen Raucher und Nichtraucher.

Alle diese Dinge können nur besser werden, wenn unsere Verkehrsmänner sich mit sozialen Anschauungen erfüllen, wenn sie nicht mehr bloß Kalkulatoren sind, sondern wirkliche Verkehrsmänner werden.

Wie ein Uhland von der Kaiserwahl in Frankfurt sagte: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist", ebenso können wir sagen: Es wird keinen wirklichen Verkehrsminister in Deutschland geben, wenn er nicht mit einem vollen Tropfen sozialen Oeles gesalbt ist.

Aber eine solche Erscheinung kann ich in Deutschland nirgends wahrnehmen. Wer eine so vielstufige Klasseneinteilung aufrecht erhält und den ärmeren Klassen die Möglichkeit vorenthält, in etwas weiterer Entfernung von der Großstadt zu wohnen — durch hohe Fahrpreise oder durch die Langsamkeit des Nahverkehrs —, der hat noch nicht die ersten Anfangsgründe der sozialen Wissenschaft oder Gesinnung in sich.

Der Wiener Spaziergänger.

Von

Gustav Werner Peters.

Der Oesterreicher liebt sein Land am tiefsten, wenn er am heftigsten darüber klagt. Ueber das Konglomerat der Völker, über die behördliche Gemütlichkeit, über die Unfreiheit der Künste; und nur wenn die Rede auf Wien kommt, verklären sich die Augen, und man weiß, daß das selige Wort „O du mein Oesterreich" selbst von den derbsten Scheltereien nicht übertönt werden konnte. Deshalb hat kurz nach 1800 der im Stile der Aufklärungszeit schreibende und in scandalosis reich bewanderte Schriftsteller Karl Julius Weber, der wußte, wie die beste Satire nur einer heißen Liebe entspringt, prophezeit, „daß von dem reichen und jovialen Oesterreich, von der herrlichen Kaiserstadt an der Donau bei etwas höherer Bildung und größerer Freiheit der wahre geniale lachende Satyr Deutschlands zu erwarten sei."

In diesen Wochen erschienen — herausgegeben von Max Kalbeck und Otto Erich Deutsch — im Verlage von Georg Müller zu München die ersten zwei Bände der gesammelten und zuletzt fast wieder verschollenen Werke des Wiener Feuilletonisten und Satirikers Daniel Spitzer. Max Kalbeck behauptet nun in einer schönen, vorbildlich klaren, ja ich möchte sagen — klassischen Einleitung, daß dieser Daniel Spitzer, dessen humoristische Sonntagsfeuilletons am Ende des 19. Jahrhunderts mehrere Jahrzehnte hindurch den Schrecken der Angegriffenen und das Gaudium der Zuschauer in Wien ausgemacht haben, der von Weber verkündete und somit zu feiernde Satiriker sei.

Ich weiß nicht, ob das richtig ist. Spitzer war bar jedes großen hinreißenden Schwunges, er war kleinlich, bissig, und verstand nichts von den Dingen der österreichischen Entwicklung. Er sah nämlich nicht, daß dieses Staaten-Konglomerat Krisen durchleben mußte, um zu gesunden, sondern er sah in den tatsächlich vorhandenen Krisen das Ende aller Dinge und schrie verzweifelnd nach der Vergangen-

Digitized by Google

heit. Die Regierung, die er mit Millionen von Nadelstichen allsonntäglich so bös malträtiert hat, nahm denn daher dieses Spitzerlein nicht allzu ernst, nahm es als den künstlerischen Satiriker, der seine Sachen dieser Sachen und nicht der Tendenzen wegen schrieb, und ließ, geizend mit Konfiskationen, Spitzer höhnen und die Wiener lachen: — sie gediehen alle miteinander dabei!

Und er höhnte und er biß und er trat. Gegen die jämmerliche Gegenwart und ihre albernen Auswüchse, gegen waschlappige Beamte, korrupte Kaufleute und Richard Wagner. Aber er höhnte nie für sich, sondern für das, was ihm die Wahrheit war: für das Alte, Ehrwürdige, für Oesterreich und für sein vergöttertes Wien. Und dabei wuchs der Künstler in ihm: nicht nur der Humorist, nicht nur der Stilist, der an Lessing und Jean Paul gleichzeitig erinnert, sondern — so paradox es klingen mag — der Lyriker, mit einem sehnenden kindlichen Herzen. Denn das war Daniel Spitzer, den man das „Gewissen von Wien" genannt hat, von Hause aus; aber auch ihn zerbrach die Welt, und nur durch Flucht in das Bastardreich der Satire konnte er sich retten. Neben den Bänden seiner gesammelten Feuilletons gibt es einige frühe Verse von ihm; aber auch sonst weiß sich seine Sprache bisweilen herrlich zu erwärmen, und gelegentlich einer italienischen Reisebeschreibung bricht diese alte, schöne, lyrische Ader durch und wird durchrauscht von heißestem Blute. —

Es war am 25. Juni 1865, als im Lokalanzeiger der Wiener „Presse" Spitzers erstes (noch sehr gemäßigtes) Sonntagsfeuilleton erschien. Es war das Anfangsglied einer kaum übersehbaren Kette, der erste seiner zahllosen „Wiener Spaziergänge", und unter gleichem Titel übersiedelten diese in regelmäßig drei Zeitungsspalten aufgehäuften Nadelspitzen 1871 in die „Deutsche Zeitung", 1873 in die „Neue Freie Presse". Zum Schluß war Daniel Spitzer, der 1891 56jährig starb, eine europäische Berühmtheit, und für ein kurzes Feuilleton war er gewohnt, nicht weniger denn stramme 100 Kronen zu erhalten.

Nicht wahr, man sollte da meinen, daß man einem Fürsten begegnet wäre, wenn man mit Spitzer, der sich obendrein eines makellosen Rufes erfreute, zusammentraf. Doch nichts davon! Er war ein kleines, lichtscheues und in praktischen Dingen rührend hilfloses Männlein. Von Geburt Jude, schien er geradewegs aus seinem recht verstaubten und vergessenen Viertel zu kommen, wie er denn nur in winkligen Seitenflügeln alter Wiener Häuser kampiert hat. In einem mit Büchern vollgepfropften und mit Zigarettendampf geschwängerten Arbeitszimmer, für die Welt verloren und für seine Verehrer unauffindbar. Hier saß er einsam und notierte zahllose Gedanken in seinem unvermeidlichen Notizbuch, bis er sich gegen Ende der Woche entschloß, sie für sein Sonntagsfeuilleton zu verarbeiten. Aber das geschah nicht ohne Mühe. Es geschah zum mindesten mit unendlichen Korrekturen, so daß unter den Setzern besondere Künstler aufgeboten werden mußten, die seine winzige rätselvolle Kritzelschrift entzifferten. „Er machte niemals," sagt Kalbeck, „ein Konzept (und darin deklariert er sich als Journalist, der er auch mit Leidenschaft war), aber dafür oft zwanzig Reinschriften."

Um die häusliche Wirtschaft bekümmerte er, der ewige Junggeselle, sich natürlich durchaus nicht. Seine zweite Heimat war das Gasthaus, wo er sich in irgendeiner dusteren Ecke niederließ, aus der man ihn nicht wieder vertreiben durfte. In der Gesellschaft von Freunden war er wie ein Kind, auf seinen regelmäßigen Sommerreisen ein Schwärmer und im übrigen — ein Geizhals. Als er an einer lupusähnlichen Gesichtskrankheit elend und qualvoll gestorben war, fand man bis an den Rand mit Goldfüchsen gespickte Kassen . . .

Freilich, es hat Tragödien für Spitzer gegeben, — Tragödien, von denen niemand etwas gehört und die er stumm mit sich durch das Leben getragen hat. Dieser weiche, stille Mensch war nämlich nicht geschickt genug, eine Kameradin oder einen Kameraden zu finden, wiewohl er sich — er spricht es aus — leidenschaftlich danach gesehnt hat. Und dann haben allerhand Miseren in der Jugend — geschäft-

Digitized by Google

liches Unglück des kleinbürgerlichen Vaters, unbefriedigendes, juristisches Brotstudium, zermürbender Frondienst ni der Wiener Handelskammer — den Künstler Spitzer zu Fall gebracht. Denn natürlich hat er ganz etwas anderes, Größeres, Freieres werden wollen als Journalist oder Feuilletonist; und wenn er auch das Feuilleton zur Kunst erhoben hat, — er hat schließlich doch nur aus der Not eine Tugend gemacht und die Trümmer großer Paläste zu kleinen schmucken Pavillons zusammengefügt. Das alles hat Spitzer, der nicht aus Begeisterung ein Spötter war, tief innerlich vereist und verbittert, das alles hat ihn kleinlich, grillig, kulturscheu gemacht, hat ihn zuletzt wohl mit allem entfremdet. —

Die ersten Sonntagsfeuilletons Spitzers bildeten eine Wochenrevue der Ereignisse in Wien. Natürlich humoristisch gefärbt und absichtlich mit der wichtigtuerischen Beflissenheit eines Reporters vorgetragen. Man denkt bisweilen an Wippchen, jenen unsterblichen Kriegskorrespondenten in Bernau, der alle Dinge so toternst nahm und sie so verklausuliert und antithesenreich wiedergab. Bald aber änderte sich das; und Spitzer begann seinen wütenden Feldzug gegen die österreichischen Minister, die so ziemlich allmonatlich wechseln. Er verfolgt sie bis aufs Messer, und solange und sooft er schreibt, — fast auf jeder Seite erschlägt er, zerdrückt er, verhöhnt er einen. Sie sind ihm ein Symbol für das morsche Oesterreich, ein Symbol für den allgemeinen Ruin, den er voraussieht, ein Symbol für die Schmach von 1866. Und dieses Ereignis — Königgrätz! — steht im Zentrum aller seiner Gedanken. Es ist für ihn Oesterreichs tiefste Erniedrigung, von der es sich nicht wieder erholen kann, und ohne daß er imstande wäre, ihm wenigstens ein neues Ideal entgegenzuhalten, übergießt er das Land mit der beizenden Lauge seines schonungslosen Spottes. Ein österreichischer Minister kann ihm überhaupt nichts recht machen; er ist ihm vor vornherein eine Karikatur, er gehört einfach zur Fabrikware der Natur. Exempla docent: — „Wie die meisten anderen Sterblichen war auch Baron H. einmal Minister," „Kein Mensch kann sich vor seinem Tode glücklich preisen, daß er nicht österreichischer Minister geworden ist," „ein Minister gehört bei uns zu den vorübergehenden Erscheinungen, die nichts bedeuten," „Wie jene meiner Leser bestätigen werden, die früher einmal selbst Minister gewesen sind — man entschuldige meine Unbescheidenheit, daß ich auf ein so großes Lesepublikum rechne."

Und den Ministern folgen die Bank- und Börsenleute. Spitzer ist hier durchaus unbestechlich; unnachsichtlich zerrt er ihre Schiebungen ans Tageslicht und gibt sie mit der Wippchen-Fixigkeit dem dröhnenden Gelächter von Wien preis. Und den Börsianern wiederum folgen die Ultramontanen (ach, hier könnte er heute noch segensreich wirken!), folgen die zünftigen Gelehrten, die schlechten Dichter, die Lebemänner, die Lebedamen, die Abgeordneten, die Antisemiten, die allzu verbohrten Bierphilister — niemand, der etwas auf dem Kerbholz hat, ist sicher, daß seine Taten nicht eines Sonntags den Wienern am Kaffeetisch glossifiziert werden.

Spitzer hatte die Anschauungen des guten Mittelstandes. Richard Wagner verhöhnte er, wie der Mittelstandsmann heute — von keiner Einsicht beirrt — etwa Arnold Schönberg zur Strecke bringt. Und wenn er in unseren Tagen gelebt hätte, so wäre er einer von jenen gewesen, die sich nicht genug über die Staubplage der Automobile entrüsten können oder über die offenen Hutnadeln der Damen oder die Humpelröcke oder die Kientöppe oder die Futuristen. Er blieb ganz bürgerlich. Und indem er geißelte, verzog sich sein Gesicht mit keiner Miene. Er teilte seine Hiebe mit leichter Hand aus — wie von ungefähr, als ob es nichts wäre; aber alle saßen sie, alle schufen sie Katastrophen.

Immer wieder befaßt er sich neben der Politik mit den kleineren Ereignissen des Tages und der Mode. Er karikiert die nicht immer sinnvollen Fachausdrücke des Rennsports, die Albernheiten des Bäderlebens, die Schlampereien der Eisenbahnen, die Kuriositäten fremder Städte und alles das mit übermütigen, humorvollen Arabesken seines sonst klaren, einfachen,

Digitized by Google

stählernen Stils. Da häuft er Antithesen, da übt er abgedroschenen Reporterjargon, da brilliert er mit Wortspielen, da naht er pathetisch. Er gleicht dem Quecksilber; und es ist ganz selten, daß er einmal über vollkommene Ruhe im Stil verfügt oder, ernst werdend, ausholt zu einer gewaltigen Philippika: — etwa als es dem wirtschaftlichen Zusammenbruch des Jahres 1873 galt, oder der aufgedeckten Schmutzerei eines großen adeligen Skandalprozesses, oder der mannhaften Verteidigung der geschmähten Witwe Makarts, des Malers.

Und noch einmal vernachlässigt der Satiriker die Satire: wenn er reist und der Schönheit der Welt gegenübersteht. Dann rührt sich in ihm der Lyriker — rührt sich, wie bei einem Gang durch die Anlagen seiner Heimatstadt oder bei der Erinnerung an einen Straußschen Walzer. Oh, dieser stille, etwas verknöcherte Mann, — er konnte auch anders sein und den hübschen Fräulein von Wien mit seltsamen Blicken folgen; er war ja nicht aus Passion ein Junggeselle, und er sehnte sich nach einer Zeit, da er nicht mehr schreiben brauchte. Wenigstens nicht mehr um Geld.

Wiewohl Spitzers satirische Feuilletons angefüllt sind mit aktuellen Anspielungen — es verschlägt nichts, daß wir Heutigen mühelos und ohne Kommentar über sie hinweglesen. Das sind Namen, die uns nicht mehr beunruhigen, Zänkereien, die vergessen sind. Wir nehmen die Satire sine ira et studio, nehmen sie als Kunst und genießen Daniel Spitzer mit sorglosen Zügen. Und dieser Genuß — er ist ungetrübt, heute noch, morgen noch, vielleicht noch in vielen Jahren. Die famose Georg Müllersche Ausgabe hat uns Spitzer erhalten, ja, am Ende eroberte sie ihn für die Weltliteratur.

Gewiß weiß ich: so ganz akkurat gehört er, der Feuilletonist, nicht mit hinein. Aber er selbst definierte das Feuilleton als einen Artikel, der nicht in die Zeitung gehöre und doch darin stehe. Also sei er auch ein Schreibender, der nicht in das goldene Buch der Weltliteratur paßt und doch darin enthalten ist. Neben all den großen Humoristen, die er wieder und wieder gelesen und deren Wesen gerade er, der innerlich Zerknirschte und äußerlich Tanzende, so tief, so wahr, so überzeugend begriffen hat.

Luxuszug Paris—Berlin.

Von

Julius Bab.

Wir beziehen unseren theatralischen Luxus zum allergrößten Teil immer noch aus Paris, teils direkt, teils indirekt. Und da das Theater in unserer Kultur leider Gottes immer noch als ein Luxusinstitut steht, in dem die wahren Artikel des seelischen Bedarfs viel weniger gesucht sind als die Luxusartikel, so ist der französische Konsum immens. Der Traum, daß die Heiterkeit auf unseren Bühnen einmal durch die deutsche Komödie, durch das humoristische Charakterdrama germanischen Stils bestritten werde, er wird in einer irgendwie absehbaren Zeit kaum Erfüllung finden. Jenes unermüdliche Umarrangement der romanischen Schwanktypen, das vom alten Neander über Plautus, Molière, Beaumarchais bis zu seiner festen Ausprägung als sexuelle Boulevardposse auf einen fast ehrwürdigen Stammbaum zurückblickt, dies Arrangement behauptet den Markt. Max Reinhardt zum Beispiel, der Leiter des ersten Berliner Theaterunternehmens, ist dabei, aus seinem Kammerspielhaus, das ursprünglich grade für die feinsten und tiefsten Kunstwirkungen gedacht war, ein Luxustheaterchen zu machen, das vor allen Dingen Geld in seinen Beutel tun soll. (Nehmen wir an, in der Absicht, dies Geld dann im Haupthaus in desto reineren Kunstunternehmungen auszugeben.) Und da stellt sich heraus, daß diese löbliche Absicht des Geldverdienens auf die Dauer doch nicht ohne Inanspruchnahme der bewährten und eingeführten Firmen aus Paris zu verwirklichen ist. Sternheims „Bürger Schippel", der ja wahrhaftig noch kein Dichtwerk von humoristischer Größe, aber immerhin ein deutsches Originalwerk von Physiognomie und witzigem Elan war, hatte sogar einen Erfolg —

Digitized by Google

aber es langte doch nicht. Es mußte erst einer von den Franzosen kommen, die im vorigen Jahre durch den „Freund Teddy" dort die Kasse so energisch gefüllt hatten. Und so verschrieb man sich Herrn Sascha Guitry zur Neuaufführung des immer alten Pariser Eheschwanks. Das besondere Kennzeichen, durch das man das Recht erwirbt, dem traditionellen Boulevardstück einen neuen Titel zu geben und mit eigener Firma zu zeichnen, war diesmal folgender Einfall: der erobernde Liebhaber der schönen Frau Vannaire ist zugleich Polizeikommissär ihres Distrikts und hat dadurch eine Reihe höchst unwahrscheinlicher und sehr wirksamer Schwankmittel für seinen Zweck zur Verfügung. Schließlich, als der Ehemann schon etwas wittert, beruft er sogar ihn, den Polizeikommissär, selber ins Haus, um den Liebhaber – also sich selber! — in flagranti zu ertappen. Im übrigen ist der Kommissär — denn das Sittliche ist seit einiger Zeit die Mode in Paris, ein treuherziger Biedermann, der von seiner Freundin lediglich die Scheidung und eine tugendsame neue Ehe verlangt; und er ist als Typ dem Amerikaner Teddy des vorigen Schwanks so ähnlich, daß Waßmann, der ja nun etliche hundert Mal den Teddy so famos gespielt hat, in Gefahr gerät, auch seinen Pariserischen Kommissär amerikanisch radebrechen zu lassen. Im übrigen bleibt der Komiker Waßmann als Liebhaber in seiner schwerfälligen Herzlichkeit (trotz einer leichten Monotonie) der schmalzigen Eleganz des Kommis-Voyageur, die sonst dieses Bonvivantfeld beherrscht, hundertmal vorzuziehen. — Außer diesem schöpferischen Kommissär-Einfall hat Herr Guitry noch eine Reihe anderer kleiner Scherze gezeitigt, von denen der hübscheste derjenige ist, der dem Stück seinen amüsant sinnlosen Titel gegeben hat: „Die Einnahme von Berg-op-Zoom". Die Einnahme von Berg-op-Zoom durch den Grafen Löwendahl im Jahre 1747 ist eines jener vollkommen blödsinnigen Daten, mit der die Macher von Abreißkalendern das Gehirn ihrer Mitmenschen belästigen. Als aber der Kommissär der noch widerspenstigen kleinen Frau Vannaire an der Hand des Kalenders mit suggestiver Sicherheit voraussagen will, wie der Verlauf ihrer Beziehungen sein wird, da stößt er auf den merkwürdigen „Gedenktag" dieser Einnahme und erhebt sie zum vielsagenden Symbol. Und als dann Frau Vannaire ihr Herz schmelzen fühlt, da deutet sie dies in einer sehr hübschen Pantomime durch stillschweigendes Abreißen der noch trennenden Kalenderblätter an. — Das ist einer der wirklich pariserisch-graziösen Einfälle, durch die das Stück etwas für den Mangel an Geschlossenheit und Bühnentempo entschädigt — Eigenschaften, in denen die Verfasser vom Teddy Herrn Guitry entschieden übertrafen.

Wir beziehen aber, wie schon angedeutet, den französischen Schwank nicht nur direkt aus Paris. Große ausländische Firmen pflegen ja längst Filialen innerhalb der deutschen Zollgrenze zu errichten. Und was etwa dem Liptontee und den Keilerschen Marmeladen recht ist, das muß der Pariser Schwankindustrie billig sein. Die deutschen Hüter der französischen Tradition arbeiten häufig so gewissenhaft, daß sie sogar französische Namen für ihre Figuren stehen lassen, und wenn sie deutsche Namen einsetzen, so ist das auch alles, was sie für die Nationalisierung der von rein pariserischer Kultur empfangenen und geborenen Typen tun. Wenn also der Autor solches Eheschwankes das Bedürfnis und die Fähigkeit zeigt, seine Leutchen ernsthaft auf dem Boden einer bestimmten deutschen Stadt anzusiedeln, so ist er damit schon eine herzlich auffallende Ausnahme. Dies trifft für Lothar Schmidt zu, der schon in all seinen Stücken ein bemerkenswertes Talent für realistische Kleinmalerei im neuberlinischen Milieu bewiesen hat. Wie sich das für unser Theater so gehört, hat man die besten, die menschlich ernsthaftesten seiner Komödien — ich nenne „Josephine Martens", „Die Hinterbliebenen", „Die Venus mit dem Papagei" — bisher wenig oder gar nicht gespielt. „Das Buch einer Frau" dagegen, das sich jetzt im Theater in der Königgrätzer Straße anschickt, die „Fünf Frankfurter" zu beerben, ist entschieden eines seiner minderen Stücke. Eben deshalb, weil es ganz und gar in der pariserischen Tradition segelt, obendrein

Digitized by Google

nicht in der modern sittlichen, sondern in der frivolen von gestern, wo die Liebe nur als Ehebruch bekannt ist und der Ehebruch in unentdeckter Fortdauer triumphiert. Daß Lothar Schmidt seine ehebrecherischen Pärchen in einer durchaus lebendigen, mit ihrem ganzen Kleinkram gut beobachteten Berliner Vorortsvilla ansiedelt, bringt zwar im Detail allerlei Amüsementsmöglichkeiten, rückt einem aber den ganzen Stoff, der in den abgeschliffenen Pariser Formen eine fast mythische Distanz und damit eine vergnügliche Harmlosigkeit behält, in eine bedenklich klebrige Nähe. Gerade wenn diese philiströs korrupten und verlogenen Ehen mehr zu werden anfangen, als ein flüchtig gestreifter Anlaß zu allerlei Ausgelassenheiten, so wird schon eine betontere kritische Distanz des Dichters zu seinen Leuten nötig, wenn wir uns nicht in schlechter Gesellschaft fühlen sollen. Diese Leichtigkeit sichert der trockengescheite Witz des Lothar Schmidt, dessen Einfälle nie gerade versiegen, aber auch nie aus fortreißender Fülle strömen, nicht immer. Und zu jener distanzierenden Schärfe fehlt ihm das Pathos. Sein solides und niemals falsche Ambitionen stellendes Theatertalent, sein gescheiter, klar blickender Realismus sind gewiß bei der notorischen Armut der deutschen Lustspielproduktion sehr schätzbare Qualitäten. Aber er muß seiner ganzen Art nach sicherer fahren, wenn er im behaglichen Personenzug durch die harmloseren psychologischen Landschaften seiner Heimat fährt, als wenn er sich in den allzu geschwinden Luxuszug Paris—Berlin setzt.

Aus Berliner Theatern.

Pantomime und Oper.

Im „Deutschen Opernhause", Charlottenburg, verblüffte der Ungar Ernst von Dohnányi als musikalischer Illustrator einer unbedingt bedeutsamen Pantomime: „Der Schleier der Pierrette", langweilte derselbe Komponist als tonkünstlerischer Geleitsmann eines gegenstandslosen und im musikalischen Stil verfehlten Operneinakters „Tante Simona". Die Gesten zur Pantomime hat kein Geringerer als Artur Schnitzler „gedichtet": und er hat dabei, der Methode der Verfilmung vorgreifend, eines seiner sinnvollsten Dramen: „Der Schleier der Beatrice" um seinen Wortbesitz gebracht. Bei diesem Prozeß ist das Zeitalter der Renaissance etwa dem Zeitalter Henri Murgers gewichen: und statt der armen Beatrice, die in ihrer Hochzeitsnacht ihren holden Buhlen, den Dichter Filippo Loschi aufsucht, um ihn süße Abschiedswonnen kosten zu lassen, enteilt hier, das Symbolische der Handlung vertiefend, ihr Menschliches verkleinernd, Pierrette ihrem Ehemann Arlechino und dem Hochzeitstrubel, um mit Pierrot, dem Heißgeliebten, sich zum Doppelselbstmord zu verbinden. Auch sonst weicht die Pantomime nur in kleinen Schattierungen, aber nicht in den Hauptwirkungen von dem effekt- und gedankenvollen Urbild ab. Pierrette läßt den trostlosen Geliebten allein die Reise in „jenes Land" antreten, ohne daß sie die Kraft hat, ihn zu geleiten, und eilt ins Hochzeitshaus zurück. Pierrots Schatten, der vor ihr aus dem festlichen Treiben aufsteigt, hetzt sie dann wieder in die zur Leichenstube gewordene Dachkammer. Ihr Mann folgt ihr, nimmt für das, was er aus der Situation ablieft, Rache, indem er Pierrette mit dem toten Pierrot zusammensperrt und sie so erst dem Wahnsinn, dann dem Tode ausliefert. — Ich bin, im Gegensatz zu den jungdeutschen Parteigängern der Pantomime — Hofmannsthal, Vollmöller, Freckſa usw. —, nicht der Meinung, daß dieses Genre grundsätzlich von den Leitmotiven der Erotik und des Grausens abhängig gemacht werden soll. Aber es muß doch gesagt sein, daß Ernst von Dohnányi schon durch die Geschicklichkeit und Intensität, mit der er diesem Albdruck zum musikalischen Leben verhilft, mehr als nur ein Gesellenstück geliefert hat. Diese Musik mit dem ständigen Unterton des Grauens, mit dem schweren Schleier des Mysteriösen auch über ihren kleinen lyrischen und größeren festlichen Erhellungen hat sich an dem schauerlich-grotesken Stoff der Inhaltsvorlage ganz vollgesogen. Sie tritt zuweilen gar zu opernhaft gerüstet auf: und die Originalphrase zu ihrem

Digitized by Google

Liebesmotiv mag man in der „Walküre“ nachlesen. Aber nur ein starker Empfinder vermag es, das Unheimliche und das Lebensfreudige so wirksam nebeneinanderzustellen, bald, jauchzend und jubelnd, die Laute des Alt-Wiener Tanzes zu spielen und dann wieder den musikalischen Schattenriß einer Vision, die grellen Dissonanzen des Wahnsinns mit ganz besonderen Mitteln musiknotenmöglich auszudrücken. Ich darf mich um so beherzter neben diese reiche, vielseitige und wertvolle Partitur stellen, als ich an der Spieloper Dohnányis, „Tante Simona“, zu der Victor Heindel einen Wasserfüppchen-Text geschrieben hat, außer einiger thematischer Sauberkeit überhaupt nichts Positives entdecken kann. Ein Lortzing-Stoff: in das Haus der männerfeindlichen Tante hat sich zum Nichtchen ein Galan in der Maske eines stummen Gärtners geschlichen: auch der Tante sprießen schließlich am Baume eines alten Verehrers die Johannistriebe. Aber dieser dünnflüssigen Verkleidungs-Harlekinade des alten Stils gibt Dohnányi, nachdem er sich im Vorspiel als Schüler des leichtfüßigen Armanno Wolff-Ferrari noch einigermaßen graziös geberdet hat, eine merkwürdig freudlose, unfreundliche Musik mit auf den Weg. Ein gehäuftes Maß von Langeweile und Humorfreiheit hat diese Oper als Aussteuer erhalten: neben diesem gar nicht naiven, zur Kompliziertheit künstlich aufgepäppelten Buffo-Opern-Gernegroß stehen die Musikkomödien anderer Moderner, die dem Molière-Ruhm auf den Wegen der Musik nachstreben, stehen selbst die kleineren Arbeiten der Leo Blech, Eduard Künnecke, Waldemar Wendlandt usw. triumphierend da. In allem: Ernst von Dohnányi scheint sich seine Empfängnis vom Gefühl, von der Sensation, von dem „starken Tabak“ zu holen. Mit dem Humor hat er kaum etwas zu schaffen.

Um die dekorativen Stimmungen des Abends, um das gespenstische Biedermeier der Pantomime und das leuchtende Frühlingsgrün der Oper hatte sich die Regie des Dr. Kauffmann mit Erfolg bemüht.

W. T.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.
(Fortsetzung.)

Herr Motiers de Fraisse konnte Brévines Antrag nicht ablehnen, er bewilligte ihn. So ging die junge Frau mitten durch die Menge hinter dem Gerichtsdiener her. Sie kam an ihrem Gatten vorbei, der im Prätorium zwischen dem Gitter und den Advokatenplätzen stand, und ihr Name und Vorname klangen durch die tiefe Stille.

Julie Eléonore d'Entraque, geborene de Ravenne, 33 Jahre alt.

Die Dinge, die Brévine nicht gesagt hatte, waren so augenscheinlich, daß das Geheimnis bereits klar war. Doch blieben alle ängstlich wie bei dem Nahen einer Lösung, die, wenn man sie auch voraussieht, darum nicht weniger schrecklich ist. In dieser Erwartung mischten sich die Leidenschaften: die gesunden und die perversen, die menschlichen und die grausamen, wie sie immer in der neugierigen Menge leben. Der Durst nach Skandal, der Hunger nach Gerechtigkeit, der Geschmack des Lasters und die Wahrheitsliebe, die Niedrigkeit, welche sich über die Verirrung des Nächsten freut, die Großmut, welche die Verleumdungen zurückstößt. Chaussy, leichenblaß vor Bestürzung, durchbohrte mit seinen Blicken diese unzeitige Zeugin, die ihm seine Beute zu entreißen drohte. D'Entraque stand mit vorgestreckten Armen wie erstarrt. Er befand sich vor Frau Aurora Winckelmatten, und sie beugte sich über die Schulter eines ihrer Kollegen. Rutor schüttelte heftig mit der gewohnten Bewegung seine roten Aermel. Herr Marnex öffnete vor Erstaunen weit den Mund. Renée krampfte sich an Paul und Roland fest. Man hörte den dicken Crévola pusten. In den Logen streckten sich die Köpfe vor, die Aufmerksamkeit verzerrte die Züge, die Augen und die Münder waren weit aufgerissen. Herr Motiers de Fraisse verkündete, daß Frau d'Entraque, ohne vereidigt zu werden, eine Auskunft geben sollte.

„Nun, Frau Gräfin, sagen Sie, was Sie zu sagen haben.“

Sie wurde von jener Ruhe ergriffen, die auf dem vollständigen Aufgeben der eigenen Persönlichkeit beruht, die nichts zu verlieren hat, weil sie alles verschenkt hat. Sie stützte sich mit beiden Händen auf das Gitter, und ihre Stimme klang so deutlich, daß man sie überall vernehmen konnte.

„Die Aussage meines Mannes ist von Anfang bis zu Ende falsch . . . Gestern noch

Digitized by Google

habe ich ihn angefleht, die Wahrheit einzugestehen ... Er wollte es nicht .., er sagte mir, daß er es nicht wollte ... Er rächt sich auf diese Weise an Herrn Lermantes, weil .."

Sie hielt einen Augenblick inne und vollendete laut ihren Satz, weil sie, nachdem sie so lange geschwiegen, nicht jetzt noch unklare Worte gebrauchen wollte, um nicht den Schatten eines Zweifels aufkommen zu lassen, daß man vermuten könnte, sie wäre nicht mehr so stolz auf ihre Liebe:

„... weil Herr Lermantes mein Geliebter ist."

Sie schwieg. Das Schweigen dauerte an. Man erwartete noch etwas. Herr Motiers de Fraisse fragte:

„Das ist alles, was Sie zu sagen haben?"

Sie fügte hinzu:

„Noch eins! Herr d'Entraque hat es am zehnten September abends erfahren, als er mir die Briefe entriß, die ich verbrannte ..."

Wieder wurde es still. Auf einen fragenden Blick des Präsidenten machte Herr Rutor eine Bewegung, die bedeutete, daß er nichts mehr zu fragen hätte.

Brévine sagte nur:

„Wir wissen, was für uns nötig war."

„Sie können auf Ihren Platz zurückgehen, Frau Gräfin," sagte Herr Motiers de Fraisse.

Frau d'Entraque wandte sich um. Sie sah die vorgestreckten Köpfe, die tausend Blicke, die aufgerichtete grollende Menge, den Gerichtsdiener, der sich ihr näherte, um sie zurückzugeleiten, zwei Schritte vor ihr ihren Mann, vollständig entstellt und Lermantes — Lermantes, der sie nicht ansah.

Lermantes, den sie eben gerettet hatte, schluchzte, den Kopf in den Händen vergraben. Alles bewegte sich wie in einem Taumel um sie herum, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe und wäre gefallen, hätte Frau Aurora Winckelmatten sie nicht auf ihren Platz gezogen und ihr Riechsalz angeboten.

Doch Brévines Stimme übertönte den wachsenden Tumult:

„D'Entraque," rief er gebieterisch, „wenn Sie jetzt noch Ihre Aussage aufrecht erhalten, werde ich Ihre Verhaftung wegen falschen Zeugnisses beantragen."

Der vollkommen sinnlose Mann stotterte:

„Ich habe die Wahrheit gesagt, das ... das erstemal."

Zwei oder drei Fragen genügten vollständig, um ihn aus dem Felde zu schlagen; während das Publikum vor Entrüstung bebte, gab er alles zu.

Die Menge war in voller Wut, und beißende Worte trafen d'Entraque.

„Feige wie ein Hase," sagte Lola Mammette.

Und Pépinet meinte:

„Nie ist mir jemand, dem man Hörner aufgesetzt hat, so ekelhaft gewesen."

Rutor stand auf und wandte sich dem Gerichtshof zu. Ohne daß man ihn im Saal hörte, erklärte er, durch diesen Zwischenfall genötigt zu sein, einen Aufschub der Sitzung bis zum nächsten Tage zu verlangen. Mitten im Tumult wurde es zugebilligt. Als Herr Perron seine Augen nach der Tribüne richtete, begegnete er den Blicken der Baronin Kharv, die ihm zulächelte und die Bewegung des Applaudierens andeutete. Chaussy flüchtete inmitten der Journalisten. Daisy Tyndall war begeistert und meinte, daß das Leben prachtvoll wäre. Montjorat stimmte bei. Viele gingen mit zusammengepreßter Kehle und wirrem Kopfe fort, wie nach einer zu starken Erregung.

Während der Saal sich langsam leerte, erdröhnten zwei Schüsse. Schreie, Lärm, Tumult erfüllte den Saal:

Herr d'Entraque hatte sich gerächt ...

Die Sitzung hatte nur eine halbe Stunde gedauert. Zuschauer und Zugehörige waren also den Nachmittag über frei. Prächtiger Sonnenschein vergoldete alles. Es war dieselbe Sonne, die auf den Schwurgerichtssaal fürchterlich niederbrannte, aber draußen im Freien war sie von einem leichten Wind begleitet, der aus dem Wald über die breite Chaussee herwehte und die Wärme wohltuend machte. Die Luft, die Sonne, das Bedürfnis, die Erregung beim Diskutieren noch weiter auszukosten oder sich durch einen Spaziergang davon zu befreien, veranlaßte einzelne Gruppen, in den schönen Park zu gehen.

Baronin Kharv war nichts von allem entgangen. Sie hatte Frau Rudrit hinter sich hergezogen und sich einen Weg durch die Menge gebahnt. Sie sah, wie Gendarmen den Mörder abführten, Frauen sich um die Verwundete drängten, Doktor Buthier, um zu helfen, herbeieilte, während über den blutüberströmten Körper hinweg sich Fragen und Antworten kreuzten!

„Ist sie tot? Nein! Doch! Es wäre besser, wenn sie es wäre ..."

Als man die Verwundete weggetragen hatte, führte die kleine Baronin ihre Gefährtin bis an die elektrische Bahn nach Chesnay und setzte sie in den Wagen. Dann stand ihr plötzlich vor der Präfektur Herr Perron gegenüber. Insgeheim, ohne sich von allen diesen Zwischenfällen ablenken zu lassen, hatte der junge Beamte die Baronin nicht aus den Augen ver-

Digitized by Google

loren, jetzt war der richtige Moment gekommen, um sich ihr zu nähern.

„Nun, gnädige Frau, was sagen Sie dazu?“

„Entsetzlich! . . . Schrecklich! . . . Sind Ihre Schwurgerichtssitzungen häufig so?“

„Ach nein, gewöhnlich geht alles sehr ruhig ab, wenigstens äußerlich, denn im Grunde sind sie ja immer tragisch.“

„Ich hatte Angst, mir war elend, die ganze Skala der Empfindungen machte ich durch . . . Was habe ich Ihnen damals von diesem fürchterlichen Menschen gesagt? Dann war in dem Saal eine Hitze . . . eine Hitze . . . Mein armer Kopf ist ganz wirr . . . Ich glaube, ich werde immer diese Blutlache vor mir sehen . . .“

„Wollen Sie mit mir durch den Park gehen, damit Ihnen wieder besser wird? Nach solchen Erregungen tut nichts wohler als ein kleiner Spaziergang . . .“

Sie willigte ein. Sie gingen auf das Schloß zu, durch die breite Avenue de Paris, die sich bis zu den bewaldeten Linien am Horizont hinzieht. Von Zeit zu Zeit hielt sich die kleine Baronin die Hand vor die Augen und rief:

„Ach, mein Gott! . . . Die arme Frau! . . .“

Herr Perron wollte sie auf andere Gedanken bringen und begann ihr die Geschichte des schönen Gebäudes zu erzählen, als sie über den Ehrenhof nach der Terrasse gingen. Trotzdem es sie interessierte, hörte sie nur zerstreut zu. Sie stellte Fragen, ohne die Antwort abzuwarten, warf die verschiedensten geschichtlichen Epochen durcheinander, verwirrte die Tatsachen und verwechselte die Namen. Mit einer leichten Spur von Pedanterie verbesserte er. Gern hätte er sich nach den unangenehmen Bildern von vorhin einem reizenden Plauderstündchen in dieser lachenden, prächtigen Umgebung hingegeben, aber ein Seufzer oder eine Bewegung seiner Gefährtin erinnerte ihn, daß ihre Gedanken wo anders weilten. — Das Paar blieb jetzt auf der höchsten Stufe von Latone stehen, um auf die wundervoll gebauten Bassins zu blicken, den feuchtgrünen Rasen, die dichtbelaubten Wäldchen, das braune Wasser des Kanals. Weiter hinter dem Park die frischen Landstriche, die gelben Felder, der klare Horizont. In Betrachtung dieser reichen üppigen Landschaft, dieser verschwenderischen Anlagen wußte man nicht, ob man mehr an den „Sonnenkönig“ denken sollte, der sie gepflanzt hatte, oder an den König der Sonne, der sie fruchtbar machte, sie weiter bestehen ließ und von Jahrhundert zu Jahrhundert die Kompositionen des Architekten Lenôtre in einen verzauberten lebenden Wald verwandelte.

„Ist das ein Park . . . sind das wirklich kleine Wälder?“ fragte die junge Frau, von so viel Schönheit bewegt.

Die Blumenbeete antworteten, die gestutzten Taxushecken, die zu Kugeln geformten Orangenbäumchen in ihren lackierten Kästen und alle die Blumen, die wie Edelsteine aus ihren grünen Buchsbaum- oder braunen Blätterfassungen hervorleuchteten.

„Hören Sie mal! Ich bin außer mir vor Freude, daß Ihnen Ihr Wild entwischt, ja außer mir vor Freude. Wenn ich nicht solche Angst vor Ihrem Präsidenten gehabt hätte, würde ich Beifall geklascht haben.“

Herr Perron blieb mit offenem Munde stehen. Mätressen, Herzoginnen, rote Schuhe zerstoben vor seinem Geist wie aufgescheuchte Vögel. Die Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend.

„Warten Sie ab,“ sagte er mit einem Anflug schlechter Laune, „dieser Prozeß bietet zahlreiche Ueberraschungen, vielleicht waren das noch nicht die letzten.“

Er drehte der Landschaft den Rücken und führte seine Gefährtin zu dem Apoll-Bassin an den Rasenflächen vorbei, die mit kegel- und pyramidenförmigen Bäumen bepflanzt waren.

„Ja,“ rief sie, „es ist zu Ende, ich fühle es . . . Ich ahne viele Dinge voraus. Man hat zu deutlich gesehen, daß er unschuldig ist!“

„Das ist das Resultat solcher Zwischenfälle,“ rief Herr Perron. „Sie beweisen nichts, aber sie üben eine gewaltige Wirkung aus. Und das ist die Freisprechung! . . . Wenn Sie ahnten, gnädige Frau, wie die Geschworenen unlogisch, überraschend und launisch urteilen.“

„Gott, Gott, was für eine Einrichtung! . . .“

In diesem Augenblick kamen d'Avoise und Choffart von der Allee de l'Eté her. Sie gingen an dem Paare vorüber und waren so in ihre Unterhaltung vertieft, daß sie es nicht sahen. Herr Perron fing einige Worte von d'Avoise auf:

„Eine verderbliche Einrichtung wie alle, die uns die Demokratie auferlegte . . .“

„Ich wette, die sprechen auch von den Geschworenen,“ sagte er. „Bei jeder etwas schwierigen Angelegenheit werden Unvollkommenheiten festgestellt, aber man hütet sich, daran zu rühren. Ich sage Ihnen das im Vertrauen. Wenn das jemand hörte, würde es meiner Karriere schaden.“

Als sie in das Gehölz durch die untere Pforte eingetreten waren, durchschritten sie eine vereinsamte Allee. Die Zweige und Bäume formten sich wie zu einer grünen Wiege, junge Triebe gaben ihr einen hellen Ton. Die Bänke waren verlassen, aus der Ferne unterbrach Kindergeschrei die Stille.

Digitized by Google

Die Grotte hatte in ihrer Anmut etwas Lächerliches: mit ihrem Gott, den Musen, den Pferden, den ganz weißen Tritonen waren sie wie eine Rokoko-Vision mit einer Spur Romantik, ein Stück Olymp zum Vergnügen der Leser Florians ausgeschnitten. Baronin Kharv schlug bewundernd die Hände zusammen:

„Ach, wie reizend, entzückend, wundervoll!“

Sie setzten sich auf einen mit Moos überzogenen Steinblock, einem Springbrunnen gegenüber, von Seerosen und Wasserpflanzen umgrünt. Herr Perron wollte über Mythologie plaudern: von Apoll, dem Gott der Kunst, von Wissenschaft und Schönheit, aber er hatte mit diesem Thema nicht mehr Glück als mit Mussets Versen; seine Gefährtin schnitt ihm das Wort ab und kam auf Lermantes zurück:

„Wie groß muß die Liebe dieser Frau für ihn sein, daß sie vor all die Männer trat ... Zu sagen, was sie gesagt hat! ... Sie kannte weder Furcht noch Schande. Sie senkte nicht die Augen. Oh, was für ein Mut ... Ich an ihrer Stelle würde gezittert haben ... Aber glauben Sie mir, ich hätte ebenso gehandelt.“

„Sie hat nur zu lange gewartet,“ erwiderte Herr Perron. „Wenn ihr Gatte log, wenn sie es wußte, wenn sie ihn rechtfertigen konnte, weshalb hat sie nicht früher gesprochen ... zum Untersuchungsrichter zum Beispiel ... Es hätte weniger Skandal verursacht, es wäre nicht geschossen worden ... und alles hätte in einer gemütlichen kleinen Scheidung seinen Abschluß gefunden.“

Frau Kharv wurde durch die Trockenheit der Auffassung unangenehm berührt.

„Ach, Herr Perron, das war nicht so leicht,“ rief sie. „Wir Frauen wissen nie, welchen Weg wir einzuschlagen haben, wenn wir in solche Männergeschichten verwickelt sind. Dann sind wir auch leichtsinnig und denken: ‚Das kommt schon wieder in Ordnung!‘ ... Ja — so sind wir nun einmal ... Frau d'Entraque hat sich gesagt: Es muß sich ja erweisen, daß er unschuldig ist, denn dazu ist das Gericht da. Als sie aber merkte, daß man nichts sah“ — sie verbesserte sich mit einer Spur Malice — „daß ‚Sie‘ nichts sahen, ich meine, daß die Richter und Sie ihn verurteilen würden ... da sagte sie sich: Jetzt sind sie verblendet, nur ich allein kann ‚ihn‘ noch retten. Ich stehe für ihn ein. Darauf ist sie hingegangen und hat gesprochen ... Beim Untersuchungsrichter, wie Sie sagen, hätte man ihr vielleicht keine Aufmerksamkeit geschenkt ... Der Richter hätte Lermantes nicht in Freiheit gesetzt ... Da wären noch alle Arten von Formalitäten zu erfüllen gewesen und Verhöre hätten stattgefunden. Während es hier, vor dem Gericht und dem Publikum, bum ... wie ein Kanonenschuß wirkte! Alle hören und verstehen es, und den Ausflüchten sind die Möglichkeiten genommen.“

Herr Perron war von der Richtigkeit dieser Bemerkung betroffen.

„Die Menge ist wie die Frau,“ dachte er, „die Frauen kennen sie besser als wir.“

Er sagte:

„Es ist wahr. Beim Untersuchungsrichter hätte das Dementi weniger gewirkt. Alles war mit Brévine vereinbart. Dieser Teufelskerl kennt alle Fädchen!“

Diese Hypothese, die Frau d'Entraque herunterzog, beleidigte Frau Kharv noch mehr, und empört rief sie:

„O, Herr Perron, wie können Sie das nur sagen ... Sie sehen doch gar nicht so böse aus, wenn Sie nicht in Ihrem schwarzen Talar sind. Begreifen Sie, was das heißt, wenn eine Frau liebt? Wie von einem Sturmwind wurde sie geschüttelt, alle ihre Gefühle gingen durcheinander, sie wußte nicht mehr, was sie tat, sie konnte nicht mehr urteilen, nicht denken, nur eins war ihr klar, daß ihr Geliebter im Gefängnis saß, daß Sie alle ihn töten wollten und daß sie ihn nie wiedersehen würde. Da ist sie gelaufen, hat alles über den Haufen geworfen ... um ihn zu retten ...“

„Aber sie hat sich doch mit Brévine verständigen müssen, nicht wahr?“ erwiderte Herr Perron. „Sie ist gelaufen ... Na, wohin ist sie denn gelaufen? Und die Art, wie Brévine d'Entraque verhört hat, zeigt doch sehr klar, daß er einig mit ihr war ... Deshalb sage ich Ihnen, daß alles ausgeklügelt war.“

Sie stand heftig und erregt auf.

„Schweigen Sie jetzt, Herr Perron. Ich muß sonst denken, daß Sie gar kein Verständnis für Liebe haben. Nein, zweifellos haben Sie das nicht! Sie sind nicht wie dieser Lermantes! Man hat ihn eingesperrt. Er hat nichts gesagt, seine Papiere hat man durchstöbert und nichts gefunden. Man hätte ihn auf den Scheiterhaufen führen können, und er hätte den Mund nicht geöffnet. Sein Leben, seine Ehre, alles opferte er, ja alles hat er für seine Liebe hingegeben. Und hinterher sagen Sie: das ist kein anständiger Mensch! Ich sage Ihnen, er ist noch mehr als das. Und alle Frauen werden dasselbe sagen!“

Sie schlug mit der Spitze ihres Sonnenschirmes auf den Stein, auf dem Herr Perron sitzen geblieben war, und blickte ihm gerade ins Gesicht mit ihren grünen Augen, aus denen Begeisterung, Zärtlichkeit und Zorn leuchteten, eine Welt von bunten, fast wilden Gefühlen.

Er erhob sich und streckte die Waffen:

Digitized by Google

„Vielleicht haben Sie recht, meine Gnädigste. Wir Männer urteilen nach unserem Verstand. Gewohnheitssache! Die Frauen richten mit der Vernunft des Herzens, die mit der wahren Vernunft nichts zu tun hat, wie Pascal sagt. Vielleicht sind sie die besseren."

„Oh, nicht vielleicht, Herr Perron — bestimmt!"

Schweigend kletterten sie den kleinen Felsen hinauf. Oben machte Herr Perron die Bemerkung, daß die Alpennachbildung sehr gut gelungen wäre. Frau Kharo antwortete nicht. Sie gingen aus dem Bosket durch die Allee der „Trois-Fontaines", aber plötzlich blieb sie stehen und fragte mit veränderter Stimme:

„Glauben Sie, Herr Perron, daß sie sterben wird?"

„Wie kann ich das wissen? Ich hörte den Arzt sagen, daß die Verwundungen ernst zu sein scheinen. Das ist alles. Sie war ohnmächtig. Wenn Sie wollen, benachrichtige ich Sie morgen!"

Frau Kharo machte einige Schritte, ohne zu antworten, dann blieb sie wieder stehen und sagte, ihre Hand auf den Arm ihres Gefährten legend:

„Wie glücklich ist sie, wenn sie stirbt! Sie hat den Mann, den sie liebt, gerettet, was soll sie nachher noch auf Erden, wo alles so häßlich ist? Die Scheidung, ein Prozeß mit ihrem Mann, die bösen Zungen, die sie zerpflücken werden .... Dann wird man immer älter, die Liebe flieht ... Sie ist jetzt so glücklich, Herr Perron ... Nein, nein, ich beklage sie nicht mehr ... Nur möchte ich, daß sie ihn noch einmal wiedersehen könnte ... Ihn wiedersehen und dann die Augen für immer schließen ... Das ist alles, was ich ihr wünsche ...!"

„Sie sind ein wenig romantisch, gnädige Frau! Oh, ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus, ich finde es reizend ... Das Wahrscheinlichste ist trotzdem, daß sie gesund werden wird ... Man wird Ihren Freund Lermantes freisprechen ... Sie werden einige Monate zusammen reisen, dann wird einer des andern überdrüssig werden. Ach, was schadet's aber ... Sie werden seelige Stunden miteinander genossen haben ..." (Forts. folgt.)

Neue Bücher.

Das weibliche Schönheitsideal in der Malerei. Zweihundert Nachbildungen mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen von Dr. Hans Schulze. 1. bis 15. Tausend. Pappband 6 M., in Leinwand 7 M. Verlag von Eugen Diederichs in Jena 1912.

Der vorliegende Band ist der vierte eines großangelegten umfassenden Unternehmens, das die Schaffung einer Kunstgeschichte in Bildern bezweckt. Der sehr glücklich durchgeführte Leitgedanke war hierbei, frei von jedem kunstwissenschaftlichen Ballast dem gebildeten Laien ein anziehendes Anschauungsmaterial zu bieten, das sich nicht vornehmlich auf die allbekannten Bildschöpfungen beschränkt. Die bisher erschienenen Bände, an denen die treffliche Wiedergabe der ausgewählten Bilder zu loben ist, umfassen, sämtlich mit kurzen geschichtlichen Einführungen, die altdeutsche und altniederländische Malerei, während die letzte Serie das weibliche Schönheitsideal in der Malerei verfolgt. 110 Künstler der italienischen, holländischen und altdeutschen Malerei kommen hierbei mit 200 Abbildungen ihrer Werke zur Geltung. Dank dieser reichen Auslese ist es möglich, den Geschmackswandel der Zeiten in der Auffassung der weiblichen Schönheit vom Quattrocento an durch die einzelnen Jahrhunderte zu verfolgen. Besonders sinnfällig tritt diese sich wandelnde Anschauung in der verschiedenen Auffassung gleicher Themen zutage, also in den mythologischen und geschichtlichen Stoffen wie den einzelnen Venusdarstellungen und den übrigen vielbehandelten antiken, biblischen und historischen Vorwürfen. Die flüssige Einleitung von Hans Schulze begleitet, unaufdringlich und über das Wichtigste unterrichtend, diese so trefflich illustrierte Entwicklung der Kunst, der hoffentlich der verdiente große Publikumserfolg beschieden sein wird.

Viktor Wall, Wien.

„Häusliche Schwitzkuren." Die vorzügliche Wirkung von Heißluft-Schwitzbädern bei den verschiedensten Krankheiten ist allbekannt. Trotzdem konnte diese heilsame Methode bisher nicht recht aus dem Kreis der Krankenhäuser, Sanatorien und öffentlichen Badeanstalten ins große Publikum dringen. Es fehlte nämlich an billigen Gelegenheiten zu solchen Schwitzkuren, es fehlte ein brauchbarer Apparat für den häuslichen Gebrauch. Mit der Konstruktion des durch zwei deutsche Reichspatente geschützten „Kreuz-Thermalbades" hat sich die Sachlage geändert. Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma Kreuzversand-München, Lindwurmstraße 76, bei, aus welchem unsere Leser ersehen können, daß das „Kreuz-Thermalbad" wirklich das Ideal eines derartigen Heimbades darstellt.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 17 Berlin, den 26. April 1913. 42. Jahrgang Band 83.

Der Detektiv als Verbrecher.

Von

Otto Corbach.

Die Zeiten sind schlecht für viele braven Leute, aber am schlechtesten für „schlechte“. Die Guten, die da unerschütterlich glauben, daß die Menschheit zusehends besser werde, haben nun anscheinend Grund, den baldigen Anbruch der Morgenröte des Zeitalters edelsten Menschentums ankünden zu dürfen. Für den Verbrecher in der weißen Kulturmenschheit gibt es auf der ganzen Welt keinen sicheren Schlupfwinkel mehr. Er kann nicht gut unter Kaffern oder Kanaken untertauchen und auch nicht in der gelben Menschenflut, das eine würde dem hartgesottensten weißen Sünder für zu gemein gelten, das andere wäre, wenn es nicht auch für gemein gälte, doch zu schwierig. Wo aber der weiße Mann herrscht, da kann sich kaum noch Mord- und Diebesgesindel irgendwo verstecken. In den überseeischen Ländern werden die Einwanderer bei der Ankunft in den Häfen immer schärfer gemustert, wenn es aber einem gelingt, durch die immer enger gezogenen Maschen der Einwanderungsgesetze durchzuschlüpfen oder um sie herumzukommen, so haben ihn, wie der Kassendefraudant Bruhn in einem weltfremden Winkel Kanadas erfahren mußte, die Argusaugen der international organisierten polizeilichen Häscher doch bald entdeckt. Die Versuche Pariser Apachen, mit Hilfe des Automobils wieder eine glänzende Epoche für moderne Kapitalverbrecher heraufzubeschwören, sind kläglich gescheitert. Was waren diese „gespenstischen Automobilisten“ Bonnot und Garnier doch für Prachtexemplare des Menschen als Bestie. Ein Kerl, der, wie Bonnot, während die Kugeln um ihn sausen und die Mauer seiner Behausung gesprengt wird, noch kaltblütig sich hinsetzen und schreiben kann: „Durch meinen Kampf gegen diese korrupte Gesellschaft, den ich bewußt aufgenommen, bin ich weltbekannt; ich habe mein individuelles Recht gegen die Gesellschaft vertreten bis auf den Tod....“, der muß doch selbst dem edelsten Spießbürger eine gewisse Art von Respekt einflößen können. Und wie phänomenal waren die Leistungen Bonnots als Automobilist! Er brachte es fertig, mit unheimlicher Sicherheit auf sechs Meter breiter Straße in Achtzigkilometergeschwindigkeit zu wenden, um den verfolgenden Polizeiwagen zu überrennen, und welcher Berufschauffeur würde es ihm nachmachen, mit derselben Sicherheit wie er durch enge, winklige Pariser Straßen zu rasen. Aber mit all seinen Talenten hat Bonnot nur etwa 50 000 Franken zu erräubern vermocht, dann war es um ihn geschehen, der Arm oder vielmehr die Kugel des Gesetzes hatte ihn. Im Zeitalter Rinaldinis hätte das Räuberhandwerk für ihn gewiß auf viel längere Zeit einen viel dickeren goldenen Boden gehabt. —

Also darf man wohl hoffen, daß die Sippe der Verbrecher bald ausgerottet sein werde, wie in vielen Teilen des dunklen Erdteils infolge vordringender „Zivilisation“ die wilden Tiere? Gemach, so gar leicht läßt sich die Natur durch den Menschen nicht überlisten. Sie scheint ein Interesse daran zu haben, daß das Geschlecht der Mörder, Diebe, Schurken und Schufte nicht ausgejätet werde. Sie scheint zu besorgen, daß die „guten“ Menschen sonst zu bequem, träge, fett und häßlich würden, wie Karpfen in Teichen ohne Hechte. Und weil nun verbrecherischen Naturen, „starken Menschen unter schlechten Verhältnissen“. wie sie Nietzsche nennt, ihr Metier im privaten Leben allzusehr erschwert wird, so schmuggelt sie solche als Konterbande

Digitized by Google

in das amtliche, staatliche Leben hinein. Eigentlich ist das amtliche Milieu für verbrecherische Naturen nie ein ganz fremdes Milieu gewesen. Nietzsche weist in der Genealogie der Moral wohl nicht ganz mit Unrecht darauf hin, daß der Verbrecher gerade durch den Anblick der gerichtlichen und vollziehenden Prozeduren selbst verhindert werde, seine Tat, die Art seiner Handlung an sich als verwerflich zu empfinden: „denn er sieht genau die gleiche Art von Handlungen im Dienst der Gerechtigkeit verübt und dann gutgeheißen, mit gutem Gewissen verübt: also Spionage, Ueberlistung, Bestechung, Fallenstellen, die ganze kniffliche und durchtriebene Polizisten- und Anklägerkunst, sodann das grundsätzliche, selbst nicht durch den Affekt entschuldigte Berauben, Ueberwältigen, Beschimpfen, Gefangennehmen, Foltern, Morden, wie es in den verschiedenen Arten der Strafe sich ausprägt, — alles somit von seinen Richtern keineswegs an sich verworfene und verurteilte Handlungen, sondern nur in einer gewissen Hinsicht und Nutzanwendung . . . " Also ist es gar nicht einmal so merkwürdig, daß die Wölfe, wenn sie als Wölfe nicht mehr in Schafherden einfallen können, sich im Pelze des Schäferhundes an sie heranschleichen; am Ende ist ja der Schäferhund an und für sich ihr naher Verwandter.

Der Detektiv Schwarz, der bei der Suche nach dem Mörder des Obersekundaners Thiemann eine so schäbige Rolle spielte, wird von den Behörden, die sich seine Dienste gefallen ließen, verleugnet. Schwarz zeigte, als er in Rummelsburg in Pommern seine Nachforschungen begann, der Ortsbehörde eine ovale Blechmarke vor, die nur die Aufschrift „Detektiv-Berlin" trug. Die Behörde begnügte sich damit und glaubte in Schwarz einen Berliner Polizeibeamten vor sich zu haben. Diese Beamten aber müssen, wenn sie außerhalb des Landespolizeibezirks Berlin tätig sind, sich den ständigen Behörden durch ein mit dem Dienstsiegel ihrer vorgesetzten Behörde versehenes Schriftstück ausweisen. In Rummelsburg hat man das Schwarz nicht abverlangt. Man stellte ihm lediglich auf die Blechmarke hin den Polizeisergeanten zur Verfügung, der dann auch im Auftrage des Detektivs wiederholt Ermittlungen für ihn angestellt hat. Auch nach der angeblichen „Aufklärung des Verbrechens" hielt Schwarz die Täuschung aufrecht, auch in der öffentlichen Entlobungsanzeige in dem Rummelsburger Blatte: „Paul Schwarz, Detektiv, Zuständigkeit am Königlichen Polizeipräsidium, Berlin-Charlottenburg". Deshalb hat die Behörde gegen ihn wegen Anmaßung eines öffentlichen Amts ein Strafverfahren eingeleitet. Gesetzt aber, Schwarz wäre die Aufklärung des Verbrechens wirklich gelungen. Ob ihn die Behörde dann auch so rasch hätte abschütteln wollen? Sie hat jedenfalls, solange sich die „Aufklärung" noch nicht als ein Schwindel entpuppt hatte, an der Art und Weise, wie die „Aufklärung" erlangt wurde, keinen Anstoß genommen. Schwarz hat dem pommerschen Dienstmädchen Elisabeth Heinrich, das er für eine Mörderin hielt, planmäßig den Hof gemacht, sich in einem raffiniert ausgeklügelten Feldzug ihre Liebe erschlichen, sie mit Aufmerksamkeiten und Geschenken überhäuft, alles nur mit dem Hintergedanken, sie mit einem in einer Liebesstunde erpreßten Geständnis an den Galgen zu liefern. Und kaum hatte er sie soweit, daß sie ihm, nachdem sie seinen Verführungskünsten erlegen war, alles „gestand", was er von ihr zur hören wünschte, um ihn als Bräutigam nicht zu verlieren, da veröffentlichte er in den Zeitungen die Auflösung der Verlobung, da er „seine Braut als Mörderin entlarvt" habe.

Dieses Verfahren erinnert zu sehr an gewisse, sonst geduldete Praktiken, als daß man glauben könnte, so etwas käme nicht auch sonst vor. Die Schnüffler und Schnüfflerinnen einer gewissen Sittenpolizei dringen z. B. verkappt in Weinstuben ein, um das dort bedienende weibliche Personal auf seine sittliche Taktfestigkeit zu prüfen. Gar manche verrichten auf solche Weise Zutreiberdienste für die Prostitution, bekommen sie doch für jedes Wild, das sie für die polizeiliche Sittenkontrolle erlegen, eine Prämie. Man erinnere sich der Schicksale der ehemaligen Polizeiassistentin Henriette Arendt. Sie hatte ihren amtlichen Beruf törichterweise so aufgefaßt, daß sie „Menschen, die den Pfad

Digitized by Google

verloren", mit denen sie amtlich in Berührung kam, bewußt helfen müsse, den „Pfad" wiederzufinden. Das zog ihr von ihren Vorgesetzten den Vorwurf zu, sie mache sich „zum Magneten für alles mögliche Gesindel", und führte schließlich zu ihrer Entlassung. Man vergleiche damit die glänzende Rolle, die die Polizeiassistentin Frau Schapiro, die ihren Beruf streng amtlich auffaßte, in den Beleidigungsprozessen gegen ihren Preßankläger, den Mainzer Redakteur und Verleger Hirsch spielen durfte. Diese andere Polizeiassistentin hatte unbewußt den größten Eifer dabei entwickelt, Menschen, die den „Pfad" noch nicht verloren, zu helfen, ihn zu verlieren, und dabei war ihr die vollste, natürlich harmlos gemeinte Anerkennung ihrer Vorgesetzten zuteil geworden. Wie sich damals vor Gericht herausstellte, war es vorgekommen, daß ganz sittsamen Bürgermädchen plötzlich ein offener Zettel überbracht wurde, durch den sie vor die Vorsteherin der Sittenpolizei geladen wurden, um dort wegen unschuldiger Liebeleien oder unbewußten Verkehrs mit Prostituierten einer ärztlichen Untersuchung ihrer geschlechtlichen Unbescholtenheit unterworfen zu werden.

Zugleich mit der Behörde geht der Vater des Dienstmädchens Heinrich gegen den Detektiv Schwarz vor, und man wird nun gespannt darauf sein dürfen, ob dieser halbamtliche Verbrecher die Strenge der Gesetze ebenso scharf zu fühlen haben wird, wie sie ein privater ohne Zweifel unter ähnlichen Umständen wegen Ehrabschneidung, Betruges, Heiratsschwindels usw. erfahren würde. Vielleicht wird unbarmherzig mit ihm ins Gericht gegangen, weil man ihn als „privaten" Detektiv brandmarken kann. Die öffentliche Meinung sollte sich aber darüber klar werden, daß eigentlich die meiste Schuld auf die Behörde fällt, die den Detektiv bei seiner Ermittlungsarbeit ruhig gewähren ließ. Es wird aber wohl nur ein Sündenbock geopfert werden, damit dann alles wieder seinen gewohnten Gang gehe.

Wohnung und Gesundheit.

Von

Dr. Ike Spier, München.

Die Wichtigkeit einer zweckentsprechenden Wohnung ist ein allgemein anerkanntes Axiom. Es würde keinem Menschen auf der Welt einfallen, heute die Notwendigkeit einer grundlegenden Wohnungsreform zu leugnen und ihre weittragende Bedeutung für die Volksgesundheit, die Bekämpfung der deletär in den nationalen Körper hineinfressenden Schäden wie Tuberkulose, Säuglingssterblichkeit, Infektionskrankheiten usw. abzustreiten.

Wie weit aber die Gesundheitsverhältnisse von der Hygiene der Wohnstätten abhängen, ist in seiner schneidenden Schärfe nur den Fachleuten, die sich von Berufs wegen mit diesen Fragen beschäftigen, klar.

Der Laie hört nur durch gelegentliche Notizen von den grauenhaften Zuständen, die in vielen Großstädten, aber auch in dichtbewohnten Mietshäusern in kleineren Zentren herrschen.

Die wissenschaftliche Literatur ist nur wenigen zugänglich, zum Nachteil der guten Sache.

Hofrat Professor Hueppe, früher ordentlicher Professor der Hygiene an der deutschen Universität zu Prag, hat im Handbuch der Hygiene eine Monographie erscheinen lassen, die ein Anrecht auf populäre Verbreitung besitzt:

„Wohnung und Gesundheit", mit den zwei Unterabteilungen: „Wohnung und Wohnungsdichtigkeit als Krankheitsursache" und „Biologie der Wohnung".

Die in dieser Monographie niedergelegten Daten sind von einer ungeheuren Wichtigkeit, und kein Reformer auf diesem sozialpolitischen Gebiet kann an ihnen vorbeigehen; jeder, der sich mit diesen Fragen, sei es aus philantropischen oder amtlichen Gründen, beschäftigt, muß von ihnen Notiz nehmen. Jede weitsichtige Stadtverwaltung sollte ihren Offiziellen aus dem sozialhygienischen

Digitized by Google

Ressort das Studium dieses Buches zur Aufgabe machen.

Nach Hueppe ist die Tuberkulose eine typische Wohnungskrankheit, und eine unzureichende Ventilation ist eine der gefährlichsten Ursachen mit zu ihrer Verbreitung, zu der Erhöhung der Sterblichkeitsquote.

In der Grafschaft Yorkshire war z. B. die Erkrankungsziffer an Tuberkulose in den Häusern ohne Ventilation um 12 % höher als in denen mit, und die Erkrankungen an Lungenkrankheiten überhaupt ohne die Tuberkulose waren um 48 % höher.

Die Ventilation in Häusern ist als vorbeugendes Mittel gegen Seuchen schon im Krimkriege anerkannt worden. Die Engländer wurden im Gegensatz zu den Franzosen fast gar nicht vom Fleckfieber befallen, weil sie in großen, luftigen, ventilierten Hütten wohnten, während die Franzosen in überfüllten zusammenhausten.

Aber auch die Stockwerke eines Hauses haben einen Einfluß auf die Tuberkulosemortalität; so starben in Berlin 1885—1886 pro 1000 Bewohner an Tuberkulose

im Keller	21,1,
im 1. Stock	18,4,
im 4. bis 5. Stock aber wieder	21,4.

Gewiß spielt dabei auch die Frage der Wohlhabenheit eine Rolle, aber die Dichtigkeit und die schlechte Ventilation als Folge haben die schwerwiegendste Bedeutung.

Auch die Zahl der Zimmer ist ein Faktor.

Auf 1000 Einwohner starben in Leipzig 1875—1876 bei Wohnungen

mit bis 1 Einwohner jährlich	11
„ „ 2 „ „	20
„ „ 3 „ „	27
über 3 „ „	34

an Tuberkulose. Auch die anderen Infektionskrankheiten weisen korrespondierende Zahlen auf. Bei der letzten Typhusepidemie in Berlin im Jahre 1880 erkrankten 0 Personen in Häusern mit einem Einwohnerdurchschnitt von 42,2, und es starben auch 0 Personen; dagegen erkrankten in Häusern mit einer Durchschnittsbewohnerzahl von 98 31—53, und es starben davon 10—13.

Man sieht, wie parallel die Wohnungsdichte und die Morbidität, aber auch die Mortalität gehen.

Und gerade die Großstädte mit ihren Riesenansammlungen von Menschen sind in der Art, wie jetzt noch in ihnen die Wohnungshygiene gehandhabt wird, die deutlichen Menetekel, eine energische Umkehr einzuleiten.

In Deutschland wohnt der fünfte Teil der Bevölkerung in Großstädten, und die Bevölkerung ist ungefähr dreimal so groß, als der Boden bei rein landwirtschaftlichen Berufen ernähren kann. Die Ueberfüllung der großen Städte nimmt zu, statt durch eine Dezentralisation in richtige Bahnen gelenkt zu werden.

Nur durch einen äußerst vervollkommneten Ausbau der Verkehrswege kann eine Besserung erwartet werden, daß die weiteren Vorstädte, die viele Kilometer außerhalb des Zentrums liegen, sowohl die Vorteile der Metropole, als auch des Landes genießen.

Bis jetzt ist noch eine unhygienische Ueberfüllung der Zimmer in den großen Menschenwohnzentralen zu konstatieren.

In Berlin hatten 1900

4086	Wohnungen m.	7759	Pers.	nur	1 Küche
2419	„ „	7412	„	„	1 unheizb. Zimmer
32812	„ „	59746	„	„	1 heizb. Zimmer
197394	„ „	726723	„	„	1 Stube u. 1 Küche.

Je kleiner die Wohnung, desto mehr Zimmer sind gleichzeitig Wohnzimmer und Schlafzimmer, was schlimme Schäden im Gefolge hat.

Man versuchte, einen Mindestluftraum für das Einzelindividuum festzusetzen, um diesen Mißständen zu begegnen; das englische Gesetz fordert für Erwachsene bei Schlafräumen 8,5 cbm, in Deutschland hat man als Minimum für Personen über 10 Jahre 10 Kubikmeter zugrunde gelegt. Nach Rubner haben um die Jahrhundertwende noch ca. 43 % der Bevölkerung zu enge Wohnungen, wenn man diese hygienischen Mindestforderungen als die Basis nimmt.

Unter der Annahme, daß eine Wohnung überfüllt sei, wenn in einem einfenstrigen Zimmer sich mehr als 5 Personen aufhalten

Digitized by Google

müssen, waren in Berlin, Breslau und Hamburg 10—14 % der Wohnungen so übermäßig belegt, daß der Raum bis auf 4 cbm pro Person zurückging.

Betten übereinander und mehrere Menschen in einem Bett sind die Folgen ungenügender Bodenfläche.

Die sittlichen Folgen einer solchen Ueberfüllung sind natürlich ebenfalls recht schlimme.

Volksgesundheitlich bedeutet das Zusammenschlafen von mehreren Personen in einem Bette eine schwere Gefahr, weil die Uebertragung von Krankheiten dabei äußerst leicht vor sich geht.

Bei einer Berliner Enquete von 1908 ergab sich, daß von den Lungenkranken 86 % Männer und 83,94 % der Frauen, die in der Familie lebten, mit anderen Leuten ihren Schlafraum teilten.

Dabei werden von diesen Klassen oft die schlechtesten Räume zum Schlafen benutzt, und das hat schlimme Konsequenzen.

Die friesische Bevölkerung an der deutschen See und die Bewohner des nördlichen Schwedens schlafen aus alter Sitte in kojenartigen, in die Wand eingebauten Behältern — Butzen. Diese beiden Volksteile haben die höchste Tuberkulosesterblichkeit.

Es steht fest, daß das Wohnungselend durch Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit und durch Begünstigung der Infektion, und besonders der wiederholten und massenhaften Infektion, eine der schlimmsten Begünstigungen der Tuberkuloseverbreitung ist.

Meinert ermittelte ferner, daß die Säuglingssterblichkeit infolge der Wärmestauung in den überhitzten Wohnungen der engen Stadtteile epidemisch auftritt, während sie in den kleinen freistehenden Arbeiterhäusern, die günstige hygienische Verhältnisse aufweisen, ausbleibt.

Auch die Feuchtigkeit der Wohnungen hat eine unheilvolle Bedeutung. So hatte z. B. die Stadt Landsberg von allen bayerischen Städten die höchste Mortalität an Tuberkulose, nämlich 54 auf 10 000. Dies wurde auf die Feuchtigkeit der Wohnungen bezogen.

Der Einfluß des Baustellenwuchers bedroht die allgemeine Volksgesundheit so schlimm, wie die anderen hier angeführten Momente.

Die Boden- und Häuserspekulanten bedeuten, wie der hamburgische Senator Burchard sich ausdrückt, „wegen ihrer rücksichtslosen Ausbeutung des Grund und Bodens, wegen des von ihnen betriebenen Raubbaus, und weil sie mit allen Mitteln die Hochhaltung der Wohnungspreise erstreben, eine schwere Gefahr im modernen Hygienebetrieb der Großstädte".

Ist doch sogar von der Seite der Bodenspekulanten der Ausspruch gefallen, „der Versuch, billige Arbeiterwohnungen zu beschaffen, bedeute nichts anderes, als wie Menschen zu verleiten, noch mehr Geld für Branntwein, Spiel und Tanzvergnügen auszugeben".

Geheimrat Rubner sagt in bezug auf das bestehende Wohnungselend und die bedrohte Volksgesundheit: „Nicht im uferlosen Krankenhausneubau, sondern im Bau von Häusern für Gesunde liegt die Hoffnung der Zukunft."

Professor Hofrat Hueppe macht den sehr vernünftigen Vorschlag, „das Vermieten von Wohnungen als ein richtiges Gewerbe der staatlichen Aufsicht zu unterstellen. Auch die Reinigungsmethoden der Luft in großen Städten, oder besser die Verhütung der Verunreinigung, muß in staatliche Verwaltung kommen, damit der Willkür der einzelnen Fabrikanten und Unternehmungen eine Schranke gesetzt ist."

Der in der Stadt zum Teil unvermeidbar, zum Teil aber auch vermeidbar aufgewirbelte Staub ist eine große Gefahr. Ein Kubikmeter Luft enthält auf dem Lande 500 bis 5000 Millionen, in der Stadt 5000 Millionen bis 100 000 Millionen Stäubchen. Der Ruß ist ein gefährlicheres Element, weil er als der Träger der schwefligen Säure ein Gift für die Schleimhäute der Respirationsorgane birgt und für die Zunahme der entzündlichen Lungenkrankheiten verantwortlich gemacht werden muß.

Digitized by Google

Die aus der schwefligen Säure gebildete Schwefelsäure betrug in 1 000 000 cbm Luft in England auf dem Lande 474 g, in London 1670 g, in Manchester 2518 g.

Aber durch den Staub und den Ruß erfolgen auch eine Zunahme der Nebel und eine Verminderung der Helligkeit der Sonne und der Dauer des Sonnenscheins, so daß wichtige Faktoren im Kampfe gegen die Infektionskrankheiten geschmälert werden, bekanntlich vernichten Sonne und Licht die Bakterien.

Das Zusammengedrängtsein vieler auf wenige kleine Räume in den großen Städten hat noch andere üble Konsequenzen für die ärmeren Bewohner.

Bei kleinen Wohnungen, wo dasselbe Zimmer zum Kochen und Waschen und Wohnen evtl. sogar noch zum Schlafen dient, werden die Wände durch die massenhaften Dünste und ungenügende Lüftung feucht, so daß sich die Luftfeuchtigkeit manchmal in tropfbar flüssiger Form niederschlägt.

Die Folge sind die chronischen Katarrhe und die Rheumatismen, die rheumatische Diathese der Bewohner.

Die Wohnungshygiene hat noch eine Menge anderer Momente zu berücksichtigen, aber die hier angeführten beweisen schon ihre ungeheure Wichtigkeit für die Gesundheit der Bevölkerung.

Sie muß mit allen friedlichen Mitteln dahin wirken, zu verhindern, daß die Enge und Ueberfüllung der Wohnungen die öffentliche Gesundheit schädigen, die Nachkommen durch Zunahme von Minusvarianten bedrohen, den Aufstieg der arbeitenden Klassen hemmen und die Wehrhaftigkeit der Nation mindern.

Auch die Rechtsprechung muß in jeder Weise mit der Wohnungshygiene Hand in Hand gehen. Der § 330 des Strafgesetzbuches, der eine Strafe für den vorsieht, welcher bei der Leitung eines Baues oder Ausführung wider die allgemein anerkannten Regeln der Baukunst dergestalt handelt, daß eine Gefahr entsteht, genügt noch nicht, um allen Schäden entgegenzuwirken, die auf dem Gebiete der Baumißstände herrschen.

Auch das Material der Neubauten müßte einer staatlichen Prüfung unterliegen.

Die üble Sitte, den Bauschutt alter, abgebrochener Häuser, der oft massenhaft die Keime der Infektionskrankheiten in sich trägt, zum Neubau zu verwenden, bedarf dringend einer Revision.

Das Hauptmaterial zur Verbreitung des Hausschwamms ist ebenfalls gegenwärtig die Abbruchmasse der alten Häuser.

Auch die vielen anderen Gefahren, die eine wissenschaftliche Aufsicht der ganzen Wohnungssparte im modernen Kulturstaat erfordern, dürfen bei der Diskussion der Wohnungshygiene nicht übersehen werden.

Da stellen sich noch die Fragen des Füllmaterials und der gesundheitlich konstruierten Zwischendecken dem kritischen Beurteiler entgegen. Die Entstehung von gesundheitsschädlichem Salpeter und Mauerfraß in unhygienischen Häusern, die Produktion von Kohlensäure, von Fäulnisgasen, Hausschwamm, Kellerschwamm, Trockenfäule u. dergl. in diesen Bauten sind Faktoren, welche von einer gesundheitlichen Oberaufsicht wohl in den Kreis der Kontrolle einbezogen werden müssen.

Das ganze Gebiet der Wohnungshygiene ist so ausgebreitet, daß nur besondere Fachleute es meistern können, und ein Gemeinwesen, sei es städtisch oder staatlich, dem das Wohl seiner Bevölkerung am Herzen liegt und das eine gesunde, starke, nationale Zukunft erstrebt, muß der Wohnungshygiene seine volle Aufmerksamkeit widmen.

Erwin Bernsteins theatralische Sendung.

Von

Gustav Erényi.

Für die Menge ist noch immer alles, was mit der Bühne irgendwie zusammenhängt, von mystischem Reiz und Zauber. Theaterenthusiasten aus der Geldaristo-

Digitized by Google

kratie opfern Unsummen, um sich in der Theateratmosphäre bewegen zu dürfen; ihr Haus steht für eine Anzahl Schauspieler offen, sie werben um die Gunst des Direktors und finanzieren das Unternehmen. All dies, um „das verschleierte Bild von Sais" lüften und an jenem abwechslungsreichen, oft vielleicht nur trivialen Komödiantenleben teilnehmen zu können, das sich vor den Uneingeweihten hinter phantastischen Beleuchtungen, Dekorationen und trügerischer Schminke verbirgt. Das große Publikum ahnt hinter dem Vorhang eine andere Welt und sieht im Schauspieler den Bewohner fremder Zonen, der im gewöhnlichen Leben, losgerissen von seiner Atmosphäre der Darstellung und Verstellung, nicht zu Hause ist. Da gelten alle seine Bewegungen für exotisch und seine Handlungen werden mild und nachsichtig gewertet, als stünde er außerhalb von Gesetz und Recht, jenseits von Gut und Böse.

Friedrich Freksas neuer Roman*) bringt aus der Welt hinter den Kulissen intime Szenen, die geeignet sind, so manche Illusion zu zerstören. Dies Buch aber hat besonderen Anspruch auf Interesse. Dem Berliner Theaterbesucher kann es nicht schwer fallen, seine sensationell wirkenden Begebenheiten auf ein bekanntes Milieu zu beziehen. Und in der Tat gab es ein Flüstern und Raunen, als dieser Roman vor kurzem in der „Vossischen Zeitung" erschien. Man fand in der Handlung allerlei Hinweise auf tatsächlich bestehende Verhältnisse, meinte in den Hauptfiguren des Romans bekannte Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben Berlins zu erkennen und unterlag schließlich der Versuchung, die ganze Erzählung nur als eine Reihe persönlich durchlebter, nicht ohne jede Bosheit vorgetragener Ereignisse gelten zu lassen.

Auch der unbeteiligte Leser, der in den intimeren Sphären des Berliner Theaterlebens nicht Bescheid weiß, wird namentlich durch die Erscheinung des Helden, die sich eher in einzelnen, nur lose zusammenhängenden Handlungen, als in parallelen Charakterzügen offenbart, zum Stutzen gebracht. Dieser Erwin Bernstein, alias German, beginnt seine Laufbahn als kleiner, unbedeutender Provinzschauspieler, kommt dann mehr durch Protektion als durch schauspielerische Fähigkeiten nach Berlin, wo er sich durch seine Energie und sein Regietalent zu einem Fachmann ersten Ranges emporschwingt und als Theaterreformator und Regisseur die Anerkennung der Massen und den Kredit der Finanzkreise genießt. Eine Reihe merkwürdiger Uebereinstimmungen deuten auf eine populäre Persönlichkeit des modernen Berliner Theaterlebens, die sich über diesem Roman tatsächlich empört haben soll. Es muß auffallen, daß Bernstein ebenso wie diese Berliner Kapazität zuerst als Gründer eines „klassischen Kabaretts" vor der breiteren Oeffentlichkeit erscheint, dann eines der ältesten und vornehmsten Theater der Hauptstadt erwirbt — bald darauf mit seiner Truppe sogar in zwei Theatern spielt; daß er vorwiegend die Klassiker kultiviert, und zwar mit einer Betonung des rein Szenischen, die dem Kunstwerke nicht immer zur Ehre gereicht, — daß er dem Gedanken der volkstümlichen Kunst ergeben ist und schließlich in seinem „Theater der Nation", mit Anknüpfung an die Idee des altgriechischen Theaters, die breiten Massen zum klassischen Schauspiel lockt. Wenn Freksa seinen Helden folgende Worte sprechen läßt: „Glauben Sie, wir hätten aus Shakespeares Lustspielen Zugstücke gemacht, wenn wir nicht eine gesunde Beimischung Varietéparfum dem Märchenduft der englischen Wälder und der englischen Seen beigefügt hätten?" — so scheint uns eine ziemlich deutliche Anspielung auf jene Berliner Theaterautorität außer Zweifel zu sein. Nur am Schlusse des Romans entfernt sich des Helden Schicksal von der Wirklichkeit. Aber der finanzielle, moralische und geistige Ruin Erwin Bernsteins, wie er mit grellen Farben geschildert wird, mag uns zu leicht als ein phantastischer Sprung aus der Gegenwart in die Zukunft, als eine düster maliziöse Prophezeiung gelten, durch die der Autor über ein Kapitel moderner Theatergeschichte, das ihm auch durch persönliche Beziehungen als einstiger Hausdichter, wie keinem andern bekannt

*) Erwin Bernsteins theatralische Sendung. Ein Berliner Theaterroman von Friedrich Freksa. 1913. München und Leipzig bei Georg Müller.

Digitized by Google

war, in tyrannischer Selbstüberhebung ein nicht gerade freundliches Urteil fällt.“

Es ist nicht unsere Ambition, Wahrheit und Dichtung mit philiströser Sorgfalt voneinander zu unterscheiden. Ohne persönliche Erlebnisse und Erfahrungen kommt kein Kunstwerk zustande, und es ist oft ein Ding der Unmöglichkeit, stets aber eine recht undankbare Beschäftigung, der Entstehung eines Kunstwerkes in allen seinen Einzelheiten nachforschen zu wollen. „. . . Hat man die Teile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band.“ Aufgabe des Aestheten ist, zu untersuchen, ob in der fertigen Schöpfung das Erlebte zur Kunst ward: hier kann dem Autor der Vorwurf nicht erspart werden, daß er auf Kosten der künstlerischen Gesamtwirkung oft gewalttätig und sensationslüstern „enthüllt“ und „bloßstellt“.

Zwischen dem „Charakteristischen“ und dem „Sensationellen“ ist oft ein kaum wahrnehmbarer Unterschied, den nur das Taktgefühl des Kunstempfänglichen festzustellen vermag. Oft werden durch Schilderungen eines Künstlers Erinnerungen wach, oft empfinden wir, daß er Wahrheiten sagt, die uns mit derber Unmittelbarkeit berühren — aber wir wissen mit diesen Erinnerungen und mit diesen Wahrheiten nichts anzufangen.

Freksas Erzählerwerk ist gegen das unkünstlerische Strebertum moderner Schauspieler gerichtet. Also ein Tendenzroman! Doch mangelt es ihm an jener Großzügigkeit, die allein eine Tendenz künstlerisch glaubhaft zu machen imstande wäre. Er klammert sich mit zu großer Vorliebe an spannend geschilderte, doch ästhetisch wertlose Details. Diese führen uns in Gesellschaften, Künstlerbuden und Cafés und wollen uns durch inhaltlose Liebschaften, durch häufig etwas ungelenke Intrigen, rücksichtslose Schilderungen des Schauspielerleichtsinns und Schauspielerelends unterhalten. All dies in jenem sicheren, überlegenen Tone, in dem man etwa ein Fachurteil abzugeben pflegt, als wollte uns der Verfasser sagen: „Unter diesen Leuten bin ich zu Hause.“ Im einzelnen begegnen wir auch glücklicher geformten Charakteren. Minna Meister, die große Schauspielerin, hat etwas Rührendes in der Festigkeit ihrer Anschauungen und in ihrer mütterlichen Liebe für junge Talente. Den alten Knappstein, einen jovialen Provinzdirektor, gewinnen wir unwillkürlich lieb. Pfalzburger, der schlaue Theateragent, und Bensen, der Varietéimpresario im amerikanischen Stile, erscheinen stets in demselben künstlerisch realen Gewande, und halten durch ihre Erscheinung die einzelnen Teile enger zusammen. Aber die übrigen Personen, die zeitweise verschwinden, um dann in der richtigen Minute als „Deus ex machina“ wieder in den Vordergrund zu treten, die das eine Mal die schwierigsten Kunstfragen in treffenden Worten berühren, um das andere Mal in Seichheit und Oberflächlichkeit aufzugehen, sind zu keinen einheitlichen Charakteren herangereift. Man empfindet deutlich, daß ihnen der Verfasser Erlebnisse in Hülle und Fülle ohne Zusammenhang angehängt hat, daß er sie stets in aufregende Situationen bringen möchte. Um psychologische Wahrscheinlichkeiten, um Lösungen aus innerer Notwendigkeit heraus, ist es ihm weniger zu tun.

Durch Erwin Bernstein wollte der Verfasser seine Stellung zum Regietheater von heute überzeugend und warnend zum Ausdruck bringen. Der Standpunkt, den der Verfasser vertritt, und den er durch seines Helden Mißgeschick auf indirektem Wege beweisen möchte, daß nämlich im Theater Dichter und Schauspieler, nicht aber Regisseure das große Wort zu führen haben, bringt ihm alle Ehre. Leider aber mißlang es ihm, diese Ueberzeugung in künstlerischer Form durchzusetzen.

Vor einigen Jahren wurde in der Schweiz die Urform von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ unter dem Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ aufgefunden. Zwischen Wilhelm Meisters und Erwin Bernsteins Sendung liegen nahezu hundertvierzig Jahre. Sie sind aber durch eine weit größere Kluft getrennt: ihr Verhältnis ist das eines Dichtwerkes zum sensationellen Moderomane. „Erwin Bernsteins theatralische Sendung“ wurde nur dadurch in der Oeffentlichkeit bekannt, daß sie an ein Gebiet rührt und rüttelt, für das sich die große Menge lebhaft interessiert.

Digitized by Google

Königliches Schauspielhaus.

Von

Julius Bab.

Veit Stoß, der berühmte, wild-geniale Bildschnitzer von Nürnberg, ist mit seinem Antipoden, dem sanft eleganten „welschen Meister", zum alten Herrn Tucher geladen worden, der vor seinem Ende noch ein schönes Marienbild in Auftrag geben will; also sozusagen ein Konkurrenzausschreiben. Der alte Herr zieht den sanften Meister vor und dieser empfiehlt sich. Veit Stoß aber rast und tobt, und als der kranke Alte, der offenbar so viel Lärm nicht mehr verträgt, dabei vom Schlage getroffen wird, kommt er auf die Idee, „das Glück zu verbessern"; er nimmt die Stiftungsurkunde an sich und fälscht sie auf seinen Namen um. Darauf schafft er auf Grund jener Urkunde den berühmten „englischen Gruß", der heute in der Sebalduskirche in Nürnberg zu sehen ist. Der welsche Meister aber läßt sich das natürlich nicht ohne weiteres gefallen, und da ein als Liebhaber von Veits Tochter Bärbel abgefallener Geselle des Veit Stoß ihm den Siegelstock ausliefert, mittels dessen die Urkunde gefälscht wurde, so wird die Sache schlimm. Der Meister Stoß kommt an den Pranger, seine Tochter nimmt sich ob der Schande das Leben, und er selber ersticht sich an ihrer Leiche — angesichts seines schönen Rosenkranzes. Diese, ein wenig kurzatmige Handlung hat der Verfasser des Schauspiels „Veit Stoß" dadurch zu dehnen gesucht, daß er der Bärbel einen Liebhaber gab, der am Ende des zweiten Aktes teils um des Vaters, teils um der Tochter willen den bösen Gesellen ersticht. Worauf er mit Vater und Tochter Stoß zum wüsten Raubritter von Absberg flieht. (Dieser Raubritter wurde am Königlichen Schauspielhaus in Berlin von einem Herrn Zimmerer im besten Kasperletheaterstil, wahrhaft zum fürchten „wüst" voragieret!) Da sich aber am Ende des dritten Akts Bärbel entschließt, den Bräutigam fahren zu lassen und mit dem Vater, der sich dem Rat stellen will, nach Nürnberg zurückzukehren, so ändert dieser dritte Akt an dem Ganzen gar nichts und hätte getrost wegbleiben können. (Freilich, ein Raubritter ist immer etwas Schönes, und den trefflichen Herrn Zimmerer hätten wir dann auch nicht gesehen.) Wenn es nun nicht gelingt, Sinn und Zusammenhang dieses dritten Aktes mit dem Ganzen zu entdecken, so geht es, ehrlich gesagt, mit den vier anderen Akten auch nicht besser. Sie geben zwar eine geschlossene Handlung — ein mit Recht höchst verbotenes Benehmen hat seine üblen Folgen —, aber der Sinn dieser Handlung, ihr Zusammenhang mit irgend welchen allgemein menschlich bedeutenden Dingen, er wird nicht klar. Hören freilich, tun wir sehr genau, was der Verfasser gemeint hat: Veit Stoß versichert, er habe im Dienst seiner hohen Kunst, um seines Werkes willen so handeln müssen — das sei eben der Unterschied zwischen der künstlerischen und der bürgerlichen Moral — usw. — Ob der Widerstreit zwischen Künstlertum und Bürgertum in dieser Art, wie die romantische Tradition es lehrt, wirklich existiert, das ist eine wohl aufzuwerfende Frage; aber daß diese Tat des Veit Stoß jedenfalls ein miserables Beispiel für diesen Konflikt (einmal angenommen, es gäbe ihn) wäre, das ist gar keine Frage. Dies überaus schäbige Benehmen gegen die Konkurrenz, dieser höchst unlautere Wettbewerb, soll Beispiel einer künstlerischen Nothilfe sein? Wenn der Schnitzer erklärt, daß er neben den Auftragswerken „Dinge, die im Himmel glänzen", machen müsse, so wird völlig unklar, warum er dann zur Schaffung seines Rosenkranzes durchaus den Auftrag bei dem Tucher haben mußte und ihn nicht nach innerem Trieb auf eigene Kosten herstellt. Hier wird die übliche sentimentale Verfälschung des mittelalterlichen Kulturbildes zur dramatischen Katastrophe: das uns unerreichbare Wesen dieser Renaissancemeister machte es ja aus, daß sie die Kunst als sentimentale Privatkonfession gar nicht kannten, daß sie mit ihrem Publikum noch so eins waren, noch so sehr Sprecher eines Volkes, daß für sie die Kluft zwischen Publikumsbedienung und Selbsterfüllung nicht bestand. Die ideelle Deutung, die Stoß seiner Tat gibt, zerstört somit höchstens noch ihren einfachen und freilich uninteressanten menschlichen Grund im verbrecherisch starken Ehrgeiz

Digitized by Google

handwerksstolzen Meisters. Hat er so individuelle Bedürfnisse, so muß er ihnen ohne Auftrag dienen — hat er sie nicht, so muß er seinem Künstlertrieb in jedem andern Auftrag ebenso genügen können. Eine tragische Notwendigkeit zur Urkundenfälschung ergibt sich weder so noch so.

Aber sich so zwischen den Prunksessel einer effektvollen alten Kultur und den weichen Pfühl moderner Problematik glatt auf die Erde setzen, das ist ja die bekannteste Art der dramatischen Dilettanten, der das notwendige Künstlererlebnis nicht kennt. Das charakterisiert ganz und gar den Mann, der Herrn Sommerstorff als Albrecht Dürer auftreten läßt und nicht bedenkt, daß die schönsten und berühmtesten Weisheitssprüche des Meisters, inmitten eines Dialogs, von angeblich lebendigen Menschen geäußert, indiskret, naturlos, aufdringlich und albern wirken müssen. Das ist das Wesen des Stückeschreibers, dessen Prosa sich immerfort wie schlecht geratene Jamben anhört und dessen Sprachkraft in einem höchsten Augenblick (als die Tochter, die zugleich die Muse, gewissermaßen die innerste Seele des Veit Stoß ist, den Vater am Pranger zum letztenmal küßt) keine stärkeren Bilder zeitigt als „köstlicher wie Balsam, göttlicher als Himmelstau". — Alles in allem: das typische Stück des gebildeten Dilettanten, der sich an großen Namen, bunten Kostümen, hochtönenden Schlagworten und fremder Dramatik ein kleines Schreibe-Räuschchen suggeriert und vom schöpferischen Rausch des Dichters niemals etwas verspürt hat. Solche Stücke werden im gebildeten Deutschland hundert Jahre nach Schiller und Kleist jährlich mehrere Hundert geschrieben. Und wenn man sie aufführte, wären alle ihre Autoren so froh wie der Herr Tim Klein, dem neulich die Offiziersdamen im ersten Rang und die Kanzleirätinnen im zweiten Beifall klatschten. Man kann diesem Tim Klein, der im übrigen ein tüchtiger Geschichtsforscher zu sein scheint und der eben das höchst dankenswerte Dokumentenbuch von 1813 „Die Befreiung" ediert hat, gewiß keinen besonderen Vorwurf machen. Er ist kein Dichter, aber wahrscheinlich ein sehr anständiger Mensch, und es ist nicht seine Schuld, wenn ihm Urteilslose Ehren zuweisen, die eigentlich für Dichter bestimmt sind. Aber — und nun kommen wir erst zu dem Punkte, um dessentwillen die Betrachtung dieses Stückes überhaupt lohnt — wer ist so urteilslos und bringt heute in Deutschland so saft- und kraftloses Zeug zur Aufführung?

Von allen Hoftheatern ist keines so vollkommen rückständig, so ganz und gar jedem lebendigen Anhauch verschlossen wie das Königlich Preußische zu Berlin, das unter wesentlicher Beteiligung der preußischen Steuerzahler von allen deutschen Bühnen die am besten dotierte ist. Warum die preußischen Volksvertreter immer wieder einem Institut die Subvention bewilligen, das es aufs ängstlichste vermeidet, gelegentlich seiner ohne dies ungeheuer spärlichen Aeußerungen in irgendeine Berührung mit dem geistigen Leben der Zeit zu treten? Warum das preußische Volk ein Theater unterhält, das teils Privatbühne Seiner Majestät, teils Amüsementsstätte im Stile völlig zurückgebliebener Stadttheater ist, in dem die kläglichsten Epigonen wie Klassiker und die großen Klassiker wie Epigonen gespielt werden — nämlich ohne Geist und Leben, lediglich im hohlen, pathetischen Trott einer empfindungslosen Konvention!? Diese Frage ist schon oft, auch vom Herausgeber dieser Blätter, gestellt worden. Sie wurde nun wenige Tage nach der „Veit Stoß"-Première endlich auch einmal bei der Etatberatung im preußischen Landtag gestellt vom Abgeordneten Kopsch. Dessen Argumentation hätte vielleicht origineller und tiefer sein können, aber sachlich hat er eher zu wenig als zu viel gesagt, und zu dem ästhetischen Mißstand konnte er noch die fragwürdige soziale Handhabung des großen Apparats durch den Grafen Hülsen belegen. Was war die Antwort? Der Kultusminister war überhaupt nicht zu sprechen, und der Finanzminister erklärte, „daß ja bekanntlich der Staat auf die Führung dieser Theater keinen Einfluß hat". Er könne auf die Ausstellungen also nicht eingehen. Er tat das dann aber doch mit einigen nichtssagenden Scherzen. Und darauf die Antwort? Die Abgeordneten (auch

Digitized by Google

Herr Kopp und seine Freunde!) bewilligten glatt den Posten, über dessen Verwendung man ihnen eben offiziell jede Rechenschaft verweigert hatte!! Der Mangel an künstlerischem Interesse und an menschlichem Selbstgefühl, der hier zutage tritt, er verschuldet im Grunde das Unsal dieses Hoftheaters — und nicht erst in dieser letzten Instanz! Sehr viel, was gefällige Journalisten dem (gar nicht im geschilderten Maße unlenkbaren) Willen des Kaisers zuschieben, ist in Wahrheit nur Schuld der kunst- und mutlosen Persönlichkeiten, die zwischen dem Kaiser und der Bühne zu mitteln haben. Denn wenn selbst die Qualität des Repertoires unmöglich besser zu gestalten wäre, was rechtfertigt seine minimale Quantität, diese höchst unpreußische Faulheit?! Und was das atavistische Niveau dieser Theaterkunst?

Denn auch dieses zeigt im schönen Zusammenklang mit der Landtagsdebatte die „Veit-Stoß"-Première, daß man im Königlichen Schauspielhaus theatralisch genau so lebensfeindlich ist wie literarisch: immer noch diese riesengroßen, historisch exakt möblierten und vollkommen stimmungslosen Räume, immer noch diese unmöglich gemalte Steinplastik, immer noch dies Ensemble, das zwischen dem edlen Genäsel Sommerstorffs und dem grotesken Geheule des Herrn Zimmerer alle Stadien gespreizter Unnatur durchläuft und in dem Künstler ganz isoliert wirken, die wie Krausneck, freilich nur in Momenten der Ruhe, einen echten Ton trotziger Kraft haben oder wie die kleine Thimig, die in der Ruhe etwas zu monoton ist, im Affekt hinreißende Naturlaute besitzen. Wozu halten sich die Preußen ein solches Nationaltheater? Das sind die Gedanken, die diese Aprilpremière dringend nahelegt; was sie an Groll in uns erregt, das sollte sich nicht gegen den harmlos dilettantischen Autor richten, sondern gegen die Verantwortlichen des geistverlassensten aller deutschen Kunstinstitute.

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Sie kamen an der Ecke der Neptunfontaine heraus, deren Wasser im Sonnenglanze schimmerte. Dort ist es immer voll von Menschen und Lärm. Aus einer Gruppe erklangen lebhafte Stimmen: Chaussy, Valens, Aline und Lola waren zusammen. Die beiden Männer gingen voraus, Chaussy gestikulierte aufgeregt und sprach laut. Valens hörte unbeweglich zu, die Hände auf dem Rücken, ein höhnisches Lächeln auf dem Faungesicht. Ohne sich um ihre Begleiterinnen zu kümmern, unterhielten sie sich. Diese folgten ihnen in einiger Entfernung. Sie hatten kein Interesse mehr an dem Gespräch, ihre Erregung dauerte nie lange. Sie waren bei Frau d'Entraques Aussage gepackt gewesen. Lola hatte sogar einige Tränen vergossen. Als d'Entraque auf seine Frau schoß, waren sie dazugeeilt und hatten sich nicht von den Herren zurückhalten lassen, sie schrien mit der Menge mit. Aline konnte kein Blut sehen und wurde fast ohnmächtig. Der Geruch verfolgte sie noch mindestens zehn Minuten, dann verflüchtigte sich der Eindruck. Jetzt sprachen sie über die Toiletten, die sie im Saale gesehen hatten. Von Zeit zu Zeit horchten sie auf ein grobes Wort Chaussys: „Warum dieser ... von Präsident diese ... hatte sprechen lassen? Verpflichtete ihn seine uneingeschränkte Machtvollkommenheit, „Amen" zu alledem zu sagen, was diese Affen von Advokaten forderten, die Neger weiß wuschen? Schweigen hätte diese ... müssen oder der Sittenpolizei angezeigt werden! ... Denn ist es erlaubt, sich vor dem Publikum derartig zu enthüllen?"

Im Vorbeigehen fing Frau Kharv einige dieser Redensarten auf. Voller Entrüstung sagte sie, daß sie ihm mit ihrem Sonnenschirm die Augen ausstechen möchte. Die Gruppe ging vorbei, und Herr Perron beruhigte sie. Uebrigens ärgerten die Schmähungen auch die beiden Frauen, welche einen gemütlichen Spaziergang hatten machen wollen. Aline hängte sich schließlich an Chaussys Arm und sagte:

„Sei doch schon ruhig, alles sieht auf uns! Merkst du denn nicht, daß man sich schon über uns lustig macht ...? Ich habe jetzt gerade genug von der Sache! Man wird ihn freisprechen! Um so besser! Du wirst schon andern Stoff für deine Artikel finden ..."

Digitized by Google

Chaussy schimpfte, daß die Frauen von nichts eine Ahnung hätten, aber sein großer Zorn begann zu verfliegen. Als sie aus der oberen Allee heraustraten, trafen sie Charreire und Lavenne, die von der anderen Seite der Kaskade kamen. Chaussy wurde von neuem wütend.

„Einmal fällt der mir doch noch in die Hände," schrie er und zeigte auf Charreire. „Und daß er es dann nicht gut hat, das können Sie mir glauben! Freue dich noch nicht zu sehr, mein Freundchen, deine Aussage gestern kommt dich noch teuer zu stehen! . . ."

Valens brachte ihn noch mehr in Harnisch, als er von dem Weltruf Charreires sprach: die Kritiken aller Länder begrüßten in ihm einen Nachfolger Taines und Renans . . . Er erneuerte das Studium einer der leidenschaftlichsten Perioden der Geschichte . . . Ueberall lobte man seine Berichte, die Kraft seiner Gedanken, seinen Stil . . .

Chaussy unterbrach ihn durch eine Grobheit, die er zehnmal hintereinander wiederholte. Auf den Wegen hielten drei kleine Jungen in ihrem Spiel inne, um voller Entzücken dem feinen Herrn, der wie ein Fuhrknecht schimpfte, zu lauschen.

Daß sie einen solchen Zorn verursacht hatten, ahnten Charreire und Lavenne nicht, als sie die Allee de Ceres hinuntergingen. Bald schlugen sie einen der schmalen Pfade ein, die nach dem Bosket de l'Etoile führen und immer dunkler werden. Kein Spaziergänger hatte sich bis hierher verloren. Kaum drang noch aus der Ferne Kindergeschrei. Die beiden Männer, die sich zum erstenmal einander genähert hatten, waren bewegt; bei dem einen kam die Erregung aus dem Herzen, weil es sich um einen Freund handelte, bei dem andern sprach der Verstand und der Sinn für Menschlichkeit. Charreire hatte nie den geringsten Zweifel an der Unschuld Lermantes' gehabt, Lavenne hatte keinen mehr. Sie betrachteten diesen großen, komplizierten und tragischen Prozeß im ganzen, wie man ein Stück Geschichte ansehen würde, in das man selbst hineingemischt ist. Charreire, ein ausgezeichneter Logiker, beruhigte sich über die Lösung und zählte die Gründe für ein günstiges Verdikt auf, aber Lavenne war mißtrauischer und zweifelte an dem gesunden Menschenverstand und der Rechtlichkeit der Menschen. Für ihn waren die drei ereignisreichen Tage vor allem „literarischer Stoff", wie er alles von diesem Gesichtspunkte aus sah. Seinem scharfen Verstand, der nur durch den Beruf beeinflußt war, lag aber alles Grausame, Verächtliche und Erniedrigende fern. Als Charreire in großen Zügen eine glänzende Verteidigungsrede entwarf, rief Lavenne:

„Zweifellos haben Sie recht, aber da ist die Lösung nicht zu suchen. Die Geschworenen sind für solche Erörterungen, wie die von Ihnen angestellten, wenig zugänglich, sie sind impulsiv, gewöhnlich Neulinge, von ziemlich einfachem Verstande, von vorgefaßten Meinungen erfüllt. Der Grundgedanke der Debatte entgeht ihnen wohl. Der heutige Theatercoup steht jetzt für sie im Vordergrunde. Wie sind sie davon beeinflußt? Das müßte man wissen, um ihr Verdikt prognostizieren zu können!"

Charreire antwortete:

„Können wir den Eindruck, den sie empfangen haben, nicht nach dem unseren beurteilen oder nach demjenigen des Publikums? Und das haben wir gesehen, der ist ausgesprochen günstig . . ."

„Wird das bis morgen andauern . . .? Wird es der Ueberlegung standhalten? Machen Sie sich klar, daß diese Szene, die uns so heftig packte, eine Liebesszene war. Nichts wird nun in Wirklichkeit schlechter aufgefaßt als die Liebe. Für die meisten existiert sie nur physisch, nicht psychisch. Die meisten Wesen haben sie nur so verstanden, für sie ist Liebe etwas Schamhaftes und Abgeschmacktes, über das man mehr lacht als sich erregt: Possenstoff! Begreifen wir die Liebesgeschichten unserer Freunde? . . . Nie . . . Wenn sie mit irgendeinem Skandal enden, fühlen die Besten das Lächerliche mehr als das Schmerzliche . . ."

„Es scheint mir doch, daß wir soeben bis ins Mark erzitterten . . ."

„Sie, ich, einige Phantasten wie wir!"

„Nein, nein, der ganze Saal — Bürger, Soldaten, Arbeiter . . . ich fühlte auch, wie sie bebten, ich bin dessen sicher!"

Lavenne zuckte die Achseln:

„Weil ein Menschenleben auf dem Spiel steht!" meinte er. „Der Gedanke an die Guillotine versetzt sie immer in Aufregung . . . Aber im Grunde sind sie Tiger: sie sehen gern Blut, und das ist die einzige Gelegenheit, ihnen den Anblick zu gewähren! Lermantes und Frau d'Entraque kamen ihnen wie die Hauptfiguren eines Trauerspieles vor, und die Menge war so gerührt, als wenn es ihr im Theater vorgespielt würde! Aber nachher? Nichts geht schneller, als diese Helden in einem Augenblick als ein gemeines Paar zu verkleiden! Vielleicht vollzieht sich diese Metamorphose schon diese Nacht in den mittelmäßigen Hirnen der Geschworenen. Ich will

Digitized by Google

gern zugeben, daß sie brave Leute voll bester Absichten sind, gelegentlich sentimental, aber sie urteilen nach Kategorien. Dann unterhalten sie sich mit ihren Frauen und ihren Freunden, deren Meinung sich nach den Zeitungsberichten gebildet hat. Die einen sagen: Dieser Mensch ist ein Abenteurer, jene: diese Frau kennt keine Scham. Sie möchten nicht die Narren sein. Wir wollen annehmen, daß ihre günstigen Eindrücke über Nacht schwinden, und wenn Rutor sie morgen zu nehmen versteht, wird es ihm ein leichtes sein, sie zu gewinnen!"

Charreire wog einen Moment in seinem gerechteren Geist die Argumente des Menschenfeindes; er sagte:

„Ich bin vertrauensvoller als Sie! Ich hege eine bessere Meinung von diesen zwölf ehrenhaften und gerechten Männern, die ihre ganze Intelligenz aufbieten werden, um zu verstehen ... Vielleicht schätzen Sie den Intellekt zu hoch, um für die einfachen Leute genug übrig zu haben ... Diese wissen nicht immer zu begründen, was sie denken, sie werden aber von einem Instinkt geleitet: Das ist ein besserer Führer als die Ueberlegung... Ihr Instinkt wird ihnen die Wahrheit zeigen... Ich bin sicher, daß er ihnen diesen fürchterlichen d'Entraque klarmacht, der vor Lüge trieft..."

Jetzt pflichtete Lavenne bei.

„Das ist unsere beste Karte!" rief er. „Ein unangenehmer Zeuge von seiten der Anklage ist der beste Trumpf für die Verteidigung. Aber schließlich, wer weiß? Vielleicht finden zwei oder drei dieser Männer, daß die Rache sehr geschickt angelegt war. Und wenn es gar die Einflußreichsten wären?"

Charreire betrachtete ihn unruhig und erstaunt und antwortete nicht. Sie gingen im gleichen Schritt mit ganz verschiedenen Gedanken noch einige Augenblicke auf dem schmalen Fußpfad und bogen in die mit Gras überwucherte breite Allee du Petit-Pont ein. Charreire sagte plötzlich:

„Ob der Unglückliche die zwei Schüsse gehört hat? Ob er schon weiß, was seine Rettung kostet?"

Lavenne schauerte zusammen; er sah das Opfer im Hausflur des Gerichts zwischen der neugierigen Menge. Er sah die weiße Schönheit der Schultern, die brutal entkleidet worden waren, das bleiche Gesicht unter dem abgerissenen Schleier, das Blut, das von der linken Brust herabtröpfelte, den zusammengebrochenen biegsamen Körper, wie losgelöst, da ihn das Leben schon verließ und der Tod noch nicht starr gemacht hatte. Er stellte sich das Maß der Liebe vor, die über diesem Drama schwebte und es schon seit langem vorbereitet hatte ... schon in jener Zeit, wo die beiden Helden noch gar nicht existierten und bereits in jene Epoche zurückgriff, von der Luise Donnaz' zitternde Stimme berichtet hatte, und er sagte:

„Bewahren Sie dem armen Mann Ihre Freundschaft ... Die Freiheit wird vielleicht härter als das Gefängnis für ihn sein, das Leben grausamer als der Tod für diejenige, die er liebte! —"

Herr Rutor war ein gewandter Redner, aber diesmal hatte er kein Vertrauen zu sich. Er hatte seinen Antrag auf die Zeugenaussage d'Entraques begründet. Diese Basis fehlte ihm plötzlich und er stand vor der Alternative, auf die Anklagerede zu verzichten oder eine neue auszuarbeiten. Er wollte keinen übereilten Entschluß fassen, nicht schnell etwas Improvisiertes hersagen und bat deshalb um eine Vertagung. Bei reiflicher Ueberlegung fühlte er jedoch, wie schwer die Wahl für ihn war. Nach allen Richtungen hin prüfte er neue Argumente, und da er nicht das Glück hatte, einen triftigen Schuldbeweis zu finden, wurde er wieder von den früheren Zweifeln gepackt. D'Entraques Aussage war für ihn entscheidend gewesen, weil sie allein jenen bestimmten Charakter hatte, der sich der Gewißheit näherte. Sie stürzte zusammen; nicht einen Augenblick überkam ihn die Versuchung, sie aufrecht zu erhalten oder sie durch Klügeleien herzustellen.

Anderseits war das Liebesverhältnis mit der Frau eines Freundes ein neuer ungünstiger Zug für den Charakter von Lermantes. Der materielle Beweis eines Verbrechens schwand, jedoch wurde das Verbrechen wahrscheinlicher, wenigstens in seinen Augen. Ein weniger strenger Moralist und feinfühliger Psychologe hätte aus dieser Liebesgeschichte wohl nicht so harte Schlußfolgerungen gezogen. Aber Herr Rutor war ein Mann der Tatsachen, für ihn hatten sie eine so genaue Bedeutung wie Zahlen. Deshalb wirkte diese Liebesaffäre wie ein neuer Beweis, der sich dem Ganzen, das schon andere und ähnliche Züge Lermantes enthüllte, würdig anreihte. Hatte man ihn nicht schon als skrupellosen Geschäftsmann kennen gelernt, als gewagten Spekulanten, als Genußmensch mit leichter Moral? Nun kam noch das ehebrecherische Verhältnis hinzu, daß Maß war voll. Wurde ein Mensch, der schon so viele Missetaten und Abscheulichkeiten begangen hatte, in die Enge getrieben, verwandelte er sich schnell in einen Verbrecher. Denn von der Fähigkeit, eine solche Gemeinheit begehen zu können, bis zu ihrer Ausführung war nur ein Schritt.

Digitized by Google

War die Tatsache aufgestellt, brauchte die Absicht nur ausgeführt zu werden. Das Verbrechen schien das Zusammenwirken aller aufgehäuften Schwächen und Fehler. Es war spontan erfolgt, vielleicht in einer Minute, in der sich eine Gelegenheit bot, und es war durch dumpfe, düstere Arbeit vorbereitet, welche uns manchmal Handlungen begehen läßt, die unser Verstand noch nicht völlig erfaßt und verarbeitet hat.

Während Herr Rutor diesen Grübeleien nachging, verflüchtigte sich der starke Eindruck, welche die vorher stattgefundene Szene auf ihn gemacht hatte — er war auf demselben Standpunkt wie vor Beginn der Verhandlung — nur feindlicher gegen Lermantes gestimmt; seine Logik wehrte sich dagegen, von der Unwürdigkeit des Zeugen auf die Unschuld des Angeklagten zu schließen.

Die Gedanken gingen ihm wirr durcheinander und bedrückten ihn. Er wollte allein aus diesen Schwierigkeiten herauskommen und vermied es deshalb, wie vorgestern mit Herrn Motiers de Fraisse heimzukehren, um sich nicht beeinflussen zu lassen. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Spielzeug.

In den oberen Räumen der Ausstellung „Das Kind", die in den Ausstellungshallen am Zoo" die Interessen der verhätschelten Lieblinge der modernen Kultur von der Wiege bis zum Grabe ihrer Kinderjahre zusammenfassend aufzeigt, führt das Industrie- und Gewerbe-Museum Sonneberg sanft zurück ins Kinderland. Man sieht in großen Glasschränken, fein säuberlich numeriert und katalogisiert, jene einfachen, gedankenarmen, aber von der Liebe des Kindes rosarot angestrichenen Dinge, mit denen man einst flirtete: damals, als man selber „noch im Flügelkleide und als noch nicht jede Kinder-Unart vom Mikroskop der Kultur auf Psychologie untersucht wurde. Da zeigen sich, für das Bedürfnis des streichelnden, wiedergrüßenden Händedrucks durch die scheidende Glaswand leider unerreichbar, „das" Kamel und „die" Kuh: keine unter dem Drucke der sich auslebenden Phantasie des modernen Künstlers grotesk gestalteten Uebertiere, unter denen das Kind schließlich das Kamel für die Kuh oder die Kuh für das Kamel halten könnte, sondern richtige Normalviecher, leicht erkenntlich für jedes Gör, das den Elementarunterricht der Bilderbücher genossen hat. Da ist die Zauberwelt der „Magnetspiele", welche die kleinen Horatios zum ersten Male ahnen ließ, daß es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gibt, als sich ihre Schulweisheit . . . na und so weiter: da sind die rohbemalten, plump geschnitzten Puppenstubenmöbel, mit denen eine moderne Kurfürstendamm-Puppenhausbesitzerin zwischen sechs und zehn Jahren allenfalls ihr Dienstmädchenzimmer ausstatten würde. Da entfaltet sich die Szene (die uns damals eine Reinhardtszene dünkte) des „Vergnügungsparks": gefüllt mit der Reglosigkeit nuttiger Zinnstatisten, mit denen man inmitten der schwer zerbrechlichen Metallhäuschen und Metallbüsche doch die seltsamsten Begegnungen, die imposantesten Aufmärsche der Massen stellte. Diese Kostbarkeit oder den Weihnachtsmarkt oder die Frühjahrsparade aus Zinn, die sich alle bequem in den Bauch einer mittelgroßen Pappschachtel verstauen ließen, erhielt man zum Angebinde, wenn man sich die Prämie eines besonders generösen Geburtstagsgeschenkes durch tadellose Führung verdient hatte. Den „Zoologischen Garten" aber fertigte man sich lieber allein, indem man mit Mutters Schere sich selbst in die Finger, die Tierkörper aber aus den zoologisch charakterisierten Bildern der illustrierten Zeitschriften schnitt — arme Romanfortsetzung auf der Umseite! — und sie mit Klebstoff oder noch besser mit „Spucke" auf Pappe pappte. Und so tritt hier (in der Ausstellung auch wieder der „Guckkasten" in Sehweite und der Trapper auf dem Brett mit den rollenden Rädern, dessen Flucht vor einem unsichtbaren Apachenhäuptling man so geistvoll in Szene setzte, indem man das Bleichgesicht an einer Strippe vorwärtsbewegte, und die Pferdeleine, in deren Fesseln man — abwechselnd mit der Schwester — Vollblut lernte, und das Lottospiel, mit dessen Hilfe man Großmama Hanne in die Mitte nahm, wie dereinst

Digitized by Google

die Herren Stallmann, Bujes und Konsorten den Leutnant von Dippe im „Hôtel Fürstenhof“ in Berlin. Ich weiß nicht, wie die Spieljungens von heutzutage, die zur Weihe der Ausstellungs-Eröffnung so beherzt ihre Festlieder lärmten, wie die Spielmädels, die, mit Kuchen und Schokolade gestärkt, jetzt zu Dreien untergehakt und nach dem Rhythmus der „Puppchen“-Melodie an mir vorbei durch die Ausstellungsgassen schlenkern, über den Spielzeug-Hausrat der Urväter denken. Ich weiß nur, daß mir und meinem Begleiter, dem mit dem Monokel, ganz lyrisch geworden ist, als wir die alten Scharteken, an denen nun gar schon der Staub der Museums-Kuriosität sitzt, plötzlich wiedersahen. Immerhin konstatierte der Monokelmann mit tiefem Einblick in die Psyche des modernen Kindes: „Wenn ich das meinem Jungen schenken würde, er würde sofort vor Gericht Aufhebung meiner Vaterschaft beantragen.“

Das moderne Spielzeug stellt sich neben das vorzeitliche wie ein Kommerzienrat neben einen „Proletarier“, wie eine Kulturwohnung neben ein ostelbisches Schulhaus, wie ein Professor neben einen Analphabeten. Das alte Spielzeug war da, und man liebte es: das neue macht den „dicken Wilhelm“ und wirbt um die Neigungen unserer kleinen Nachfahren besonders dadurch, daß es aktuell ist wie ein allerneuestes Extrablatt, wie ein Bonmot von heute, wie eine frisch erschienene Kino-Wochenschau. Hier bringt das große Warenhaus eine gewaltige „Wehrvorlage“. Ein Riesenaufbau von Uniformen lockt auch die Hosenmätze, sich aktiv an dem Ausbau der Armee zu beteiligen: und der Preiskurant verlautbart, daß sich hierbei ein Potsdamer Gardeoffizier mit silberlitzigem „Garde-Kragen“ für 9,25 Mark, ein Garde-Artillerist für 16,50 Mark, ein Garde-Eisenbahner für 19,50 Mark herstellen läßt. Preissätze, gegen welche wohl nicht einmal der Sparsamkeitsfanatiker Ledebour Widerspruch erheben würde. Ein kleiner Exerzierplatz zeigt die frisch eingekleideten Rekruten — sechs Dragoner, sechs Kürassiere, sechs Ulanen, sechs Husaren, und nicht etwa aus ollem, ehrlichem Zinn gegossen, sondern Stoffpuppen in der Länge eines halben Männerarmes — bereits in den ersten Stadien ihres Dienstes (die Gesichter der jungen Krieger sehen durch einen Zufall, der die Fabrikation heimtückisch beeinflußte, so aus, als bestände das deutsche Heer tatsächlich aus jenen Elementen, die der Generalmajor von Liebert im Reichstag „Fremdkörper“ nannte). Unmittelbar neben dieser Filiale der deutschen Welt in Waffen rast, gestellt aus Hunderten von „Lineol-Soldaten“ — die sich den Größenverhältnissen der alten Zinnsoldaten wieder nähern, aber aus Holz und Linoleum gepreßt, auch mit giftfreier Farbe getüncht sind — die Schlacht vor Adrianopel, die jeder Vater seinem Sohn für 500 Reichsmark in das stilvolle Knabenzimmer stellen kann. (Bruchteile der Schlacht werden billiger abgegeben.) — Im Vordergrunde stürmen, die historische Wahrheit ein wenig überrennend, die Montenegriner. „Siehste, die mit den hellroten Fezen und den Schimmeln, det is det Regiment Ertrogul,“ sagt ein wissender Berlin W-Boy mit grasgrünem Gesicht über dem siebenzölligen Stehkragen: und auf dem „Feldherrnhügel“ inmitten des lineolischen Schlachtgetöses stehen, der Einfachheit halber, gleich sämtliche vier Balkanferschten nebeneinander, echt bis auf Ferdinands Nase ... Ein Schwebebahnmodell, eine jener blitzblanken technischen Delikatessen, wie sie in Ausstellungen heute so häufig dem Auge schmeicheln, greift der Berliner Wirklichkeit vor, da die Schwebebahn in Berlin bekanntlich nicht erlaubt wurde. Auch den etwa die Fläche eines Riesenbillards bedeckenden Eisenbahnhof, für dessen Installation sie 14 Tage gebraucht haben, mit seinen Schmuckhäuschen, seinen schlanken, sich so elegant um alle Kurven schwingenden D-Zügen, seinen unablässig manövrierenden Liliput-Lokomotiven wird man in dieser Sauberkeit und Uebersichtlichkeit in der reichshauptstädtischen Aktualität vergeblich suchen. Die Industrie der durch irgendeine geheimnisvolle Triebkraft beweglichen Metallfiguren läßt an den strahlenden Jungens-Augen als neueste Schöpfung den „Kofferträger mit der Karre“ vorüberstampfen, den „Motorradfahrer“ vorüberschnurren. Ein

Digitized by Google

Aeroplan ist schon für 3,25 Mark zu haben; die neuesten Kreationen des heißgeliebten Anker-Steinbaukastens, die (auch in der Linie der „höheren Bildung") ein altdeutsches Städtchen und ein sehr museumsmäßiges neues Berliner Opernhaus bringen, wenden sich dann mit ihren materiellen Ansprüchen wieder mehr an Kommerzienrats. Auch die ins Plastische, Gegenständliche übersetzte Fliegende Blätter-Groteske „Großfeuer in Zipfelshausen", ein Riesen-Modell im Oberländer-Stil, eine im karikaturistischen Sinne sehr vorgeschrittene Verulkung der Krähwinkelei, wird den Kindern gefallen, aber, ohne von ihnen verstanden zu werden. Der geistige Weg zu diesen Gulbranssson-Fratzen und Humsti-Bumsti-Szenen führt doch nur über einieg Bände Simplizissimus und Jugend: hier werden sich nicht einmal jene drei Salon-Babys auskennen, die im Ausstellungspavillon eines Kindermode-Magazins mit geschminkten Wangen und in geschminkten Stellungen die Geschmacklosigkeit eines Kinder-Boudoirs füllen müssen.

Aber mir scheint, der Geschmack der Jugend von heute wählt gerade zwischen Luxus und äußerster Primitivität; stellt sich vor allen Dingen in seinen Freistunden dahin, wo er selber zufassen kann und nicht nur fertige Dinge hinnehmen muß. Ich wills nur gestehen: ich habe einen der kleinen Weltbürger, die diese Ausstellung zunächst angeht und die sich für den Eröffnungstag so hübsch sonntagsmäßig zurechtgemacht hatten, interviewt: mit der durch eine Tafel Schokolade unterstützten bescheidenen Anfrage: „Was möchten Sie" — ich sagte der Vorsicht halber „Sie" — „von dem hier ausgestellten Spielzeug am liebsten besitzen?" Der Junge aber führte mich nicht vor die Adrianopel-Szene, auch nicht vor das Uniformenmagazin (Motto: „Ach, wie so kriegerisch"), sondern vor jene Modell-Galerie des „Schulmuseums Hannover", die die Arbeiten junger knetgewandter Finger, die Impressionsreflexe junger, an der Wirklichkeit geschulter Augen zeigte: das „Leben am Strande" mit den Sandhügeln und den mit bunten Papierfähnchen illuminierten Strandkörben; die „Schneelandschaft" mit der dicken, weichen Watteschneeschicht und der blaugrau glitzernden Glaseisbahn für die Schlittschuhläufer: das „Leben auf dem Markte" mit seinem Ueberflusse an Marktfrauen, vollgefüllten Gemüsewagen und braunrotem Bunzlauer Geschirr; vor den Schäfer, der inmitten seiner Herde steht und vor dessen Gruppe man unwillkürlich die Einsamkeit der öden Heide nachfühlt; und vor das niedersächsische Bauernhaus, auf dessen strohgedecktem Dache man den Storch vermißt, an den die Jahre, die dieses Haus gebaut haben, noch glauben ... Hier stand der Junge, ein Berliner Gemeindeschüler, festgemauert, reckte die Mausnase hoch und sagte erläuternd: „Det is allens aus Plastelin" (lies: Plastilin). „Da hab' ick auch schon wat draus gemacht. Einen Wagen mit Ochsen. Aus'n Burenkriech. Ja, det hier mecht' ick ham! Det andere is alles doof ...!" Ich muß gestehen, ich finde dieses Urteil überheblich, schroff, brutal: und ich würde mir nie gestattet haben, an dieser Stelle ähnlich zu zensieren. Aber es hat mich doch gefreut, daß es in der Zeit der Kulturmätzchen im Leben des Spielkindes, in der Zeit, in welcher vornehmlich Luxus und Ueberfeinerung die bürgerliche Großstadtkinderstube ausstatten, noch Berliner Jungens gibt, die sich strikt an das Einfachere, Greifbare, Zugängliche halten und das andere — ohne es zu ersehnen, zu bewundern, herbeizuwünschen — einfach und schlechtweg für „doof" erklären. Das mag nicht sensibel und nicht differenziert sein: aber es ist sehr gesund und sehr jungenhaft! Urbanus.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 18 | Berlin, den 3. Mai 1913. | 42. Jahrgang Band 83.

Skutari und der Panslawismus.

Von

Otto Corbach.

Als die Nachricht, daß Adrianopel gefallen sei, in Petersburg eingetroffen war, platzte sie in der Reichsduma mitten in die fesselnde Rede eines angesehenen Abgeordneten hinein. Ein Freudentaumel erfaßte das ganze Haus. Der Redner stockte, brach ab. Ein Abgeordneter betrat die Tribüne —: „Adrianopel ist gefallen! Hurra! Abgeordnete und Publikum erhoben sich wie ein Mann und brachen in brausende, lang anhaltende Hurrarufe aus. Die Sitzung wurde aufgehoben, und unter erneuten stürmischen Hurrarufen nahmen die Deputierten die beiden anwesenden Bulgaren, den Sobranjepräsidenten Danew und den bulgarischen Gesandten Bobtschew, auf ihre Schultern und trugen sie, begleitet von dem Präsidenten und den Vizepräsidenten, im Triumph nach dem Katharinensaal. Reden wurden gehalten, die russische und die bulgarische Hymne immer von neuem gesungen und dann von der Geistlichkeit ein Tedeum „für den Sieg der bulgarischen Brüder" zelebriert.

Der deutsche Michel las diese Notiz in der Zeitung und fühlte nach ihr doch wohl ein gewisses Unbehagen, aber er beruhigte sich sofort wieder, als er das „amtliche Rußland" nach längerem Schwanken in seiner friedfertigen Haltung verharren sah. Sasanow behauptete seinen Platz, trotzdem er sich weigerte, gegen den Willen Oesterreich-Ungarns Serbien zu Djakowa und Montenegro zu Skutari zu verhelfen. Jetzt hat der König der schwarzen Berge der selbst von Rußland gebilligten Flottendemonstration der europäischen Großmächte zum Trotz die Belagerung Skutaris bis zum bitteren Ende durchgeführt; er ist in die Stadt eingezogen, die nach einer Vereinbarung zwischen den Mächten zum künftigen Albanien gehören soll, und erklärt, sich nur mit Gewalt aus ihr hinausbringen lassen zu wollen. Aufs neue drängen die Wogen der panslawistischen Erregung in Rußland mit Wucht gegen die Dämme, die das amtliche Rußland dagegen aufgerichtet hat. Einen Augenblick scheint es, als sei der Anprall stärker als die Widerstandskraft der Schutzwehren. Die Kölnische Zeitung meldete aus Petersburg: „Die Presse kennzeichnet deutlich den nervösen Umschwung in der Stimmung. Die bekannten Nationalistenblätter sind natürlich überschwenglich und siegestrunken. Der Swet schreibt: Skutari unser! und feiert einen russischen Sieg. Dies war bei der herrschenden Spannung selbstverständlich. Sehr ernst zu nehmen ist aber der völlig veränderte Ton der halbamtlichen Blätter. Der Rjetsch verspottet die Fruchtlosigkeit der bisherigen Anstrengungen der Diplomatie. Jeder Vorschlag, Maßregeln gegen Montenegro zu ergreifen, würde noch unpopulärer sein als der andere. Die Großmächte würden in nächster Zukunft eher eine Entschädigung Albaniens für das verlorene Skutari als eine Entschädigung Montenegros erwägen müssen." Der deutsche Michel fühlt sich wieder etwas beunruhigt. Besorgt forscht er nach der Meinung der politischen Auguren. Neue Zeitungsmeldungen hellen sein Antlitz rasch wieder auf. Sie wissen von „beruhigenden offiziösen Erklärungen in London, Wien, Berlin" zu berichten: „Wie das Reutersche Bureau erfährt, herrschte nach Empfang der österreichisch-ungarischen Zirkularnote — die energisches Vorgehen gegen Montenegro verlangte — in diplomatischen Kreisen kein Pessimismus". Doch noch steht die Entscheidung der Petersburger Regierung aus. Nur eine

Digitized by Google

Nacht braucht diese Ungewißheit Michels Schlaf zu beeinträchtigen. Das Morgenblatt erzählt ihm dann: Die „Neue Freie Presse" meldet aus Petersburg: Eine sehr hochstehende Persönlichkeit hat mit Sasanow über Skutari gesprochen. Sasanow habe bemerkt, daß von einer Revision des Beschlusses der Großmächte bezüglich Skutaris keine Rede sein könne."

Sasanow wird wohl wissen, warum er eine solche Erklärung mit voller Bestimmtheit abgeben konnte. Oesterreich wird seinen Willen bekommen, sein Prestige retten können, König Nikola Skutari räumen müssen, ohne daß die Ruhe Europas deshalb vorläufig gestört würde. Und alles wäre wieder in schönster Ordnung? Wie auf Schiffen, die nach glücklich überstandenem Sturm wieder eine spiegelglatte See durchfurchen?

Der ganze Balkankrieg hätte vermieden werden können, wenn sich Europa von der alten Türkei nicht dazu hätte bestechen lassen, auf eine ernsthafte Durchführung der auf dem Berliner Kongreß und bei späteren Gelegenheiten geforderten Reformen zu verzichten. Noch kurz vor Ausbruch des Krieges hätte der moralische Druck eines vereinigten Europas die Türkei zu all den Zugeständnissen an die nichttürkischen Völkerschaften im europäischen Teil des ottomanischen Reiches zwingen können, mit deren Vorenthaltung der Balkanbund allein seine Flibustierpolitik entschuldigen konnte. Wenn man es einmal zuläßt, daß „mit Blut und Eisen" Politik gemacht wird, so ist es immer bedenklich, dem Sieger seine Beute zu entreißen. Das haben z. B. die Folgen des erzwungenen Verzichts Japans auf die Halbinsel Liautung nach seinem Kriege mit China im Jahre 1895 gelehrt und das werden vielleicht die Folgen der Beschränkungen lehren, zu denen Europa die Balkanstaaten, insbesondere Serbien und Montenegro, in der Ausnützung ihrer Siege genötigt haben.

Die deutsche Regierung ist sich allerdings darüber klar, daß die Ereignisse am Balkan für das Deutschtum dauernd nachteilige Folgen haben werden. Der Reichskanzler Herr v. Bethmann Hollweg hat die neue Heeresvorlage mit den durch den Balkankrieg verursachten Machtverschiebungen begründet. Wir seien, sagte er, zwischen der Slawenwelt und dem Franzosentum „eingekeilt". Wenn jedoch unsere Staatsmänner nichts anderes aus der jüngsten Geschichte des nahen Ostens zu lernen wissen, als daß weiter gerüstet werden müsse, so werden ihre Anstrengungen, eine künftige Gefahr abzuwenden, wenig nützen. Viel wichtiger als jede Heeresvermehrung, die uns wirtschaftlich schwächt, ist eine neue politische Orientierung. Die deutsche Diplomatie hat bisher fast immer nur mit gewordenen, nie mit werdenden Machtelementen zu rechnen verstanden; sie irrte daher stets in der falschen Richtung, sobald eine innerlich morsche alte, mit einer jungen, noch unbewährten, aber in aller Stille erstarkten Macht in Kampf geriet. Sie mißachtete Japan, solange es Rußland noch nicht besiegt hatte; sie hatte vom Jungtürkentum so gut wie keine Ahnung, solange Abdul Hamid am Ruder war, sie verkannte die Kräfte der Balkanslawen vor dem jüngsten Kriege, und trotz all solcher Erfahrungen verwechselt sie noch oft den Zaren und seinen Hof mit Rußland, wie es ist und sein wird. Die deutsche Diplomatie hat erst nach dem russisch-japanischen Kriege infolge österreichischer Initiative den Mut gefunden, dem Zarenreiche die Stirn zu bieten. Das hätte immerhin erfreulich sein können, wenn es sich dabei um weniger zweifelhafte völkerrechtliche Fragen gehandelt hätte. Es wäre nicht schlimm gewesen, den russischen Staat herauszufordern, wenn man die Empfindungen des russischen Volkes geschont hätte. Der russische Staat ist heute schwächer als vor dem letzten ostasiatischen Kriege, aber das russische Volk ist viel stärker. Rußland ist die am wenigsten entfaltete, aber auch die größte und am wenigsten erschöpfte Macht Europas. Was bei den anderen Nationen eine Frage um Sein oder Nichtsein bedeuten würde, das ist für die Russen in der großen Politik oft nur eine Episode. Der ostasiatische Krieg war nur eine Welle im Meer russischer Geschichte; der einzelne Russe empfindet ihn lediglich als eine starke Anregung für seine Nation, sich ihrer schlummernden Kräfte bewußt zu werden. Er zweifelt deswegen nicht im geringsten daran, daß Rußland einst

Digitized by Google

alle seine Gegner zerschmettern werde. Was bedeutet dagegen Oesterreich? Einen starken Staat und ein Gemisch von Völkern ohne starkes Zusammengehörigkeitsbewußtsein. Wenn wir nun Oesterreich in seiner Balkanpolitik bedingungslos gegen Rußland die Stange hielten, so setzten wir uns zu Rußland in einem Falle in Widerspruch, wo es in der Pose des Vorkämpfers der Freiheit und Unabhängigkeit noch schwacher, aber tüchtiger slawischer Völker auftrat, die unser Bundesgenosse in der Vergangenheit politisch oder wirtschaftlich zu erdrosseln gesucht hatte. Für die Folgen wird das deutsche Volkstum in Deutschland und Oesterreich aufzukommen haben, sobald in Rußland die wachsende Unzufriedenheit im Volke die Regierung genötigt haben wird, in der auswärtigen Politik Volkswünschen Rechnung zu tragen. Es ist ungemein bezeichnend, daß die Petersburger Regierung sich jetzt zu einer polenfreundlichen Politik entschlossen hat, im ehemaligen Königreich Polen alle Freiheiten der russischen Städteordnung einführen und sogar den Gebrauch der polnischen Sprache im amtlichen Verkehr sanktionieren will. Das soll geschehen, wie in den Verhandlungen des russischen Staatsrates betont wurde, damit, wenn jener Konflikt zwischen Slawentum und Germanentum ausbreche, von dem der deutsche Reichskanzler gesprochen, die Slawen alle auf einer Seite stehen würden. Ob wohl nun in den Köpfen unserer „nationalen" Politiker bald die Wahrheit aufdämmern wird, daß in Preußen-Deutschland keine Politiker weniger das Prädikat „national" verdient haben als die Väter unserer Ostmarkenpolitik?

Kloster Unesma.

Von

Victor Noack.

In seiner „Monistischen Sonntagspredigt" (Predigt!) vom 15. Februar d. J. (Nr. 74; Beilage des „Monistischen Jahrhunderts") publiziert Wilhelm Ostwald seinen Statutenentwurf für das „monistische Kloster" (Kloster!). Es sei nur gleich vorhinein bemerkt, daß die Bezeichnungen „monistische Sonntagspredigt" und „Kloster", nicht etwa von mir erfunden sind, um die kirchlichen Allüren unserer Monisten zu glossieren. Wilhelm Ostwald selbst wendet sie an, allen Ernstes, ohne satirische Färbung, gleichwie selbstverständlich und naturentsprechend. Wir werden übrigens gleich an Hand des Statutenentwurfs für die erste monistische Siedelung — genannt Unesma — auf dem von Ostwald persönlich erworbenen und der Genossenschaft vorgestreckten Grundstücke der Amtsschreibermühle bei Eisenberg in Sachsen-Altenburg erkennen, daß es bei dieser immerhin noch äußerlichen Aehnlichkeit zwischen Kirchentum und Monistentum nicht verbleibt, daß der „Zauberer von Rom" auch geistige Eroberungen im Deutschen Monistenbunde gemacht hat, daß selbst ein Wilhelm Ostwald, unser Energetiker, im Banne der Weihrauch-Romantik schmachtet.

Es ist nicht etwa das Produkt einer verträumten Mußestunde, das ich meiner Betrachtung zugrunde lege. Ostwald betont a. a. O., daß der in Rede stehende Statutenentwurf ihm „sehr erhebliches Nachdenken" gekostet hat. Der verdienstvolle Gelehrte spricht aber gleichzeitig den Wunsch aus, man möchte an seinem Entwurfe Kritik üben und Vorschläge zu seiner Verbesserung machen. Das letztere vermag ich nicht, weil mir das ganze Projekt als verfehlt erscheint. Wenn ich trotzdem Energie auf die Kritik eines im ganzen verworfenen Planes scheinbar verschwende, so verwerte ich sie m. E. in Wirklichkeit zum Nutzen des deutschen Monismus, indem ich mit der Kritik des Ostwaldschen Statutenentwurfs darüber hinaus den Deutschen Monistenbund zu treffen und zu alterieren hoffe.

Als Zweck der Siedelung gibt Ostwald a. a. O. § 2 an „die Sicherung der ökonomischen Existenz der Mitglieder auf genossenschaftlicher Grundlage". „Zur Erreichung dieses Zweckes", heißt es in § 3 des Statutenentwurfs, „erwirbt die Genossenschaft Grundeigentum zu gemeinsamer Bewohnung, betreibt Landwirtschaft, Gewerbe und Handel und übt jede andere, dem Zwecke entsprechende Tätigkeit aus."

Digitized by Google

Also bitte, verehrte Leser: es ist nicht etwa Adolf Damaschke, der Vorsitzende, des „Bundes Deutscher Bodenreformer", es ist Prof. Wilhelm Ostwald, der Vorsitzende des „Deutschen Monistenbundes", der dieses bodenreformerisch-monistische Experiment betreibt.

Wir sehen auch bald, daß der Ausflug ins Bodenreformerische nur ein Seitensprung ist, daß der genossenschaftliche Landwirtschaftsbetrieb nicht — wie man aus der synthetischen Auffassung von § 2 und § 3 schließen könnte — Zweck des Unternehmens, sondern nur Mittel zum Zweck sein soll. Der Zweck aber heiligt das Mittel, und das in um so höherem Grade, wenn der Zweck ein so hehrer ist, wie er sich aus § 4 des Ostwaldschen Statutenentwurfs mit Klarheit ergibt. Dieser § 4 lautet:

„Vorbedingung zur Erwerbung der Mitgliedschaft ist das Bekenntnis und die Betätigung der monistischen Weltanschauung im Sinne praktischer sozialer Arbeit."

So steht's geschrieben, lieber Leser, — ich kann's nicht ändern. Die feierliche Ablegung eines Weltanschauungsbekenntnisses, also eines Glaubensbekenntnisses als unerläßliche Bedingung für die Aufnahme in ein „Kloster", das erinnert höchst fatal an das Jus ecclesiasticum. Und nicht minder fatale Erinnerungen erweckt die Vorschrift der „Betätigung der monistischen Weltanschauung" im Sinne des gelobten Glaubensbekenntnisses.

Ja, dieser § 4 ist doch gar nicht anders zu verstehen als eine Einschwörung der Klosterbrüder auf ein — Dogma.

*

So rufen wir denn Altmeister Ernst Haeckel (er feierte am 16. Februar seinen 79. Geburtstag) selbst an:

Im Herbst des Jahres 1904 fanden in Rom der allgemeine Freidenker-Kongreß, in Saint Louis ein „Internationaler Kongreß für fortschrittliche Weltanschauung" statt. Ernst Haeckel sprach beiden Kongressen in der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort" (IV, 13) sein Bedauern darüber aus, daß er an ihren Verhandlungen nicht teilhaben konnte; „da ich aber von vielen Seiten aufgefordert worden bin, wenigstens schriftlich einen Beitrag zu den Verhandlungen des Kongresses zu liefern, fasse ich nachstehend kurz diejenigen Grundsätze zusammen, die mir vor allem der Anerkennung und Verbreitung würdig erscheinen". Und der greise Forscher sandte der wissenschaftlich denkenden Welt einen Extrakt aus seiner Lebensarbeit: die „30 Thesen zur Organisation des Monismus." (Siehe „Das Freie Wort" a. a. O.)

„Von den 30 hier formulierten Thesen", schrieb Haeckel a. a. O., „beziehen sich 20 auf den theoretischen, 10 hingegen auf den praktischen Monismus. Diese letzteren sollen nur allgemeine (subjektiv verschieden auszulegende) Anregungen geben. Dagegen betrachte ich die ersteren (die objektiv anerkannten Ergebnisse der modernen Wissenschaft) als feste Grundlagen der einheitlichen Weltanschauung."

Das ist noch himmelweit entfernt von Dogmenbildung.

Unter den von Haeckel „als feste Grundlagen der einheitlichen Weltanschauung" bewerteten ersten zwanzig Thesen lautet die neunte: „Die Fortschritte der Entwicklungslehre haben uns überzeugt, daß die ganze Natur in kausalem Zusammenhang einem großen einheitlichen Prozesse der Entwicklung unterliegt, und daß diese Kosmogenesis aus einer ununterbrochenen Kette von Umbildungen besteht. . . . Ein Teil dieses universalen Entwicklungsprozesses ist unmittelbar unserer Erkenntnis zugänglich; Anfang und Ziel desselben sind uns unbekannt."

Die achtzehnte dieser zwanzig Thesen lautet: „Gleich allen übrigen Funktionen des Gehirns (Empfinden, Vorstellen, Denken) ist auch das Wollen des Menschen eine physiologische Funktion dieses nervösen (und ich ergänze aus These 13: in „die unendliche Umbildung der lebendigen Substanz" einbezogenen) Zentralorgans und durch dessen anatomische Struktur bedingt. Die besonderen persönlichen Eigenschaften des menschlichen Gehirns, welche teils durch Vererbung von den Vorfahren (Anlage) gegeben, teils durch Anpassung im individuellen Leben erworben

Digitized by Google

sind, bedingen mit Notwendigkeit auch seinen Willen. Das alte Dogma der Willensfreiheit (Indeterminismus) erscheint daher unhaltbar und muß durch den Determinismus ersetzt werden." (Von Haeckel selbst unterstrichen.)

Man könnte, flüchtig denkend, vermuten, es sei hier nur daran gedacht, das alte Dogma durch ein neues zu verdrängen. Haeckel wird wohl aber sich nur deswegen nicht ausdrücklich dagegen verwahrt haben, weil ein Dogma des Determinismus, unter dem Gesichtswinkel seiner Thesen betrachtet, ein Nonsens wäre. Jeder Zweifel hinsichtlich der Stellung Haeckels zum Dogma wird übrigens völlig zerstreut durch die den ersten zwanzig nachgeordneten letzten zehn Thesen. Ich zitiere: „Dagegen ist mit allen Mitteln die Hierarchie zu bekämpfen, welche der weltlichen Macht einen geistlichen Mantel umhängt und die Leichtgläubigkeit der ungebildeten Volksmassen zur Förderung ihrer egoistischen Zwecke ausnutzt. Die Pflege der Konfession ist entschieden zu bekämpfen" .... „Der bisherige konfessionelle oder dogmatische Religionsunterricht ist durch vergleichende Religionsgeschichte und die monistische Sittenlehre zu ersetzen" .... „Da die gesunde Entwickelung der Seele (als Funktion der Großhirnrinde) mit derjenigen des übrigen Organismus eng verknüpft ist, muß die monistische Jugenderziehung, frei von dogmatischen Konfessions-Lehren der Kirche, dahin streben, daß Geist und Körper von frühester Jugend an gleichmäßig ausgebildet werden."

Zum Schluß sagt Haeckel in der dreißigsten seiner Thesen zur Organisation des Monismus — und das erhellt mehr als alles vorausgegangene des Altmeisters Stellung zu dem Kloster-Statutenentwurf Wilhelm Ostwalds, insbesondere zum § 4 dieses Entwurfs:

„Um die einheitliche naturgemäße Weltanschauung in weitesten Kreisen zu verbreiten und die segensreichen Früchte des theoretischen Monismus auch praktisch allseitig zu verwerten, ist es wünschenswert, daß alle dahin gerichteten Bestrebungen durch Gründung eines einheitlichen Monisten-Bundes einen gemeinsamen Mittelpunkt finden. In dieser „universalen Monisten-Gemeinde" würden nicht nur alle Freidenker und alle Anhänger der monistischen Philosophie Aufnahme finden, sondern auch alle „freien Gemeinden, ethischen Gesellschaften, freireligiösen Gemeinschaften" usw., welche als Richtschnur ihres Denkens und Handelns allein die reine Vernunft anerkennen, nicht aber den Glauben an traditionelle Dogmen und angebliche Offenbarungen" ....

*

Welch eine Kluft gähnt zwischen diesen Haeckelschen Thesen zur Gründung des Monisten-Bundes (1904) und dem Klosterprojekt des Monistenführers von 1913; zwischen der „universalen Monisten-Gemeinde", wie sie Haeckeln vorschwebte und der monistischen Klosterbrüderschaft, die sich dem Bekenntniszwange unterwirft.

Wilhelm Ostwald spricht von den Insassen seines Klosters als von Brüdern und hebt dabei mit seinem § 5 die soziale Gleichheit der Klosterinsassen auf, scheidet sie in solche erster, zweiter, dritter und vierter Klasse. Man höre:

§ 5 lautet: „Die Mitgliedschaft wird erworben:

a) Durch einmalige Zahlung eines Kapitals von bestimmter Höhe. Der Betrag wird alle fünf Jahre von den Organen der Genossenschaft neu festgesetzt und beträgt für die ersten fünf Jahre 30 000 Mk. Ehepaare zahlen für beide Teile 50 000 Mk.

b) Durch jährliche Zahlung eines bestimmten Betrages, der gleichfalls durch die Genossenschaft alle fünf Jahre neu festgestellt wird und in den ersten fünf Jahren 1400 Mk. jährlich beträgt.

c) Durch Arbeitleistung in den Betrieben der Genossenschaft. Diese Arbeiten werden nach den üblichen Lohnsätzen, welche die Genossenschaft durch ihre Organe feststellt, jeweils verrechnet. Was über den unter b festgesetzten Betrag hinaus von dem einzelnen erworben wird, kann von diesen in barem Gelde beansprucht werden" („kann beansprucht werden"; was soviel heißt wie: lieber sähe man es natürlich, wenn auf den Anspruch verzichtet würde. D. V.)

Digitized by Google

d) Eine Kombination der unter a bis c genannten Leistungen ist zulässig.

e) Uebrigens sind alle Mitglieder verpflichtet, solange sie arbeitsfähig sind (das versteht sich ja wohl von selbst. D. V.), mindestens 500 Arbeitstunden jährlich in den Betrieben der Genossenschaft zu arbeiten. Die Art der Arbeit kann von denen, die unter den Bedingungen a und b eingetreten sind (also von den Begüterten. D. V.), innerhalb der vorhandenen Betriebe frei gewählt werden" ....

Also eine getreuliche Miniaturausgabe der kapitalistischen Gesellschaftspyramide mit all ihren Gebresten: Den Sockel werden — so hofft man — die c-„Brüder" bilden, die Armen, die Proleten, die gar kein Geld haben und — Ostwald hält das offenbar für ganz in der Ordnung — die deswegen auch nicht berechtigt sind, sich eine Arbeit entsprechend ihrer Neigung und Befähigung zu wählen. Sie haben kein Arbeitwahlrecht wie die besser situierten „Brüder", sie haben widerspruchslos sich den Anordnungen der Arbeitaufsicht zu fügen. Da der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern in Deutschland sehr groß ist, wird sich unser Klostergutsbesitzer Wilhelm Ostwald trotz der Zubilligung eines Anspruchs auf den über die Jahressumme von 1400 Mark hinaus erarbeiteten Lohn in bar (Jessas na!) bald genötigt sehen, sich an der großagrarischen Einfuhr von slawischen Wanderarbeitern zu beteiligen. Dadurch dürfte die Klosterbruderschaft einen interessanten Einschlag von Internationalität und Intersozialität erhalten. Das wird schließlich allein von der Höhe des von den „Organen der Genossenschaft" festgestellten Lohnsatzes abhängen.

Uebrigens: die „Organe der Genossenschaft" ... doch davon später!

Da die „Proletarier in gehobener Lebenslage" (wie Bebel die in ihrer Lebenshaltung über das Durchschnittsniveau etwas hinausgehobenen Arbeiter nannte) ihre Arbeitskraft noch weniger wohlfeil hergeben als die desperate unterste Schicht des Proletariats, so bezweifle ich stark, daß die Klasse d der Kloster-Genossenschaft ein nennenswertes Kontingent an Arbeitskräften stellen wird.

Bleiben die „besitzenden Klassen" a und b. Diese aber werden bei der Ausübung ihres Arbeitwahlrechtes mit verblüffendem Scharfsinn die angenehmste Arbeit zu wählen wissen. Ich fürchte, der Wahlakt wird mannigfache Proteste zur Folge haben, und die Entscheidungen des Wahlprüfungsausschusses werden wiederum angefochten werden; es wird zu Differenzen, zu langwierigen erregten Aussprachen kommen. Vielleicht weiß Wilhelm Ostwald nicht, daß landwirtschaftliche Arbeit immer dringlich ist. Daß ein Arbeitzwang bei Menschen der begüterten Klasse Abneigung hervorrufen kann, weiß Ostwald sicherlich; denn wohl nur, um diesen den Arbeitzwang in milderem Lichte erscheinen zu lassen, hat er sich entschlossen, den § 5 mit seiner Klassentrennung in den Statutenentwurf aufzunehmen. Kann es ihm doch nicht entgangen sein, daß er mit den Bestimmungen des § 5 seiner Klosterbruderschaft den Charakter der Gleichheit, d. h. der Brüderlichkeit benimmt (ohne Rechtsgleichheit keine Brüderlichkeit. D. V.), den Keim von Neid und Haß zwischen Klassen, deren einer Vorrechte die Benachteiligung der anderen bedingen, in sein Kloteridyll verpflanzt, und daß er schließlich zu den schon vorhandenen fatalen Aehnlichkeiten seines Projektes mit den katholischen und andersgläubigen Kirchen eine weitere höchst fatal wirkende hinzufügt: Wer denkt denn bei alledem nicht an die Unterscheidung der katholischen Klosterordnung von dienenden (Laien-) Brüdern und (theologisch) gelehrten Brüdern!

Schließlich krönt Ostwald den § 5 durch die geradezu überraschend unsozialen und inhumanen Bestimmungen des § 6a und b, die besagen, daß den im Kloster erkrankten Brüdern (!) weder ärztliche Hilfe noch Verpflegung und den arbeitsunfähig gewordenen „arbeitenden Mitgliedern nach c" (also den allerärmsten! D. V.) auch Wohnung und Nahrung von der Genossenschaft nicht gewährt werden. Freilich heißt es a. a. O., Leistungen werden von der Genossenschaft angestrebt; aber vorläufig hat es damit gute Weile.

Also zwei „Todsünden" gibt es in dieser Ostwaldschen monistischen Klosterordnung: Verlust der physischen Arbeitkraft und —: § 8 be-

Digitized by Google

sagt: „Der Austritt aus der Genossenschaft erfolgt unfreiwillig (also zwangsweise. D. V.) bei solchen Mitgliedern, welche sich grundsätzlich und erheblich gegen die Grundlagen der Genossenschaft vergehen.“ Die Grundlage der Genossenschaft ist laut § 4 das „Bekenntnis und die Betätigung der monistischen Weltanschauung“. Mithin: zwangsweise entfernt, verbannt, geächtet wird, wer sich am Dogma versündigt.

Die „Organe der Genossenschaft“ (siehe oben. D. V.) halten Gericht über den „Ketzer“. „Der unfreiwillige Austritt wird durch Beschluß des Vorstandes eingeleitet“ (§ 8b). Der Vorstand besteht aus drei Mitgliedern (die heilige 3! D. V.), den beiden Vorsitzenden und dem Schriftführer (§ 10,1). Das zweitmächtigste Organ der Genossenschaft ist (§ 10,2) der „Große Rat“ (sic!).

Und wieder erinnert man sich der alten Hierarchie.

*

Dogma — Inquisition — Ketzergericht — Bann —! Rom triumphiert. Die Jesuiten werden uns ja wieder ins Land kommen und werden ihre helle Freude haben an dem Monistenkloster Unesma. Was aber dünkt dich, Altmeister Haeckel, über Unesma?

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Die mit ihren Gesetzen alle Fernen des Raumes und der Zeit durchdringende Himmelskunde hat sich auch ein Bild zu machen versucht über die Ausdehnung des Universums, soweit dasselbe mit den gegenwärtig größten Fernrohren von etwa einem Meter Objektivdurchmesser oder mit den zurzeit gewaltigsten Spiegelteleskopen von ungefähr 1½ Meter Oeffnung unserer Wahrnehmung zugänglich ist. Naturgemäß ergibt sich dabei ein Weltenraum von scheinbar endlichen Dimensionen, über dessen schier unendliche Größe man sich am besten vielleicht auf folgende Weise eine ziffernmäßige Vorstellung machen kann. Unser Sonnensystem, d. h. die Sonne mit samt allen Planeten hat, wie aus spektroskopischen Messungen sicher nachgewiesen werden konnte, eine Vorwärtsbewegung im Weltenraume in Richtung nach dem Sternbilde des „Herkules“, die mit einer Geschwindigkeit von rund 19 Kilometern in der Sekunde sich vollzieht. Bei dieser nahezu geradlinigen Vorwärtsbewegung des Sonnensystems würden wir das gesamte, unserer Vorstellung zugängliche Universum in etwa 250 Millionen Jahren durchlaufen haben, ein Zeitintervall von so gewaltigen Dimensionen, daß im Vergleich dazu die bisher verflossenen etwa 8000 Jahre menschlicher Kultur mit ziemlich gesicherten astronomischen Wahrnehmungen verschwindend klein erscheinen. Die diesen Betrachtungen zugrunde gelegte Endlichkeit des Universums glaubte man bisher als erwiesen betrachten zu können. Hatte doch der hervorragende, in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts tätige Bremer Astronom Olbers nachzuweisen versucht, daß gegen die Unendlichkeit der Welt die Tatsache spräche, daß das mit Sternen oder Sonnen fernster Weltensysteme besäte Himmelsgewölbe unendlich viel weniger leuchtet als unsere Sonne allein. Olbers führte aus, daß in einem unendlichen Weltenraume die Dichtigkeit der Sterne gleichmäßig sein müßte, während in Wirklichkeit die Anhäufung der Sterne geringer wird, je weiter man sich von unserem Sonnensystem entferne. Auch der bedeutendste deutsche Astronom der Gegenwart, Prof. Seeliger-München, konnte gewichtige Gründe gegen die Unendlichkeit der Sternenwelten vorbringen. Er folgerte nämlich aus dem gewaltigen, zuerst von Newton mathematisch streng formulierten Gesetze der allgemeinen Massenanziehung, daß bei einer unendlich großen Zahl der Sterne irgendein von außen nach der Richtung unseres Sonnensystems hineilender Himmelskörper mit einer unendlich großen Geschwindigkeit herankommen müßte, während doch die bisher bei der Fortbewegung von Himmelskörpern gemessenen Schnelligkeiten sehr selten 100 Kilometer in der Sekunde über-

Digitized by Google

schreiten. Das soeben erwähnte Newtonsche Gravitationsgesetz gilt aber nicht nur im Bereiche unseres relativ kleinen Planetensystems, sondern mit derselben Schärfe auch in den gigantischen Fernen anderer Weltsysteme. Man erkennt daraus u. a., wie berechtigt die stolze, an dem Geburtshause Newtons befindliche Inschrift ist: „Natur und ihre Gesetze lagen in Dunkelheit, Gott sprach: Newton sei, und alles wurde Helligkeit" oder auch die ebenso stolze Inschrift am Grabmale Newtons in der Westminsterabtei zu London: „Die Menschen können sich preisen, eine solche Zierde ihres Geschlechts besessen zu haben." Doch kehren wir von diesen mehr kulturhistorischen Betrachtungen über eins der größten unter den menschlichen Genies zurück zu unserem eigentlichen astronomischen Thema über die Unendlichkeit der Welten. Neuerdings hat der bekannte norwegische Physiker Birkeland eine ganz eigenartige Theorie über die Unendlichkeit des Weltenraumes und über die gesamte Weltentstehung wissenschaftlich entwickelt, indem er auf Grund theoretisch-mathematischer Betrachtungen und an der Hand von besonderen Experimenten im Laboratorium das Walten ganz bestimmter elektrischer Kräfte annimmt. Ebenso wie unsere Sonne sollen auch alle Fixsterne oder Sonnen anderer Weltsysteme gewaltige elektrische Spannungen haben, die sich in den Ausstrahlungen fortwährend betätigen und erhalten. Je nach der Beschaffenheit und Größe der verschiedenenen Sterne, die auf Grund spektroskopischer Messungen bekanntlich in recht verschiedene Typen zerfallen, ist auch die elektrische Spannung verschieden. Für unsere Sonne und alle diesem Zentralkörper unseres Planetensystems ähnlichen Fixsterne nimmt Birkeland eine elektrische Spannung von etwa 600 Millionen Volt an und leitet diese Zahl aus Messungen an den als chronische Entladungen der Luftelektrizität in der Erdatmosphäre auftretenden Polarlichtern her, die sogar bis zu Höhen von 400 Kilometern über der Erdoberfläche wahrgenommen worden sind. So ist nach Birkeland jede Sonne in jedem Weltsystem eine sogenannte Kathode oder ein negativer elektrischer Pol, der bei hoher Spannung unzählige materielle Partikelchen weit von sich in den Weltenraum schleudert. Beschränken wir uns zunächst bei diesen Betrachtungen auf unser Sonnensystem, so wird ein großer Teil Teil jener Partikelchen soweit aus dem Sonnensystem fortgeschleudert werden, daß sie nie wieder dahin zurückkehren. Ein anderer Teil wird auf den Zentralkörper zurückfallen und ein dritter Teil jener Partikelchen endlich wird sich sammeln können und als kondensierte Himmelskörper das Zentralgestirn dauernd umlaufen. So kommt man nach Birkeland zu einer elektrischen Theorie der Weltentstehung! Aber nicht minder interessant ist nach denselben elektrischen Vorstellungen, die übrigens schon früher dem leider allzu früh verstorbenen belgischen Naturforscher Leo Errera vorschwebten, die Frage nach der Unendlichkeit des Universums. Trifft die Birkelandsche Hypothese zu, daß überall im Weltenraume elektrische Partikelchen als Ausstrahlungsprodukte von Sternen verteilt sich vorfinden, so muß dieser Weltenraum unendlich sein, und in ihm müssen alsdann auch die Lichtstrahlen absorbiert werden. Gerade durch diese Lichtabsorption versucht Birkeland die vorher erwähnte Olberssche Begründung einer endlichen Weltdimension zu entkräften, da alsdann die summierte Sternstrahlung durch Lichtverschluckung beträchtlich vermindert werden muß. Auch die gleichfalls oben erwähnten Gründe Seeligers gegen die Unendlichkeit der Welt sucht Birkeland zu entkräften, da nach seiner Annahme unendlich fein verteilter elektrischer Partikelchen im Raume sich die Anziehungen entgegengesetzt liegender Massenteilchen zum größten Teile aufheben können.

Zum Schluß seiner kühnen, wenn auch hochinteressanten kosmogonischen Betrachtungen kommt Birkeland im Zusammenhange mit der Entwicklungsgeschichte der Welten sogar noch auf das Alter und die Entwicklung der Erde als Wohnstätte menschlicher Wesen zu sprechen. Etwa 700 Millionen Jahre dürfte man jetzt nach den neuesten astronomisch-geologischen Forschungen das Alter unserer Mutter Erde schätzen. Wie gering ist im Vergleich zu dieser gewaltigen Zahl die mutmaßliche Zeit mensch-

Digitized by Google

licher Kultur, die sich erst auf wenige Jahrtausende abschätzen läßt! Und gerade im Bereiche dieser wenigen tausend Jahre darf man ohne Uebertreibung sagen, daß sich besonders die wissenschaftliche Entwicklung der Menschheit im Laufe der letzten 200 Jahre unendlich viel schneller vollzogen hat als in allen vorangegangenen Tausenden von Jahren. So erscheint uns die allerletzte Zeit menschlicher Entwicklung speziell in naturwissenschaftlich-technischer Beziehung wie ein Licht in finsterer Nacht. Geologische Umformungen auf unserem Planeten, wie z. B. die Eiszeiten, deren Wiederkehr nach Tausenden von Jahren durchaus zu den Wahrscheinlichkeiten gehört, können aber die Erde wieder in eine lange, vielleicht dauernde Finsternis versetzen, bis, wie Birkeland sich dies auf Grund seiner elektrischen Theorien vorstellt, neue Welten im Universum entstehen, auf denen wiederum neue Lichter der Entwicklung auftreten. Doch geziemt es uns nicht, diese kühnen Vorstellungen allzu tragisch zu nehmen, da, wie schon Prof. Klein, der auch die Birkelandschen Theorien in der Zeitschrift „Sirius" bespricht, mit Recht hervorhebt, die Schlüsse Birkelands auf der Annahme einer Unendlichkeit der Welten beruhen und letztere durchaus nicht als erwiesen betrachtet werden kann.

Der Mann von vierzig Jahren.

Von

Julius Bab.

Jacob Wassermann, heute ein Mann von vierzig Jahren, ist in der Reihe der gegenwärtigen deutschen Erzähler vielleicht der interessanteste. Das heißt keineswegs der bedeutendste oder der beste, sondern der, an dem sich die ganze Problematik des modernen Menschen, der zur epischen Kunst möchte, wohl am deutlichsten spiegelt. Denn die Bedingung der epischen Poesie, die den Schein eines ruhigen Berichtes von Wirklichkeiten zum Bau ihrer dichterischen Welt braucht, ist ein Vertrauen in den Sinn und die Bedeutung des äußeren Geschehens, eine innerliche Verbundenheit zwischen dem Dichter, der da erzählen soll, und der Welt, in der sich Ereignisse zutragen — Ereignisse, die ihm vom gleichen Gesetz zu zeugen scheinen, das ihn selber erfüllt. Diese Grundforderung der epischen Kunst aber zu erfüllen, diese gläubige Freude an den Geschehnissen der Außenwelt aufzubringen, das vermag der Künstler der vorigen Generation am allerseltensten. Denn er ist Romantiker und Naturalist zugleich. Romantik ist das sehnsüchtige Kreisen der Seele um das eigene Ich, das allein mit seinem Verlangen nach einem seligen Jenseits wahre Werte erhält, und Naturalismus, das ist die Anschauung des seelenlosen, wertlosen Restes, der nach der romantischen Subtraktion als Welt übrig bleibt: ein unentrinnbares Gefüge rein mechanisch verknüpfter Ablaufreihen. Diese Stimmung, aus der die Mehrzahl der Poeten, die heute im Mannesalter stehen, geboren wurden, ist wohl eines lyrischen, und wie Hauptmann bewiesen hat, in begrenzter Form auch eines dramatischen Ausdrucks fähig. Aber gerade zur epischen Form, die voraussetzt, daß nicht bloß die menschliche Seele und der unbekannte Gott, sondern auch die ganze bunte Welt, die zwischen beides gestellt ist, ihre Bedeutung hat, mußte diesem Geschlecht die organische Beziehung fehlen. Jacob Wassermann nun, der als ein sehr ausgeprägter Jude diese unweltliche Zerteiltheit des Seins in Subjekt und Gott besonders heftig erlebte, zugleich aber mit einem eingeborenen Hang zur epischen Form ein sehr geistiges Erfassen ihrer Kunstgesetze verband, spiegelt aufs allerdeutlichste das Ringen seiner Generation um ein erzählerisches Werk, — und das heißt im tieferen Sinne auch stets um eine mehr positive, mehr objektive, im goethischen Sinne des Wortes mehr „sinnliche" Weltanschauung.

In seinen ersten Büchern herrschte das Subjekt fast unbedingt; es überschwemmte mit lyrischer Gewalt alle Situationen, verschleppte und verwischte die klare Linie des handlungsmäßigen Fortschritts. Die aufgeregte Unklarheit der Form wirkte auf die Dauer mehr quälend als erhebend. Danach begann Wassermann eine sehr ernsthafte Selbsterziehung, er suchte

Digitized by Google

seinen leidenschaftlich vordringenden Anteil zurückzuhalten, sein Ich möglichst nur noch durch die Anordnung, die er der Vielfalt sorgsam gesammelter Realia gab, sprechen zu lassen. Aber im Grunde entsprach das nicht seiner Natur. Die Quellen seiner Kraft lagen (und das ist wohl sein entscheidendes jüdisches Erbteil) doch mehr in der extatischen Entladung der eigenen Seele als in der gleichmäßig festen Erwärmung an sinnlichen Visionen. So entstanden (z. B. in „Alexander in Babylon") seltsame Mischbildungen voll erzwungener Objektivität und flackernder Unruhe; frostig kalt und stechend heiß zugleich. Nur einmal gelang ihm bisher ein wirkliches Meisterwerk, dessen Gestalten, in natürlicher Wärme gewachsen, zwischen außen und innen in freiem Gleichgewicht schweben; das war die Geschichte des Kaspar Hauser, zu der die Wirklichkeit der inneren Leidenschaft Wassermanns einen in allen Details wundervoll durchgearbeiteten Stoff bot. Dagegen hat Wassermann jetzt wieder an einer bedeutenden Lebenswende ein Buch erscheinen lassen, das das Problematische seiner Kunst in neuer Variation auf das interessanteste zeigt.

„Der Mann von vierzig Jahren", ein kleiner Roman, erschienen bei S. Fischer, Berlin, ist, wie schon der Titel und das augenblickliche Alter Wassermanns offenbart, eine ganz persönliche Konfession. Dies persönliche Erlebnis aber ist eine Angelegenheit so typischer Art, daß eine bedeutsame künstlerische Ausprägung sehr wohl möglich scheint. Es ist der Abschied von der Jugend, es ist die tragische Krise, in der ein Wille, auf begrenztem Felde das Mögliche zu schaffen, die jugendliche Illusion ablösen muß, unbegrenzte Fülle alles Lebens umfassen zu können, muß, wenn nicht die unfruchtbare Zersplitterung aller Kräfte die Folge und zynische Verbitterung das Ende sein soll. Das allgemeinste Formgesetz der Welt, daß der Geist des Ganzen sich nur in einer vollkommenen Einzelheit oder gar nicht offenbaren wird, das muß in der zeitlichen Entwicklung jedes Menschenlebens einmal zum Ausdruck kommen. Und daß ein Dichter dieses Problem (das freilich im Grunde schon das Problem des Faust und des Wilhelm Meister ist) heute, wo man es in berüchtigten Büchern und roh vergröbert als weibliches Spezialproblem hingestellt hat, an einem Manne zur Darstellung bringen will, das ist an sich ein wertvolles Unternehmen. Wassermann hätte nun wahrscheinlich sehr persönliche, sehr leidenschaftliche Dinge zu sagen von diesem letzten, alle Schranken und Bande bedrohenden Aufwallen der Jugendkraft und ihrem Zurückfluten in die festen Formen bürgerlich schaffender Existenzen. So manche lyrisch starke Wendung seines Buches zeigt uns das an. Aber das Gesetz der Erzählungskunst warnt ihn, seinen inneren Anteil unmittelbar herauszulassen. Ein in goethe-kellerschen Rhythmen gefügter sachlicher Bericht von den Schicksalen eines ganz anderen soll es werden. Und so erzählt Wassermann mit scheinbar unbewegter Miene die Geschichte eines Herrn von Erft aus Franken, der in der Lebenskrise des vierzigsten Jahres Anno 1868 plötzlich von Frau, Kind und Hof davonläuft, um nach allerlei Abenteuern und einer großen, aber sieglosen Leidenschaft zurückzukehren und in der sozialen Anspannung der siebziger Jahre den Ausgleich zu finden.

Aber so persönlich Wassermann sicherlich das Grunderlebnis dieses Buches gefaßt hat, so wenig notwendig ist ihm im Grunde das Schicksal des Herrn von Erft mit all seinen Details gewesen. Denn hier wirkt nichts erlebt, sondern alles scheint um der möglich großen Deutlichkeit willen konstruiert als Beleg, als Beispiel. Und deshalb wirkt es nicht wie aus der Natur genommen, sondern wie aus der Literatur, das heißt banal, und sogar romanhaft im schlimmen Sinn. Herr von Erft selbst erhält außer jenen typischen Zügen, die für den Mann von vierzig Jahren unbedingt notwendig sind, sehr wenig Physiognomie, seine herb-tüchtige, klar-energische Frau ist die Tochter vieler und um vieles lebendigerer Gestalten Gottfried Kellers. Die Parallelgestalten des von Erft, Achim, der sein vierziger Schicksal nicht in selbstischer Flucht vor der sozialen Welt, sondern in ihrer schrankenlos bitteren Bekämpfung hat, und der Diener mit dem banal-symbolischen Namen Adam Hund, der das Schicksal

Digitized by Google

seines Herrn etwas travestiert, sind durchaus Geschöpfe der Absicht und der literarischen Tradition. Vor allem aber sind alle Etappen auf dem Wege Sylvester von Erfts von einer erstaunlich romanhaften Banalität. Von dem unschuldsvoll sinnlichen Judenmädchen mit dem Vater Shylock, das an den unsympathischsten Zug des Wassermannschen Anfangs erinnert, bis zu der filmartigen Ehebruchsgeschichte von der hochgeborenen Lady, die dann auf der Straße endet, von der selbstverständlich weltberühmten und menschenscheuen Sängerin, die Sylvesters letzte Leidenschaft wird, bis zu dem Kinde, das zwecks Annäherung der Eltern gerade am Tage vor Sylvesters Rückkehr am „Nervenfieber" tödlich erkranken muß; bis zu der schon fibelhaft unwahrscheinlichen Begegnung Sylvesters mit dem zum französischen Offizier gewordenen Freunde Achim in dem erstürmten Schloß von Bazeilles, und bis zu dieser überhaupt allzu einfachen, allzu derben Lösung von Sylvesters sozialem Außenseitertum durch die Begeisterung des Kriegsjahres: All das sind völlig typische Züge, hundertmal in der Romanliteratur hin- und hergewendet, ohne irgendeinen Zug, der ein persönliches Erleben Wassermanns verrät. Wenn sich trotzdem der Eindruck einer kitschigen Trivialität nicht ungebrochen einstellt, so liegt das lediglich an dem stilistischen Niveau, an der literarischen Bildung des Verfassers, der auch das Unoriginellste mit guter Haltung in einem sehr sauberen Deutsch vorzutragen weiß, und in mancher Einzelheit, die einen aparten Gedanken, eine fein gefühlte Stimmung bietet. Das Ganze des Buches läßt uns gleichwohl kalt, wir nehmen es zur Kenntnis wie einen uninteressanten Beleg für einen sehr interessanten Satz. — Das Thema des Buches war nur mit lyrischer Leidenschaft erlebt und sollte doch in epischer Form gestaltet werden. Deshalb war so viel Füllung aus dem bloß Erlernten und bloß Gelesenen nötig. Der Anteil des Dichters reicht nicht stark genug über das eigene Ich in das Leben der Welt hinaus, um im Erzählen von den Dingen draußen noch Persönliches geben zu können. Dies ist das Schicksal von sehr Vielen, von den Meisten, die heute in Deutschland Erzählungskunst bieten wollen. Daß er gegen dieses Schicksal so ernst, so ausdauernd, mit so wechselndem Erfolg ankämpft, das macht Jacob Wassermann zu einer besonders interessanten Gestalt im deutschen Schrifttum der Gegenwart.

Randbemerkungen.

1813.

Die eiserne Zeit vor hundert Jahren hat einen Dichter zu Versen begeistert, die gehört werden sollten, soweit es Deutsche gibt, die eben jener großen Tage gedenken. . . .

Zum Greifen werden sie vor uns gestellt, ja, ich möchte sagen: das allererste Mal. Denn, daß es uns Heutigen bisher schwer gefallen ist, mit den Helden von 1813 wirklich vertraut zu werden und sie vor Augen zu haben: leibhaftig, ohne Phrase und ohne den schablonenhaften Glorienschein meist minderwertiger Freiheitsdichter (so daß schließlich sehr vielen der Sinn für das Gewaltige jener Tage abhanden gekommen ist) —, das wird niemand mehr leugnen. Lissauer, ein Poet, der seine Verse nicht niederzuschreiben, sondern wie Eisen im Feuer zu schmieden scheint, gab seine Helden als die einfachen, groben Landwehrleute, die sie waren, und als die ungeschminkten Träger des furor teutonicus, die drohenden Schrittes gegen die napoleonische Herrschaft anrennen und das alte Europa bis ins Mark erbeben lassen.

In diesem Buche*) klirrt, kracht, tobt, heult und dröhnt es. In diesem Buche, das sogar auf eingehendsten historischen Studien fußt, gibt es Farben von unmittelbarster Lebendigkeit, Bewegung, die erstaunlich ist, Rhythmus, der wirklich ergreift. Es ist, als erstünde noch einmal alles neu: Die Not schreit durchs Land, das Volk murrt wider den Korsen, York schließt seine Konvention und die ersten sausenden Schläge werden geschlagen. Jetzt wissen wir, daß es sich um unsere Brüder handelt, um unsere Scholle und um unser Brot. Wir zittern, wenn die Trommel schlägt, es zuckt uns durchs Blut, wenn wir die Marsch-

*) Erschienen bei Eugen Diederichs in Jena.

Digitized by Google

tritte hören, und dann das Geknatter der Flinten, die Signale und die Kanonen, die Kanonen. . . .

Nein, wie Lissauer 1813 schildert, so ist es noch keinem Künstler geglückt; und nur Hodler schuf seinen „Auszug Jenaer Studenten in die Freiheitskriege" — jenen wundervoll rhythmisierten Monumentalfries — mit der gleichen unmittelbaren Lebensfrische: doch hier fehlt das Eiserne, das Lissauers Art vor allem kennzeichnet.

Seine Strophen, nein, seine Worte, türmt er wie Quadern aufeinander. Mit männlicher Kraft, fast bäurischen Händen, bar jeder Phrase. Und doch wird natürlich alles in streng geregelten Formen gehalten, alles bleibt eigen und beschwingt sich auf eine herrlich gleichmäßige Art.

Die Phantasie Lissauers scheint unerschöpflich, die Fülle der neuen Gesichte ist schwer zu bändigen; doch immer sind es eben diese derben, verwitterten, simplen, ich möchte sagen: „ostpreußischen" Gesichte, in deren Zügen es ebenso gut Rätsel gibt und viele ungelöste Fragen.

Lissauers Bestreben aber ist dies: das Knappste vom Knappen zu geben, die Quadern fast verbindungslos nebeneinander zu stellen; und nun passiert es ihm in dem vorliegenden Buche leider bisweilen, daß seine Sprache zu „gerafft", gedrechselt, ja, unnatürlich wird. Hier lauert eine Gefahr dem zukunftsvollen Poeten Lissauer; noch freilich bleibt ihm Zeit und Kraft genug, ihr zu begegnen. Schließlich wird auch im Buche „1813" der Gesamteindruck durch diese erkünstelten Versuche in keinerlei Weise gestört; nein, dieser Gesamteindruck bleibt ein über alle Maßen erfreulicher, nachhaltiger und erwähnenswerter.

Das schmächtige Werk gliedert sich in fünf Teile. „Die Vorspiele" bringen die Not und den Groll und gleißenden Zug nach Rußland; „die Erhebung" die Tauroggener Konvention, das Zusammenströmen der Freiwilligen und der ergreifenden Opfergaben; „die Zwischenspiele" das Zaudern, den lastenden Waffenstillstand; „die Befreiung" die grandios geschilderten Schlachten voll knirschender Wut, und „die Nachspiele" — das Satirspiel im hochnotpeinlichen Wiener Kongresse. Dazwischen wurden „Silhouetten" eingestreut: drei, vier, höchstens fünf Verszeilen zeichnen ein Bild Kleists, Yorks, Steins oder irgendeines anderen Helden, und immer gelingt diese Zeichnung überzeugend und packend.

Sturmwind weht durch das Buch. Und nicht allein handelt es sich um die Erhebung der Landwehrleute, sondern die ganze Natur richtet sich wider Napoleons Adler auf, die Flüsse treten brausend aus ihren Ufern und unter der Erde grollt es und stöhnt es. Das aber ist das Große: dieser ungeheure Aufstand, dieses Dröhnen bis in die Tiefen der Schöpfung herab — mit einem Worte: das Weltgericht von 1813!

Und somit sagen wir: hier ward uns ein bleibendes Werk geschenkt, hier lernt man den Stolz, ein Deutscher zu sein, und keinen besseren Lohn wüßte ich mir für Lissauer, den Lyriker, als wenn man sich beispielsweise entschlösse, diesen Versen die Pforten der Schulen zu öffnen und sie an Stelle längst überlebter und hohl gewordener Freiheitsgesänge mitzuteilen, zu deuten oder zu verschenken.

Gustav Werner Peters.

☞

Ostasiatische Bilder.

Zu dem Aufsatz in Nr. 11 (S. 164) über „Die Komposition auf ostasiatischen Bildern."

Dieser Aufsatz enthält vortreffliche Beobachtungen und in einer Anmerkung wie im Schlußsatze ein anerkennenswertes, induktorisch gewonnenes Schlußurteil.

1. „Ungeheuer reich sind bei aller Verschiedenheit die Uebereinstimmungen zwischen ostasiatischer und europäischer Kunst . . . Man könnte in Ostasien sehr wohl nach Analogie der europäischen Kunst tracentische, gotische, klassische, rokokohafte Kunstcharaktere unterscheiden . . . Es zeigt sich, daß alle Kunst zuletzt dieselben Wege gehen muß (induktorisch?) und alle Schönheit zuletzt für alle Völker dieselbe ist."

2. „Häufig wird gesagt, die Schönheitsideale der verschiedenen Rassen wären so auseinandergehend, daß von allgemein gültigen Schönheitsgesetzen, auf die die Menschen gleich-

Digitized by Google

mäßig reagieren, nicht die Rede sein kann. Indem wir in Vorstehendem auch für die ostasiatische Kunst noch eine Regel, ein Schema aufzustellen bemüht waren und in Gestalt der Komposition für diese Kunst einen Begriff in Anwendung brachten, dem auch die schöngestaltende Kunst Europas folgt, hofften wir, einen kleinen Beitrag zu liefern für die Stützung der Lehre von einer letzten allgemeingültigen Schönheitsnorm. Das kompositorische Prinzip erfüllte sich, soweit wir zu sehen vermochten, für die ostasiatische Kunst in Gestalt der Schlangenlinie. Es sei aber auch daran erinnert, daß auch die anglische Aesthetik des achtzehnten Jahrhunderts*) die Schlangenlinie, die am menschlichen Körper so häufig wiederkehrt, als die Schönheitslinie an sich betrachtete."

Zu diesen geistreichen, auch zu einem mehr als wahrscheinlichen Schlusse zureichenden Beobachtungen dürfte folgender Satz den fehlenden Beitrag in der Gestalt des Urphänomens selbst zu den Erscheinungen bieten.

Dies Urphänomen nehme ich aus Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie, 2. Bd. 184 S. Es ist zwar die zweite Auflage aus dem Jahre 1880, aus der ich den Satz nehme, aber ich denke, daß dieser Satz heute noch gelten wird, weil ein Urphänomen beurteilt, dessen Wert ja der ist, daß stets zeitlich und überall räumlich gilt, wie oben in den Urteilen nach Erfahrungen als gültig angenommen ist.

Wundt sagt: „Zu dem Eindruck, welchen die Gliederung der Gestalten hervorbringt, gesellt sich als ein weiteres Moment der Lauf der Begrenzungslinien. Ohne Mühe verfolgt, wie wir sahen, das Auge von seiner Primärstellung aus grade Linien im Sehfeld. Wenn dagegen Punktdistanzen durcheilt werden, so bewegt sich dasselbe schon von der Primärstellung und noch mehr von andern Stellungen aus in Bogenlinien von schwacher Krümmung. Wir dürfen hieraus schließen, daß die schwach gekrümmte Bogenlinie die Linie der ungezwungensten Bewegung für das Auge ist ... Wir empfinden es z. B. an architektonischen Werken von größerer Ausdehnung entschieden mißfällig, wenn unser Auge gezwungen wird, ausschließlich graden Linien nachzugehen; namentlich aber ist der plötzliche Uebergang zwischen Geraden von verschiedener Richtung dem Auge peinlich, und wir lieben daher in solchen Fällen die Vermittelung durch die sanftgeschwungene Bogenlinie usw."

Man vergleiche dazu auch, was Wundt, S. 79 u. ff., über das Listengsche Gesetz der Augenbewegung sagt, und den Satz, „daß jede Bewegung die möglichst einfache Innervation voraussetzt.

Aus diesem Bedürfnis oder dieser Eigenschaft des Auges dürfte es verständlich werden, warum Kinder, besonders an der Wandtafel der Schule, nicht grade oder horizontal, sondern nach oben rechts schreiben, das horizontale Schreiben dagegen erst langsam durch Uebung lernen. Die Bogenlinie ist danach Bedürfnis aller Menschen, nicht etwa nur einiger Nationen oder Weltteilsgruppen.

Weimar. Ritter.

*) Hogarth.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Leute, die von sorgenschweren Gedanken erfüllt sind, empfinden in ihrer Unruhe häufig das Bedürfnis, den Platz zu wechseln. In Sèvres verließ Herr Rutor die elektrische Bahn und bestieg das Dampfboot, dessen wehende Rauchwolken sich gerade näherten. Es waren nur wenige Passagiere da, und Herr Rutor konnte sich nach Belieben auf dem Steg einen Platz wählen und die leichte Luft einatmen. Einen Augenblick atmete er auf, doch gleich überfielen ihn wieder die quälenden Gedanken. Vergebens versuchte er sie zusammenzufassen, aber er brachte es nicht fertig. Er erinnerte sich der Worte, die er soeben am Schwurgericht gehört hatte: in seinem Gedächtnis klangen sie — wie Mißakkorde — sinnlos. Er entnahm seiner Mappe d'Entraques erste Aussage und las sie durch. Sie war für Lermantes unzweifelhaft günstig, sie stand im vollständigen

Digitized by Google

Widerspruch zu der zweiten. Aber wie? Konnte die erste nicht genau so falsch sein wie die zweite? . . . Dieser unglaubwürdige Zeuge machte sich die Ereignisse immer nach seinem Belieben zurecht, genau so wie er sich an dem Verräter hatte rächen wollen, konnte er auch gelogen haben. um den Freund, von dem er Vorteil erhoffte, zu retten, vielleicht mit den schlimmsten Nebenabsichten. Das Geheimnis war durch die dreifache Aussage nicht aufgeklärt worden, nur beängstigender durch die Aussage von Louise Donnaz. Das Verdikt würde nun dem Anschein nach, nicht der Wahrheit gemäß klärend wirken. Die Anzahl der „ja" oder „nein" würde Bestrafung oder Freisprechung nach sich ziehen, aber dann? . . . Lermantes blieb auch nach einer Freisprechung verdächtig, selbst wenn er niemals die geringste verbrecherische Absicht gehabt hätte. Würde er aber verurteilt, blieben eine Menge Leute, die seine Partei ergriffen, die einen aus Ueberzeugung und Ritterlichkeit, die anderen aus Berechnung. Und er selbst? Sein Beruf zwang ihn, die Zögernden zu einem Entschluß zu bringen. Er mußte ihre Entscheidung beeinflussen, wenn er auch selbst von Zweifeln geplagt war, die in ihm das Gefühl einer gewissen Unmännlichkeit erweckten.

Bald hörten die Felder auf. Die Ufer wurden steiler. Baggermaschinen und Krane arbeiteten eifrig. Herr Rutor ließ sich durch die wechselnden Bilder ablenken. Am Pont d'Alma umgab die große Menge wie ein Bienenschwarm die Pfeiler. Sie sah zu, wie Arbeiter einen Ertrunkenen herausfischten. Durch den Auflauf trat eine Stockung der elektrischen Bahnen ein, die an beiden Seiten der Brücke entlang fuhren. Es dauerte einige Minuten, bis Schutzleute die Schienen freigemacht hatten. — Das Leben brauste weiter, nur für den Ertrunkenen hatte es aufgehört. An der Pont de la Concorde bot sich ein anderes Bild. Mit klingendem Spiel zog ein Kürassierregiment vorbei, und die Sonne ließ die Rüstungen heller erglänzen. Am Louvre stieg Herr Rutor aus und wunderte sich, als er merkte, daß er nicht mehr an Lermantes gedacht hatte. Doch das Problem bestand weiter.

Auf dem Quai rief man Zeitungen aus. In fettgedruckten Buchstaben konnte man angezeigt lesen:

Prozeß Lermantes. Großer Theatercoup. Freisprechung wahrscheinlich.

Rutor las die Zeitung. Er erkannte einige Sätze aus den beiden Verhören des Ehepaares d'Entraque. Es waren ungefähr dieselben Worte, die er vorhin gehört hatte, doch farblos. — Wie hatten sie nur einen so gewaltigen Eindruck auf ihn machen können? . . . Auf diesem Blatt schienen sie kraftlos und sagten gar nichts. Und dann: Freisprechung wahrscheinlich . . . Mit welchem Recht sah dieser Unberufene eine solche Lösung voraus? . . . Genügte der Schrei einer verliebten Frau, die sorgfältige Arbeit der Staatsanwaltschaft umzustoßen . . . Nebenbei wurde noch eine andere Frage erörtert: d'Entraques' Verfolgung, der des Meineides überführt war. Herr Rutor murmelte: das verdient der Lump auch. Im Lesen war er bis zur Pont Neuf gekommen und hatte die Absicht, über den Place Dauphine nach dem Justizpalast zu gehen. Doch überlegte er und wandte sich dem linken Ufer zu. Als er am Quai Grands-Augustin einbog, prallte er mit seinem Kollegen, Herrn Rabius, zusammen, der ihn festhielt.

Herr Rabius war ein Mann von 55 Jahren, sehr groß, aufrecht und wie immer im Gehrock und grauen Handschuhen. Der etwas große Kopf war stets nach hinten gebogen, weil er auf einem zu dünnen Hals saß. Staatsanwalt Rabius ging steif und hatte eine dicke, mit Akten vollgepfropfte Mappe. Er hing mit Begeisterung an seinem Beruf und galt für einen sehr erfahrenen Beamten. Kein wichtiger Prozeß entging ihm, aus Liebe zur Kunst verfolgte er ihn mit größter Aufmerksamkeit. Natürlich betrachtete er jeden Fall vom Standpunkt des Anklägers, wie ein pessimistischer Arzt an jedem Vorübergehenden tödliche Bazillen vermutet. Seiner Meinung nach wucherte Missetat überall, selbst die anständigsten Leute waren nur durch eine dünne Scheidewand von ihr getrennt, die beim schwächsten Stoß zusammenbrechen konnte. Herr Rabius hielt dieselbe Zeitung, die Herr Rutor gelesen hatte, in der Hand. Trotz der dicken Mappe, die ihn störte, schwenkte er das zusammengefaltete Blatt und rief:

„Da haben Sie etwas Angenehmes in Aussicht . . ."

Herr Rutor rektifizierte:

„Sie wollen sagen, eine Arbeit, die mir tüchtig zu schaffen machen wird."

„Ist es nicht dasselbe? Ich kenne nichts Langweiligeres als die Prozesse, in denen die Zeugen uns schon die Arbeit abgenommen haben. Das Interessanteste unseres Berufes ist es doch, wenn die Untersuchung uns keine Beweise gab, das Verbrechen nach ungewissen Angaben wieder aufzubauen. Wir forschen, wir analysieren, vor allen Dingen überlegen wir. Der winzigste Kern wird größer, nimmt eine bestimmte ausgeprägte Gestalt an und wird uns zur Quelle des Lichtes. Endlich bricht die Wahrheit hervor. Und man empfindet dann

Digitized by Google

wie ein Künstler: ich habe die Schwierigkeiten besiegt."

„Ich meinerseits," gestand Herr Rutor ein, „ziehe es vor, besser gewappnet zu sein. Höre ich ein Geständnis, dann freue ich mich. Am liebsten gehe ich auf einem sicheren Terrain, sonst habe ich Furcht, mich zu irren, und diese Furcht stört mich, vernichtet meine Kraft."

„Aber das ist ein ganz natürlicher Skrupel! Eine solche Furcht würde auch mich lähmen! Aber ich richte es mir so ein, daß ich sie nie habe. Wenn man sich alles gehörig klar macht, kann man nicht fehlgehen. Ueberzeugt mich allerdings meine Urteilskraft, daß der Angeklagte unschuldig ist, dann besinne ich mich nicht einen Augenblick, die Anklage einzustellen."

„Ist Ihnen das oft passiert?"

„Nein. Während meiner ganzen Laufbahn nur ein einziges Mal! Trotzdem haben ihn die Geschworenen verurteilt. Glücklicherweise legte der Elende nachher ein Geständnis ab. Dieses kleine Mißgeschick trug noch dazu bei, mein Mißtrauen zu erhöhen."

„Haben Sie niemals daran gedacht, daß Sie in einem anderen Fall vielleicht im Gegenteil durch Ihre Logik Unschuldige verurteilen können?"

„Nein! Wie könnte man mit solchen Gedanken leben! Man muß zu sich Vertrauen haben, da man vernünftig zu urteilen versteht! Ich kenne den Prozeß nur durch die Zeitung, aber ich würde an Ihrer Stelle vollkommen ruhig sein."

„Sie würden ihn verdonnern?"

„Aber ordentlich. Hätte Ihr Lermantes eine andere Vergangenheit gehabt, würde ich vielleicht noch Zweifel hegen. Und auch nur schwache . . . Aber ein Bursche von der Sorte! . . . Der Typus eines Abenteurers. Wie können Sie annehmen, daß der einfache Zufall ihm zu Hilfe gekommen ist . . . Durch seinen eigenen Arm — gerade in dem Augenblick als er eine Erbschaft brauchte. Würde es sich um einen sehr skrupellosen, sehr rechtschaffenen Menschen handeln, dann könnte man sagen: Ja, ja, es ist möglich, daß es ein Unglück ist . . . Aber auch dann würde man das nur achselzuckend ausrufen . . . Aber nach dem, was hier ausgepackt wurde . . ."

Herr Rutor beneidete diese kräftige Sicherheit, diese Festigkeit des Gewissens, das kein Zweifel erschütterte, dieses schrankenlose Vertrauen zu den geistigen Waffen.

„Glauben Sie nicht an den persönlichen Eindruck?" warf er zögernd ein. „Verstehen Sie, einen sehr starken Eindruck, den man nicht rechtfertigen kann, der aber dem Anschein widerspricht, der Verdachtsgründe in uns übertönt."

Ueberrascht rief Herr Rabius:

„Aber nein, nein! Solche Eindrücke sind die fürchterlichste Versuchung! Das ist eine böse Beeinflussung. Manchmal, im Beginn meiner Laufbahn, spürte ich sie. Aber jetzt kenne ich sie schon lange nicht mehr."

„Jedoch wie schrecklich ist es, wenn man sich sagen muß, daß man vielleicht an einem tragischen Irrtum mit die Schuld trägt."

„Das muß man sich auch nicht sagen . . . das muß man nicht . . . Eine zu schüchterne Gerechtigkeit würde die Missetat ermutigen . ."

Mit diesen Worten schüttelte Herr Rabius seinem Kollegen die Hand und entfernte sich in seinem automatenhaften Schritt, mit ruhigem Lächeln auf den Lippen, den Arm steif über die schwere Mappe, die er trug.

Herr Rutor ging den Quai entlang und stand manchmal vor den Karren der fliegenden Buchhändler still. Der letzte Satz seines Kollegen verfolgte ihn: Eine zu schüchterne Gerechtigkeit würde die Missetat ermutigen. Das Prinzip war richtig, aber es war nicht dieses Prinzip, es war eine materielle Tatsache, welche der Grund des Prozesses war. Es handelte sich nicht darum, zu wissen, mit welchem Grad von Gewißheit der Angeklagte für schuldig gehalten werden konnte, sondern festzustellen, daß Lionel Lermantes den General de Pellice absichtlich getötet hatte. Die Aussagen waren die Basis für die Untersuchung gewesen, auf ihnen hatte das Verhör des Präsidenten beruht, und Herr Rutor hatte den ersten Entwurf seiner Rede auf die Zeugnisse gebaut. Er hörte die Klingel zum Abendbrot rufen, zwei Stunden waren verflossen, und er war nicht einen Schritt weiter gekommen.

Ohne es sich zu einer absoluten Regel gemacht zu haben, sprach Herr Rutor von seinen beruflichen Angelegenheiten zu Hause fast gar nicht. Sie behandelten zu häufig Dinge, die nicht dazu angetan waren, günstig auf den Geist eines jungen Mädchens zu wirken, und der Staatsanwalt wollte seine Anne-Marie vor dem Kontakt mit allen niederen Interessen bewahren. Sie war sechszehn Jahre. Es war ein reizendes, aber von der Natur stiefmütterlich behandeltes Kind. Sie konnte nur mit einer Krücke gehen, ihr rechtes Bein war fast lahm. Aber sie hatte ein entzückendes Gesichtchen, rosig, frisch, von einer Fülle herrlichen Haares umgeben. Die vollkommene Schönheit des Antlitzes, der leuchtende Teint, der Anschein strahlender Gesundheit, den sie in der Ruhe erweckte, erregten denselben Anteil, den man vor einem schönen, unvollendeten Werke empfindet. Wie alle kranken Kinder war auch sie verzärtelt und verwöhnt, hatte sich wie eine einsam blühende

Digitized by Google

Blume entfaltet, fast ohne mit der Welt in Berührung zu kommen.

Die Aufmerksamkeit für den Prozeß Lermantes war eine so allgemeine gewesen, daß sie ihr nicht entgehen konnte. Von Anfang an hatte Anne-Marie ein Gefühl dumpfer Beklemmung, wenn sie davon sprechen hörte. An dem Tage, an dem Herr Rutor zu Hause erzählte, daß er die Mission empfangen habe, gegen Lermantes als Ankläger zu fungieren, war sie leichenblaß geworden und hatte ihm einen entsetzlichen Blick zugeworfen. Vielleicht hatte er es gemerkt, vielleicht war die Erregung seiner Tochter ähnlich der, die ihn jedesmal beschlich, wenn er das Aktenbündel öffnete. Vielleicht bestärkte sie die innere Stimme, die ihn mahnte und die seine Vernunft nicht ersticken konnte. Er hatte von dem, was in Versailles vorging, nicht ein Wort gesagt. Und doch fühlte er, daß seine Tochter deshalb nicht schlief.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

„Der goldene Schein." Roman von Hans Friedrich. „Janus"-Verlag, München.

Hans Friedrich hat seinen, aus dem ersten „Janus"-Jahrgange bekannten Münchener Roman in Buchform veröffentlicht. Und nun kann der Leser, dem die löffelweise Lektüre vielleicht wenig behagte, zu einem, aus dem Eindruck des Ganzen herauskristallisierten Urteile kommen. Friedrichs Werk ist das, was man eine saubere Arbeit nennt. Schlacken- und sprunglos. In der Psychologie eine sicher gefügte Kette; in der Darstellung bilderreich und abwechslungsvoll. Sprachlich leicht fließend und rein. Freilich ohne allen Ehrgeiz nach rhythmischer Neutönung. Die Idee ist einheitlich durchgeführt. Es handelt sich in dem Buche um das ewig alte und ewig neue, sehr oft behandelte Problem: Künstler oder literarischer Geschäftsmann? Ein Schriftsteller wird in seinem Selbstkampfe um seine Künstlerschaft geschildert. Dr. Framberg scheint in diesem Ringen zu unterliegen: Er hat Erfolge als Mode-Romancier; wird durch die Sorge um seine Familie gehetzt und gebunden; schreibt schließlich nur um des leichten Verdienstes wegen . . . um die „Konjunktur" auszunützen. Es gelingt ihm aber doch schließlich, sich aufzuraffen. Der „goldene Schein", den sein Leben einst suchte, leuchtet ihm wieder. — Dieser Stoff ist für einen so umfangreichen Roman, wie für den vorliegenden, etwas dünne. Es ist daher ein beachtenswertes Zeichen für des Autors Erzähler-Befähigung, daß das Buch niemals langweilig wird. Friedrichs Hauptstärke liegt in der Schilderung des Details. Und in der Milieuschilderung. Richard Rieß (München).

In Mittlers Goethe-Bücherei erscheinen soeben unter dem Titel „Am Weimarischen Hofe unter Amalien und Karl August" die Erinnerungen von Karl Frhr. von Lyncker. (E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, Berlin SW 68; Preis in zweifarbigem Pappeinband M. 3.—.) Der Band reiht sich nach Ausstattung und Inhalt seinen Vorgängern würdig an. Wohl kein zweites Buch schildert die weimarischen Zustände zu Ende des 18. Jahrhunderts so anschaulich, unmittelbar und unterhaltend, wie diese Aufzeichnungen des Freiherrn von Lyncker, eines Zeitgenossen Goethes, der etwa 16 Jahre älter war als er. Durch die Stellung seines Vaters, des Ober-Konsistorial-Präsidenten und Landschaftsdirektors in Weimar, bot sich ihm bereits in seinen Knabenjahren vielfach Gelegenheit, in die Nähe des Herzogs Karl August und Goethes zu kommen, wie er auch von 1780 bis 1784 als Page zum Hofe gehörte. Nach der Studienzeit trat er in das preußische Heer, später in Rudolstädter Dienste ein, die er aber 1806 wegen seiner Beteiligung an den Unternehmungen gegen Napoleon aufgeben mußte. 1809 kam er zur weimarischen Verwaltung, erhielt dann das Landratsamt in Jena und wurde 1817 zum fürstlichen Kommissar des neuen weimarischen Landtages berufen. In Jena verkehrte er mit Knebel und andern Goethe nahestehenden Persönlichkeiten und traf vielfach mit dem Dichter selbst zusammen. Seine in diesem Buche enthaltenen unparteiischen und fesselnden Lebenserinnerungen sind in den Jahren 1837 bis 1843 niedergeschrieben. Sie bieten vortreffliche Rückblicke auf längst vergangene Zeiten, insbesondere auf Goethes weimarische Mit- und Umwelt, war doch der alte Oberst Lyncker in den Jahren nach Goethes Tode fast der einzige in Weimar, der über Karl Augusts Regierungsanfang, über die damaligen Zustände und über Goethes Einbürgerung im Städtchen aus eigener Erinnerung erzählen konnte. Und Lynckers Gedächtnis war ein sehr starkes und treues. Deshalb ist der Wert seiner Mitteilungen sehr hoch einzuschätzen, um so mehr, als sie ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Nur um vertraulich dem Wahrheitsverlangen seines Landesfürsten und Thronfolgers zu dienen, schrieb Lyncker sie nieder. Wer sich mit der ewig denkwürdigen Epoche am Weimarer Hofe näher beschäftigen und den Geist dieser Zeit verstehen will, wird schwerlich an diesem Buche vorübergehen können.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: [illegible]

Die Gegenwart

Nr. 19 | Berlin, den 10. Mai 1913. | 42. Jahrgang Band 83.

Zur Psychologie des Chauvinismus.

Von

Professor Dr. Robert Piloty, Würzburg.

Zwei Vorkommnisse haben in den letzten Monaten für das Studium des psychologischen Erregungszustandes, den wir, wo immer er sich zeigt, als Chauvinismus bezeichnen, als besonders geeignete Objekte gedient. Das eine war die Behandlung, welche Professor Dr. Ruyssen aus Bordeaux von seinen Studenten und einem Teil der französischen Presse dafür erfuhr, weil er auf einem Vortragsabend der Straßburger Ortsgruppe des Verbandes für internationale Verständigung eine Rede hielt. Das andere war die Protestversammlung, welche die Göttinger Studentenschaft abhielt, nachdem der englische Schriftsteller Norman Angell dort einen Vortrag über seine bekannten wirtschaftspolitischen Ideen gehalten hatte.

Es ist gut, derartige Dinge aus einiger Entfernung zu studieren und der Leidenschaft nicht sogleich mit Leidenschaft zu begegnen. Die Bemerkungen und Belehrungen, welche ein rheinisches Blatt an den Fall Ruyssen anknüpfte, waren ja ganz besonders geeignet, zu ruhiger Ueberlegung der Sache anzuregen, war doch in diesem Blatte unter anderem gesagt, daß wir mit unserem „anbiedernden Verständigungsgedusel" in Frankreich den Glauben an ein „Schwächegefühl" unsererseits erwecken und dadurch „indirekt an dem nächsten deutsch-französischen Krieg schuld" seien. Andererseits wurde im Göttinger Fall in der von dort inspirierten deutschen Presse Herrn Norman Angell der Rat gegeben, nicht wieder nach Deutschland zu kommen, um bei uns in englischer Sprache seine wirtschaftspolitischen Ideen auszusprechen. Zufällig bin ich Zeuge der Vorträge Dr. Ruyssens und N. Angells gewesen, indem ich in Straßburg als deutscher Redner neben Professor Ruyssen sprach und indem Norman Angell auf meine Veranlassung hin auch in Würzburg seinen Göttinger Vortrag gehalten hat.

Da war denn nun in beiden Fällen von Anbiedermeierei auch nicht im entferntesten etwas zu verspüren; aber beide Abende bedeuten für mich wertvolle Erlebnisse aus den verschiedensten Gründen.

Beide Vorträge wurden in der Muttersprache der Ausländer gehalten; beide Vortragende waren nicht etwa die Vermittler irgendeiner offiziellen Kundgebung, sondern sie gaben ganz persönliche Originalausführungen über nicht aktuelle, sondern allgemein interessierende kulturpolitische Themen.

„Beschlüsse" der anwesenden Hörer wurden nicht veranlaßt oder gefaßt. In Straßburg wurde nicht einmal diskutiert. Professor Ruyssen sprach von den intellektuellen Faktoren der Zivilisation, Norman Angell von der Unwirtschaftlichkeit des Krieges, interessant, und gewiß kein Zufall war es, daß der Franzose von philosophischen, künstlerischen und religiösen Ideen, der Engländer aber von wirtschaftlichen Grundsätzen und ihrer richtigen Anwendung die angemessene Annäherung zivilisierter Völker erwartete. Man konnte zuhören, ohne sich irgendwie zu einem Glauben zu verpflichten. Die Redner behaupteten keine andere Autorität als diejenige ihrer Gründe, und das Publikum, welches in beiden Fällen durchaus ein gebildetes war, zeigte sich geistig angeregt und schien sich zu bemühen, den Ausführungen der Redner ernstes Verständnis und ruhige Kritik entgegenzubringen.

Der „völkische" Erfolg war in beiden Fällen ein merkwürdig verschiedener. Durch das

Digitized by Google

Auftreten des Franzosen in Deutschland fühlten sich französische, durch das Auftreten des Engländers in Deutschland fühlten sich deutsche Studenten verletzt.

Auf die Gründe dieser mißbehaglichen Wirkung näher einzugehen, wäre wohl nicht ohne Wert. Vor allem scheint mir eine sonderbare Lehre aus dem Ganzen hervorzugehen. Sie läßt sich etwa so formulieren:

Es besteht zwischen den drei mitteleuropäischen Großmächten zwar ein ungemein ausgedehntes commercium, auch gegen das connubium bestehen keine grundsätzlichen Einwendungen, aber das colloquium in öffentlicher Form ist verpönt. Es wird den Reisenden zu ihrer Unterhaltung gestattet, den Sozialdemokraten wird es schon zum Vorwurf gemacht und als Zeichen politischer Minderwertigkeit verdacht, aber allenfalls noch nachgesehen. Im übrigen ist es aus dem Bereich des national Zulässigen völlig ausgeschieden, auf den diplomatischen Weg verwiesen und mit Vorsicht höchstens noch im internationalen wissenschaftlichen Gesellschaftsleben als curiosum geduldet.

Wenn ich mich also frage: wozu lerne ich in der Schule Französisch und Englisch?, so lautet die Antwort: um auf Reisen den Kellner um die Rechnung bitten, den Schutzmann nach dem Weg zur Bahn fragen, einen fremdsprachigen wissenschaftlichen Vortrag verstehen, fremde Bücher lesen und allenfalls Diplomat werden zu können.

Angesichts der zahlreichen Berührungs-Flächen, -Linien und -Punkte, welche das kulturelle und wirtschaftliche Leben und der tatsächliche Verkehr im europäischen Zentrum den Völkern und Staaten gebracht hat, ist diese Verwendungszone des Sprachvermögens doch wohl etwas zu eng gezogen.

Gerade der glühendste Bewunderer jeder Eigenart und jedes Eigengutes seines Volkes muß doch in seinem eigenen Interesse und im Interesse seines Volkes den innigen Wunsch hegen, daß seine Art draußen wirke, sein Gut in der Fremde werbe und nicht zu Hause verschimmele. Dazu aber gehört, daß man seine Art in der Fremde gebrauche, und dazu wieder, daß man die Art des Fremden bei sich aufnehme, um sie kennen und um sich mit ihr auseinandersetzen zu lernen.

Indessen die Völker scheinen anders zu denken, wenigstens die Schicht der Völker, die sich nach ihrer lernenden Lebenslage in nicht gerade „völkischer" Weise zu Deutsch „Studenten" nennt. Die französischen Studenten haben es einem französischen Gelehrten übelgenommen, daß er in Deutschland durch persönlichen Vortrag französische Kultur repräsentierte, und die deutschen Studenten haben es einem englischen Schriftsteller übelgenommen, daß er seine wirtschaftspolitischen Ideen in englischer Sprache auf deutschem Boden entwickelte.

Dieser paradoxen Lehre vom begrenzten colloquium gegenüber könnte man leicht das Gefühl bekommen, den Zeitraum seiner Lebensfrist in ein ungeschicktes Zeitalter verlegt zu haben. Es wäre das aber weit gefehlt, denn das steht fest, daß jeder genau in dem Zeitalter lebt, in welches er gehört, und wer sich zu früh geboren dünkt, der ist meist eher ein Nachzügler.

Am besten wohl, man nimmt dergleichen Erfahrungen nicht allzu schwer und hütet sich vor gewagten Verallgemeinerungen, denn sonst könnte leicht die Regel etwa so formuliert werden: Wenn der Engländer in Deutschland englische Vorträge hält, wird es ihm von den Deutschen verübelt, wenn der Franzose es tut, von den Franzosen. Dies aber erinnerte stark an die Denkart jenes praktischen Arztes, der aus zwei Fällen seiner Praxis in seinem Tagebuch resümierte: Sauerkraut kuriert Schmiede, tötet Schneider.

Richtiger dürfte es sein, zu erkennen, daß das Uebel der internationalen Unduldsamkeit selbst ein internationales ist, und daß es daher an den Besten aller Nationen liegt, diesem Uebel durch eine planmäßige Erweiterung und Vertiefung der politischen Erziehung entgegen zu arbeiten.

Digitized by Google

Ernährung.

Von

Dr. med. Robert Hessen.

Gewährt Fleischnahrung die Vorteile gar nicht, in deren Ruf sie steht, so müssen ihre Schattenseiten noch ganz besonders hervorgehoben werden. Sie heißen Ueberanstrengung der Leber, Anhitzung des Darmes, schlechter Schlaf, Blähungen und unreine Haut. Kaum ein ander Nährstoff stellt an die Spaltungs- und Aneignungskraft unsres Verdauungsapparates ähnlich hohe Anforderungen und belästigt, wenn diese Kräfte zur Fleischaufnahme andauernd im Mißverhältnis stehen, den ganzen Organismus derart mit Anluftstoffen.

Schweigen wir von jenen chronischen Entzündungen, die mit Leber- oder Nierenschrumpfung enden, und halten uns an das Musterbeispiel der Gicht. Sie führt bekanntlich in ihren schlimmsten Erscheinungsformen zur Ablagerung harnsaurer Kristalle in zahlreichen Gelenken, so daß jede Bewegung zuletzt zur Folter wird.

So gefürchtet diese Schmerzen sind, so wenig aufgeklärt ist das große Heer der Fleischesser über deren wahre Ursachen, und selbst in Abhandlungen, die mit dem Anschein der Gelehrsamkeit auftreten, begegnet man Auffassungen, die sich durch ihren Mangel an schlichter Logik bloßstellen. Wenn Harnsäure ein Verdauungs-Endprodukt unsrer Fleischnahrung ist und Gicht einen Ueberschuß an diesem Endprodukt vorstellt, wie kann man da noch von Stoffwechselträgheit reden und die Ursache auf dem Wege bis zur Niere suchen? Ganz im Gegenteil verdauen die Gichtkranken nicht zuwenig, sondern zuviel, ihr Magen pflegt vorzüglich zu arbeiten, ihr Appetit ausgezeichnet zu sein, der Körper vermag jedoch das vorschriftsmäßig hergestellte Endprodukt seiner Fleischverdauung nicht ausreichend wieder loszuwerden. Gicht ist also überhaupt keine Verdauungs-, sondern eine Ausscheidungskrankheit. Die Verdauungsorgane funktionieren für die träge Ausscheidung zu lebhaft, Herz und Haut versagen, nicht Magen und Leber. Ganz im Gegenteil ist ein geringes Spaltungs- und Aneignungsvermögen häufig die Rettung des Fleischessers vor Gicht; es gehen enorme Stühle unverdauter oder doch schlecht ausgenützter Nahrungsmassen weg, was die Menge der gelieferten Harnsäure natürlich vermindert.

Woher stammt aber nun plötzlich jene Harnsäure in Gelenken und Sehnenhäuten? Die von der Niere abgesonderte geht sicher ins Nierenbecken, von da zur Blase, kehrt nicht etwa ins Blut zurück.

Wie wenn die Niere nur eine besondere Anziehung für die längst gebildete und im Blut kursierende Harnsäure besäße, als reich mechanisches Ausscheidungsorgan, nicht als chemische Fabrik? Eine stärkere Anziehung als die Gelenkhäute, weshalb diese im allgemeinen von Harnsäure frei bleiben und nur bei Ueberlastung des Blutes ebenfalls Harnsäure anziehn?

Längst hat man ein Verhältnis der mächtigen Leber zur Harnsäurebildung vermutet; und sicher besteht ein Verhältnis der Haut zur Harnsäureausscheidung. Daher der rettende Schweiß bei frischer Nierenentzündung. Die Gefahr bei dieser lautet: die Niere funktioniert nicht, sie kann weder Wasser noch Harnsäure in ausreichenden Mengen fortschaffen, das Blut bleibt infolgedessen mit Harnsäure überladen, die überallhin gelangt, auch das Großhirn wird mit Harnsäure durchtränkt, das Bewußtsein trübt sich, in „urämischen" Delirien geht der Kranke zugrunde.

Kommt man rechtzeitig hinzu und ist der Körper sonst unverbraucht, so legt man den Kranken in ein heißes Bad, schlägt ihn nach einer halben Stunde nackt in wollene Decken und läßt ihn schwitzen, schwitzen, schwitzen. Auf diese Weise geht vielleicht nicht soviel Harnsäure aus dem Blut fort, als wie die gesunde Niere herausgeschafft haben würde, doch immer noch genug, um Urämie zu verhüten, die Niere zu entlasten, die entlastete in zwei, drei Tagen zur Abschwellung und Funktion zu bringen. Wir aber erhalten dadurch einen wertvollen Fingerzeig.

Digitized by Google

Denn wenn Schweiß ganz gewiß mit Harn nicht identisch ist und gleichwohl in der Eiweißzerlegung bei Krankheitsfällen die Haut „vikariierend“ für die Niere einspringen kann, dann kann sie das auch in gesunden Tagen. Es wird also bei Menschen mit straffem Gewebswechsel und scharfer Ausscheidung ständig von Haut und Herz (das den Blutstrom kräftig nach der Haut führt) ein Teil jener Arbeit geleistet, die der Trägere allein der Niere zumutet. Bei ihm feiern Herz und Haut, bis die Anziehungskraft der Niere für Harnsäure nicht mehr ausreicht und eine viel schwächere Anziehung durch die Gelenkhäute nunmehr genügt, um Harnsäure auch in ihnen zu deponieren. Daher einerseits die glatte, erleichterte Eiweißverdauung, der gesunde Schlaf, die reine Haut bei Menschen, die sich an frischer Luft stark bewegen, Herz und Haut üben und jeden Tag ein wenig ehrlichen Schweiß vergießen. Daher umgekehrt die Darmträgheit, die Blähsucht bei Nacht, die finnige Rumpfhaut und alle andern Zeichen ungenügenden Stoffwechsels bei jenen Mitgliedern der Oberschicht, die behaupten, daß der Schweiß eines Gentleman unwürdig sei, dagegen täglich an der Tafel schlemmen.

Es werden also Opfer der Gicht folgende Menschenklassen werden: 1. Fresser an sich; sie treiben aus Gier und Völlerei derartigen Mißbrauch, daß selbst bei kräftigem Herzen die Gicht unvermeidbar wird; 2. Muskelfaule; sie könnten zwar all ihre Harnsäure loswerden, wenn sie sich ausreichend bewegten; aber gerade daran fehlt es, und sie werden gichtisch; 3. Herzschwache; sie verfallen der Gicht, selbst wenn sie nicht einmal besonders unmäßig sind, verfallen ihr, weil ein schwaches Herz das Blut nicht mit ausreichender Energie zur Haut führt und Muskelbewegung hintanhält.

Außerdem haben auch Rheinwein und Sekt eine nahe Verwandtschaft zur Gicht, und wir werden sie in der Gesellschaft starker Fleischesser häufig antreffen. Fast ganz frei bleiben dagegen ostpreußische Landarbeiter, die von Milch und Kartoffeln leben, — weshalb auch Kartoffelnahrung als eine Gichtkur neuerdings empfohlen wird.

So ist es nun höchst charakteristisch, daß gerade der Bevölkerungsteil, der infolge seiner Lebensweise am ehesten Fleisch vertrüge, am wenigsten davon ißt, während umgekehrt diejenigen Schichten, die einer solchen Ernährung nicht gewachsen sind, in ihr schwelgen. Klügere, denen auch die nötigen Mittel zu Gebote stehn — denn sauber und schmackhaft zubereitete Pflanzenkost ist nicht so billig wie mancher glaubt —, versuchen darum oft noch in vorgerückteren Jahren einen Uebergang zum reinen Vegetarismus. Aber es ist zu spät; ihr Körper hat anscheinend die Fähigkeit verloren, diese Art Nahrung noch gehörig auszubeuten. Sie kehren zum Fleisch mit allen Beschwerden zurück und bewegen sich fortan in diesem Zwiespalt: esse ich so viel, daß ich gut arbeiten kann, dann schlafe ich schlecht; esse ich so wenig, daß ich gut schlafe, dann kann ich schlecht arbeiten.

Unter diesen Umständen muß mit allem Nachdruck betont werden, daß nicht nur durch Not, sondern auch durch Vernunft Gewohnheiten veränderbar sind. Wie Shetland-Ponys dazu gebracht werden können, Fischgräten zu fressen, so beginnen im Frühling ausgesetzte kleine Kinder sofort, Baumrinden zu nagen, und werden davon satt. Unser Körper hat also tatsächlich durch Anpassung sogar die Fähigkeit, Zellstoff zu verdauen, der sonst in der Physiologie des Menschen doch für unverdaulich gilt, aber in der frühesten Epoche sicher einen Hauptbestandteil unserer Nahrung gebildet hat. Somit ist der Schluß erlaubt, den übrigens zahlreiche Experimente längst bewiesen haben: daß mit Milch, Obst, Brot und Gemüse aufgezogene Kinder denselben Grad von Kraft erreichen, wie solche, die gleich nach der Entwöhnung Fleisch bekamen, daß sie dagegen von vielen Beschwerden frei bleiben, unter denen Fleischkinder leiden. Ja allen insgesamt wäre mit Pflanzenkost gedient, da diese ein gesünderes Aufwachsen garantiert. Das äußerst schwächende Jugendlaster, wie das unnütz frühe Erwachen der Sinnlichkeit überhaupt, beruht recht eigentlich auf dem fortwährenden Fleischkitzel. Manche schlecht beratene Mutter, die in ihre fünf- und sechsjährigen Knaben

Digitized by Google

bereits soviel Fleisch hineinstopft wie nur irgend möglich, wird sich nicht „energische Charaktere" dadurch heranziehen, sondern frühe Onanisten.

Längst auch liegen sportliche Erfahrungen vor, um das alte Mißtrauen gegen Pflanzenkost, als ob sie „weniger kräftig" mache, zu widerlegen. Ich nenne hier nur den berühmten Kraftmenschen Lionel Strongfort, mit der Muskulatur eines farnesischen Herkules, und die berühmte Schwimmerin Annette Kellermann, eine der schönstgebauten Frauen, deren Europa sich zurzeit rühmen kann; beide leben ausschließlich von Pflanzen und Milch.

Oekonomie und Zeitersparnis werden trotzdem leider nicht aufhören, die Küche zu beherrschen, die erwünschte Rücksicht auf Jugendkraft und Jugendfrische hintanzuhalten; denn nicht in jeder Familie kann für Kinder und Erwachsene gesondert angerichtet werden. Unnütz aber ist es, daß ein Volk, wie das deutsche, was Ernährung an sich betrifft, im dicksten Aberglauben weiterlebt.*)

Fürsorge-Unfug.

Von

Dr. Max Adler.

Die kürzlich veröffentlichte Statistik der zwangsweisen Fürsorgeerziehung Minderjähriger in Preußen ist für das Jahr 1910 zu dem Ergebnis gelangt, daß die Zahl der „zur Verhütung des völligen sittlichen Verderbens" Untergebrachten beständig steigt, dagegen die Zahl der „zur Verhütung von Verwahrlosung" Ueberwiesenen beständig sinkt. Dieser Umstand in Verbindung mit der statistisch festgestellten Tatsache, daß es sich in 41,3 Prozent aller Ueberweisungsfälle (3095 von 8733) um Zöglinge handelte, deren Eltern gerichtlich bestraft worden war, hat offenbar den Anstoß zu der jüngst erlassenen ministeriellen Verfügung gegeben, die den zuständigen Aemtern in Erinnerung bringt, daß auch die ernstlich drohende Gefahr der Verwahrlosung hinreiche, um die Einleitung der Fürsorgeerziehung zu rechtfertigen.

Herr v. Dallwitz wünscht also — trotz Collander und Pastor Breithaupt — die möglichste Ausdehnung und Verstärkung der Machtbefugnisse, die heute bereits der Fürsorgebehörde zum Schrecken weiter Bevölkerungskreise eingeräumt sind. Es wird noch viel zu wenig fürgesorgt! Und die offizielle Statistik besagt doch schwarz auf weiß, daß von den 4600 Personen, die im Jahre 1910 aus der Fürsorge entlassen wurden, 62,2 Prozent sich „gebessert" hatten! (Bei 23,5 Prozent war der Erfolg zugestandenermaßen zweifelhaft, und 14,3 waren ausgesprochen „ungebessert" geblieben.) Was wäre demnach nützlicher und moralischer als ein Usus, der recht viele Menschen zwingt, die Segnungen der preußischen Fürsorge am eigenen Leibe kennen zu lernen?

Freilich — wer vor den Ziffern einer amtlichen Statistik nicht in Ehrfurcht erstirbt, wird sich die 62,2 Prozent „Gebesserter" etwas genauer ansehen und alsbald zur Erkenntnis kommen, daß hier ein kleines statistisches Taschenspielerkunststück vorliegt: denn in diesen 62,6 Prozent „Gebesserter" steckt ein guter Teil jener Jugendlichen, an denen es von vornherein nichts zu bessern gab, an denen die behördliche Fürsorge lediglich die Guttat verrichtete, sie nicht zu korrumpieren! Massenhaft werden heute und schon seit Jahren junge Leute in die Fürsorgeerziehung gebracht, die bloß das Unglück haben, in schlechten materiellen und sozialen Verhältnissen zu leben. Die Fürsorge wittert sofort „Gefahr" und verschleppt die unschuldigen Kinder in die Magdalenenstifte und in die Asyle für jugendliche Verbrecher, um sie schließlich, wenn ihre gute Natur auch diesem Milieu siegreich widerstanden hat, der Oeffentlichkeit mit triumphierender Gebärde als „Gebesserte", als tiefverpflichtete Schutzkinder der preußischen Verwaltungsmoral zu präsentieren.

Wie man sich hierzulande die „Verhütung von Verwahrlosung" eigentlich vorstellt, darüber hier ein nettes Pröbchen. (Die Zeitungen haben sich den Fall verkniffen, wahrscheinlich aus dem plausiblen Grunde, weil er noch nicht bis zur Selbstmordphase gediehen ist): Ein neunzehnjähriges Mädchen aus guter Familie wird von seiner Mutter in puncto Erotik „beargwöhnt". Die gute Dame lebt in schrecklichen Sorgen: es ist zwar noch nichts vorgekommen, aber es könnte etwas vorkommen! Ich bitte Sie — ein Mädel in der Großstadt! (Der Fall spielt nämlich in Charlottenburg.) Man kann das Kind ja doch nicht auf Schritt und Tritt behüten! ... Die

*) Abschnitt aus „Die Philosophie der Kraft", die demnächst zum Preise von Mk. 6.— im Verlage von Julius Hoffmann, Stuttgart erscheinen wird.

Digitized by Google

besorgte Mutter läuft zur Oberin des „zuständigen" Mädchenheims, es gibt Untersuchungen, Beratungen, Enqueten — und der Schluß der Geschichte? Das so ängstlich behütete Mädchen wird, obgleich es unschuldig ist wie ein neugeborenes Lamm, der Fürsorgeerziehung übergeben. Bloß weil etwas hätte vorkommen *können*!..

Dergleichen Historien, tragische und tragikomische (ein Makel bleibt die Fürsorge für die Betroffenen auf alle Fälle), passieren aber unter unseren Augen zu Dutzenden. Es ist noch nicht gar lange her, da berichtete der einheimische Reporterkretinismus unter dem Schlagwort „Eine sonderbare Liebesschwärmerei" über folgende im Grunde höchst unkomplizierte Privataffäre, die lediglich infolge der Dummheit und Taktlosigkeit der Umwelt nach und nach auch gänzlich Unbeteiligte, wie z. B. die Fürsorgebehörde, in ihren Kreis zog: Ein 48jähriger Drogist hatte ein noch nicht 16jähriges Mädchen kennen und lieben gelernt. Das Mädchen, „eine wahre Walkürengestalt", erwiderte diese Neigung, und der Geliebte, „ein sehr nervöser und romantisch angehauchter Mann", brachte sie, um ihr nahe sein zu können, in demselben Geschäft unter, in dem auch er tätig war. „Das Pärchen wurde wiederholt beobachtet, wie es, versunken in Schwärmerei, im Walde umherspazierte." Es dauerte denn auch nicht lange, und die offenbar sehr neidischen Einwohner und Einwohnerinnen des kleinen Städtchens, in dem sich die grause Moritat zutrug, „steckten die Köpfe zusammen. Das Ende vom Lied aber war" — nicht etwa, daß sie sich bei dieser Gelegenheit die vernagelten Schädel gegenseitig aufschlugen — sondern: „daß man es für notwendig erachtete, das Mädchen der Fürsorgeerziehung überweisen zu lassen." Der Angeklagte, der die Trennung von dem Mädchen nicht ertragen konnte, unternahm zunächst einen Entführungsversuch und, als dieser mißlang, einen Selbstmordversuch mittels Morphiums. Nur dem Gutachten des psychiatrischen Sachverständigen hatte er es zu verdanken, daß man ihn nicht noch obendrein wegen versuchter Entführung verurteilte. Das Mädchen aber wurde von der Zeugenbank weg ins Erziehungshaus zurückgebracht. Das alles, weil die Einwohner und die Einwohnerinnen des Städtchens „die Köpfe zusammengesteckt hatten"!...

Ein womöglich noch krasserer Fall von Fürsorgewut wurde unlängst aus Groß-Lichterfelde gemeldet. Unzüchtige Lauscher und Spanner der Moral hatten unter Vorschiebung eines Pastors das Königliche Amtsgericht zu bewegen gewußt, über die 17jährige Johanna L. die Fürsorgeerziehung zu verhängen, weil angeblich ihre 70 Jahre alte Großmutter ihr Umhertreiben mit Männern begünstigt hatte. Dieser Beschluß wurde — *mit Umgehung der Eltern* — der besagten Großmutter, bei der Johanna wohnte, zugestellt; Johanna kam, als sie sich mangels zureichender Internierungsgründe weigerte, den Verlockungen des Magdalenenstifts zu folgen, unter „Sitte" und ein Jahr darauf bei der erstbesten günstigen Gelegenheit ins Kittchen, obgleich sie ihrer Mutter im Plätt- und Waschgeschäft, das diese betrieb, unentbehrlich war. Im Kellergefängnis der Gemeinde, wohin man sie zunächst brachte, zog sie sich eine Erkältung zu, worauf sie als Polizeigefangene ins Kreiskrankenhaus transportiert wurde. Kaum von den überstandenen Polizeistrapazen genesen, wurde sie an das Asyl in Brandenburg a. H. ausgeliefert, wo sie reichlich Gelegenheit fand, mit jenem Milieu vertraut zu werden, vor dessen verderblichen Einflüssen angeblich die Fürsorge bewahren soll. Beschwerden der Mutter beim Landgericht und beim Kammergericht, Gesuche an den Justizminister und an den Kaiser blieben erfolglos, bis endlich ein schlichter Privatmann, dem der Fall vorgelegt wurde, die Entdeckung machte — daß das ganze Verfahren *gesetzlich unzulässig* war, da nach § 6 des Gesetzes vom 2. Juli 1900 vor der Anordnung der Fürsorgeerziehung die Eltern vor Gericht gehört werden müssen, was man hier unterlassen hatte. Nach Wiederaufnahme des Verfahrens wurde das Mädchen sofort aus der widerrechtlich verhängten Fürsorge entlassen.

Daneben läuft aber noch eine ganze Anzahl von Fällen, in denen nachweisbar Unverdorbene auf den bloßen Anschein der Verwahrlosungsgefahr hin der Fürsorgeerziehung überantwortet wurden. Daß solche Kinder in der engen Gemeinschaft mit jugendlichen Verbrechern und unter dem verhärtenden Zwang einer Ausnahmsdisziplin besser aufgehoben wären als im elterlichen Hause, bedürfte erst noch des Beweises. Das ganze Verfahren erinnert in vieler Hinsicht an die vor etwa 200 Jahren geübte Praxis: man sperrte die Kinder der Zuchthäusler, weil man sich sonst keinen Rat wußte, einfach zu den Verbrechern ins Zuchthaus. —

Wir werden heute viel zu viel von behördlicher Fürsorge behelligt. Der Genius unserer bürgerlichen Existenz ist der verkehrsregelnde Schutzmann, dessen massive, von der Karrikatur verewigte Herrscherhand dräuend aus dem Massengewimmel emportaucht und unserer Kultur die Wege weist. Auf dem Potsdamer Platz ist es bloß der Wagenverkehr,

Digitized by Google

dem sie ihre Direktiven erteilt; aber schon ein paar Straßenecken weiter sehen wir sie mit Eifer und Energie bemüht, den Verkehr der Geschlechter in die richtigen Bahnen zu lenken oder, wenn es dafür schon zu spät ist, mindestens die bedrohte Sittlichkeit der Säuglinge zu retten. Auf die regelmäßige Schneeabfuhr oder auf die systematische Säuberung der Gehsteige von Hundesouveniers angewendet, würde der polizeiliche Elan zweifellos sympathisch wirken und viel Segen stiften: in der Betastung und Regulierung der Privatmoral wird es die kontrollierende Schutzmannshand nie über einige täppische Mißgriffe hinaus bringen. Darum sollte man sich gegen jede Vergrößerung ihrer Einflußzone nach Kräften sperren.

Hebbels „Julia".

Von

Julius Bab.

Die „Versuchsbühne", ein Verein, den die große „Neue Freie Volksbühne" in Berlin zu literarischen Experimentierzwecken aus ihrer Mitte abgesondert hat, veranstaltete am 25. April d. Js. eine ihrem Charakter wohl angemessene Hebbelfeier, indem sie des Dichters „Julia" zur Aufführung brachte. Dieses Drama, dem Hebbel immer einen ganz besonderen Platz in seiner Produktion zuerkannt hat, ist bei des Dichters Lebzeiten überhaupt nicht, und später meines Wissens nur einmal in Berlin, und wenige Male von Baron Berger in Hamburg aufgeführt worden. Es bleibt also in der Tat ein interessanter Versuch, auf der Bühne die Wirksamkeit dieser Dichtung zu erproben, und mindestens in einzelnen Augenblicken erzielte auch die empfundene und erfinderische Regie A. E. Lichos starke Eindrücke. Als Ausschußmitglied der Neuen Freien Volksbühne war der Schreiber dieses beauftragt, dieser Aufführung ein paar Geleitworte voranzuschicken, und die wesentlichsten Partien seiner Rede mögen hier statt einer kritischen Würdigung des Bühnenereignisses stehen.

* * *

Friedrich Hebbel wurde zum Dramatiker, weil er von den deutschen Denkern und Dichtern des 19. Jahrhunderts als der erste den romantischen Schwarmgeist in sich vollkommen überwunden hatte und als „den einzigen Weg zur Gottheit das Tun des Menschen" begriff. Dadurch gewann für ihn das menschliche Handeln wieder jene kosmische Bedeutung, an die ein Dichter glauben muß, der sich mit dem Ausdruck seiner Weltanschauung vollkommen hinter den Schein handelnd bewegter Menschen zurückziehen, der Dramatiker sein will. Aber was für Menschen stellte er nun dar? Die Menschen, die er innerlich als der wachste und der geprüfteste Sohn seiner Zeit erfahren hatte — Menschen von zweierlei tragischer Art: Den vermessenen Menschen, den Menschen des Ueberschwanges einmal — den Menschen, der sich im Gefühl seiner Göttlichkeit überhebt, der nun alle Rechte des Schöpfers an sich reißen will und nicht bedenkt, daß der heilige Geist zwar in ihm, aber auch in allen anderen Kreaturen wohnt, daß er nur ein Teilchen, wenn auch ein göttliches Teilchen ist. Er gibt diesen Menschen als Frau, die wie Judith „in Gott hineinspringen", ganz und gar nur Schwert des Herrn sein will, und als Mann, der wie Holofernes sich zum Herrn und Gott alles Lebendigen aufschwingen will. Beide gehen sie an den Grenzen der Menschheit zugrunde. — Aber Hebbel konnte aus seinem Innern noch einen anderen Menschen zur Schau stellen, den Menschen, der durch sozialen Druck „erstarrt in der Schlacke" war, der zu wenig jenes göttlich selbstherrlichen Aufschwunges besaß, an dessen Uebermaß jene heroischen Naturen zuschanden wurden. Dieser Mensch ist Gegenstand seiner bürgerlichen Tragödie „Maria Magdalena"; es ist der Mensch, der sich so in das Gebot der sozialen Ehre eingekapselt hat, daß er „die Welt nicht mehr versteht", daß er „nicht darüber hinweg kann", wenn die Natur ein Schicksal auf Wegen führt, die von der bürgerlichen Konvention abweichen. — Auf einer merkwürdigen Wegkreuzung aber, zwischen der Bahn der heroischen Uebermenschen und der bürgerlichen Untermenschen steht das Trauerspiel „Julia", das

Digitized by Google

Hebbel den zweiten Teil der „Maria Magdalena“ genannt hat, und das er fast mit eben so viel innerem Recht den zweiten Teil der „Judith“ hätte nennen können.

Hier tritt nun in den tragischen Mittelpunkt eine Gestalt, wie sie unsere Gesellschaft mit Notwendigkeit als Gegenstück zu der „schrecklichen Gebundenheit“ des Lebens ihrer unteren Millionen hervorbringt: Die gefährliche Freiheit der oberen Tausend. Alles Leben besteht durch ein Gleichgewicht von äußerem Druck und innerem Gegendruck. Droht dem Menschen, über dem der äußere Druck zu schwer wird, die Erstarrung, so dem, der allzuleicht dem inneren Druck gehorchen kann, die Zügellosigkeit. Die Luxusexistenz auf den Höhen der Gesellschaft, die sich durch äußere Ausschweifungen um ihre Gesundheit gebracht hat, die sich gleichzeitig durch innere Schwärmerei der Welt entfremdet und feindlich gemacht hat, ist seit Generationen ein Typus von fataler Bedeutsamkeit. Hebbel schildert einmal in einem Romanfragment solch einen Menschen, dem, wie er aus seiner inneren Schwelgerei erwacht, „das Licht recht feindlich vorkommt“. Diese romantische Absage an das Licht ist aber nur die geistige Seite einer Dekadenz, die den Menschen auch physisch zum Leben untauglich macht. Der Graf Bertram, der im Mittelpunkte des Trauerspiels „Julia“ steht, ist so ein „lebendiger Leichnam“, wie ihn uns Tolstoi zuletzt geschildert hat. Und er ist es aus ganz ähnlichen Gründen wie der arme Fedja, der erklärt: wer in dieser argen Zeit nicht zum heroischen Reformator Größe genug habe, der müsse entweder mit den Gemeinen gemein sein oder versinken, wie er. Auch Graf Bertram hat in dem Gefühl, daß die Zeit für wirkliche Taten nicht reif sei, wie ein schlechter Soldat auf langweiligem Posten seine Waffen verspielt. Er klagt sich mit Grund an, einen edlen Menschen, nämlich sich selbst, umgebracht zu haben, er ist der Mörder seines Selbst. — Uns kann solch Typus auf der Bühne nicht mehr so unerhört scheinen, wie den Zeitgenossen Hebbels, denn wir haben ihn seither oft gesehen, und vor allem hat Ibsen, der nicht ohne Grund sagte: „Ich verstehe die Aufregung der Deutschen über meine Werke nicht, sie haben das ja alles schon von Hebbel gehört“ — Ibsen hat den Schatten solcher Menschen breit über seine Szene fallen lassen. Nur ihren Schatten, denn der Vater des Dr. Rang, der Kammerherr Alving, sie treten nicht auf. Wir sehen nur, welches Los die Kinder solcher lebendigen Leichen haben müssen, welches Los auch die Kinder des Grafen Bertram haben müßten, wenn er nicht die Mesalliance zwischen dem Tod und dem Leben fürchtete, weil er weiß (was Alving nicht wußte), daß sie „die Mutter der Gespenster“ ist, und daß sein Sohn das Recht hätte (was der arme Oswald wahrhaftig hat!), den eigenen Vater auf Pistolen zu fordern. Dieses Bewußtsein aber, das Bertram zurückhält, seine zerstörte Existenz in der Folge der Geschlechter frevelnd zu verewigen, dies gibt ihm auch die Möglichkeit und Kraft, den Frevel, den er gegen die göttliche Natur, durch die gefährliche Freiheit seines Standes verlockt, beging, zu sühnen.

Er wirft sein Leben hin, um gesunde Existenzen zu retten, über denen der Druck der sozialen Konvention zu schwer wird. In Julia wiederholt sich das Schicksal der Clara, der Heldin aus Maria Magdalena. Da sie vorzeitig die Geliebte eines Mannes geworden ist, flieht sie aus dem Hause, und will aus dem Leben fliehen, während ihr Vater Tobaldi, in dem die Ehrenstarrheit des Meister Anton (mit Motiven mehr persönlicher Art gemischt) wieder aufersteht, ihr bei Lebzeiten das Leichenbegängnis richtet. Graf Bertram bietet ihr eine Scheinehe, um Julia und ihr Kind zu retten, und da der Geliebte, um dessen willen sie floh, sich wieder zeigt, wird er freiwillig aus dem Leben scheiden. Dieser geliebte Antonio aber, durch dessen Verhalten diese ganze Lawine des Schicksals ins Rollen kommt, ist ein Räuber aus den Abruzzen, mit Notwendigkeit ein Räuber, denn er wuchs auf als Sohn eines Mannes, der von der Gesellschaft um revolutionärer Umtriebe willen geächtet ward und zum Banditen werden mußte. Für den Verbrecher hat Hebbels Kunst von jeher eine düstere Vorliebe gehabt; denn da Gott ihm nur durch das Tun des Menschen zu erreichen

Digitized by Google

scheint, so ist der Feind der Menschen ihm auch Gottes Feind und schließlich Feind seiner selbst, also eine tragische Figur. Daß aber heutzutage die Gesellschaft durch eben jene ungleiche Verteilung des Drucks Menschen unfreiwillig in solche Tragik hinabstößt, daß es unschuldige Verbrecher gibt, wie diesen Antonio, das ist für Hebbel die furchtbarste Anklage wider diese „menschliche Gesellschaft", der er einmal in einem Sonett zuruft:

Der Mörder treibt sein Werk nicht ohne Grau'n —
Du hast das Amt zu morden und zu töten.

Daß aber auch das Schicksal dieses Antonio sich zu Frieden und Fruchtbarkeit wendet, durch den Edelsinn dieses Grafen, der sein verfehltes Leben hinwirft, um doch noch irgendwie dem Fruchtbaren und Schönen zu dienen — daß es so durch den Ausgleich der gesellschaftlichen Kräfte in dieser Dichtung (und innerhalb des ganzen Hebbelschen Werkes nur in dieser Dichtung!) zu einer auch äußerlich harmonischen Lösung kommt — das ist der tiefe soziale Sinn dieses Trauerspiels „Julia".

Die spezielle historische Gesellschaft, innerhalb derer Hebbel nun diesen sozialen Prozeß zur Darstellung bringt, ist die italienische der vormärzlichen Zeit, wie er sie auf seiner Reise Anno 1845 kennen gelernt hat. Damals zeitigten die Zustände dieses unglücklichen Landes, das sich von seinen großen Traditionen immer wieder zu vergeblichen Versuchen der Freiheit und nationalen Einheit stacheln ließ, viele solcher politischen Banditen unten und solcher bitter Blasierten oben. Nun ist es zwar sehr naiv, zu behaupten, daß mit der Veränderung jener italienischen Zustände Hebbels Werk sein eigentliches Interesse verloren habe. Es ist ja kein historisches Dokument, sondern eine Dichtung, die allen geschichtlichen Stoff nur als Symbol für bleibende Ideen benutzt. Aber freilich, daß Hebbel gerade diesen Stoff ergriff, das hatte verhängnisvolle künstlerische Folgen. Denn vielleicht gibt es im Bereich des Psychologischen keine größere Distanz, als die, welche des Italieners Menschentum von dem Dittmarschen trennt. Frauen, die in die Marienprozession gehen und an Wunder glauben, Männer, denen die Hand schneller zum Dolch als der Gedanke in den Kopf steigt, sie können aus dem schweren, zähen, ganz vom Bewußtsein und Gewissen durchtränkten Blut Hebbels kaum zu wirklichem Leben erweckt werden. Wenn er wenigstens aus dem Bertram einen deutschen Grafen macht, so ist das ein Zeichen seiner Not! Aber die italienischen Gestalten des Stücks haben nicht entfernt so viel Lebensluft um sich, wie die deutschen Kleinbürger der „Maria Magdalena", deren schwerblütig zögerndes Lebenstempo zu dem harten Gange der Hebbelschen Dialektik wenigstens in einem verwandten Verhältnis steht. Und mit dieser Fremdheit, die der Dichter seinen italienischen Figuren gegenüber behalten muß, hängt es wohl zusammen, wenn er sie so wenig in eigentlicher Aktion zeigt, wenn er sie viel weniger bei ihren Taten, als bei der innerlichen Verarbeitung und Abschätzung ihrer Taten zeigt. Dadurch kommt es, daß in jeder Szene eine der vier Hauptgestalten in langer Erzählung ihr Schicksal ausbreiten muß. So entsteht ein mehr epischer als dramatischer Effekt. Im Innern dieser Erzählung freilich wohnt so viel Kampf, eine so leidenschaftliche Auseinandersetzung von Willen und Zwang, Gewissen und Trieb innerhalb der erzählenden Menschen, daß es den Versuch gilt, ob rechte Darstellung dies inwendig dramatische Leben aus dem schwerflüssigen Dialog nicht doch noch entbinden kann.

Als Hebbel das Buch seiner „Julia" herausgab, schrieb er eine Vorrede, in der er sich mit den mannigfachen Gegnern auseinandersetzte, die das Stück schon als Bühnenmanuskript gefunden hatte. Speziell war es die Berliner Generalintendanz, die das Stück im Frühlingsrausch des 48er Jahrs angenommen hatte, bei veränderten Zeitläuften aber „sittliche Bedenken" äußerte. Hebbel wies darauf hin, wie ein Drama in all seinen Details ja unsittlich sein müsse, da die „Idee" ja eben auf ihrem Wege durch die unvollkommenen Einzelerscheinungen hindurch gezeigt werden solle, und daß es eben Mangel an künstlerischem Sinn verrate, über das Unsittliche in den Details den tiefen sittlichen Gehalt des Ganzen

Digitized by Google

zu übersehen. Und er schließt mit den Worten: „Ihr beschuldigt meinen Totenkopf, er sei trotz seines Zähnefletschens ein Verführer und wolle euch zu bösen Dingen verlocken. Das ist absurd. Eure bleichen Wangen und stieren Augen strafen eure Zunge Lügen. Trinkt lieber auf eure Unsterblichkeit!“ — Die Kraft, mit der sich die Menschen dieses Stückes trotz aller Widerstände mit dem Zwange von Magnetnadeln, dem sittlichen Pol, dem fruchtbaren, liebenden, gütigen Leben, dem göttlichen Sinn ihres Daseins zuwenden — diese Kraft kann wohl eine Ahnung unseres unsterblichen Wesens geben. Der Versuch, den wir hier mit einander machen wollen, es ist der Versuch, ob dies Gedicht uns munden kann als ein Trunk Unsterblichkeit.

E. G. Seeligers Schlesisches Werk.

Von

Dr. Arthur Sakheim.

Es besteht aus Erzählungen, die darauf abzielen, Ereignisse der lokalen Historie und Ueberlieferung lebendig darzustellen. Aus Erzählungen in behaglichen, aber schlagkräftigen Versen und in wackerer, höchst lebendiger Prosa. Ohne das allgemeine Evenement aus dem Auge zu verlieren, reproduziert Ewald Gerhard Seeliger die Evenementchen auf anschauliche Weise. So hat man hier keine pragmatische Geschichte Schlesiens, sondern eine poetische. In der Erfindung ist der Autor immerhin nicht frei. Und es herrscht hier schließlich nicht so sehr der Geist des einzelnen, wie der Geist aller. Andererseits gibt ihm die volkstümliche, unverrückte Auffassung der Dinge und Ereignisse einen sichern Halt. Im Stil hält er sich an Eigenheiten der Zeiten und des Ortes, ohne jedoch zu altertümeln, wie das etwa Kolbenheyer in seinem übrigens interessanten Buche „Meister Joachim Pausewang“ tut.

Er läßt die Tatsachen sprechen und beobachtet das Gebot der Bündigkeit. Seine Gedanken wachen und subventionieren das Material fortwährend mit Analytik, Humor, Dynamik. Aus passendgestimmter Seele hat der Verfasser so viel wie möglich von Schlesiens Geschichte und Eigenheit nachgeschaffen. Man weiß aber, daß Schlesiens Erde dem Reiche der Geister zwei völlig entgegengesetzte Menschensorten liefert. Unleugbar ist einerseits der Zug zum Mystizismus. Von dem schlesischen Mystiker Quirinus Kuhlmann (der im siebzehnten Jahrhundert lebte) erzählt Seeliger besonnen, skeptisch, klug, dabei reizvoll und sogar warm. Aber nicht wie ein begeisterter Amateur. Nicht, wie die Romantiker von dem vielwerten Philosophus Teutonicus Jakob Böhme. Sondern so etwa, wie der emeritierte Prokurator von Judäa Pontius Pilatus seinen Freunden die Geschichte vom Leben und Tode des jungen galiläischen Wundertäters erzählt haben könnte. Seeliger ist den Eichendorff, Gerhart Hauptmann ein Fremder. Sein Rhythmus ist nicht der exaltierte, rauschende, halbdunkle Trochäus, sondern der populäre Jambus. Unter die Aegide des klugen, messerklaren Logau darf man ihn stellen, und auch mit dem überlebendigen Johann Christian Günther verbinden den Temperamentsvollen feste Fäden.

Eine Reihe zahmer und abenteuerlicher Typen leuchtet in diesen Historien auf. Ihre besonders charakteristischen, in gutem Sinne auffallenden Züge vermittelt Seeliger. Jenen Kleinigkeiten, die der eine beobachten, der andere übersehen kann, widmet er keine Aufmerksamkeit. Er kennt das Wesen dieser Leutchen und ihre Lebensweise, kündet ihren unkomplizierten Schmerz und ihre von aller Skepsis freie Trauer. Man kann allerdings auch das Logau- oder das Schaffgotsch-Problem tiefer anpacken: Seeliger wird es selbst wissen.

Die drei Reihen schlesischer Historien („Schlesische Schwänke“; „Schlesien, ein Buch Balladen“; „Zwischen Polen und Böheimb“ — München und Leipzig, Georg Müller, Verlag) — sind unleugbar ein Spiegel bürgerlichen Daseins und bürgerlicher Aktivität. Sie sind auch eine willkommene Nahrung für die Neugier. Die Balladen führen nur wenig Lyrismus im Blute. Man besinnt sich ja heute

Digitized by Google

auf die Balladen der Provençalen und Italiener — oder gar auf die adeligen Romanzen der Spanier und Orientalen, und sucht außerdem, an die großen belgischen und französischen Lyriker des modernen Weibes und der modernen Städte anzuknüpfen. Auf diesem Wege kann tatsächlich etwas wunderbar Schönes entstehen. Für gewöhnlich aber kommt ein Sammelsurium, ein Sensationsstück, pathetisches Aufmunterungsgeschwätz, oder sonst ein kleines Uebel zustande. Seeliger kennt eine andere Straße. Bürger, Schiller, Uhland, Puschkin und ihre begabtesten Epigonen sind seine Vorgänger. Kunstverständig entfaltet er seine Motive. Gesund, ein bischen theatralisch derb, gut preußisch (ohne Byzantinismus) protestantisch (ohne Fanatismus) wirkt dieser Reigen. Der Dichter besitzt eine ungewöhnliche Kenntnis der Sprache und ihrer Mittel, und soll sich vor einem Fehler sehr und durchaus hüten: vor dem Auseinanderdehnen. Stellen, die ohne Leidenschaft geschrieben sind, muß er, der ja viel Sinn für knappe, kräftige Behandlung hat — gelegentlich einer zweiten Auflage — schonungslos ausmerzen.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Das Mahl verlief schweigsam. Herr Rutor grübelte weiter und verbarg seine Sorgen nicht. Von Zeit zu Zeit fiel ein gleichgültiges Wort. Als es Erdbeeren zum Nachtisch gab, sagte Frau Rutor:

„Sie sind gut."

Herr Rutor aß die letzten und bestätigte:

„Ja, sie sind gut."

Er verweilte im Zwiespalt, ob er sein Herz öffnen oder seine heimliche Angst für sich behalten sollte. Von Zeit zu Zeit begegnete er dem fragenden Blick Anne-Maries. Er wandte die Augen ab.

„Wißt ihr Bescheid?"

„Ja," sagte Frau Rutor, „wir haben soeben die Abendzeitungen zusammen gelesen."

Es war ihm etwas peinlich, sie wegen einer Angelegenheit, über die er sich selbst zu urteilen vorgenommen hatte, zu befragen, doch sprach er trotzdem und blickte seine Frau an:

„Welchen Eindruck habt ihr von allem empfangen?"

„Du sagtest mir oft, daß man manchmal gezwungen ist, ohne bestimmte Beweise zu urteilen, durch eine Summe von Vermutungen geleitet. Aber trotzdem scheint mir, daß man es hier mit einem Unschuldigen zu tun hat."

„Weshalb glaubst du das?" fragte er.

„Ich kann es kaum erklären. Es ist eine Art Erkenntnis. Nein, ich könnte keine Gründe angeben, weshalb ich mich zugunsten Lermantes' entscheide. Mein Gefühl leitet mich. Muß man nicht manchmal seinem Instinkt trauen?"

Herr Rutor dachte an seine Unterhaltung mit Herrn Rabius und sagte:

„Man muß immer aus seiner Vernunft urteilen."

Auf Anne-Maries ausdrucksvollem Gesicht hatte man gelesen, wie sie den Antworten ihrer Mutter zustimmte. Sie hielt sich nicht länger und rief mit einer Art Begeisterung:

„O Papa ... Der andere log, dieser d'Entraque, man hat es so deutlich gefühlt ... Und Lermantes hat immer die Wahrheit gesagt ... Du hast ihn so nahe gesehen, du mußt es besser wissen ... Aber selbst aus der Zeitung konnte man den Klang der Wahrheit heraushören."

„Kind, wie willst du, daß man solchen Eindrücken nachgibt. Sie täuschen oft, die Missetäter sind schlau ... Wenn du sie selbst bei ihrer Verteidigung sehen würdest, wüßtest du, wie man ihnen mißtrauen muß."

„Ich denke auch, daß sie tun, was sie können, um ihre Richter zu täuschen. Aber ist es nicht besser, hundert Schuldige frei zu lassen, als einen Unschuldigen zu verdammen?"

Herr Rutor pflichtete bei: Sicher vom Standpunkt der absoluten Gerechtigkeit.

Dann erinnerte er sich der letzten Worte Herrn Rabius':

„Eine zu schüchterne Gerechtigkeit würde die Missetat ermutigen," und er führte dieses Thema jetzt aus und variierte es nur etwas.

„Ich sage dir noch einmal," fuhr er fort, „daß die Missetäter außerordentlich schlau sind ... Zwischen ihnen und der Justiz besteht eine Art Zweikampf, in dem sie gewisse Vorteile haben, weil ihnen die schlimmsten Waffen gut genug sind. Ihr Verbrechen ist nicht immer leicht zu fassen. An dem Tage, an dem wir materielle Gewißheit verlangen, entschlüpfen sie unserem Netz, dessen Maschen gelockert sind. Sie werden sich als die Stärkeren fühlen: Die Straflosigkeit würde ihre Kühnheit und ihre Zahl mehren. Nehmen wir an,

Digitized by Google

Lermantes wäre schuldig und würde freigesprochen, es wäre wie eine Prämie der Ermutigung für die verstecktesten, schlauesten Mörder .... Nehmen wir an, er ist unschuldig und wird verurteilt ... oh, es wäre entsetzlich, ich bin eurer Meinung und ich schaudere bei diesem Gedanken ... Doch wenn er zu Unrecht freigesprochen würde, so wäre es eine vollkommene Ungerechtigkeit! Ein schrecklicher Zwiespalt! Es gibt vielleicht eine unsichtbare Wage, welche über unsere Köpfe hinweg die Ausgleichung zwischen Schuld und Strafe regelt ... Vielleicht sind wir nur die unbewußte Lenkstange, vielleicht dienen selbst unsere Irrtümer den unergründlichen Absichten der Gerechtigkeit ..."

„Welcher Gerechtigkeit, Papa? Dieser Mann hat Kinder; für sie besonders müßte sie richtig sein und sich nicht irren ..."

Anne-Maries Worte leuchteten wie ein Blitz in dunkler Nacht auf. Das Gerüst praktischer Gründe und sozialer Argumente, das Herr Rutor sich errichtet hatte, stürzte zusammen ... Ein Irrtum, den das Gesetz sanktionierte, trifft nicht das Opfer allein: er dauert bis ins Unendliche fort, er währt bis in die Zukunft hinein für die kommenden Generationen. Schädlicher als das Verbrechen, mörderischer als Gift oder Dolch hat er schrecklichere Folgen als die schlimmsten Frevel.

All dies stand vor der Seele Herrn Rutors, als ob der Schrei seiner Tochter die Klage der zu Unrecht Verurteilten wachgerufen hätte, deren empörte Kinder sie vielleicht einst rächen würden.

„Ach," murmelte er, „die Kinder ..."

Dumpfes Schweigen herrschte am Tisch, das Frau Rutors friedliche Stimme unterbrach.

„Du hast mir manchmal gesagt, daß ihr eure Ueberzeugung auf Tatsachen stützen müßtet, ohne etwas anderes zu betrachten, und daß, wenn man sich an diese feststehende Regel hielte, man mehr Aussicht hätte, einen Irrtum zu vermeiden. Jetzt wäre es doch der Fall, diese Theorie in Anwendung zu bringen, nicht wahr? Ist es nicht gleich, was dieser Lermantes bis zu dem Unfall war? ... Hatte er die Absicht, einen Mord zu begehen? Das ist die Frage! Habt ihr keine bestimmten Tatsachen dafür gefunden, ist kein Beweis vorhanden. Und wenn bei dir ein Zweifel besteht, kannst du die Verurteilung verlangen?"

Anne-Marie, zitternd über ihre Kühnheit, fügte hinzu:

„Großer Gott, solltest du keine Zweifel kennen?"

„Ich will noch weiter suchen!" beschloß Herr Rutor.

Er stand vom Tische auf und versenkte sich von neuem in das Studium der fürchterlichen Akten.

Als der Staatsanwalt seinen Platz einnahm, überflogen seine Augen den Saal. Wie am Tage vorher war er gedrängt voll. Aus der Menge der Gesichter kannte er Chaussy heraus, Jean Bogis, das Ehepaar Languard und Frau Aurora Winckelmatten. Auf der Tribüne saß neben Frau Nubrit, die von Baronin Kharo begleitet war, Herr Rabius, den Kopf steif in die Höhe gestreckt.

„Was wird mein Kollege sagen, wenn er sieht, daß ich seinen Rat so außer acht lasse," fragte sich Rutor, der sich nicht hatte entschließen können, die Anklage in ihrer ganzen Kraft aufrecht zu erhalten, noch sie vollständig aufzugeben. Er war über diesen Kompromiß unzufrieden, weil er ein Feind von Halbheiten war. In diesem Moment begegnete er den Blicken des Herrn Rabius, sie grüßten sich mit leichtem Kopfnicken; der Endeffekt ihrer Unterhaltung vom Tage vorher fiel Herrn Rutor ein: „Eine zu schüchterne Gerechtigkeit würde die Missetat ermutigen." Niemals war ihm dieses Prinzip so klar erschienen.

„Rabius hätte nicht wie ich gezögert," sagte er sich und ärgerte sich schon über seine Schwäche. Diese Gedanken fuhren ihm rasch durch den Sinn, während es im Saale still wurde. Bei Beginn seiner Reden war er immer erregt, und heute noch mehr als sonst. Seine Hände waren kalt, sein Kopf brannte, mühsam rang er nach Atem. Er warf einen Blick auf die Aufzeichnungen seiner Rede und fühlte, daß seine Gedanken sich verwirrten. Aber der Präsident erteilte ihm das Wort. Er erhob sich automatisch, legte sein Barett neben sich und begann fast erstaunt die Worte und Sätze wiederzufinden, die er sich zurechtgelegt hatte.

Nach einer kurzen Einleitung, die sich in allgemein gehaltenen Betrachtungen bewegte, verurteilte er in einigen scharfen Worten d'Entraque: „der die Justiz, um seinen Haß zu befriedigen, hatte irreleiten wollen, der so kühn gewesen war, ihr in ihren Schranken zu trotzen und sich das Recht der Strafe angemaßt hatte."

Die Mäßigkeit der Einleitung wirkte sehr auf die Zuhörer. In demselben maßvollen Tone ging Herr Rutor über die früheren Lebensumstände von Lermantes hinweg und erklärte, weshalb er es tat: Hier kam eine jener außergewöhnlichen Handlungen in Betracht, von denen es nicht notwendig ist, daß sie mit den früheren verkettet sind. Es hatte sich eine Tatsache ereignet, deren Wirklichkeit man nicht durch Rechtsbeweise oder Vernunftgründe erklären konnte. Ist ein Angeklagter eines Verbrechens fähig? ... Er kann es begangen

Digitized by Google

haben, selbst wenn es nicht so scheint, oder umgekehrt. Man kann die Frage, ob er es begangen hat, beantworten, wenn man das von der Untersuchung gegebene Material prüft. Es waren keine Zeugenaussagen vorhanden, die auf eine Gewißheit schließen ließen. Die Erforschung der Beweggründe von Lermantes oder der Charakter seines Tuns brachte keinerlei Aufschluß.

Die Berichte der Buchhalter ließen die Annahme zu, daß Lermantes ein augenscheinliches Interesse am Tode des Generals hatte, sofern er nur die Existenz eines Testamentes zu seinen Gunsten kannte oder vermutete. Unglücklicherweise hatte sich dieser Hauptpunkt nicht aufgeklärt: die tragische Aussage von Luise Donnaz war kein günstiger Beweis gegen die niederschmetternde Hypothese geworden, sie genügte nicht, ihn von dem Verdacht zu befreien. Belastende Umstände kamen hinzu: der Besuch in La Combette, den Lermantes durch den Vorwand begründete, eine Kur in Aix gebrauchen zu wollen, die er dann nicht unternahm. Die langen Unterhaltungen mit seinem Gastfreund, von denen der Kammerdiener Justin berichtet hatte, das Datum des Testaments, das einige Tage nach seiner Abreise aufgesetzt worden war, selbst gewisse Worte des Generals, die der Notar Lorie wiederholt hatte. Herr Rutor nannte diese Tatsachen in einer festen, kalten Sprache „eigentümlich", und gab ihnen noch mehr Gewicht, als er erklärte, daß sie im eigentlichen Sinne keine moralischen Delikte, aber dafür sehr zahlreich wären.

Als Herr Rutor über die Tat selbst sprach, bewahrte er dieselbe Vorsicht: er ließ die Nebensachen fort und sprach nur von einer geringen Anzahl Argumente, davon eins ihm „genügend, um den schlimmsten Verdacht zu bestätigen," schien. Der vorzügliche Schütze Lermantes, eitel auf seine Geschicklichkeit, verfehlte den Damhirsch, „ein Tier, das nicht einen Meter hoch ist," und trifft den General, einen großen Mann ins Herz, also „mindestens in einer Höhe von 135 Zentimeter.

„Unerklärliche Ungeschicklichkeit, ein Fehlschuß, der stutzig macht." Man kann anführen, daß selbst die geschicktesten Schützen fehlschießen können. Das ist wahr. Aber um zu erklären, daß die besagte Kugel, die für den Damhirsch bestimmt war, den General traf, muß man konstatieren: Erstens: den Zufall, daß der General sich gerade in der Sekunde hinter dem Damhirsch im Gebüsch befand, als dieser die Lichtung überschritt. Zweitens: den Zufall, daß die Kugel die richtige Höhe verfehlt, und den dritten Zufall, daß eben diese Kugel mitten ins Herz trifft: eine seltsame Vereinigung von Zufällen — besonders wenn man an alle anderen denkt, die sich bereits in diesem Prozeß vereinten.

Bis dahin war Herr Rutor im ganzen in den Grenzen seines Programmes geblieben; seine Worte formten seine Gedanken, ohne sie zu entstellen oder zu vergrößern. Er war sowohl in der Begründung als in der Ausdrucksweise maßvoll. Er enthielt sich aller heftigen und leichten Effekte, die ein weniger skrupelloser Redner gebraucht hätte. Die einen fanden diese Methode geschickt und für den Angeklagten gefährlich, die anderen beurteilten sie als zu gelinde und als ungeeignet für die Geschworenen. Die letztere war Herrn Rabius' Ansicht, dessen Gesicht einen ärgerlichen Ausdruck annahm. Aber alle hörten mit jener Achtung zu, die eine Sprache, die für die Wahrheit kämpft, immer erzeugt.

Rutor hielt einen Augenblick inne, hustete und sagte:

„Dieses Resultat schöpfte ich aus der seltsamen Angelegenheit und breitete es sorgfältig vor Ihnen aus. Vielleicht ist sie eine der verwirrtesten, die gerichtliche Chroniken aufweisen, vielleicht ist es der Prozeß, der mir während meiner Laufbahn am meisten Angst und Skrupel verursachte. Ich zögere nicht, es einzugestehen, und ich bitte Sie, von mir nicht zu erwarten, daß ich bei einem solchen Fall auf Ihre Ueberzeugung zu wirken suche."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Diplomat und Autokrat.

Der Professor Erich Schmidt ist gestorben; Sokrates im Frack, das Bindeglied zwischen Berliner Gelehrsamkeit und Berliner Gesellschaft, die sonst nicht miteinander in Gütergemeinschaft leben. Denn auch für diejenigen, die im Zeitalter des Sport und des Kino nicht gerade auf Anhieb wußten, daß Erich Schmidt der Entdecker des „Urfaust" und der Biograph Lessings gewesen ist, hatte dieser Name sogleich die Resonanz der Volkstümlichkeit: löste er die Vorstellung aus von überfüllten Hörsälen (in denen die Studentinnen mit dem verehrten Professor fast ein wenig Moissikultus trieben) und von zahlreichen gesellschaftlichen Veranstaltungen, bei welchen der statiöse Gelehrte mit den wie

Digitized by Google

Schillersche Verse blitzenden Augen, dem wie seine Figur aufrecht getragenen weißgrauen Haupthaar und dem etwas nachgedunkelten Schnurrbart unter der Adlernase als einziger unter seinen Kollegen den Weg zur repräsentativen Berliner Geselligkeit suchte und fand. Man sah jenes kühne Auge, das nun gebrochen ist, über jede maßgeblichere Berliner Premièrenversammlung fliegen: Erich Schmidt, den Rücken der Bühne zugewandt, von der ersten Parkettreihe des „Deutschen Theaters" aus in der Pause mit dem Krimstecher den Zuschauerraum musternd, ist ein ganz bekanntes Bild. Man wußte, wie er zu Brahm, aber auch zu Reinhardt hielt, dem er ja im Vorwort zum ersten der Bändchen, die die Klassiker in der Regieeinrichtung des „Deutschen Theaters" der Ewigkeit einzuverleiben wünschen, Worte wärmster Anerkennung und Aufmunterung gespendet hat. Man liebte seinen wohlgepflegten, rednerischen Stil, der niemals die Hände in die Hosentaschen steckte, sondern stets Galauniform und Ordensschmuck trug, auch die banalsten Dinge durch Diktion und Ausdrucksform in den Adelsstand erhob und nie besser zu Erich Schmidt paßte, als wenn dieser, auch durch seine Tracht über den Alltag erhoben, im Ornat des Rektors oder im festlichen Frack, korrekt weiß behandschuht, in einer Aula, auf einem Podium, hinter einem Vortragspult stand. Man wußte wohl auch, daß seine weithallende, etwas knarrende, auf die Pointen seiner Rede mit Behagen eine Fermate setzende Stimme es war, von der die meisten der Berliner Theaterkritiker jetziger und letztverflossener Jahrgänge ihre abschließenden germanistischen Kenntnisse bezogen haben. Kurz: hier wurde auf Berliner Revier das Märchen von der Weltfremdheit des neudeutschen Professors deutlich Lügen gestraft: denn es konnte kein einschneidenderes, vornehmeres Gesellschaftsbild geben, als wenn der Jubiläumsrektor Erich Schmidt (der doch nie ein Byzantiner gewesen ist) mit dem geschmeidigen Anstand des Diplomaten, den nie zuviel und nie zu wenig gebenden Manieren des Weltmanns seinen Landesvater und obersten Patron an den Tagen, an denen in der Universität die Austauschprofessoren zu Worte kamen, an der Gitterpforte der alma mater willkommen hieß. Hier kamen Wissen und gute Erziehung, künstlerische und gesellschaftliche Geschliffenheit zu unlösbarem Bunde zusammen: und diese Koinzidenz der Eigenschaften hat gewiß nicht die geistige Bedeutung, wohl aber die starke, lokale Volkstümlichkeit des Diplomaten-Professors Erich Schmidt mit erbauen helfen. . . . .

Der massive, immer ein wenig rote Kopf des Kunsthändlers Paul Cassirer, auf dem jetzt die Präsidentenkrone der Berliner „Sezession" sitzt, birgt einen starreren Sinn als das modernisierte Olympierhaupt des verstorbenen Geheimen Regierungsrates Erich Schmidt: und sein (Paul Cassirers) Stil soll, wenn einige Mitglieder der Sezession über ein gutes Gedächtnis verfügen, vor einiger Zeit den Satz geprägt haben: „Ich wünsche, daß die Sezessionisten meine Sklaven sind!" Man könnte dieses Huhu-Zitat des energischen Mannes in den Fabelschatz verweisen, wenn nicht auch zwei andere Amtshandlungen Pauls des Ersten, von denen die eine, ältere, erst jetzt bekannt wird, die andere aber allerjüngsten Datums ist, darauf hinweisen würden, daß der Nachfolger auf dem Throne Max Liebermanns wirklich in erster Reihe ein Donnergott zu sein wünscht und der Meinung ist, daß seine Herrschaft am sichersten begründet sei, wenn er zunächst einmal hier und dort losdrischt. Er hat, wie man soeben aus dem Munde des Professors Kallmorgen, Leiters der diesjährigen „Großen Berliner Kunst- und Jubiläums-Ausstellung" am Lehrter Bahnhof, erfährt, namens der Sezession die Beteiligung an der auch als öffentliches, künstlerisches Versöhnungsmanifest gedachten Veranstaltung abgelehnt, weil (was schließlich sehr plausibel ist) die Sezessionisten im Moabiter Kunstpalast gewiß in eigenen Sälen, unter der Obhut einer eigenen Jury, aber eben nur als Aussteller, nicht als Mitveranstalter auftreten sollten. Er hat ferner — und das ist nicht, und das wird auch nimmer gut! — den Kunstkritiker Fritz Stahl, einen der besten Wisser und maßvollsten Wortführer der Berliner Zunft, vor den Richter zitiert, weil Stahl, übrigens in einem weit

Digitized by Google

mehr foppenden als ernsthaft feststellenden Ton, sich darüber aussprach, daß die Zurückgewiesenen der eben eröffneten Sommer-Sezessions-Ausstellung (der ersten unter dem Präsidium Cassirers) sich fast ausschließlich aus solchen Mitgliedern der Sezession zusammensetzten, die gegen den Aufstieg Cassirers zum Präsidenten einiges einzuwenden gehabt hätten. Als der arbeitstüchtige, ehrgeizige Mann — eine Persönlichkeit, nehmt alles nur in allem! — vor einigen Monaten an die Front der Bewegung trat, in der sein Temperament, seine Beziehungen schon seit Jahren starken Einfluß gehabt hatten, da ist Paul Cassirer im Gegensatz zu manchem skeptischeren Willkommen an dieser Stelle freundlich begrüßt worden. Es ließ sich ja annehmen, daß seine Welterfahrung, seine von Jovialität gebändigte Energie ihm die Mittel in die Hand geben würden, die vielen Köpfe und vielen Sinne, die im Lager der Sezession in den letzten Jahren unablässig Unruhe stifteten und am Ende auch Jupiter-Liebermann hinausgetrieben haben, von den Wirrungen des Cliquen- und Parteihaders zu der gemeinsamen Arbeit eines einheitlichen und begeisterten Kunstschaffens zurückzuführen. Nach solchen erfolgreichen innerpolitischen Präliminarien wäre Paul Cassirer (ein „königlicher Kaufmann") der rechte Mann gewesen, die wieder geeinigte, reorganisierte Sezession zu ungeahnter materieller Blüte weiterzuführen. Aber der neue Präsident hat bisher weder den Diplomaten noch den Kaufmann, sondern vor allen Dingen den Schlachtenlenker sprechen lassen. Er fühlt das „Schwert an seiner Linken": er meint, die von den sich miteinander raufenden Alt- und Neu-Sezessionisten (den Freunden und den Feinden des Präsiden) angestifteten inneren Kämpfe in der Sezession am ehesten dadurch beschwichtigen zu können, daß er geschickt „ablenkt" und gegen ein paar äußere Feinde, einen mißliebigen Kritiker eine künstlerische — und kunstpolitische — Konkurrenz mobil machen läßt. Von diesem Streben im Sinne des Mottos: „Wer feste um sich haut, hat nie auf Sand gebaut", wird der forsche Herr Cassirer, die starke Individualität, aber doch wohl noch zurückkommen müssen. Er wird sich klar machen müssen, wie unklug und unrationell es wäre, der Sezession, die längst die Anerkennungsdiplome aller Kunstverständigen in der Tasche hat, und die, unter Leitung eines klugen, leidlich milden Impressarios, nur auf Blumenwegen zu gehen brauchte, gewaltsam, ohne jede Notwendigkeit, neue und starke Feinde zu schaffen. Und ein Seitenblick auf das politische Tohuwabohu in einer künstlerischen Nachbarvereinigung (in der „Deutschen Bühnengenossenschaft" nämlich) wird ihm zeigen, wie sogleich alle Entwicklungssäfte stocken, wie der Stillstand das Wachstum ersetzt, wenn immer wieder Kampf die Parole ist. Es ist wirklich schade, daß der Autokrat Paul Cassirer es versäumt hat, bei dem verstorbenen Kunstdiplomaten Erich Schmidt in die Schule zu gehen. Denn der kannte die alte Regel: und er wußte, daß die Wand schließlich doch immer stärker ist als der Kopf, der gegen sie anrennt. . . .

Urbanus.

Neue Bücher.

Karl August Meißinger, Gedichte. Straßburg im Elsaß, 1911. Verlegt vom Verfasser.

Ich weiß von Karl August Meißinger nichts Näheres. Durch einen äußeren Zufall gelangte sein Buch, das im Selbstverlag erschienen ist, auf meinen Tisch. Es gibt zuweilen noch freundliche Zufälle. Mit dem üblichen Mißtrauen begann ich die Lektüre; bald aber fühlte ich mich wunderbar angesprochen. Zunächst hielt ich noch für möglich, daß es sich um eine bloße Momentwirkung handeln könnte. Doch heute liegt das Buch bereits zwei Jahre bei mir, mitten unter einer ganzen Reihe anderer Lyrik, und ich habe es unter den übrigen Bänden immer wieder hervorgeholt und immer wieder hineingeblickt. Deshalb entstand der schließliche Entschluß, über Meißinger zu schreiben, aus einem Gefühl aufrichtigen Dankes und in dem Wunsche, auch andere an ihm teilhaben zu lassen.

Was Meißinger gibt, ist ein besonders schönes und unmittelbar persönliches Erleben der typischen Verhältnisse des menschlichen Daseins. Liebe, Freundschaft, junge Vatergefühle, Heimat, Ferne, alle diese uralten Stoffe haben es an sich, daß sie dann, aber auch nur dann,

Digitized by Google

wieder neu und erstmalig werden, wenn einer kommt, der sie auf neue und erhöhte Weise erlebt. Und das ist allerdings Meißingers Fall. Bei seinen Gedichten hat der Leser oft das Gefühl: So möchte ich auch diese Zustände durchempfinden, ein so reines Austönenlassen jeder Stimmung in ihren eigenen Farben möchte ich vom Dichter lernen!

Besonders nahe Beziehungen verbinden Meißinger mit Möricke. Ihm widmet er eines seiner schönsten, ja man kann sagen, adligsten Gedichte:

An Heinrich A.

Als gestern nach der ersten Lust des Wiedersehns
wir von dem Turm uns freuten der erhabnen Schau —
in schweren Wolken rangen Licht und Finsternis,
und wie es droben mächtig wechselte, so lag
das regenfrische Land bald hell beglänzt und bald
tiefblau — wir aber nahmen an dem Riesenkampf,
als kämpften ihn beseelte Wesen, schaudernd teil:
da schaut' ich ihn mit diesen Augen neben uns
gelehnt am feuchten, großgezackten Mauerkranz,
den edlen Mörike, und lächelnd sah er zu,
wie zwischen Dir und mir die Seelenfäden sich
neu hin und wieder woben mit geheimer Kraft.
O laß von ihm, dem hohen Zaubrer, unsern Bund
Gesegnet sein, und bleiben wir der Stunde treu.

Einen Lyriker kennen zu lernen, tun einige seiner eigenen Verse oft mehr als die längsten Auseinandersetzungen. Deshalb seien hier auch noch zwei andere Gedichte von Meißinger zitiert. Das eine betitelt sich

Schlußvignette zu einem letzten Brief.

Ros' im Glase, schaust mich dunkel an . . .
Nun das Siegel noch, so ists getan.
Leise schütterts — husch! ein weicher Fall:
hingestreut die zarten Muscheln all!
Sie veratmen ihren müden Hauch —
käm zu mir der letzte Frieden auch!

Das andere, „Auf eine antike Büste" benannt lautet:

So saßest Du, er aber in Liebe mild,
rang immer noch, vergessend sich selbst und Dich,
daß ihm der seelenvolle Marmor
werde zum Gleichnis Deiner Süße.

Gehorsam schaueste Du links an ihm vorbei,
wie ers geheißen, doch wirklich siehst Du nur
in Dich hinein, und wie im Traume
klingt Dir melodisch der feine Meißel.

Du denkst der Dauer nach des geformten Steins,
denkst an des Mannes flüchtiges Minnespiel,
und mit gelassen heitrer Wehmut
fügst Du Dich in den Lauf des Lebens.

Im Aether verschwebtet ihr und eure Lust,
doch sehe ich Dich, so klingt mir im wachen Ohr
der Vögel Sang, das Bienensummen
eines uralten römischen Lenzes!

Hugo Marcus.

Die billigen Polstermöbel. Es ist keine Seltenheit, daß ein billiges Polstermöbel fast um die Hälfte billiger ist als ein ähnlich aussehendes, gut gearbeitetes. Dies beruht weder auf einem Kunststück, noch bekommt der Käufer in Wirklichkeit etwas bei dem billigen Preise billiger, geschweige denn etwas geschenkt. Das Geheimnis dieser Billigkeit ist leicht nachzuprüfen, es steckt im Material und in der Arbeit. Ersteres ist von A bis Z geringer Beschaffenheit, oft minderwertig, oft gebraucht gewesen, oft schmutzig. Die Arbeit ist allemal, ganz besonders aber die des inneren Baues, überhastet und deshalb unsolide. Viel innere Arbeit, die die Haltbarkeit des Polsters bedingen, ist einfach fortgelassen. Oberflächlich sieht so ein Möbel für den nicht sorgsam prüfenden Käufer zuerst einem guten Polstermöbel nicht unähnlich. Eine Veränderung in der äußeren Form durch den Gebrauch tritt aber bald ein, so daß ein an Sorgfalt gewöhntes Auge daran Anstoß nimmt. Ein Aufpolstern ist oft gar nicht möglich, weil Material wie Gestelle allzu gering sind. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6.

Nie wieder

wird eine Dame eine andere als die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pf., kaufen, sobald sie sich von deren Güte überzeugt hat, denn diese Seife erzeugt ein zartes, jugendfrisches Gesicht und blendend schönen Teint. Ferner macht

Cream „Dada" (Lilienmilch-Cream)

rote und spröde Haut in einer Nacht weiß und sammetweich. Tube 50 Pf.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Hohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 20 **Berlin, den 17. Mai 1913.** **42. Jahrgang Band 83.**

Suffragettes.

Von

Ike Spier.

Der Münchener liest dieses ominöse Wort in seiner alles versöhnenden Gutmütigkeit einfach Suffraketen; mit dieser so anmutenden Transformation verliert es seine Härte und es verbinden sich mit ihm die anheimelndsten Associationen von schwerem Bier und edlem Rettig; und ich bin überzeugt, daß kaum einer der vielen braven kannegießernden Bräuhausfreunde, wenn er auch wollte — dem Ausdrucke etwas Böses abgewinnen könnte, und so wird die Frage der Suffragettes einfach nicht ernst genommen.

Doch hinter der Bewegung steht mehr als ein leises, hilfloses Wimmern der gekränkten und geknechteten Frauenseele.

Es stellt sich immer mehr als der Kampf der femininen Weltanschauung gegen die maskuline dar, und die Frauen aller Völker werden gut dran tun, vorher scharf die Konsequenzen zu übersehen, wenn sie ihre Sympathien dem einen oder anderen Teil der widerstreitenden Kräfte in England zuweisen wollen.

Wenn nämlich sich die Frauen mit diesen vandalisierenden Hysterikerinnen im Britenlande identifizieren, so heißen sie auch die widerlichen Angriffe und schmutzigen Mittel dieser Hyänen einer an sich anständigen Sache gut.

Und jetzt steht die Bewegung auf dem Punkte, wo es sich darum handelt, zu entscheiden, ob man in dem Benehmen und den Taten der für ihre Rechte Streitenden die Aktionen vollwertiger Zeitgenossen oder halbverrückter und mit dem Stigma der geistigen Minderwertigkeit gezeichneter, sexuell invertierter manischer Viragines sehen muß.

Für die Frauen steht alles auf dem Spiel.

Wollen sie zeigen, daß sie wirklich gleichwertig sind oder daß sie, in diesem Kampfe als unterwertige Gegner jeglicher ernsten Kritik abhold, nur als randalierende idiotische Kinder sich betätigen?

Wie liegt der Fall?

Es streiten da einige Frauen für das Wahlrecht der weiblichen Staatsbürger.

Es sind sicher nur einige, die Mehrzahl der englischen weiblichen selbständigen Wesen gehen nicht conform mit diesen Radaumacherinnen.

Aber Zahlen beweisen hier gar nichts, es brauchte nur eine Frau für „votes for women" streiten, und die Sache könnte doch die gerechteste auf der Welt sein.

Wir wollen uns nicht in diesen Streit mischen. Im Prinzip sind wir der Meinung, daß wir den Frauen alle Aemter, alle staatlichen Rechte, genau dieselben, welche der Mann besitzt, zuteil werden lassen sollen.

Eine physiologische Gleichheit der Menschen gibt es zwar sicher nicht, nicht zwei Menschen sind einander gleichwertig, am allerwenigsten sind sich zwei Geschlechter, wie das männliche und das weibliche, homogen. Deshalb steht es von vorneherein fest, daß Frauen und Männer in der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte ganz verschiedene Resultate zutage fördern werden und daß von dem Moment, wo die Frauen sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen werden, die Welt ein anderes Gesicht haben wird, ob aber ein besseres, das soll nicht entschieden werden.

Nun, man gebe den Frauen die volle bürgerliche Gleichheit. Da die Natur gleich selbst am besten steuert, wird sich im Verlauf der Zeiten zeigen, ob sich die Frauen bewähren

Digitized by Google

und, wenn sie es nicht tun, so wird sie der Volkswille hinwegfegen, in einer grausamen Art, wie sie in der Geschichte nicht wieder ihres Gleichen finden wird.

Alles, was sich nicht als im Lebenskampfe wertvoll erweist, wird hinweggeschoben, und so sicher, wie die französische Revolution ein Ergebnis der streng logischen Entwicklung aus dem sinnlosen Absolutismus und seiner wahnwitzigen finanziellen Mißwirtschaft war, so sicher würde die durch weibliche Mitarbeiterschaft geschaffene staatliche Nichtlebensfähigkeit der Frauen Tun bald aus dem öffentlichen Leben auswischen.

Also, man gebe ihnen die Gelegenheit, sich in allen Aemtern und in allen Geschäften der vollen Staatsbürgerlichkeit zu zeigen.

Sind sie nicht würdig, bewähren sie sich nicht, so bedürfen wir keiner langatmigen Diskussionen, um sie wieder von der ihnen nicht entsprechenden Stelle zu entfernen.

Warum soll man nicht den Frauen, nachdem man ihnen alle akademischen Berufe frei überläßt, nicht auch die politischen frei zugänglich machen?

Gerade die Oeffnung der akademischen Tätigkeiten hat am klarsten die Richtigkeit der von mir vertretenen These der Selbststeuerung der Natur bewiesen.

Die Menschen sind nicht zu den weiblichen Aerzten gerannt, und die geringe Konkurrenz, die die Frauenmedizi ihren männlichen Kollegen gemacht haben, ist kaum noch zu verspüren.

Außerdem heiraten die meisten Aerztinnen, wenn sie können, und die wenigsten üben dann noch ihren Beruf aus.

Die Statistik lehrt, daß nur ein Bruchteil aller den Grad erwerbenden Frauen auch wirklich die Praxis führt. Sie tun das nicht, weil einfach das Leben mit der Simplizität, die ihm eigen ist, die Unnotwendigkeit der vielen Aerztinnen überzeugend dargetan hat; die Patienten gingen einfach nicht zu den Aerztinnen.

Selbst die Geschlechtsgenossinnen vertrauten sich in einer schweren Situation lieber dem Manne an, und die paar Kinderärztinnen, die eine Praxis erwarben, zählen nicht.

Also die früher so leidenschaftlich diskutierte Aerztefrage erledigte sich so ganz „doucement" von selbst.

Hätte man aber den Frauen die akademische Karriere verschlossen, so wäre aus dieser Negativität ein neuer Streitpunkt erstanden.

Man hätte eine gute Gelegenheit geschaffen, die Märtyrersucht zu züchten, und neue Opposition gedüngt.

Bekanntlich erlischt jede Reibung aus dem Mangel des Widerstandes.

Und nur die Dinge erscheinen so verlockend und aller Anstrengungen wert, die uns nicht erreichbar sind.

Warum man nicht in England in Erkenntnis aller dieser Binsenwahrheiten längst zu einer probeweisen Einführung der weiblichen Wahlberechtigung sich hat entschließen können, ist um so weniger verständlich, als man in dem Kampfe gegen sie es an jeder zielstrebigen Konsequenz fehlen läßt.

Entweder man macht überhaupt keine Kompromisse oder man gibt eben alles zu und sagt zu jedem Wunsche der Suffragettes Ja und Amen.

So aber pendelt die englische Staatsautorität zwischen einem für uns absolut nicht verständlichen eigensinnigen Bestehen auf Versagung aller Rechte an die Frauen — und einer ebensowenig für uns sympathischen Milde gegenüber den Frevlerinnen der Straßenaufzüge.

Eines ist an diesen Taten der Suffragettes charakteristisch.

Die Widerwärtigkeit der Mittel, die sie in ihrem Kampfe gegen ihre Widersacher anwenden.

Es besteht keine Meinungsverschiedenheit bei allen gesitteten Menschen der ganzen Welt über die Verwerflichkeit der schmutzigen Kampagne der Suffragettes.

Ist es wirklich etwas um die Gleichheit der beiden Geschlechter, so können wir voraussetzen, daß sie sich auch in dem Gebaren der Individuen bei bestimmten Gelegenheiten äußern muß.

Aber die Geschichte der Auflehnungen der Männerwelt gegen eine sie drückende Ungerech-

Digitized by Google

tigkeit irgendwelcher Art weist nicht solch unsympathische und geradezu widerliche Taten auf, wie die von den Suffragettes jetzt produzierten.

Man verurteilt die Propaganda der Anarchisten. Aber man kann ihnen nicht die Zusage unterschlagen, daß sie alles männlich und imponierend betreiben. Sie opfern ihr Leben bei jeder Gelegenheit, sie machen alle ihre Handstreiche im Großen, sie benutzen zum Erreichen eines großen Zweckes auch große Mittel.

Sie beladen ihr Zielstreben nicht durch schmutzige, hinterlistige, kleinliche Gemeinheiten mit dem Odium der Degeneration.

Sie senden ihre Bomben an die richtige Adresse, sie beschmutzen keine Bilder, stecken keine Landhäuser an, „versauen" keine Briefkästen, sie treten groß an die Oeffentlichkeit, und sie stehen für ihre Ideen, denen hier kein Beifall gezollt wird, mit ihrem Leben ein.

Auch die Sabotage der Eisenarbeiter, bei großen Streiks das Verhalten resistenter Elemente, kann nicht zum Vergleich herangezogen werden.

Auch diese widerborstigen Massen, die aber nur für ihre Lebensnotdurft und nicht für Abstrakta kämpfen, wo gewiß auch die ärgsten Ausschreitungen eine mildernde Erklärung finden, betätigen sich immer im Großen.

Sie zerstören, sie demolieren, sie vernichten, und vielleicht morden sie auch, aber niemals benehmen sie sich schmutzig und ekelerregend.

Wir verurteilen nicht die Kampagne der Suffragettes, sondern nur ihre Mittel.

Wie kann man ewige Kunstwerke zerstören und die Nachwelt ihrer berauben, sich herostratischen Ruhm sichern, wenn man ideale Zwecke zu erreichen sucht?

Wie vereinigen sich Ideale und die ekelerregenden Taten ihrer Vorkämpferinnen?

Die Exzesse der Suffragettes haben eine geradezu frappierende Aehnlichkeit mit dem Gebaren idiotischer Imbezillen.

Jeder Psychiater wird es bestätigen können, daß sich der Trieb zur Beschmutzung und Zerstörung, in Einzelheiten sogar, bei diesen Geisteskranken findet und daß die Mätzchen der Suffragettes einem nicht mit der Sachlage Vertrauten den Eindruck solcher Idiotenhandlungen hervorrufen müssen.

Noch nie hat man etwas dergleichen von den Zerstörungen der Sabotage treibenden Männer behaupten können.

Die gradedenkenden Frauen aller Nationen, selbst wenn sie Wahlrecht fordern, rücken von ihren Schwestern im Britenlande ab.

Wenn dieses kindische, kraftlose, britische Getue, dieses idiotische schmutzige Gebaren wirklich eine Kraftprobe der Frauenart darstellen soll, einen Weg, wie man sich politische Rechte erobern kann, so raten wir den Suffragettes, bei den Männern in die Schule zu gehen und doch wenigstens hier die Ueberlegenheit der verhaßten Maskulina anzuerkennen.

Wenn wirklich aus diesem widerlichen Schauspiel, das sich jetzt vor den Augen der gesitteten Welt in England abspielt, etwas auf die Psyche der Frauen geschlossen werden soll, so kann man sagen, daß hier die Fraueneigenart die schlimmste Niederlage erlitten hat, eine Erniedrigung, wie sie die gehässigsten Feinde der Frauenbewegung und der Gleichheit nicht erleben durften.

Hier zeigte sich die ganze Kleinheit und Minuswertigkeit der femininen Vertreter der Stimmrechtsbewegung.

Man kann die ganze Bewegung nicht mehr anders sehen, als die fanatische und blinde, jeder Klugheit und Sauberkeit bare Mache einiger exzentrischer und altjüngferlicher unbefriedigter Viragines.

Da geistige Epidemien genau so gut wie pathogene auftreten können, so ist auch die Infektiosität dieser Ideen erklärbar.

Und je mehr Widerstand die englische Regierung leistet, um so mehr Reibungsfläche bietet sie und um so mehr Erfolg gewährt sie den Bemühungen der Suffragettes.

Oder aber sie entschließt sich zu der äußersten Konsequenz und geht mit der rücksichtslosen Strenge gegen alle Frevlerinnen vor.

Dann darf sie auch nicht Märtyrerinnen züchten und die im Hungerstreik Beharrenden

Digitized by Google

freigeben und sie wieder zu neuen Taten heranwachsen lassen.

Die Methode ist sehr einfach.

Bernhard Shaw bemerkte letzthin richtig, daß sich auf diese Weise des Hungerstreiks jeder Verbrecher mit der Zeit freihungern könne und daß man jeden Menschen ins Unrecht setzen könne, wenn man diese Methode ausbaue. Satirisch meint er, daß jeder Nichtstuer und Bettler sich vor unser Haus legen dürfe und uns zwinge, ihn zu ernähren, weil er einfach nicht leben könne, wenn wir ihm nicht Essen überreichten, und wir dann zuletzt an seinem Tode schuld seien.

Volenti non fit injuria. Dem, der es selbst will, geschieht nie Unrecht.

Wenn also die Suffragettes hungern wollen, so soll man sie zwangsweise füttern, wie das auch in den Irrenanstalten mit denen geschieht, die in ihres Geistes Armut und Verblödung die Nahrungsannahme verweigern, und wie es auch bei manchen jahrelang getan werden muß. —

Aber die englische Regierung schöpft ja selbst durch ihre inkonsequente Pendelei Märtyrer aus diesen Närrinnen und verschafft ihnen den falschen Ruhm der Glaubensheldinnen, sie macht die beste Reklame für die Suffragettes und sich lächerlich vor dem gesitteten Europa.

Wir wissen ja, daß in Amerika und England die Frau nicht als dem Manne, soweit sie als Geschlechtswesen gewertet wird, gleich gerechnet wird, sondern als unendlich vielmals höher zu schätzendes Geschöpf geehrt war.

Aus dieser jedem Angloamerikaner angeborenen und anerzogenen Hochachtung sind auch die uns geradezu als Harlekinaden erscheinenden Gefangensetzungen und Wiederfreilassungen der Wahlrechtsstreiterinnen zu verstehen.

Was also müßte geschehen?

Entweder man erfüllt also die Forderungen der Wahlrechtsweiber oder man entschließt sich zu der drakonischen Strenge des sonst im englischen Strafgesetzbuch vorhandenen Gerechtigkeitsstrebens.

Dann darf kein Wort aus den Gefängnissen verlauten, keine Kunde über Hungerstreiks und sonstige passive Resistenzen darf an die Oeffentlichkeit gelangen, keine Freilassung, auch wenn eine der Verblendeten eher stirbt als ißt, darf erfolgen.

Man behandle sie als gefährliche Geisteskranke, wenn man sie nicht als Vollvernünftige zu Zuchthaus und Deportation verurteilen mag.

Man sperre sie ein, bis sich ihr Wahn gelegt hat und sie auf eine wirkliche dauernde Besserung zu hoffen Anlaß geben.

Wenn nur ein einziger Gerechter in Sodom und Gomorrha vorhanden gewesen, wäre, wie die Bibel berichtet, die fürchterliche Strafe über die beiden Gemeinwesen nicht hereingebrochen.

Wenn nur ein einziger großzügiger Streich der Suffragettes zu notieren wäre, etwas, das in seiner überwältigenden Wucht nicht wie alle die bis jetzt gezeigten Schmutzereien hysterisch, idiotisch und imbezill anmutete, so könnte man dem Feldzuge sein Interesse nicht versagen.

Aber so kann kein anständig denkender Mensch mehr wie Ekel bei diesem Gebaren einer Rotte von Geistesschwachen empfinden.

Eine gute Sache wird durch die Taten der dafür streitenden entwürdigt, wie ein klassisches Gemälde durch die Schmutzfinger der Transportarbeiter ewige Flecken erhalten mag.

Wo ist der, der nicht Abscheu bei diesen Vandalismen bezeugt, wo die Frau, die mit ihren Geschlechtsgenossinnen hier gemeinsamen Weg gehen möchte; es sei denn, sie ist auch in derselben Geistesverfassung wie die in England. —

Ein schon oft gesehenes Schauspiel wiederholt sich vor unseren Augen, daß nämlich konsequent betriebener Unsinn Nachahmung findet. Eine Massenhypnose, eine geistige Infektion droht die englische Ruhe zu stören, und der Brite weiß zum ersten Male in seiner so langen und ruhmreichen Geschichte nicht, das Steuer fest zu fassen. Die anderen Völker aber schauen zu und diskutieren die besten Mittel. Der Ausgang kann von uns mit objektiver Schadenfreude erwartet werden.

Digitized by Google

Simmels „Goethe".

Von

Julius Bab.

Jeder Versuch, das Leben Goethes heute in seiner ganzen Totalität und seiner allseitigen Wirksamkeit künstlerisch lebendig darzustellen, muß ebenso anmaßend wie aussichtslos erscheinen. Und zwar deshalb, weil dieser Goethe als ein lebendiger, unablässig gestaltender und umgestaltender Teil in unserem eigenen Ich sitzt — sofern es ein Ich ist, das an der großen eigentlichen Arbeit der Gegenwart, ein Leben in der von Goethe gewiesenen Möglichkeit zu erobern, teilnimmt. (Und ein anderes Ich kommt für das Erfassen Goethes überhaupt nicht in Betracht). So wenig man sich also selbst auf den Kopf steigen oder über den eigenen Schatten springen kann, so wenig wird heute jemand behaupten, außerhalb der ganz persönlichen, rein lyrischen Konfession, den Goethe darstellen zu können. Wir stehen noch unter dem ersten, glühendsten Einfluß seiner Sendung. Erst dort, wo die lebendige, die ganz persönliche Wirkung des Christentums zu erlahmen anfängt, fängt man an, kritisch objektiv „Das Leben Christi" zu schreiben. Kein heute Lebender hat in Wahrheit das Reich Goethes schon so durchmessen, daß er darüber schreiben könnte.

Von jenen vorlauten und anmaßenden Versuchen, die mehr oder weniger alle unsere Goethebücher darstellen (soweit sie etwas anderes als bescheidene, lediglich vorbereitende Spezialschriften sein wollen), von diesen Büchern ist aber, auf das merkwürdigste und wohltätigste unterschieden, ein Werk, das unlängst unter dem Titel „Goethe" erschienen ist und Georg Simmel zum Verfasser hat. Georg Simmel ist ein in jeder Beziehung „außerordentlicher" Professor der Philosophie an der Universität Berlin. Einer von den ganz wenigen deutschen Philosophieprofessoren, die Philosophen sind. Ein Mensch, der eine eigene Technik geistigen Weltergreifens, einen eigenen Rhythmus des Denkens besitzt. Ein Mensch, der mit jeder seiner Schriften einem ganz persönlichen Bedürfnis zur Weltbezwingung Genüge tut. Wenn solch ein Geist es unternimmt, seine Erfahrung an Goethe auszusprechen, so ist Wertvolles und Merkwürdiges von vornherein mit Sicherheit zu erwarten. Und auch das ist gewiß, daß dieser Kopf viel zu klug ist, um das Unmögliche zu versuchen. Wenn Simmel die Frage „nach dem geistigen Sinn der Goetheschen Existenz überhaupt" stellt, so heißt das nicht, daß hier nun vor dem Forum unseres letzten Wertgefühls über Goethes Leben und Werke gehandelt werden soll; im Gegenteil: Es soll zwar der ganze Komplex des Goetheschen Seins, aber dieser nur in seinen Beziehungen zum menschlichen Denken, das heißt, zu einem sehr begrenzten Teil unseres Seins abgezeichnet werden. Wenn Simmel in seinem Vorwort sagt — seine Untersuchungen über das Verhältnis Goethes zu den großen geistigen Kategorien setzen eine gewisse Anschauung der Goetheschen Individualität voraus, die nicht unmittelbar darzustellen sei, die nur durch eine Kette begrifflicher Untersuchungen einzukreisen sei, — so hat er nicht absolut recht; die künstlerische Erfassung kann und muß solch eine unmittelbare Darstellung einer Individualität geben, und das Goethebuch, das eigentlich darstellende, das heute noch nicht geschrieben werden kann, aber als Abschluß der von Goethe inaugurierten Epoche einmal geschrieben werden soll, wird solche Darstellung der Goetheschen Individualität enthalten. Aber gerade darin zeigt sich, wie sehr sich Simmels Aufgabe von der heute unmöglichen unterscheidet; er will nicht mit erheuchelter Distanz das Goethesche Werk sozusagen zum Stoff eigener Dichtung machen, er will es nur übersetzen in die Sprache der Philosophie, oder besser gesagt, er will die Sprache der Philosophen tauglich machen, von der neuen Möglichkeit des Lebens zu reden, die Goethe uns gezeigt hat. Statt eines voreiligen Versuchs, abzuschließen, ist dies also nur ein bescheidener Beitrag zur Fortentwicklung der Goetheschen Wirkung, und zugleich, wenn auch an besonders wichtigem und viel bedeutendem Objekt, eine jener bescheidenen, lediglich vorbereitenden Spezialuntersuchungen, die heute allein möglich sind.

Digitized by Google

Simmel sagt in seiner Einleitung selber, daß es ihm als das Gegenteil eines Vorwurfs für seine Schrift erscheinen werde, wenn man meine, in jedem Kapitel seines Buches das Gleiche zu lesen, wie in dem andern. Darin hat er auch vollkommen recht, denn wenn es sich darum handelt, die Art, wie Goethe durch sein Tun, sein Schaffen, sein Sprechen das Leben darstellt, mit jenen Formen zu vergleichen, unter die das bisherige Denken die Welt ordnete, so werden die entstehenden Schwierigkeiten immer wieder auf dasselbe Grundphänomen zurückgeführt werden müssen: Jedes Kapitel wird nur ein neuer Weg zu dem gleichen Ziel sein müssen: Zur Erkenntnis, daß die Sprache unseres bisherigen Denkens umlernen muß, wenn sie Goethesche Wahrheiten, ohne zu vergewaltigen, aussprechen will. Und zwar deshalb, weil alles bisherige Denken im Grunde wissenschaftlich-analytisch war, während Goethe auch als Denker und als Gegenstand des Denkens nur synthetisch-künstlerisch zu verstehen ist. Diese oft ausgesprochene Tatsache, daß Goethe die Welt lediglich als Künstler gesehen und begriffen habe, wird falsch, wenn man den Künstler nicht aufs peinlichste vom Artisten scheidet, vom Menschen, dem das Hervorbringen von Kunstwerken Zweck des Lebens ist. Für Goethe war die künstlerische Produktion nur eine der notwendigen Funktionen seines Lebens, und er hat „die Natur nie poetischer Zwecke wegen betrachtet". Die künstlerische Veranlagung darf also nicht als eine bornierte Konzentration des menschlichen Lebens, sondern als eine bestimmte Färbung des ganzen, nach allen Seiten ausströmenden Menschseins gelten. — Damit der gleiche Gedankengang nicht trivial werde, muß man sich unter dieser künstlerischen Grunddisposition nicht eine vage Vorliebe zum Schönen, zum sinnlich Wohlgefälligen vorstellen, sondern man muß sich erinnern, daß der Künstler der Mensch ist, der in der einzelnen Lebenserscheinung das Gesetz der Gattung und des ganzen Lebens fühlt und fühlen macht, daß er der Mensch ist, der nicht in Begriffen sondern eben in Symbolen begreift, und daß ihm „Schönheit" nicht etwas sinnlich Wohltätiges, sondern etwas geistig Aufschließendes — im letzten Sinne also mit dem höchst Charakteristischen ganz zusammenfallendes ist. Es macht das geistige Wesen Goethes aus, mit einer vorher nie erhörten Konsequenz und Klarheit diese Wesensart des Künstlers auf alle Gebiete des Handelns und des Denkens übertragen zu haben.

Die „angeschaute" — nicht nur mit den Augen gesehene, sondern mit der ganzen Wesensart aufgefaßte — Gestalt, ist für Goethe der Schlüssel zum Sinn und Gesetz der Welt. Darum war er im Grunde allen analytischen Wissenschaften, der Chemie wie der Mechanik, feind, und wollte auch Naturkenntnis auf dem Wege der Morphologie = Gestaltlehre. Die Erscheinung war ihm nie Zufall, wie dem Wissenschaftler, denn er kannte nicht innen und außen als einen Wertunterschied, das recht gefaßte Phänomen war ihm zugleich das „Urphänomen". — „Ich glaube einen Gott, das ist ein schönes und löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wie und wo er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden."

Dieser angeschaute, aus der Sinnlichkeit offenbarte Gott konnte nun freilich niemals außerhalb des Lebens stehen und von außen stoßen; die Einheit von Leben und Wert (und was ist Gott anders, als unser oberster Wertbegriff?) ist der erste und letzte aller Goetheschen Sätze. Was er als Wert, Sinn, Einheit, Gott in der Welt sieht und fühlt, kann ihm deshalb niemals etwas Festes und Einziges sein, nur als ein unendlich viel Zerteiltes, in rastloser Bewegung lückenlos ineinandergreifend und doch (gleich den rastlos wechselnden Teilen des menschlichen Organismus) von einem unlösbaren Sinn zusammengeschlossen, ist das Ganze, das Eine gegeben. „Das Gesetz, von dem in Wirklichkeit nur Ausnahmen vorkommen." Wie aber der Maler im kleinsten Stück Natur die ganze Unendlichkeit des Raumes sehen und gestalten kann, so ist für Goethes künstlerische Welterfahrung in jedem kleinen Teil das Ganze, sein Wille und sein Gesetz vollkommen enthalten. Je reiner und stärker deshalb ein einzelner seine Art

Digitized by Google

entfaltet, je mehr fügt er sich dem Wesen des Ganzen ein. Darin aber überwindet sich der Gegensatz vom persönlichen und sachlichen Verhalten, von individuellem Stolz und frommer Hingabe, ja von Genuß und Pflichterfüllung völlig. So versteht sich jene wunderbare Einheit von Leben und Schaffen, jene unproblematische Harmonie, die Goethe selber lebte, und die ihm Beispiel, Beweis, Ausdrucksmöglichkeit seines ganzen Weltbildes war. Daß er der leidenschaftliche Verächter der bloß spielerischen Dilettanten, doch ebenso der Feind aller bloßen Berufsarbeiter war, und sich im Gegensatz zu beiden rühmen konnte, als Liebhaber mit ernstestem Genuß, mit freudigster Sachlichkeit alles betrieben zu haben — alles in Entfaltung seiner Individualität, unbekümmert ob er „Töpfe oder Schüsseln" schüfe, aber immer schaffend —, das ist mit völligem Grund diejenige Goethesche Lebenshaltung, von der Simmel in seinem ersten Kapitel den Ausgang nimmt. Jenes tiefe Wertgefühl, das dem eigenen tätigen Leben für Goethe nicht um irgendwelcher Resultate, sondern um der Tätigkeit, der Bewegung, der Vielverknüpftheit, das heißt der intensiven Lebendigkeit wegen zukam, es war zweifellos die Erfahrung, aus der für Goethe die ganze Welt sich erklärte und bildete.

Diese Grundbeschaffenheit des Goetheschen Wesens spiegelt nun Simmel im Verlauf seines Buches in allen wesentlichen Begriffen ab. Wie Leben und Schaffen, Wahr und Unwahr, Einheit und Getrenntheit, Unpersönliches und individuelles Sein, Sehnsucht und Entsagen, Liebe und Selbstsucht, und schließlich selbst Jugend und Alter, wie all diese Begriffe, nach denen wir das Leben zu trennen und zu ordnen pflegen, an der Grundbeschaffenheit des Goetheschen Seins gemessen, ihren Ausschließlichkeitscharakter verlieren, wie sie kampflos in eine neue Einheit eingehen, die sich an ganz anderen Gegensätzen orientiert, das ist es, was das Simmelsche Buch mit außerordentlicher Kunst darzustellen unternimmt. Was ein akademischer Handwerker des Philosophierens nie gekonnt hätte, den scheinbar unentrinnbarsten Konventionen des philosophischen Sprachgebrauchs die Fähigkeit abringen, sich mit Goethes nicht logisch, sondern künstlerisch gebauter Welt zu decken, das eben vermag der Meister, der schöpferische Philosoph Georg Simmel. Vielleicht ist Simmels philosophische Sendung seit jeher gewesen, die Werkzeuge des Begriffs für das Weltanfassen des künstlerischen Geistes brauchbar zu machen. Und dann war diese philosophische Transkription Goethes für die Entwicklung des Simmelschen Lebenswerkes gerade deshalb eine unentbehrliche Station, weil es auch eine wichtige auf dem Wege des vordringenden Goetheschen Geistes war — des Geistes, der die dualistische Frömmigkeit und Helligkeit alter Religion und Philosophie durch eine neue, einheitliche, am künstlerischen Erlebnis geklärte Religiosität ersetzen will.

Der Vater des Naturalismus.

Von

Gustav Erényi.

Einer stattlichen Gruppe deutscher Dichter, die während der letzten Monate in raschem Nacheinander den fünfzigsten Geburtstag feiern durften, schließt sich diesmal ohne jeden Pomp und Weihrauch ein Mann an, der es nach mehr als zwanzigjährigen entschlossenen Kämpfen und bitteren Entbehrungen nur bis zu einer ehrenwerten Ausnahmestellung bringen konnte. Arno Holz, über dessen neue Dramen die Kritik fast stillschweigend hinwegging, hatte in dem literarischen Reformationsstreit der neunziger Jahre keine geringe Rolle gespielt.

Im Jahre 1889 erschien unter dem Titel „Papa Hamlet" eine Skizzensammlung, die auf die jungen Dichter belebend und befruchtend wirkte. Den Autoren dieses Werkes, Arno Holz und seinem Freunde Johannes Schlaf, widmete Gerhart Hauptmann sein erstes Drama „Vor Sonnenaufgang". Kurz darauf gaben die beiden Verbündeten ihre „Familie Selicke" heraus, und als dann nach einigen Jahren Arno Holz seiner gemeinschaftlichen Arbeit mit

Digitized by Google

Schlaf ein Ende machte, behauptete er stolz und fest, eine neue Kunstform erkämpft zu haben, „und wohin wir zurzeit blicken in unserer jungen Literatur, überall bereits begegnen wir ihren Spuren".

In seinem ganzen Wirken und Schaffen ist Arno Holz von dem Gedanken beseelt, dieser neuen Kunstform zu dienen. Sie ist für ihn Gegenwart und Zukunft, die Erlösung der Kunst aus ihren Sklavenbanden, „die einzige Entwicklungsmöglichkeit". Sein Urheberrecht verteidigt er mit einer Wut und Erbitterung, die nur im Kampfe um die Existenz berechtigt ist. Ibsen gehört seiner Ansicht nach zur alten Schule und ist für die Entwicklungsgeschichte von keiner Bedeutung. Dagegen bezeichnet er sein eigenes Lebenswerk als „eine Neuerung, der sich auf die Dauer mit oder ohne Willen niemand wird entziehen können". Er stellt Gerhart Hauptmann, dessen in stetem Wachstum begriffener Ruhm ihm allen Anschein nach ein Dorn im Auge ist, als seinen talentlosen Epigonen hin und greift seinen einstigen Mitarbeiter Johannes Schlaf in unzarter Weise an, als auch dieser auf die Ehrenstelle eines Reformators Anspruch erhebt. Aus diesem kleinlichen Ringkampf um den ersten Platz hat er sich keine Lorbeeren, wohl aber den schmucken Titel „Vater des neuen Stils" erobert.

Die wesentlichen Merkmale dieses neuen Stils versucht dann Holz in seiner Abhandlung „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze" auch theoretisch festzulegen. Da gelangt er nun nach flüchtigen Erinnerungen an die Jugendzeit und einer kleinen Reflexion über Zolas Kunst urplötzlich zu dem vielverheißenden Satze: „Die Kunst hat die Tendenz, die Natur zu sein; sie wird sie nach Maßgabe ihrer Mittel und deren Handhabung." Durch diese Definition bekennt sich der Dichter ziemlich unverblümt zu jener Richtung, die sich als „Naturalismus" in fast allen Ländern Europas eine Zeitlang behauptet hat. Mit der Bezeichnung selbst ist Holz nicht einverstanden; er will durch keinen terminus technicus erledigt werden. Immerhin ist er ein Feind der Ueberlieferungen, ein Sprenger der äußerlichen Form und der erste deutsche Schriftsteller, der die Spuren des französischen und skandinavischen Naturalismus bewußt und nicht ohne Selbständigkeit aufgenommen hat.

Als literarischer Umstürzler ist Arno Holz vornehmlich durch seine lyrischen Gedichte bekannt. Die erste Sammlung dieser Art, das „Buch der Zeit", unterscheidet sich nur durch häufige Kraftausdrücke, nicht aber in der Form von Althergebrachtem. Sie kann bloß als leiser Flugversuch in jenes weite Land der freien und zügellosen Impressionen gelten, das Holz in vollem Bewußtsein seiner Mission erst im „Phantasus" betreten hat. Hier verschwinden Reim und Strophe, — es verschwindet alles, was bisher Vers und Prosa voneinander getrennt hat. Der Gedanke kleidet sich, seiner Natur und der augenblicklichen Laune des Dichters entsprechend, immer wieder in andere Formen, äußert sich bald in zwei, bald wieder in dreißig Silben langen Zeilen und hinterläßt einen bunten, disharmonischen Gesamteindruck, den man nicht so leicht als Ersatz für alten Klang und Rhythmus gelten lassen wird. Diese poetischen Ergüsse, die das Alltägliche und Allzugewöhnliche durch eine Flut von Attributen ihrer Einfachheit berauben, sind für jene breiteren Schichten, die aus der grotesken Form Kraft und Farben nicht herauszufinden vermögen, bloße Kuriositäten geblieben. Mit seinen späteren Dichtungen im Stile des siebzehnten Jahrhunderts, die den Beweis liefern sollen, daß er sich auch zwischen hergebrachten Formen zurechtfindet, hat Holz wenig Anklang gefunden.

Während Arno Holzens lyrische Gedichte ohne Schwierigkeit den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden haben, ist er als Dramatiker fast gänzlich unbekannt. Eine harmlose Tragikomödie namens „Traumulus", die er mit Otto Jerschke zusammen verfaßt hat, ist vor einigen Jahren mit Glück aufgeführt worden. Doch hat dieses leichte, theatralische Kleinstadtdrama mit dem Wesen des Dichters wenig gemein. In seinen echten Dramen, von denen es keinem einzigen vergönnt war, auf die Bühne zu gelangen, steckt er sich, wie in den Gedichten, ein fernes Ziel. Unter dem Gesamttitel „Berlin. Das Ende einer Zeit in Dramen" plant er

Digitized by Google

„eine Reihe von Bühnenwerken, die, zusammengehalten durch ihr Milieu, alle Kreise und Klassen spiegelnd, nach und nach ein umfassendes Bild unserer Zeit geben sollen.“ Von diesem Zyklus sind bisher drei Werke erschienen. Das erste, eine Komödie, bereits im Jahre 1896, die anderen zwei, nunmehr Tragödien, erst in den letzten Jahren. Während jener langen Zwischenzeit, in der materielle Not dem Dichter Schweigen auferlegte, hat sich mit Stil und Ausdruck auch das Milieu verändert. Man kann also nur von unzusammenhängenden Dramen sprechen, die allenfalls verschiedene Gesellschaftskreise auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchten. In den „Sozialaristokraten“ — so heißt die Komödie — führt uns Holz in einen Kreis minderwertiger Journalisten, die durch kleinliche Nahrungssorgen ihr Bestes einbüßen und sich unter einem wohlklingenden Losungswort zum kläglichen Broterwerb zusammentun. Die äußerst ungezwungene Art und Weise, in der man sich unterhält, und der Berliner Dialekt, dessen sich Holz der größeren Natürlichkeit halber gern bedient, vermögen über den Mangel an Komik nicht hinwegzutäuschen.

Mit der „Sonnenfinsternis“ (1908) gerät der Dichter in das Fahrwasser des komplizierten Seelendramas, in das seit Ibsen mehr oder minder alle echten dramatischen Bestrebungen münden. Noch mehr tritt das psychologische Moment in seinem neuesten Drama „Ignorabismus“, in einem Werk von ganz ungeheuerlichem Umfange, in den Vordergrund. Holz bildet sich ein, weit über Ibsen hinausgegangen zu sein, und er mag in bezug auf die Kompliziertheit der Begebenheiten und Charaktere nicht im Unrecht sein. Doch er geht entschieden zu weit. Die Natur ist in ihren Erscheinungen, wie wir diese im ersten Augenblick der Betrachtung erfassen, einfach und konsequent. Gegensätze und Probleme entstehen erst, wenn wir die Erscheinungen zu sezieren beginnen. Das Recht, sich zu vertiefen und das Sein in Extreme zu zersetzen, kann dem Dramatiker nicht abgesprochen werden. Doch muß über diesen Extremen die letzte Einheitlichkeit und Klarheit herrschen, die wir in der Natur, solange wir unser seelisches Gleichgewicht bewahren, nie vermissen.

Von einem deutlichen Inhalt, von einem bewußten Hinarbeiten auf ein bestimmtes Ziel ist in den beiden Tragödien keine Spur. „Sonnenfinsternis“ spielt in Künstlerkreisen und hat etwa den Kontrast zwischen Kunst und Sinnlichkeit zum eigentlichen Gegenstande, ohne daß es dem Künstler gelungen wäre, diese Gegenüberstellung deutlicher durchzuführen. Der Leser kommt sich im Chaos von unterbrochenen Sätzen und Andeutungen verloren vor. Noch schlimmer ergeht es uns bei der Lektüre von „Ignorabismus“. Hier geraten wir in eine Gelehrtengesellschaft und werden durch wohlbekannte Faustsche Klänge berührt. Auch hier die Grenzen der menschlichen Erkenntnis, auch hier jene düsteren Ahnungen und Vermutungen, die zur Magie oder — in moderner Einkleidung — zum Spiritismus verleiten. Doch ist die Welt außerhalb der Schranken realen Wissens in diesem Drama dem luftleeren Raume gleich, und jene sinnlose Symbolistik, zu der sich der Dichter verleiten läßt, indem er unbestimmte Stimmungen durch Automobilgeräusch, Pferdegetrampel und Vogelgesang versinnlichen möchte, hilft uns über Verwicklungen und Verwirrungen nicht hinweg. Das forcierte Bestreben, die Natur ungefälscht wiederzugeben, nimmt den Dingen eben ihre Natürlichkeit und verwickelt die einfachsten Erscheinungen so sehr in eine Schar von psychologisch zurechtgelegten Problemen, daß ein nachträgliches Verbinden und Verknüpfen nicht mehr möglich ist.

Bei all ihren Unzulänglichkeiten sind diese Dramen dennoch der Beachtung wert. Als das Produkt eines durch und durch subjektiven Schaffens zeichnen sie sich durch ihre wuchtige, farbenreiche Sprache und durch Tiefe der Stimmungen aus, und man muß sich wundern, daß sie die literarischen Kreise Deutschlands so wenig inspirierten. Bei all seiner Zähigkeit und Ausdauer ist es Arno Holz nicht gelungen, mit seiner Richtung durchzudringen. Das Schicksal hat manchmal merkwürdige Launen. Gerhart Hauptmann, der sich in seinen jungen Jahren durch Holzens Erstlingswerke beein-

Digitized by Google

fluffen ließ, ist heute der gefeierteste deutsche Dichter, dessen fünfzigster Geburtstag vor kurzem mit Klang und Schall begangen wurde. Das Jubiläum von Arno Holz wird einem hauptsächlich nur durch eine öffentliche Sammlung ins Gedächtnis gerufen, die den Dichter von den dringendsten Nahrungssorgen befreien soll — denn wie er uns im Vorwort zu „Ignorabimus" eröffnet, fristet er sein Leben in einer armseligen Dachstube — und durch das überschwengliche Loblied eines von ihm begeisterten Freundes, der in ihm den größten Dichter der Gegenwart erblickt.*)

Seit Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" ist wohl noch kein Werk erschienen, das von ähnlicher Hingabe an einen Dichter beseelt gewesen wäre. Ohne jede Kritik und Abstufung, ohne auch nur den geringsten Versuch, die Spreu vom Weizen zu unterscheiden, häuft Reß im Umfange von mehr als 200 Seiten Lob auf Lob. Mit einigen seiner Kraftäußerungen muß er uns geradezu verblüffen: „Kein Dichter seit Goethe reicht an ihn heran." „Sein Schaffen und Wirken bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als den Anhub einer literarischen Weltwende." „Kein Dichter vor Arno Holz hat mit so geringen technischen Mitteln eine so große seelische Wirkung erreicht. Jeder „Goethe", jeder „Mörike", jeder „Eichendorff" wirkt dagegen „gemacht"." „Es kann nicht mehr die Frage sein, ob Arno Holz einst neben jenen „Großen" im Andenken der Nachwelt fortleben wird, sondern höchstens nur, ob eine spätere Nachwelt jene vor diesem wahrhaft und wirklich Großen nur sehr bescheidenen Pseudogroßen — Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig usw. — irgentwelchen besonderen „Aufhebens" wert überhaupt noch erachten wird." Solche und ähnliche Bemerkungen — es gibt deren noch eine ganze Reihe — sind nicht geeignet, für die Ideen von Arno Holz Freunde und Anhänger zu gewinnen. Ein Weltruhm läßt sich nicht erzwingen — und wenn irgend jemand, so hätte eben Arno Holz, der bisher meist mit Phrasen als „Naturalist" und „Revolutionär" abgetan wurde, eine objektive Würdigung verdient.

Immerhin erfahren wir von Reß, der alles, was sich auf Holz bezieht, mit rührender Sorgfalt gesammelt hat, daß der Dichter auch in der literarischen Welt Freunde und Verehrer besitzt und auf viele, die mit ihm in persönliche Berührung kommen, eine suggestive Wirkung auszuüben versteht. Wenn sich dieser Dichter in ununterbrochen zähem Ringen bisher nicht durchsetzen konnte, so dürfen wir den Grund weder in seiner Unbeholfenheit noch in seiner Talentlosigkeit suchen. Viel eher hindert ihn am Fortkommen jene übertriebene Konsequenz, mit der er sich an eine bestimmte Idee klammert.

Der „Naturalismus" — im Grunde genommen der größte Widerspruch, dem wir in der Kunstgeschichte begegnen — wirkte zwar auf die Kunst belebend, aber ihr Wesen ließ er unberührt. Ob er als Reaktion gegen den Romantizismus, der mit Richard Wagner noch einen letzten, mächtigen Aufschwung erlebte, oder als Begleiterscheinung des jungen Sozialismus entstanden ist, läßt sich heute noch nicht genau feststellen. Sicher ist nur, daß die größten Vertreter dieser Richtung, Zola und Strindberg, im Laufe ihrer Entwicklung gründlich über sie hinausgewachsen sind. Und man mag über Gerhart Hauptmanns künstlerische Bedeutung denken wie man will: dieser Dichter hat sich aus der Sackgasse der „Weber"-Aera zur freien, durch keine Theorien und Prinzipien umzingelten Kunst emporgerungen. Die literarische Evolution ist nie durch willkürlich bestimmte Richtungen, sondern immer nur durch freie Persönlichkeiten bedingt. Nach den glücklich überstandenen Sturm- und Drangjahren kehrte Goethe in voller Reife seiner Kunst zu altklassischen Formen und Ideen zurück, ohne an Originalität auch nur das mindeste einzubüßen.

Arno Holz ist der phantastische Träumer und Schwärmer geblieben, der er vor zwanzig Jahren war. Es schwebt ihm noch heute eine gänzlich neue Kunst, eine Umwertung aller Werte vor. Er spricht noch immer von einem

*) Robert Reß: Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung. Ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk. Verlegt bei Karl Reißner. Dresden, 1913.

Digitized by Google

„Stil der Zukunft", den er — und nur er allein — gegründet haben will. So vergeudet er seine Kräfte in fruchtloser Reformatorenarbeit und verteidigt als erbitterter Polemiker eifersüchtig seine Rechte. Die Welt aber ist inzwischen um ein gutes Stück weitergekommen, und der Kampf gegen alle Ueberlieferung ist längst nicht mehr auf der Tagesordnung. Arno Holz wittert überall Feindseligkeit und Widerstand; in Wirklichkeit wird er bloß übersehen. Es liegt hierin eine stille Tragik: mit unbeugsamer Zuversicht stets in die Zukunft blickend, ist Arno Holz bereits ein Mann der Vergangenheit.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Herr Rabius fuhr in die Höhe, Chaussy machte eine zornige Geste, Brévine blickte überrascht.

„... Ich weiß, daß Ihr Gewissen und Ihre Rechtlichkeit Sie leiten. Jedoch habe ich die Pflicht, Ihr ganzes Denken auf die ungünstigen Argumente aufmerksam zu machen, die ich Ihnen anführen mußte. Auch mich selbst haben sie nicht absolut überzeugt, ich gestehe es offen ein. Aber Sie sollen darum trotzdem auf Ihrer eigenen Wage wägen, die vielleicht noch sicherer das Gewicht anzeigt. Ich kann Ihnen nur eins sagen: Richten Sie sich nach Ihrer Einsicht, ohne Voreingenommenheit noch Schwäche, in völliger Unabhängigkeit. Richten Sie, wie es Männern geziemt, denen eine sehr große Macht verliehen ist. Eine Macht, die ebenso groß wie ihre Verantwortlichkeit ist, da sie keinen Widerruf kennt. Richten Sie in dem Geist des Schwures, den Sie leisteten, dessen Sinn Sie erfaßt haben und den Sie nicht brechen werden."

Er wollte jetzt aufhören. Gewiß alle, die von einer Justiz träumten, deren Methode so voller Bedenken ist wie diejenige aller Wissenschaften, welche mit den Leidenschaften der Menschen nichts zu tun haben, hätten diese kurze Rede gut gefunden. Einfach, klar, gerecht, eine Rede, in welcher der Beamte seine Pflicht getan hatte, ohne darüber hinauszugehen; ein unparteiischer Forscher, welcher nur den Sinn der Wahrheit ausdrücken will. Was trieb ihn dazu, weiter zu sprechen?... ein Blick auf das ärgerliche Gesicht von Herrn Rabius, der aufs neue seine Furcht erweckte, „die Missetat zu ermutigen", ein etwas ironisches Lächeln von Brévine, der von der Milde überrascht war.... oder ein unerklärlicher Impuls, der in der Tiefe der Seele schlummert, um plötzlich hervorzubrechen und das Werk unserer Vernunft und unseres Willens umzustoßen?... oder war es die Furcht, daß er sich von seinem Gefühl zu sehr hatte hinreißen lassen?... War es nur der sanfte Einfluß von gestern, dem er zu sehr nachgegeben? Unvermutet war er am Ausgangspunkt seiner Rede angelangt, und was er anfangs übergangen hatte, die Vergangenheit von Lermantes, warf er jetzt als schweres Gewicht in die Wage. Selbst der Ton seiner Sprache wechselte. Die Stimme wurde lauter und drohender. Die Sätze wurden länger, seine Bewegungen bekamen etwas Pathetisches und aus den Worten klang Emphase.

„... Bedenken Sie aber vor allem, meine Herren, daß Sie keinen Mann vor sich haben, dessen Charakter und Vergangenheit eine solche Achtung einflößen, daß man erröten müßte, wenn man ihn verdächtigt. Sie haben seine Lebensgeschichte gehört; ich will Ihnen nicht noch einmal all jene Tatsachen vorführen, die sich wie fürchterliche Zeugen gegen ihn erheben..."

Aber trotzdem führte er sie vor, vereinigte sie eng und erläuterte sie mit schneidender Strenge.

„Betrachten Sie ihn, meine Herren! Sehen Sie seine Niedergeschlagenheit. Ich habe mich über das schreckliche Geheimnis, das er vielleicht verbirgt, nicht aussprechen wollen, um Ihren erhabenen Richterspruch besser zu respektieren. Aber ich bin sicher, daß er in diesem Moment das Gewicht seines luxuriösen, zweifelhaften Lebens hart auf sich lasten fühlt, das Gewicht dieser Existenz, die mit so vielen moralisch verwerflichen Handlungen, mit so viel Fehlern und Schwächen aller Arten behaftet ist, daß alles möglich erscheint. Vielleicht denkt er mit Bitterkeit an den Schlamm, der sein Gewissen trübt. Er fühlt sich von der allgemeinen Mißbilligung umgeben, deren Bezeugungen der Herr Präsident unterdrücken mußte. Vielleicht hat er sich zum ersten Male in diesem wahren, unbarmherzigen Spiegel betrachtet, vielleicht sich das erstemal so gesehen, wie er wirklich ist, seines eitlen Nimbusses beraubt, einmal aus dem Wirbelwind von Geschäften und Vergnügungen herausgeschleudert, in dem er stets sich selbst vergaß. In diesem Wirbelwind hat er keine Zeit

Digitized by Google

gefunden, sich um sein Gewissen zu kümmern, dessen Stimme zweifellos immer schwächer wurde, bis sie in der Leichtigkeit seines Lebens und der allgemeinen Sitten völlig verstümmelte und es so weit kam, daß er seinen Launen nichts mehr versagte, und heute kann keiner von uns berechnen, welch schwachen Widerstand er unseren schlimmsten Versuchungen entgegensetzen konnte. Ja, meine Herren Geschworenen, durch die Strömung des Jahrhunderts und seine eigene Schwäche hat dieser Mann sich nach dem berühmten Wort eine Seele „aus Wachs für das Laster" geformt. Nun, eine Seele mit so zweifelhaften Ehrbegriffen, eine Seele, die so bereit ist, sich zum Uebeln zu wenden, kann ausgleiten... Ich könnte sagen, bis zum Verbrechen gleiten. Ich sage es aber nicht. Denn darüber haben Sie zu urteilen. Es ist ihres Amtes, sich allein ein Bild von diesem schwankenden Geist zu machen, den so viele Zufälle und Glückswechsel aus dem Geleise gebracht haben. Es ist ihre Sache, dem Gerichtshofe zu sagen, ob dieser Kopf fallen soll oder ob man diesen Mann dem gerechten Zweifel überlassen soll, den aus den Herzen der Zuhörer zu tilgen diese Verhandlungen nicht imstande waren."

„Ziemlich geschickt," sagte Languand zu Frau de Luseney. „Der Schluß widerspricht dem Anfang, aber wer wird das bemerkt haben... er war wirkungsvoll."

Jean Bogis bemerkte zu Chaussy:

„Sehr gut, vielleicht zu gut für die Geschworenen."

Chaussy warf ihm einen wütenden Blick zu. Er hatte sich entschlossen, wenn der Urteilsspruch verneinend ausfallen sollte, sich an Rutor zu halten, um an ihm seine Galle auszulassen. „Seien Sie doch still," brummte er, „der Esel hat wie ein Hundsfott gesprochen."

Aber man hatte kaum Zeit, Eindrücke auszutauschen: der Antrag des Staatsanwalts hatte etwa fünfzig Minuten gedauert und der Präsident gab sofort dem Verteidiger das Wort.

Brévine arbeitete für all seine Reden einen Plan aus, den er nicht einhielt. Er improvisierte und sprach mit jener Begeisterung und jenem Eifer, der seine Reden so lebendig gestaltete. Wenn auch in dem Bau der Rede eine gewisse Unordnung herrschte, die durch die vielen Parantheſen verstärkt wurde, so siegte doch die Einheitlichkeit seiner Beweisführung, die stets den Endzweck im Auge behielt. Da er bei Beginn seiner Reden stets „Lampenfieber" hatte, war er zuerst verlegen oder unzusammenhängend: man mußte an die großen Vögel denken, die, bevor sie fortfliegen, ihre Flügel mühsam bewegen in der schmerzlichen Furcht vor der Anstrengung. Er begann mit langen Sätzen voller Komplimente für den Präsidenten und Verbindlichkeiten für die Geschworenen, aber in dem Augenblick, in dem er am meisten sich zu verwickeln schien, nahm er einen kräftigen Aufschwung.

„Vor allen Dingen, meine Herren, bitte ich Sie, eine Legende zu vergessen, die, falls sie noch in Ihrem Geiste haftet, die Freiheit Ihres Urteiles beeinflussen könnte. Die Anklage, die auf Unparteilichkeit pocht und auch manchmal den Anschein hatte, es zu sein, schien anfangs von dieser Legende Abstand zu nehmen, um sie zum Schluß mit ganzer Kraft wieder aufzugreifen und so desto tieferen Eindruck auf Sie zu machen: ich meine dieses Märchen von Lermantes, dem verdächtigen Spekulanten, dem skrupellosen Genußmenschen, eine Art Industrieritter oder Abenteurer, der dem Vergnügen nachjagt. Meine Herren Geschworenen, ich begnüge mich statt jeder Antwort damit, Sie auf die Aussagen hinzuweisen, die Sie von den Mitarbeitern oder Teilhabern Lermantes' gehört haben, Aussagen, die seinen Eigenschaften und seiner Rechtlichkeit huldigen... Der berühmte Schriftsteller Charreire, von Kindheit an mit meinem Mandanten befreundet, schilderte seinen energischen, beharrlichen Fleiß. Und was haben wir denn beobachtet, meine Herren? Einen Menschen wie viele andere, bei dem das Gute sich mit Schlechtem mischte, einen Mann, von dem ich Ihnen nicht sage, daß er in allen Dingen fehlerlos ist, aber ein Mann, durch dessen Arbeit Tausende von Menschen leben konnten, der dem Handel und der Industrie neue Wege zeigte, der der Ausbreitung der Zivilisation und des französischen Geistes diente; ein Mann, dem wir drei Häfen verdanken, Brücken, Leuchttürme, ohne von der Hochbahn zu sprechen, die während der letzten Ausstellung Ihrer aller Freude war. Und ich frage Sie, meine Herren Geschworenen, warum rechten Sie gerade mit ihm, der nur das tat, was viele andere ebenfalls tun, deren Freigebigkeit nicht getadelt wird; Sie machen ihm den Vorwurf, prächtige Gesellschaften gegeben zu haben, Geld verschwendet zu haben, das er verdiente, ohne jemand etwas dadurch zu nehmen; im Gegenteil, er trug nur dazu bei, unser soziales Kapital zu vermehren, unser gemeinsames Wohlbehagen, unsere Macht über die Naturkräfte zu steigern. Sein Privatleben hat einige Schwächen aufzuweisen. Ach, meine Herren, wir wollen doch hier die gerechte Strenge, die man solchen Verfehlungen gegenüber hat, nicht bis zum äußersten treiben, hier haben wir über

Digitized by Google

Verbrechen zu Gericht zu sitzen, aber nicht über diese kleinen Irrungen. Wir wollen es mutig eingestehen: es gibt eine gewisse leichte Lebensauffassung, die man im Sinne der Moral verdammen kann und muß. Aber es wäre doch besonders gefährlich, zu behaupten, daß sie eine Vorbereitung für den Mord, eine Art Kulturboden für die Mordbazillen wäre. Nein, meine Herren Geschworenen, weil er wie so viele gelebt hat, verdient dieser Mann die Donnerkeile nicht, mit denen der Herr Staatsanwalt ihn am Schluß seiner Rede, die übrigens eine glänzende rhetorische Leistung war, zerschmetterte. Ich wiederhole, daß Lermantes eine Mischung von Gutem und Schlechtem in sich trägt, wie wir alle. Betrachtet man ihn ohne Voreingenommenheit, mit jenem seelischen Gleichgewicht, das man allen Dingen gegenüber bewahren muß, und beurteilt man ihn nur einfach menschlich, wahrheitsgemäß, dann, meine Herren Geschworenen, ist man versucht, Rousseau zu zitieren, der am Anfang seines herrlichen Buches „Les confessions" ausruft: „Welcher Mann wäre besser als der da!"...

Brévine dankte einen Teil seiner Erfolge der gründlichen Erkenntnis der Verhältnisse. Hier hatte er wieder einmal den richtigen Ton getroffen; im Gegensatz zu der kirchlichen Strenge seines Gegners mußte seine etwas alltägliche, zweifellos übertriebene Nachsicht, die sich aber den menschlichen Schwächen anpaßte, diesen selbst unvollkommenen Menschen gerecht erscheinen. Sie schwächte die Feierlichkeit der vorübergehenden Rolle der Geschworenen ab und führte sie auf das Niveau ihrer täglichen Gewohnheiten, ihrer sonstigen sittlichen Betrachtungen zurück. Was man ihnen von Lermantes gezeigt hatte, schien nichts, was für einen Verbrecher bezeichnend gewesen wäre: denn fast jeder im Saal hätte in den gleichen Verhältnissen ohne Skrupel ähnlich gehandelt. Der sonst vorsichtige Klösterli erinnerte sich an seine unglaubliche Verschwendung, als er sich eines Tages Geschäfte halber in Paris aufhielt. Durnant und Souzier waren beide Witwer, weder der eine noch der andere hatte der Verstorbenen während des Trauerjahres die Treue bewahrt. Oberst Ollmont gedachte eines Streiches, den die Nachsicht seiner Frau ihm, dem Vierzigjährigen, verziehen hatte und der im Grunde nicht entschuldbarer war als das, was man Lermantes vorwarf. Dieser indirekte Appell an die Bescheidenheit gestattete Brévine, auf günstigerem Boden über die Zeugenaussagen zu diskutieren. Zuerst zitierte er Rutors Geständnis, daß selbst die belastendsten der Vernehmungen keinen bestimmten Beweis gegeben hatten. Dann wählte er unter den Argumenten des Staatsanwalts „das auffälligste, das beunruhigendste, das unser Gegner selbst so bezeichnete", die Verirrung der Kugel, und er lehnte diesen Beweis mit amüsanter Bonhomie ab.

„... Ich kenne die Lieblingszerstreuungen des Herrn Staatsanwalts nicht, aber ich könnte eine Wette eingehen, daß er weder Jäger noch Schütze ist?..."

Ueber Rutors Gesicht glitt der Schatten eines zustimmenden Lächelns.

„... denn wenn er Jäger oder Schütze wäre, so wüßte er, daß alle Ungeschicklichkeiten möglich sind, die unwahrscheinlichsten, die unglaublichsten."

Er erzählte zwei erstaunliche Geschichten von daneben treffenden Kugeln, und diese Erzählung brachte einige heitere Momente in das düstere Drama. Dann kam er auf die von Rutor ausgeführten Einzelheiten zurück und betonte ihre Unrichtigkeit. Er sagte: Wenn die Anklage auch noch so schonungslos alles ans Licht zerrt, sie kann am Ende nur lauter Nullen addieren: also unmöglich eine Rechnung aufstellen. Der Staatsanwalt sei außerstand gewesen, die Tat zu beweisen — „das heißt, meine Herren Geschworenen, und ich bitte Sie, darauf zu achten, daß er das einzige, worauf es ankommt, nicht beweisen kann. Dann hat die Anklage versucht, den indirekten Beweis außerhalb des Unfalls zu suchen. Der Indizienbeweis, wenn es sich um den Kopf eines Menschen handelt! Der Indizienbeweis — das flüchtigste, ungewisseste, ungreifbarste, was es gibt... Aber auch dieser war der Anklage so vollständig mißlungen, daß der Herr Staatsanwalt „in seiner prächtigen Offenheit" es ganz klar zugegeben hat: was ihn übrigens nicht hinderte, einige andere schwere Verdächtigungen auszusprechen. So hat er die Frage aufgeworfen, ob Lermantes seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem General kannte oder wenigstens vom Vorhandensein des Testaments etwas wußte. Er hatte die vollkommen unhaltbare erste Hypothese aufgegeben, um die zweite als sicher zu erklären. Aber war die eine ohne die andere möglich? Wie wollen Sie erklären, daß der General Lermantes gesagt haben soll: „Du bist mein Erbe, meinen Neffen, die ich gerne habe, zum Nachteil", ohne ihm das übrige zu enthüllen? Hat die erschütternde Aussage von Luise Donnaz nicht gezeigt, wie weit die Sorge um sein Geheimnis ihn trieb — dieses Geheimnis, das er mit in das Grab nehmen wollte? Nur Altersschwäche hätte eine Erklärung dafür sein können, daß er seine Ansicht änderte, aber er war so rüstig, daß er auf

Digitized by Google

der Jagd den ermüdendsten Posten wählte, der kräftige Muskeln, ausdauernde Glieder, ein gutes Auge und die Kraft der Jugend erforderten ... Aber schon früher hatten die beleidigendsten Vermutungen die vornehme Freundschaft dieser beiden Männer zu beschmutzen versucht. Hatte die öffentliche Bosheit nicht versucht, Lermantes und die Frau seines Wohltäters schuldiger Beziehungen zu bezichtigen? Hier sah man wieder einmal den gewöhnlichen Gang der grundlosen Verleumdung, die, einmal entfesselt, ihre unvergänglichen Schatten zurückläßt: diese aus der Luft geholte Lüge sollte wie ähnliche andere als Beweis dienen und hatte zum Teil dazu beigetragen, Lermantes mit Verdächtigungen und Schmähungen zu bewerfen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Die „Pia".

Diese Pia ist nicht, wie man wohl im wunderschönen Monat Mai, wo nicht nur alle Knospen, sondern auch die Feuilletonisten springen, erwarten könnte, eine nette und schildernswerte kleine Dame, mit der sich in sotanen Zeitläuften allerhand Lenzliches erleben lassen müßte, sondern ein erheblich trockeneres Material, nämlich die „Papier-Industrie-Ausstellung", die man nach bewährtem Berliner Muster benennt, indem man die Anfangsbuchstaben ihrer drei Namensteile zusammensetzt — es kommt dabei diesmal etwas sehr Hübsches, Einschmeichelndes, nämlich eben der harmonische Klang „Pia" heraus — und die die Knister- und Knaster-Symphonie ihres Betriebes da aufführt, wo sonst wesentlich melodischere Symphoniekonzerte gespielt werden, nämlich in der „Philharmonie". Man nimmt einige getäuschte Hoffnungen auf den Rückweg von dieser Pia: denn man ist schief gewickelt, wie eine schlechte Zigarre, wenn man glaubt, daß man bei Abnahme dieser Ausstellungsparade nun endlich einmal gesehen haben wird, wie das Papier, von dem man nun seit einundeinhalb Jahrzehnten wahre Goliathquanten beschreibt und noch manches Blättlein zu beschreiben hofft, eigentlich entsteht. Aber der Weg, den das Papier zurückzulegen hat, sobald es das Haustor der Hebamme „Papierfabrik" verließ; die Rolle, die es auf den verschiedenen Bühnen des industriellen, luxuriösen und privaten Lebens spielt, das alles wird doch durch lehrsame und aparte Beispiele der Ausstellung hübsch veranschaulicht: ein reicher Extrakt aus dem Erlebnisalbum der „papierenen Macht" wird gegeben. Natürlich hat die Ausstellung auch ein zwar kleines, aber hübsch gemustertes, altfränkisches Häubchen auf: ihre im Oberstock gelegene historisch-erotische Abteilung nämlich, welche zwar nicht zum Urbeginn aller gedruckten Dinge, wohl aber an Hand einiger anschaulicher, der Sammlung der Herren Heintze und Blanckertz entnommener corpora delicti ein gutes Entwicklungsstück zurückführt. Die Gediegenheit der Form, die nachdrückliche Arbeit einiger weniger Menschen (und nicht einer Maschine); ein Material, das der Ewigkeit und nicht dem kurzlebigen Tag dienstbar zu sein wünscht, stehen neben diesen älteren Erzeugnissen der Papierindustrie — ihre zeitliche Heimat ist zumeist das achtzehnte Jahrhundert —, die in aller ihrer steifleinenen Schwerfälligkeit doch den Ehrennamen individuell gehaltener Kunstwerke in Anspruch nehmen und die herabdrückende Bezeichnung „Fabrikat" ablehnen dürfen. Um ein „Ehegedenkblatt", auf dem absichtslos der Ton komischer Feierlichkeit beschworen und zwischen den Rubriken für den Namen und den Geburtstag des Gatten und der Gattin der Raum für die Niederschrift des Vermählungsdatums zeremoniös freigehalten wird, haben sich — ein moderner Papierindustriemann erschauert beim Hinblick auf die Zeit und die Spesen, die solch ein Aufwand erfordert haben muß — fünf Künstler bemüht: und einer von ihnen, der Kupferstecher, hat dem Mittelstück des Pergaments sogar eine breite, lyrisch-schwärmerische Vignette eingeätzt, auf welcher die Neuvermählten in festlicher Prozession in einen heiligen Hain wallfahrten und ihren Bund durch Blumenopfer weihen. Der Bürgerbrief, dessen Buchstaben auf dem Parkett der blaßgelben Pergament-Unterlage feierlich dastehen, wie alte Ratsherren in Sammethaube und Spitzenkrause — oder wie die ersten Akkorde des „Meistersingervorspiels" — „Wir Oberbürgermeister, Bürger-

Digitized by Google

meister und Rat dieser Königlichen Preußischen Haupt- und Residenzstadt Berlin erklären hiermit, daß wir den „Schlösser" Ludwig Wilhelm Wenzel auf sein geziemendes Ansuchen und nach beigebrachter Qualification zum Bürger angenommen haben" — ist schwergewichtig, wie ein alter Danziger Schrank, aber auch bedächtig-sorgsam ausgeführt wie dieser. Ein „Blättlein Liebe", eine Seite aus dem „Briefsteller für Liebende" mit ziersam gespreizten Krakfußversen an die Liebste — „An Dich ist dieser Brief, mein Engelchen, geschrieben; wie glücklich werd' ich sein, wenn Du mich stets wirst lieben"; und „Dieses Briefchen, liebes Mädchen, wird Dir heute zugeschickt, nimm es gütig an, mein Mädchen; dann, o dann bin ich beglückt" — wird mit Assistenz einer tagelang währenden Handarbeit mit bunt ausgetuschten Blümlein, mit pausbäckigen Engelchen, mit von der Fülle des Blumeninhalts überquellenden Füllhörnern und symbolischen Ringlein überreich ausgeschmückt. Und das Titelblatt der „Trauungslieder bei der von Ebner und von Welserischen Vermählung vom 19. September 1791", das sich die Mühe nimmt, zugleich über die Stammbaumverhältnisse der beiden hochmögenden, jung vereinten Geschlechter eingehende Auskunft zu erteilen: die panzerhemddicke, mit gravitätischen Lettern beschnörkelte Pergamentseite, auf der ein Hamburger (also besonders der guten Sitte ergebener) Kaufmann aus dem Jahre 1808 seinen Kunden die Festtagsreverenz erweist: „Zur Weihnacht und zum neuen Jahr bringt diesen Wunsch gehorsamst dar Andreas Schweigert" zeigt, daß man damals das Gedruckte dieses Genres noch nicht von vornherein für den gefräßigen Orkus des Papierkorbes, sondern für die liebevoll umhegende Mappe oder Truhe arbeitete: daß nicht fabriziert, sondern geschaffen, gebastelt oder, wie der Berliner sagt, „gemurkst" wurde....

In der modernen Abteilung der Papierausstellung geht natürlich alles telegraphisch, telephonisch, edisonisch; rasch, wie der Blitz, das ist der Witz: und die munteren Berliner Girls, die unter der Wauwau-Obhut der Lehrerin schon zu nachtschlafender Zeit, nämlich um zehn Uhr vormittags, durch die Ausstellung flattern, dort Wissen und Drucksachen aufpicken, wie die Vöglein die Brosamen, lassen sich doch imponieren, obgleich den Berliner Fräuleins hinter vierzehn Jahren ja eigentlich nichts mehr imponieren kann. „Immer ran, meine Herrschaften," surren hundert papierindustriell beschäftigte Schwungräder. Hier sieht man auf einem kleinen Podium der Ausstellungsdrehbühne, von einem freundlichen Blusenmann bedient, die Schnellpresse: „Windsbraut" — man hält beim Vorbeigehen unwillkürlich den Hut auf dem Kopf fest —, die binnen einer Stunde 2700 Papierbogen mit eisernen Fangzähnen an sich rafft (alabasterweiß, wie sie der liebe Gott der Papierfabrik geschaffen hat), um sie bedruckt wieder von sich zu speien. Die kleinen Liselotten, Eva-Marien und Pias, die die „Pia" durchschwärmen, meinen natürlich im Moment, mit diesem Maschinenrhythmus wäre der Leistungsrekord der Ausstellung geschaffen. Aber sie meinen das nur einen Augenblick lang. Denn schon gehen ihnen — zwischen den zierlich gerundeten Schläfenfrisuren — die Augen über vor der Falzmaschine „Auto-Triumph" — wo diese Erfinder nur diese zum Tempo mahnenden, im Pulsschlag des Fiebers sich auslebenden Namen her haben? —, die pro Tag 40 000 Bogen erledigt, im Scheine einer kalt und grell funkelnden Glühlampe Blatt auf Blatt an sich saugt, mitleidslos das Ebenmaß ihrer Fläche gerade in der Mitte durch ein an grün gefärbten Eisenarmen hängendes Guillotinenmesser zerstört, um dann die verunstalteten, geknickten Blätter rüde von sich zu stoßen. Sie, die Girls, beginnen in ihren sonst nur von zarteren Wundern zerbrochenen Köpfchen auch den phantastischen Hokuspokus des Maschinenzeitalters zu spüren, wenn die Maschine „Schachtelhexe" (nutzbringender, aber nicht weniger märchenhaft wie die „Knusperhexe") ein formloses Stück Karton, das so gewandt über einen unendlichen, gummierten Papierstreifen gleitet, wie ein Sportsmädchen über die Fläche der Rollschuhbahn, schließlich als gut geklebte, korrekt beschnittene Schachtelhälfte von sich gibt, und wenn eine andere Maschine die Toilette der Schachtel durch das mechanische

Digitized by Google

Aufkleben eleganter, goldbuchstabiger Etiketts vollendet. Und dann verbündet sich die Geschwindigkeit mit der Kunst! Ein Fräulein preßt auf die Unterlage eines schlanken, glatten Kartonblattes eine Metallschablone, jetzt eine zweite, jetzt eine dritte; ein Zerstäuber, wie man ihn sonst wohl dazu benutzt, um in Zimmern aus schlechter gute Luft zu machen, gibt blitzschnell, presto prestissimo, seinen blauen Flüssigkeitsinhalt von sich, der sich wohlerzogen den Umrissen der Schablonensilhouette anschmiegt: und in 30, nicht 31, Sekunden ist die weiße Leere des Kartonblattes durch die Zierlichkeit einer kleinen Marinezeichnung ausgefüllt — den Mond hat das Fräulein schnell noch mit einem kreisrund geschnittenen Holzstückchen der blauen Farbfläche eingetupft —, die jedem Delfter Porzellanteller Ehre machen würde. . .

Die alte und die neue Zeit der Papierindustrie. Sie vertragen sich ebensowenig miteinander, wie das Puritanertum mit dem Luxus, wie die solide Monotonie der „guten Stube" mit der parfümierten Stilwirrnis des modernen Salons, wie das Auf-der-Stelle-Treten mit dem Laufschritt. Wir Zeitgenossen freilich haben uns längst an eine Zeit gewöhnt, in der selbst der Gassenjunge „Reklameplakat" von grotesken Einfällen ernst zu nehmender Künstler getätschelt und gehätschelt wird, in der für eine Zigarettenmarke mit amüsanten Schwarz-Weiß-Zeichnungen, für eine Luxuswäschefabrik mit tändelnden, pastellhaft behandelten Boudoirszenen geworben wird, und in der die Randleistendichter auf jedem Geschäftsbriefbogen „etwas zu sagen" haben. Und nur eine Abteilung der „Pia" wird (im praktischen Sinne wenigstens) allgemein nicht ernst genommen, ist sozusagen der Komiker der Ausstellung: der Bezirk nämlich, in welchem es Röllchen und „Kragen zum Wegwerfen" gibt, die „Abteilung für Papierwäsche". Ich bin zwar überzeugt, daß unter den Besuchern der „Pia" eine ganze Menge von Leuten existiert, welche auch mit diesem Artikel aus eigener Erfahrung ganz genau Bescheid wissen. Hier aber huldigen sie dem Wahlspruch: „Blamier' mich nicht, mein schönes Kind": und stolz wie die Spanier marschieren sie an der kompromittierenden Papierwäscheauslage vorüber, auch wenn sie sich in demselben Augenblicke das Röllchen unter dem Jacketärmel verstohlen zurechtschieben. Urbanus.

Neue Bücher.

Fedor Sommer, Die Schwenckfelder. Roman aus der Zeit der Gegenreformation. Halle a. d. S., Richard Mühlmanns Verlag. 1911.

Die Sekte der Schenckfelder rottete sich in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in Schlesien zusammen und wurde von der katholischen Kirche langsam zum „rechten Glauben bekehrt" oder zur Auswanderung gezwungen. Im Kampfe voran die Jesuiten. Als die letzten Reste in Amerika (Märtyrer wie Mörder gaben sich dort ein Rendezvous) gelandet waren, nahm Friedrich II. Schlesien und duldete alle Bekenntnisse. Zu spät. Die Schwenckfelder waren gerade besorgt und aufgehoben. Es geht toll zu im Leben. (Wer will, mag Betrachtungen über „Gottestat" an diesen Vorgang anknüpfen.)

Das Werk ist eine gutgemeinte, brave Schreibtischarbeit ohne kulturhistorischen Schmuß und ohne literarische Eitelkeit. Aber auch recht langweilig und blutleer. Hier ist Schlichtheit ein Mangel, kein positives Produkt überlegener Weltanschauung. Man hofft immer, jetzt geht er aus sich heraus: en avant — en avant — en avant — ja hat sich 'was. Die Hilflosigkeit, fanatische Ekstatik losbrechen zu lassen, wirkt fast peinlich. Der leidliche Stil hat zuweilen einen kurzen, schweren Atem, manchmal versucht Sommer sprachlich zu malen, auch in erregten Augenblicken einige apodiktische Sätze aufeinanderzutürmen, aber zuletzt fehlt dann doch jede Kraft, jede Eigenart, jede Farbe, jede Melodie. Die Charaktere — oft zum Lachen: psychologische Glossen in Klammern gesetzt. Die Tragik müßte am Ende herausgeschrien werden. Der Sommer macht das pietistisch — gottergeben — behaglich mit Klavierbegleitung und dem Absingen eines Kirchenliedes.

Auf einer gewissen Kulturstufe hat man heftige Antipathie gegen alle Sekten — religiöse, politische, literarische. Man mag sich nicht ducken, nicht — die Sinne rückwärtsgewendet auf das Programm eines toten Menschen — vorwärtsschreiten, nicht in einer Reihe mit vielen andern einem Leithammel nachlaufen — wo man sich doch fortwährend beäugt, belauert, bezweifelt, auch haßt, wo man sich selber kaum ernst nehmen darf, wo man stetig in der Entwicklung steht und ein ewiges Schwanken gewahrt. . . Kurt Kersten.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Kommissionsvertrieb Paul Gerlach & Co., sämtlich Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 21 | Berlin, den 24. Mai 1913. | 42. Jahrgang Band 83.

Wahltag in Preußen.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Wenn etwas die Resignation, mit der das Preußenvolk der Inlandspolitik seiner eigenen Heimat gegenübersteht, charakterisiert, so war es in letzter Woche am Wahltage für das neue (ewig alte) Preußenparlament die Signatur Berlins.

Man kann dreist behaupten, daß es wohl auf dem ganzen Erdenrund heute keinen zweiten Parlamentsstaat gibt, der einen solchen Tag mit einer ähnlichen Unberührtheit begeht. Preußen unentwegt rückschauenden Kalibers werden ja nun der Meinung sein, daß diese im Rate der Völker konkurrenzlos dastehende politische Unerregbarkeit nichts anderes als ein schöner Beweis für gute Allgemeindisziplin sei. Wir andern sind der Meinung, daß die wächserne Gleichgültigkeit, mit der man bei uns immer wieder den Wahlen zum Landtag gegenübersteht, darin seinen Grund hat, daß das Volk, ganz anders wie bei den Reichstagswahlen, überhaupt kein Interesse nimmt. Das preußische Volk nimmt die Zusammensetzung seines Landtages als mehr oder minder unabwendbares Fatum, aber keineswegs als den Ausdruck seines politischen Selbstbestimmungsrechtes. Daher bis auf die geschlossenen Schulen und die geschlossene Börse, die diesem Tage nur ein hohles Pathos geben können, dieser preußische Landtagswahltag ein grauer Alltag wie jeder andere.

Wenn die Anhänger des alten Klassenwahlsystems mit Menschen- und mit Engelzungen redeten, der preußische Durchschnittsbürger, sofern er nicht durch engen Zusammenhang mit dieser oder jener politischen Partei sich zu einer Stellungnahme bestimmen läßt, betrachtet die Wahlenthaltung bei den Landtagswahlen als sein gutes Recht. Weshalb? Er weiß, daß das doch nur der Geldsack entscheidet. Weiß, daß ein einziger Multimillionär, mag er selbst der größte Trottel sein, der seine Millionen nicht persönlicher Tüchtigkeit, sondern nur bequemer Erbschaft verdankt, an der Wahlurne mächtiger ist als Tausende intelligenter schaffender Bürger. Wozu da zum Wahltisch gehen und sich lächerlich machen? Damit in ein paar Zentren, in denen die zufällige Abwesenheit eines alles beherrschenden Multimillionärs einen allgemein bürgerlichen Wahlwillen gestattet, ein paar Renommierliberale herauskommen, die dann durch ihre kleine Zahl doch nur eine Karikatur des Volkswillens wären?

Die liberalen Fraktionen erließen einen Wahlaufruf, der dreimal Wehe über den gebildeten Bürgersmann rief, der es unterließ, sein Wahlstimmchen, nicht den zehnten Teil so gewichtig wie die Stimme des reichgewordenen Schlächtermeisters an der Ecke, abzugeben. Die Wahllisten, in denen jeder Bürger fein säuberlich notiert war, blieben trotzdem zum guten Teil leer. Das ist unrecht. Wer zweifelt daran? Man sollte nicht übersehen, daß das Mißverhältnis zwischen den abgegebenen Stimmen und dem Gesicht des schließlich gewählten Parlamentes ein nicht zu unterschätzendes Agitationsmittel für die endliche Abänderung dieses hinterweltlichen, nur den Geldsack achtenden preußischen Wahlsystems ist. Aber so mancher sieht nur die triumphierende Gestalt des reichgewordenen Schlächtermeisters über sich und hält sich im Gefühl verständlicher Würde von dieser Wahlkomödie fern.

Bis auf die strengkonservative Gruppe sind auch innerhalb unseres Parlamentes selbst

Digitized by Google

fast alle Parteien wenigstens für jene zeitgemäße Abänderung des Wahlrechts, die Wilhelm II. einst als die wichtigste Forderung der Gegenwart durch seinen Minister feierlich stabilierte. Aber es ist nichts zu hoffen. Solange das alte Wahlrecht besteht, kann das Volk keine Majorität in den Landtag bringen, die mit praktischem Erfolg gegen dies Wahlrecht Sturm liefe. Das eine schließt das andere vollkommen aus. Dieser Zustand ist es, den viele sonst durchaus politisch interessierte Bürger heute nicht mit Gleichgültigkeit, sondern mit bewußtem Wahlstreik beantworten. Gerade die an einer Abänderung des Wahlrechts interessierten Parteien ziehen gegen diesen Wahlstreik der einzelnen zu Felde. Aber man sollte es sich allen Ernstes überlegen, ob mit der ganz hoffnungslosen Suggestion, daß mit diesem Wahlsystem sich tatsächlich eine fortschrittfreundliche Majorität zusammenwählen ließe, nicht doch lieber zu brechen wäre. Statt dieses ewigen Appells, sich an einem realiter zwecklosen Wahlakt aus demonstrativen Gründen zu beteiligen, wäre es realpolitischer, in allen Kreisen, die für eine Abänderung des plutokratischen Wahlsystems sind, Wahlenthaltung bis auf den letzten Mann zu predigen. Und der Endeffekt solchen Wahlstreiks? Ein Parlament, das schließlich an seiner eigenen Lächerlichkeit zugrunde gehen würde. Ein Parlament, so zeitfeindlich, daß selbst die Regierung bald das Bangen bekäme. Und dann müßte die Regierung, ob sie wollte oder nicht... Ein Wahlsystem, das die weitaus überwiegende Mehrheit des Volkes, mit der Intelligenz an der Spitze, mit unentwegtem Wahlstreik beantwortete, kann sich heute auf die Dauer in keinem Verfassungsstaate mehr halten — auch nicht in Preußen.

Deutsche Temperenzlergemeinden?

Von

Max Adler.

Eine halbe Million deutscher Männer und Frauen hat an den Reichstag ein Gesuch um Einführung des Gemeindebestimmungsrechts in der Alkoholfrage gerichtet: die volljährigen Mitglieder jeder Gemeinde, Männer und Frauen, sollen befugt sein, durch Abstimmung darüber zu entscheiden, ob ein Ausschank oder ein Kleinvertrieb geistiger Getränke innerhalb der Gemeinde zuzulassen, einzuschränken oder völlig zu verbieten sei. Die Petitionskommission des Reichstags und die Regierungen wollen zwar vorläufig von einem Gemeindebestimmungsrecht nichts wissen — indes: auf die Zähigkeit des Puritanerfanatismus wird das Fiasko eher stachelnd als abschreckend wirken.

Im übrigen heißt abstinent sein heute vielfach: auf etwas verzichten, was man im Grunde gar nicht hat. Die nordische Temperenzlerbewegung hat es im ganzen und großen sehr leicht, zu resignieren: in Italien ist es schon schwieriger, Abstinenzler zu sein. In Norddeutschland und vollends in England und Nordamerika ist der asketische Verzicht auf Wein lediglich ein Verzicht auf saure Trauben; die Alkoholika des Massenkonsums zu berennen, kommt aber ungefähr auf das Vergnügen heraus, eine leidenschaftliche Attacke gegen den Genuß von schwarzer Tinte zu eröffnen. Wer es für seinen Teil als Unmöglichkeit empfindet, sich ohne großen Gegenstand zu regen, der wird sich für dieses Kampfziel weder echauffieren noch organisieren können: ihm wird es vielmehr darum zu tun sein, jenen Unglücklichen ein besseres, edleres Getränk zu verschaffen.

Das Peinliche besteht eben darin, daß das Trinkerproblem bei uns zum Fuselproblem geworden ist. Wer greift heute gemeiniglich zu jenen kläglichen Mitteln der Selbstbetäubung, die, in dieser Art und in diesem Geiste genossen, von Menschen mit normalen Geschmacksnerven eher als Strafe denn als Glücksrausch empfunden werden müßten? — Die Elenden, denen das Tor zur wahren Freude versperrt ist. Und wer wirft blindwütend Fuselnarkose und sakramentale Erdentbundenheit durcheinander? — Der selbstgenügsame Intellektuelle, der Nüchternheitsfanatiker, der sich gegen jede gewaltsame Sprengung seines Ich mit der verbissenen und boshaften Kraft seiner Gattungsmoral, das will

Digitized by Google

heißen: seines schlechten Gewissens zur Wehr setzt. Dem einen ist die wahre Trunkenheit unerreichbar — der andere will nichts von ihr wissen.

Er sammelt die Gemeinschaft im Zeichen des Pessimismus zum Kampfe gegen die Levitation, gegen den heiligen Rausch. Sinnbilder der Trunkenheit sind ihm entweder Omar Chijam, der, unter einem Rosenbusch liegend, seinen koketten, heuchlerischen Weltschmerz unter lyrischen Deklamationen in Wein ersäuft, oder der verkommene Trunkenbold, der sich, vom Fuseldämon bezwungen, in der Gosse suhlt, oder der Kranke, dem Wein als „künstliches" Kräftigungsmittel gereicht wird. Wein ist ihm nichts weiter als geistiges Opium und Veronal, bestenfalls Medizin. Er hat einen leider zur Regel gewordenen Ausnahmetypus vor Augen, den er, auf ein Votum der Gemeinschaft gestützt, teils aus hygienischen und moralischen Gründen vermahnen, teils aus ärztlichen Motiven begönnern will. Sein Für und sein Wider — beides ist falsch. Er würde vielleicht für keimfreien, destillierten Wein eintreten. Und er würde möglicherweise die Melodien unserer schönen Trinklieder mit unterlegtem temperenzlerischen Text singen, das Rheinweinlied also etwa in jener berühmten, durch den „Kladderadatsch" vorgeahnten Fassung:

„Bekränzt mit Laub die Hüte und die Mützen
Und ruft dabei Juchhe!
Als sehr probates Mittel, um zu schwitzen,
Empfiehlt sich Fliedertee . . . ."

Die Notwendigkeit einer organisierten Bekämpfung gewisser in die Augen fallender Alkoholschäden ist etwas so Selbstverständliches, daß sie auch ohne Berufung auf Temperenzlerprinzipien plausibel gemacht werden kann. Der außerordentliche Erfolg des Schnapsboykotts der deutschen Arbeiterschaft ist nicht etwa auf allgemeine kulturethische oder abstinenzlerische, sondern auf ganz spezielle partei- und finanzpolitische Motive zurückzuführen. Niemand wird es einfallen zu leugnen, daß ein solcher Alkohol-Zweckverband zugleich eine sittliche Mission erfüllt: aber sie ist nicht sein erster Programmpunkt. In England, wo der Alkohol wirklich aus prinzipiellen Gründen boykottiert wird und jeder sechste Einwohner überzeugter Temperenzler ist, liegen die Dinge ganz anders. In diesem Lande der Weinarmut und der schlechten Biere handelte es sich in der Tat von Haus aus um einen organisierten Feldzug gegen den Fusel in seiner gefährlichsten und erbärmlichsten Gestalt. Der erschreckend hohe Branntweinkonsum, der stärkere Alkoholgehalt des englischen Bieres, die Abschaffung der alten gemütlichen Wirtsstuben, Wirtshaustische und Wirtshausstühle, das nervenzerstörende Erwerbsbacchanal der Großstädte, das nicht in den Wunsch nach Erhöhung des Lebensgefühls, sondern in die Sucht nach Selbstbetäubung ausmündet: all dies zusammen bewirkte hier eine Verwilderung der Trinksitten, die eine Abwehraktion der Gesellschaft geradezu herausfordern mußte.

Wer aber heute England bereist und nicht gerade vom hohen Norden kommt, empfängt, sowie er die erste Stadt betritt, den Eindruck, daß diese Puritanergeneration das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat. In den Temperenzlergemeinden merkt man allerdings nicht viel von Alkoholexzessen; die Ursache ist aber oft nur die, daß die Exzedenten den Schauplatz ihrer Tätigkeit in die Nachbargemeinden verlegt haben oder es vorziehen, sich innerhalb ihrer vier Wände auszutoben: sei es, daß sie sich von außerhalb verproviantieren oder kurz entschlossen zur Eigenproduktion übergegangen sind, die billiger kommt und ungleich höheren Konsum gestattet. Daß man sich dieser Gefahren des Gemeindebestimmungsrechtes wohl bewußt ist, zeigt die Entwicklung der Abstinenzlerbewegung in den Gartenstädten. In Port Sunlight bei Liverpool hat sich vor zehn Jahren sogar der denkwürdige Fall ereignet, daß dem bis dahin temperenzlerischen Kommunalgasthaus „Bridge Inn" durch Volksabstimmung die Schanklizenz erteilt wurde; was aber dabei das Interessanteste ist: die für die Lizenz erforderliche Dreiviertelmajorität wäre nie erzielt worden, wenn man nicht — die Frauen zur Abstimmung zugelassen hätte!

Digitized by Google

Ueberhaupt steht es um die Märtyrerrolle, die man den Frauen in der Alkoholfrage für gewöhnlich zuweist, höchst eigenartig. In London wurde festgestellt, daß eine gar nicht unbeträchtliche Zahl von Säuglingen alljährlich von ihren betrunkenen Müttern im Schlaf erdrückt wird. Und wer etwa im westfälischen Industriegebiet die Arbeiterfrauen, mit großen Korbflaschen ausgerüstet, Tag für Tag nach den nächstgelegenen Schnapsbrauereien pilgern sieht, um den „Stoff" für die nächste Woche einzuholen, wird schwerlich behaupten können, daß der deutsche Boden für die abstinenzlerische, von parteitaktischen Momenten unabhängige Werbearbeit besonders gut vorbereitet sei.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume des Temperenzlertums nicht in den Himmel wachsen. Die tiefere Ursache des Mißerfolgs liegt in dem heillosen Versuch, ein Mysterium zu rationalisieren. Dieselbe Hand, die dem Alkoholiker die Schnapsflasche entwindet, verschüttet den Abendmahlskelch und das Weinglas des Dichters, des Sängers, des Heroen. Nicht nur die Wahl zwischen Spiritus und Selterswasser steht zur Diskussion: es geht um zahllose in beiden Lagern verkannte Glücksmöglichkeiten, um die Unschuld des Genießens, um die Begeisterungsfähigkeit von Generationen. Ueber solche Werte durch ein Plebiszit entscheiden zu lassen, ist zum allermindesten ein Wagnis.

Nicht befehden müßte man das Trinken, sondern veredeln!

Der Kampf gegen die Schwindsucht.

Von

Victor Noack.

Am 8. Mai d. J. tagte im Plenarsitzungssaale des Deutschen Reichshauses die Generalversammlung des „Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose". Seinem innersten Wesen nach darf man das Komitee bezeichnen als eine Organisation zur Betätigung praktischen Christentums. Ein Ehrenname, der mehr oder weniger wohl aller organisierten sozialen Fürsorgetätigkeit zugesprochen werden darf. Sein äußeres Gepräge — um nicht zu sagen „Gepränge" —, soweit es in den Namen und Titeln der Vorstandspersonen glitzert und glänzt, kennzeichnet das Zentralkomitee als ein — im politischen Sinne des Wortes: staatserhaltendes Gebilde (das es nota bene auch im ursprünglichen Sinne des Wortes tatsächlich ist). Das Präsidium: Erster Vorsitzender: Kaiserlicher Staatssekretär des Innern Exzellenz Dr. Delbrück; zweiter Vorsitzender: Königlich Bayerischer Staatsrat, Außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Minister, Exzellenz Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schönberg; dessen Stellvertreter und zugleich Kommissar der Allerhöchsten Protektorin, Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, war bis 1911 der Vize-Oberzeremonienmeister und Kammerherr Baron von dem Knesebeck. Dieser starb im August 1911 und wurde ersetzt als stellvertretender Vorsitzender durch den Präsidenten des Reichsgesundheitsamtes Dr. Bumm und als Kommissar Ihrer Majestät der Kaiserin durch Kammerherrn a. D. von Behr-Pinnow. Auch den einstigen Staatsminister Exzellenz von Podbielski treffen wir im Präsidium des Zentralkomitees wieder. Das gute enge Verhältnis zwischen dem Zentralkomitee und der Regierung bekundet sich auch in dem jährlichen Reichszuschusse von 60 000 M. An der Riesenaufgabe des Komitees gemessen, ist der Zuschuß natürlich recht unzulänglich; in Anbetracht der leider nur zu wohl bekannten Zugeknöpftheit des Reichssäckels, der sich allein auf das Kennwort der Militaristen und Marinisten weit aufsperrt, sind diese 60 000 M. Reichszuschuß zur Tuberkulosebekämpfung aber doch ein Beweis für die guten Beziehungen des Zentralkomitees zur Reichsregierung.

Diese Reichsunterstützung in bar stellt jedoch nur einen beschämend kleinen Bruchteil dessen dar, was die private Wohltätigkeit an Barmitteln zur Bekämpfung der Tuberkulose aufbringt. Wie Staatssekretär Dr. Delbrück als Vorsitzender der eingangs dieses erwähnten Generalversammlung des Zentralkomitees mitteilte, beträgt die freiwillige Zu-

Digitized by Google

steuer privater Wohltäter seit 1891 etwa 10 Mill. M., die vom Zentralkomitee selbst aufgebrachte 2½ Mill. M. Während also die privaten Sammlungen freiwilliger Spenden in den 21 Jahren (1891—1912) insgesamt 12½ Millionen Mark ergaben, hätte sich das Reich mit seinem Jahreszuschusse von 60 000 M. in dem gleichen Zeitraume mit ganz wenig mehr als nur einem Zehntel der privaten Spenden an der Bekämpfung der Tuberkulose, diesem allerwichtigsten Zweige der sozialen Fürsorge, beteiligt.

„Diesem allerwichtigsten Zweige der sozialen Fürsorge. . .": „Wir brauchen bloß zu bedenken", sagte der Präsident des Reichsgesundheitsamtes Dr. Bumm in seiner Begrüßungsrede zur Eröffnung der Tuberkulose-Ausstellung in Berlin-Wilmersdorf im Januar 1911 . . ., „Wir brauchen bloß zu bedenken, daß die Tuberkulose ein solcher Würgeengel unserm deutschen Volke ist, daß noch heutzutage der zehnte Teil aller Sterbenden an Tuberkulose dahingerafft wird, und daß sogar, wenn wir das erwerbsfähige Alter unserer Berechnung zugrunde legen, jeder dritte Mensch, der im Alter von 14 und 60 Jahren sterben muß, der Tuberkulose zum Opfer fällt."

Die fürchterlichen Zahlen der Tuberkulose-Statistik sollten — möchte man glauben — nicht nur das Volk, sondern auch die Regierung aufschrecken. Selbst die sogenannten Rüstungsfanatiker, die der Wehrfähigkeit der Nation so manche wichtigeren Kulturaufgaben (wie die Aufgabe der Volksbildung) hintanstellen, müßten — sollte man glauben — in Konsequenz ihrer Wünsche die Regierung zur allerhöchsten Leistung zur Bekämpfung der Tuberkulose antreiben. Man bedenke doch nur: jeder dritte Deutsche in erwerbsfähigem Alter ein Opfer der Tuberkulose! Man erinnere sich der Aufregung unserer Patrioten über den Geburtenrückgang! Und dennoch: die Regierung bewilligte bisher mehr als 2000 Mill. Mark jährlich — wenn die neue Forderung von 1300 Millionen für die nächsten drei Jahre bewilligt wird, dann mehr als 2500 Mill. M. jährlich für militärische Zwecke und 60 000 M. jährlich für den Zweck der Bekämpfung der Tuberkulose! Die Gegenüberstellung dieser Zahlen erübrigt jeglichen Kommentar.

Daß die Regierungsorgane sonst, soweit es kein Geld kostet, nach Möglichkeit dem Zentralkomitee gefällig sind, und daß diese Gefälligkeit dem Komitee von großem Nutzen ist, ist nicht zu bestreiten; aber mit dieser nur platonischen Liebe ist dem großen Zwecke nur wenig gedient. Die Tuberkulosefrage ist wesentlich — natürlich nicht ausschließlich — eine Geldfrage.

Wenn irgendwo, so hat sich in der Organisation des „Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose" die private Wohltätigkeit als organisationsfähig und, wohlorganisiert, als ein sehr wirksamer, hochbedeutender Faktor der sozialen Fürsorge erwiesen. Gleichzeitig aber darf hierbei wohl als erwiesen angesehen werden die Unzulänglichkeit der privaten Fürsorge zur Bewältigung einer so riesenhaften Aufgabe wie der Tuberkulosebekämpfung, wenn nicht die Finanzquelle des Staates ihre Kräfte in entsprechendem Grade steigert.

Die Dimensionen der Aufgabe des Zentralkomitees erhellen einige wenige Zahlen aus dem Jahresbericht, den der hochverdiente Generalsekretär des Komitees, Oberstabsarzt a. D. Prof. Dr. Nietner, der eingangs dieses erwähnten Generalversammlung erstattete: Für die Errichtung neuer Fürsorgestellen und Heilstätten in Deutschland wurden im Jahre 1912 ausgegeben 1 554 000 M. Es bestehen zurzeit 142 Heilstätten für erwachsene Lungenkranke, wo im Berichtsjahre, bei einem durchschnittlichen Aufenthalt von drei Monaten, etwa 41 000 Kranke behandelt worden sind. Für Kinder, die an ausgesprochener Lungentuberkulose erkrankt sind, bestehen 27 Kinderheilstätten. Außerdem existieren 103 Anstalten für skrofulöse Kinder. Ferner sind vorhanden 28 Genesungsheime, 42 Beobachtungsstellen für die Auslese der in den Heilstätten unterzubringenden Kranken, 222 besondere Pflegeheime für schwerkranke Tuberkulöse und endlich rund 1500 Auskunfts- und Fürsorgestellen.

In der Tätigkeit dieser Auskunfts- und Fürsorgestellen liegt — wie der vor etwa Jahresfrist tagende „Erste Auskunfts- u"

Digitized by Google

Fürsorgestellentag" anerkannte, der Schwerpunkt der Bekämpfung der Tuberkulose.

Ich möchte den Leser der „Gegenwart" nicht ermüden mit einer Präzisierung der Aufgaben der „Auskunfts- und Fürsorgestellen des deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose"; obwohl ich leider annehmen muß, daß auch unter ihnen so mancher, und mehr als er ahnen mag, Ursache hat, sich ganz genau über den Zweck dieser Institution zu unterrichten. Man erinnere sich doch nur der fürchterlichen Zahl der Tuberkulosestatistik, wonach jeder dritte Deutsche im erwerbsfähigen Alter der Seuche zum Opfer fällt. Genug: die wichtigste Teilaufgabe der Fürsorgestellen ist die Entdeckung der Tuberkulösen und das Herausgreifen der Infektiösen aus der Familien und Arbeitsgemeinschaft und ihre Unterbringung in Krankenhäusern und Pflegeheimen. Gar mannigfach sind die Wege und Mittel der Fürsorgepraxis. Das sei hier nur noch bemerkt, daß die schwerste Last dieser Aufgaben auf den — oft so schwachen Schultern der Fürsorgeschwestern ruht, die mit heldenhafter Todesverachtung ihr praktisches Christentum ausüben. Ein ganz besonders hoher Prozentsatz der Todesfälle von „Schwestern" hat die Tuberkulose als Ursache. Es wurde festgestellt, daß von den in Münchener Krankenhäusern dienenden „barmherzigen Schwestern" jährlich etwa 50 Prozent an Schwindsucht zugrunde gehen.

Trotz all der edlen Selbstaufopferung der Fürsorgeschwestern und der hingebungsvollen, meistens unentgeltlichen Arbeit der Aerzte in und für die Auskunft- und Fürsorgestellen (die ärztliche Untersuchung und Auskunft durch die Fürsorgestellen erfolgt kostenlos) sind ihrer Wirkung doch sehr enge Grenzen gesetzt. Die durchgreifendsten prophylaktischen Maßnahmen, die der Isolierung der Infektiösen in der Familienwohnung oder außerhalb dieser, scheitern meist am Mangel an Gelde. Hier nämlich erweist sich am brutalsten die Frage der Tuberkulosebekämpfung als eine Wohnungsfrage. Die Wohnungsfrage aber ist, — unter den obwaltenden Verhältnissen, solange der Grund und Boden ein kapitalistisches Monopol ist — eine Geldfrage, eine nackte Geldfrage: Wenn zwei Dinge einem dritten gleich sind, so sind sie untereinander gleich.

Die Frage der Tuberkulosebekämpfung (jeder dritte Deutsche in erwerbsfähigem Alter ein Opfer der Tuberkulose!) eine Geldfrage! Das Reich bewilligt jährlich mehr als 2500 Millionen Mark für militärische Zwecke und 60 000 M. für den Zweck der Tuberkulosebekämpfung.

Beide Summen stehen in einem ganz unbegreiflichen Verhältnisse. Ist es doch eine Wahrheit, die sich von selbst versteht, daß die Tuberkulosebekämpfung der Erhöhung der Wehrfähigkeit des Volkes dient. Für die Bewilligung von Mitteln zur Förderung der Gesundheit des Volkes müßten sich — es sei denn, man wäre mit Blindheit geschlagen — Stimmen aus den Lagern aller Parteien finden. —

„Ausländerei."

Von

Julius Bab.

An den Berliner Kammerspielen gab es tief im Frühling noch eine ernsthaft gemeinte Premiere. Und in den „Blättern des Deutschen Theaters", bestimmt, dem Zuschauer das Denken und Urteilen freundlichst abzunehmen, schmettert der Dramaturg allerlei Selbstverständlichkeiten wider die literarischen Nationalisten, die immer über „Ausländerei" beim Theater zetern. Der Autor dieser Aufführung, Herr Schalom Asch aus dem jüdischen Rußland, ist nämlich Ausländer, und es läßt sich nicht einmal bestreiten, daß ein großer Teil des ihm zugewandten Interesses auf seiner spezifischen Ausländerei basiert. Nun muß man dem Dramaturgen nicht nur ohne weiteres zugeben, daß das Theater alle wirklich starken Lebenskräfte, durch welches nationale Medium sie auch gegangen sein mögen, ergreifen kann und ergreifen soll. Gerade wer den nationalen Gesichtspunkt an sich keineswegs für unsinnig hält, wer da glaubt, daß wie die Nation nur durch eine Reihe tüch-

Digitized by Google

tiger Individuen, so die Menschheit nur durch eine Reihe tüchtiger Nationalitäten rein entwickelt werden könne, gerade der muß nach der gleichen Analogie zugeben, daß nur im lebendigsten, offensten Austausch mit den Menschen anderer Nationalität die eigene nationale Menschlichkeit sich bilden wird — nicht als lokale Verknöcherung, sondern als individuelle Entfaltung des allgemein Menschlichen. Für jeden, der Augen hat zu sehen, ist die ganze deutsche Geschichte, und nicht zum wenigsten auch die deutsche Theatergeschichte voll von Beweisen, daß die willige Aufnahme fremdnationaler Elemente gerade dem eigenen nationalen Leben erst zur Blüte verhilft.

Aber selbst noch in einem viel bescheideneren Sinne läßt sich die Ausländerei am Theater rechtfertigen: Das Theater kann nun leider einmal nicht von den ganz großen und reinen Manifesten dramatisch gestalteter Menschlichkeit existieren, und ob es auch alle nationalen Varietäten herbeizöge. Es werden immer Stücke nötig sein, bei denen nicht im entscheidenden Maße die vom Dichter offenbarte Menschlichkeit interessiert, sondern irgendein Drum und Dran, eine stoffliche oder technische Besonderheit. Und für dieses künstlerische Halbblut ist es vielleicht noch nicht die schlechteste Qualität, wenn es uns durch das besondere kulturelle Milieu einer fremden Nation interessieren kann. Freilich werden es dann mehr die Kostüme als die Menschen sein, die uns fesseln, aber da die Bühne einmal ohne dergleichen Nebenwirkungen nicht auskommen kann, erscheint mir solch Erfolg, der sich an ein immerhin generell menschliches Interesse heftet — an die Neuentdeckung eines Berufs, einer sozialen Schicht oder einer fremdartigen Nationalität für die Bühne —, doch durchaus legitim und sicherlich legitimer als Erfolge, die vom Interesse, an einer neuen Art zu kalauern, einem neuen Verwechslungstrick oder einer neuartigen Wandeldekoration stammen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Erfolg des Schalom Asch, der, seit Reinhardt seinen „Gott der Rache" spielte, in Deutschland ein leidlich bekannter Mann ist, zum mindesten mit diesem halbkünstlerischen nationalen Stoffinteresse stark verwachsen war. Die merkwürdige Welt russischer Juden mit ihrer noch fast geschlossenen nationalen Kultur sprach aus ihm, und nicht nur für die jüdischen Westeuropäer mußte diese trüb brodelnde Lebensmasse, durch die es noch von Blitzen alttestamentarischer Leidenschaft zuckt, ein ernsthaftes Interesse haben. Wie weit das originelle Temperament des Autors, abgesehen von den Reizen des Milieus, ausgereicht hätte, uns zu fesseln, das konnte unsicher bleiben, aber in jedem Falle schien mir nach dem oben angeführten Kriterium sein Erfolg im theatralischen Sinne kein illegitimer. Denn er besaß jedenfalls Geschick und Kraft genug, uns für die merkwürdige Welt, aus der er kam, zu interessieren.

Nun gibt es aber noch jenseits des vom Herrn Dramaturgen gerechtfertigten und noch des von mir hier weiter verteidigten Falles eine Art „Ausländerei", die schlechterdings nicht mehr zu vertreten ist. Um jene handelt es sich, bei der weder ein großes ausländisches Menschentum noch ein fremdnationales Milieu das Interesse rechtfertigt, sondern lediglich die schlechte deutsche Gewohnheit, ein Pfund ausländischer Kleie von vornherein für ein bißchen schwerer zu halten wie ein Pfund deutscher Kleie. (Und für nahrhafter als ein Viertelpfund deutschen Roggens!) Wenn es nämlich ganz gleichgültige Machwerke sind, bei denen weder ein halbkünstlerisches noch ein ganzkünstlerisches Interesse mehr in Frage kommt, so tritt ganz simpel der nationalökonomische Gesichtspunkt in sein Recht, nach dem es Unrecht ist, gewisse Einnahmemöglichkeiten eher einem Ausländer als einem Einheimischen zuzuweisen. Und nun muß man leider sagen, daß für das neue Stück von Schalom Asch: „Der Bund der Schwachen" lediglich dieser Gesichtspunkt zutrifft. Denn es zeigt einen sehr schwachen Poeten an einem Stoff, den er nicht einmal national beherrscht. Dies Stück spielt nicht in dem „jiddischen" Milieu, dessen Grundton uns den „Gott der Rache" interessant machte; es sind zwei Ehepaare aus russischen Kleinbürgerkreisen, und das brutale Weib der einen, der leichtfertige Mann der anderen

Digitized by Google

Ehe tyrannisieren im ehebrecherischen Bündnis so lange ihre gutartigen Hälften, bis sich die Schwachen untereinander verbinden und im Austausch ihrer inneren Güte ein Glück begründen, an dessen Festigkeit die beiden anderen zuschanden werden. Dies Thema von der Weihe der Unkraft, dem Triumph der Schwachen ist nicht nur äußerlich auf russischem Boden gewachsen. Es ist ja jenes christliche Urmotiv, durch dessen Entfaltung uns die großen russischen Dichter immer wieder bis in den Kern erschüttert haben; durch das jene Nationalität unseren menschlichen Besitz im letzten Zeitalter wahrhaft vermehrt hat. Aber der Jude Schalom Asch ist bei jenem spezifisch russisch-christlichen Schauspiel doch bestenfalls ein ergriffener Zuschauer, wie auch der Deutsche oder der Italiener, und er bleibt schon deshalb bei der Behandlung dieses Motivs ein Nachahmer, der nur sehr selten den echten Ton jener Kraft, die aus der Schwäche kommt, findet und viel öfter ins romanhaft Sentimentale und Moralistische verfällt. Die Sprache seiner herzenseinfältigen, kindhaft starken Menschen ist allermeist: Literatur. Ein schwaches Stück, das zwischen pathetischer und humoristischer Auffassung schwankt und es damit nicht einmal zu einer äußeren Wirkung bringt, solch ein Stück deshalb spielen, weil von früheren Leistungen des Autors her an seinem Namen ein fremdländisches Interesse haftet, das ist wirklich eine Art von „Ausländerei", die durch gar nichts zu rechtfertigen ist. Und so erweist sich, wie so oft, das mit allzu bequemen Argumenten donnernde Pathos des offiziellen Dramaturgen lediglich als eine Kanonade, die einen höchst notwendigen Rückzug decken soll. Wir wollen uns allem Guten und Großen vom Ausland gern offen halten und wollen sogar für das nur Interessante gern empfänglich bleiben. Wenn aber das ganz Gleichgültige überhaupt gebracht werden muß (aber vielleicht muß es gar nicht?!) — so sollte immerhin der heimische Produzent den Vorzug haben. Denn seine Nichtigkeit wird nicht mit einem falschen Schimmer von Sensation behaftet sein, wie er bei uns Deutschen nun einmal unvertilgbar an jedem fremdländischen Namen haftet; sie wird offenkundiger und deshalb unschädlicher sein. Und das ist der Sinn, in dem auch ich gegen die Ausländerei bin!

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Brévines Worte reinigten die Atmosphäre; nachdem er die Geschworenen und die Richter wieder auf das gemeinsame Niveau zurückgeführt hatte, indem er sie an ihre Stellung als Menschen erinnerte, erhöhte er das des Angeklagten und der Zeugen, der Helden des Dramas, und schuf dadurch den gleichen Boden für alle. Er stellte dadurch jenen Grad von menschlicher Verwandtschaft wieder her, der die Aehnlichkeit aller stärker hervortreten läßt und die Söhne Adams einander nähert, je nachdem sie Kain oder Abel gleichen.

Die warme Stimme, der leichte Vortrag, der ernste Ton verdoppelten die Kraft der Beweise, die bald überzeugend, bald zweifelhaft waren. Ihre Lücken verschwanden unter der Fülle der Gegengründe. Die Argumente sprudelten, ohne gesucht zu sein, natürlich, klar und vernünftig heraus, und Rutors gelehrte Rede zerbröckelte wie Gips unter Hammerschlägen. Als er den Antrag des Staatsanwalts genügend zerstört hatte, ging Brévine zur Offensive über, und hier fühlte er sich noch sicherer. Ein Prozeß, in dem er jemand angreifen konnte, schien ihm halb gewonnen. So warf er sich mit seiner ganzen Kraft auf d'Entraque.

„... Weshalb soll ich mich damit aufhalten, diese Phantome zum Schweigen zu bringen? Sie haben alle gesehen, meine Herren Geschworenen, daß nicht der leiseste Beweis gegen Lermantes besteht. Ich erinnere Sie daran, daß der Herr Staatsanwalt sich eine Pflicht daraus machte, es anzuerkennen. Sie haben alle gesehen, daß das Phantom der Mutmaßung sich wie ein Schatten vor dem einströmenden Lichte der Vernunft verflüchtigt. Weshalb sitzt also Lermantes auf der Anklagebank? Wie ist er so weit gekommen? Durch welchen tragischen Irrtum, durch welche beklagenswerte Verirrung? Wir kommen nun zum Hauptpunkt des Prozesses: der Aussage des Herrn Grafen d'Entraque. Unser Gegner hat sie widerrufen. Aber genügte es, sie zu

Digitized by Google

widerrufen? Nein, meine Herren, denn sie beherrscht den Prozeß. Fällt sie fort, dann bleibt nichts mehr übrig. Unglücklicherweise ist es unmöglich, sie zu übergehen: Sie war da. Sie ist es nicht mehr, aber ihre Spuren sind zurückgeblieben, und ich würde die hohen Interessen, die ich zu wahren habe, verraten, wenn ich diese Aussage mit Stillschweigen übergehe."

Er brandmarkte die gemeine Lüge, „eine feigere Rache als Gift oder Vitriol", und er stellte dem niederträchtigen Benehmen des Mannes das der Frau gegenüber, die zweifellos schuldig war, aber durch ihren Heroismus eine Schuld gesühnt hatte, die sie vielleicht mit ihrem Leben bezahlen muß. Dann ging er wieder auf die Aussagen von Herrn Châtel und Herrn Lavaux zurück, und zeigte, wie wahrscheinlich es war, daß d'Entraque ihnen die Wahrheit gesagt hatte, weil er sie gleich nach dem Unfall, in der Hitze der ersten Erregung gesprochen hatte, ohne die Worte zu wägen, so daß man ihnen glauben konnte und mußte. Diese Worte hätten letzten Endes zur Aufklärung der Lügen und Verleumdungen beigetragen!!

Brévine erklärte, daß er gar nicht daran dächte, eine Bitte um Bewilligung mildernder Umstände zu stellen, klar und einfach verlange er die Freisprechung!

„... Der geschätzte Vertreter der Anklage hat Ihnen, meine Herren Geschworenen, gesagt: „Sehen Sie diesen Mann, sehen Sie seine Niedergeschlagenheit! Die Gewissensbisse erdrücken ihn!" Nein, meine Herren, es ist das Unglück! Eine solche Verkettung von Unglücksfällen, wie die Einbildung sie sich kaum vorstellen kann! Wollen Sie, daß er diesem entfesselten Schicksal keck die Stirn bietet? Möchten Sie, daß er eine ruhige Seele hat, lächelnde Lippen, nachdem er die Qualen neunmonatlicher Haft ertrug, nachdem er das Zusammenstürzen seines Werkes und seiner Mühe sah? Nachdem er vor drei Tagen erfahren hatte, daß es sein Vater war, den er durch ein verhängnisvolles Unglück getötet? Nachdem er gestern, als man ihn in sein Gefängnis zurückführte, die zwei Schüsse hörte, deren Opfer er erriet? Wenn Sie ihm die Freiheit zurückgeben, meine Herren Geschworenen, machen Sie nichts von der ihm zugefügten Ungerechtigkeit gut: Sie setzen damit dem blinden Eigensinn des Schicksals, das ihn so grausam verfolgte, die ruhige Würde der menschlichen Gerechtigkeit entgegen, die nur darnach strebt, der Wahrheit den Sieg zu geben..."

Einige Beifallsbezeichnungen wurden laut, und einige „Still!" Herr Motiers de Fraisse gebot Ruhe. Nach den gewöhnlichen Ermahnungen an die Geschworenen trat eine Pause ein.

Langsam leerte sich der Saal. Nur die Logen blieben besetzt, weil niemand hinauszugehen wagte, aus Furcht seinen Platz einzubüßen. Die Zuhörer harrten aus in der verpesteten Luft, in der drückenden Hitze vor dem leeren Prätorium, in dem einige Gerichtsdiener im Vorbeigehen mit ihren langen Röcken Staubwolken aufwirbelten. Um die Zeit zu töten, wechselte man Höflichkeiten und machte schlechte Witze. Wie die Klänge eines Orchesters, in dem während der Pause jedes Instrument einige Noten spielt, ging alles durcheinander.

Chaussy verließ seinen Platz auf der Journalistentribüne und wurde von Valens und Monjorat festgehalten. Dieser versuchte mit Rücksicht auf die nahesitzenden Kinder von Lermantes seine Stimme zu dämpfen und sagte:

„Sie sprechen ihn frei, lieber Freund! Seit gestern nach dieser Szene ist es klar."

Chaussy protestierte, seine scharfe Stimme klang wie die Töne eines verstimmten Klaviers:

„Das werden sie nicht wagen!"

Wie gewöhnlich spielte er sich auf: wenn er sich irrte, log er, beharrte er auf seinem Irrtum und gestand die Wahrheit nicht ein. Das war seine Methode. Er hatte schon schlimme Zeiten durchgemacht, furchtbare Angriffe erlitten. Schon zehnmal glaubte man ihn durch schmierige Geschäfte, die andere vernichteten, zu Boden gerissen. Er tauchte immer an der Oberfläche empor, und man sagte von ihm: „der zieht sich aus jeder Schlinge". Das war richtig. Seine Feinde verzehnfachten seine Kräfte, ihr Haß beschützte ihn. Damit alle Umstehenden ihn hören konnten, schrie er laut, und seine Stimme drang bis zu Onkel Marner hin:

„Sie möchten ihn alle gern freisprechen, diese Kerle, denn sie sind alle für ihn. Der Präsident, die Beisitzer, dieser Schwätzer von Staatsanwalt, bis zum Schreiber, der immer brummelte, wenn er die schlimmsten Stellen der Anklage vorlas. Aber der Beweis ist da, und die Geschworenen werden den anderen nicht folgen."

In dieser Weise sprach er weiter, so kategorisch und schneidend, daß Monjorat nicht mehr zu widersprechen wagte. Valens machte Bewegungen mit dem Kopf dazu und wiederholte hm, hm; man wußte nicht, stimmte er zu oder meinte er das Gegenteil. Die Leute bewunderten Chaussy.

Brévine drückte diesem und jenem die Hand, und es wurden ihm Komplimente gemacht. „Wundervoll, Herr Rechtsanwalt!...

Digitized by Google

Prächtig!.... Welche Logik!.... Welche Form!... Nie waren Sie so packend!"

Eine kleine aufgeputzte, nach Parfüm duftende Dame sagte ihm:

„Himmel, sind Sie geistreich gewesen!"

Eine alte Dame kniff die Lippen zusammen, als ob sie ein zu kaltes Stück Eis verschluckt hätte:

„Sie waren heute wirklich prachtvoll... wirklich wundervoll!"

In dem reizenden Lächeln von Frau Aurora Winckelmatten war eine kleine Spur Melancholie.

„Nie werden wir Frauen so sprechen! Nie! In der Geschichte gibt es kein Beispiel einer beredsamen Frau!"

„Aber geschwätzige Frauen hat es gegeben," warf Jean Bogis, der vorbeiging, dazwischen.

„Das ist ein schlechter Ersatz," erwiderte sie. Und sich wieder zu Brévine wendend, fügte sie hinzu:

„Wir tun unser Bestes! Aber leider, wir plaudern, wir sprechen nicht!"

In dem entsetzlich häßlichen Saal wirkte sie wie eine schöne Blume in einem Krankenhaus oder in einem Gefängnis. Sie war eine Freude für die Augen und tat den von der Tragödie übersättigten Herzen wohl. Ihre strahlende Schönheit reinigte die verpestete Luft. Bewegt fügte sie noch hinzu:

„Ich hoffe, daß man ihn freisprechen wird. So wären Sie wenigstens für Ihre Mühe belohnt."

„Haben Sie schon einmal einen Unschuldigen verteidigt? Einen wahren?" antwortete Brévine. „Noch nicht?... Wenn Ihnen das eines Tages passiert, werden Sie die Angst begreifen, die Ihnen während des Wartens das Herz zusammenschnürt!"

Er verließ sie und ging zu Lermantes' Kindern. Charreire war bei ihnen, Herr Marnez stand abseits. Mit Tränen in den Augen und erstickten Stimmen dankten sie ihm, hilflos streckten sie ihm die Hände entgegen. Ohne recht daran zu glauben, versicherte er ihnen, daß er große Hoffnung habe. Die Kehle war ihm eingetrocknet, seine Hände waren feucht, Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Er dachte an die Dinge, die er hätte sagen können. Er analysierte sich hinterher die Eindrücke, die er im Fluge auf den Gesichtern der Geschworenen hatte aufleuchten sehen. Er gedachte des harten, verschlossenen Gesichts Glarys.

„Einer war dabei, der nicht eine Bewegung gemacht hat," sagte er leise zu Charreire, „der mir nicht einen Blick zugeworfen hat. Ich dagegen sah nur ihn. Er schien mir zu sagen: Sprich du nur, guter Mann. Ich weiß, was ich zu tun habe. Dein Liedchen läßt mich vollkommen gleichgültig. Und der andere, der alte Militär mit der Narbe auf der Stirn, zum Teufel auch! Warum habe ich ihn nicht abgelehnt?... Der ist fähig, alle nach sich zu ziehen wie bei einem Ansturm!"

Als er merkte, daß Renée ihn beobachtete, heuchelte er Sicherheit. Das Mädchen wurde fast ohnmächtig. Mit jeder Minute wuchs ihre Angst. Sie wollte die Zeit aufhalten oder beschleunigen, wissen oder nicht wissen, wünschte, daß die Erwartung zu Ende wäre oder ewig währen möge. Innerlich und äußerlich war sie wie losgelöst vom Leben. Ihre Nerven spannten sich, um den Andrang ihres Blutes zurückzudrängen.

Charreire empfand tiefes Mitleid mit ihr und versuchte, trotzdem er selbst zitterte, sie zu trösten:

„Ein guter Ausgang ist sicher, Sie dürfen mir glauben, wir fürchten nichts."

Sie stotterte:

„Wenn sie aber doch mit „ja" antworten?"

Paul hatte die Worte gehört und fuhr sie an:

„Bist du närrisch, Renée? Du weißt wohl, daß es unmöglich ist. Nicht wahr, Herr Rechtsanwalt?"

„Gewiß," versicherte Brévine. „Nie bin ich einer Freisprechung so sicher gewesen."

Paul stand auf und holte tief Atem, sein von Jugend und Eifer erfülltes Wesen drückten sich in der angespannten Energie und der Zuversicht auf den Sieg aus.

„Das dauert! das dauert!" murmelte Roland.

Brévine versicherte:

„Die Geschworenen beraten immer lange." Seine Worte, eine fromme Lüge, blieben ihm fast in der Kehle stecken.

In diesem Augenblick war außer den Logen der Saal fast leer. Einige vereinsamte und geduldige Zuhörer saßen noch auf der Tribüne, aber auf den reservierten Plätzen waren allein die Angehörigen von Lermantes und Luise Donnaz, die Hände auf den Knien, unbeweglich und braun wie ein altes Stück Holz. In den Korridoren ging die Menge auf und ab, bis zum Platze vor dem Gericht drängte sie sich und schließlich bis zur Avenue de Paris. Vorübergehende standen still und fragten, „was da drin los sei", blieben wartend stehen, und der bewegliche Bienenschwarm wurde immer größer. Man zeigte sich die Brüder Chambave. Sie saßen in einem Café auf der Terrasse und tranken Kaffee mit Selterwasser. Der lange

Digitized by Google

Löffel steckte in dem Glas, in das jeder zwei Stück Zucker geworfen hatte. Von Zeit zu Zeit führten sie es mit derselben Bewegung an die Lippen, tranken einen Schluck, setzten das Glas wieder auf den Marmortisch nieder und betrachteten sich schweigend. Ihre guten, stark geröteten Gesichter verrieten die Ruhe des reinen Gewissens und den Frieden eines reinen Herzens. Dem Bösen standen sie gleichgültig gegenüber, sie haßten den Skandal und glaubten lieber an das Gute; sie hatten den Verhandlungen des Prozesses ohne Bitterkeit und Leidenschaft gelauscht und waren überzeugt, daß die Geschworenen nach der Wahrheit urteilen würden. —

An einem nahen Tisch saßen Proz, Levancher, Turlo und Tony Gabiet. Sie tranken Tee und beobachteten die Brüder. Deren Profile hoben sich so klar vom Hintergrund ab, daß Turlo sein Skizzenbuch herauszog und sie zeichnete. Er sagte:

„Ich nenne das Bild: „Zwei Erben, die nicht an ihr Erbteil denken."

„Ja, es stimmt, sie sehen sehr ruhig aus," erwiderte Levancher.

„Man kann kaum vermuten, daß sie in zehn Minuten vielleicht vielfache Millionäre sind," bemerkte Gabiet, „denn schließlich, wenn Lermantes verurteilt wird — erben sie."

„Es sind anständige Leute," meinte zeichnend Turlo.

„Pah," erwiderte Proz mit skeptischer Miene, „weiß man jemals genau, was die andern denken?... Sie tragen eine anständige Haltung zur Schau, das ist alles, was man sagen kann."

„Das ist schon etwas," beschloß Levancher.

Im ganzen erwarteten alle den Wahrspruch ohne starke Erregung. Nur das Todesurteil, das wenig wahrscheinlich schien, würde sie außer Fassung bringen. Sie würden mit Schaudern sagen: „Ich bin nicht vollständig überzeugt." Aber nach einer Freisprechung würden sie im Gegenteil erklären: „Der Kerl hat Glück gehabt"... „Vielleicht ist er doch schuldig..."

Sie waren in einer ähnlichen Stimmung wie etwa bei der Premiere eines spannungsvoll erwarteten Theaterstückes, bei der man sich in der letzten Zwischenpause fragt, ob es gut oder schlecht enden wird. Im Theater ist alles Schein, hier alles Wirklichkeit: nichts, weder auf den Gesichtern noch vielleicht in den Seelen zeigte eine Anteilnahme. Wenn Daisy Tyndall und Jean Toma gekommen wären, hätten sie mit Frau de Lusenay ihre Unterhaltung über das Verhältnis der Elemente wieder aufnehmen können und die Romanschreiberin, die leidenschaftliche Anhängerin der Menschlichkeit, hätte beobachten können, wie für jeden von uns die andern mit ihren Tränen und ihrem Blut nur immer Schein sind. Aber sie waren nicht gekommen, und Frau de Lusenay hatte sich nach einer kleinen Promenade in den Korridoren mit Languard und Lavenne auf ihren Platz gesetzt und hörte, wie Languard die Verteidigung seines Kollegen zergliederte. Er war ein begehrter Anwalt des Zivilgerichts und liebte die des Schwurgerichts nicht; er warf ihnen den zu gewaltigen Wortschwall vor, Effekthascherei, ihre außergewöhnliche Bereitwilligkeit, zum Niveau der Geschworenen herabzusteigen und Schuldige freizusprechen, die wieder neue Verbrechen begingen.

„Was wollen Sie! Alles das hält sich," erwiderte Lavenne. „Wird man denn niemals begreifen, daß es absurd ist, These und Antithese zu plädieren? Der Staatsanwalt sieht systematisch alles schwarz, systematisch, ohne Furcht, seine Farbe zu übertreiben. So muß der Verteidiger im entgegengesetzten Sinne dasselbe machen. Es wäre aber viel einfacher, wenn sie sich vereinen würden, die Wahrheit zu suchen."

Languard hatte ein feines ironisches Lächeln und sagte:

„Sie haben immer etwas von einem Utopisten an sich, Lavenne."

„Von einem Anarchisten," verbesserte Frau de Lusenay.

„Vielleicht," stimmte Lavenne zu.

Rechtsanwalt Languard beschloß:

„Die menschlichen Institutionen erreichen so viel wie sie eben können. Dafür haben sie Beweise gegeben und das klügste ist, sich ihnen zu fügen."

Lavenne konnte sich noch nicht abfinden:

„Ja, das ist das klügste für die Leute, die den Talar tragen. Auf einem anderen Gebiete hat Cicero, aller Meister, auf dieselbe Art Gründe angegeben: wenn es gar keine Götter gebe, fragte er sich, wozu die vielen Priester und Altäre? Die Kirchen beweisen also die Existenz der Götter und ebenso zeigen die Gerichte, daß die Gerechtigkeit existieren muß."

„Es ist besser, nicht auf den Grund zu gehen," meinte Frau Languard, die immer die praktische Lösung fand.

Unterdessen gingen d'Avoise und Choffart unter den Ulmen in der Avenue de Paris. Nie wunderten sie sich darüber, daß sie sich immer dieselben Dinge wiederholen konnten. Sie hatten nur einen sehr begrenzten Gedankenkreis, in dem sie sich unaufhörlich bewegten. Die Frage der Unschuld oder Schuld von Lermantes erschien ihnen, für ihn aus-

Digitized by Google

genommen, nebensächlich. Für sie kam der soziale Gesichtspunkt in Frage, der einzig wichtige, es handelte sich vor allen Dingen darum, zu wissen, ob das Verbrechen fortfahren würde, Straflosigkeit zu genießen.

Herr Treib stand vor Baronin Kharo und Frau Rudrit, die auf einer Bank derselben Avenue saßen. Herr Rabius lobte mit demonstrativen Bewegungen Rutors Rede:

„Mein geschätzter Kollege hat ein wirklich überraschendes Beispiel von Takt und Geschicklichkeit gegeben. Er fühlte, daß eine zu schwer wiegende Belastung dieses Elenden einen gegenteiligen Zweck erreichen würde. Man muß mit der Geistesbeschaffenheit der Geschworenen rechnen, nicht wahr? Darum ist er bis zum Schluß so gemäßigt geblieben, und hat alles in einige Sätze zusammengezogen. Sehr geschickt, wissen Sie!... Vielleicht, daß er doch eine Verurteilung erreicht..."

„Dann würde ich ihn hassen," rief die kleine Baronin.

Herr Rabius riß die Augen weit auf und Frau Rudrit setzte ihm auseinander, daß ihre junge Freundin an Lermantes Unschuld glaubte.

„Ach," meinte er mit dem Ton und der Geste eines Mannes, der fürchtet, eine ruhige Wahnsinnige zu reizen, „dann hat das Plaidoyer des Rechtsanwalts Brévine Ihnen einen wahren Genuß bereitet?"

„Gewiß, Herr Staatsanwalt, er war bewundernswert."

„Hm... na... aber schließlich konnte doch Herr Rutor den Angeklagten nicht auch verteidigen!"

„Weshalb nicht, wenn er ihn für unschuldig hielt?"

„Erstens, gnädige Frau, glaubte er nicht an seine Unschuld, seien Sie davon überzeugt. Vielleicht hat er einige Zweifel, ein gewissenhafter Beamter hat sie häufig, aber durch die Verhandlung werden sie fast immer getilgt... Denn Himmel, was würde geschehen, wenn wir auch noch die Partei der Herren Mörder ergreifen würden... Ihre Verteidiger genügen ihnen reichlich... Sie ahnen nicht, welche Menge von Banditen sie der Gesellschaft zurückgeben. Nein, nein, gnädige Frau, Herr Rutor hat seine Pflicht getan und gut daran gehandelt."

Die Geschworenen setzten sich um ihren Tisch herum, auf dem die Abstimmungszettel lagen. Sie sprachen der Reihe nach. — Condemine hatte sich vorbereitet, es war eine richtige Rede, mit abgerundeten Sätzen, rednerischen Wendungen und sehr vielen Adjektiven. Nach „diesen dramatischen Debatten" hege er keinen Zweifel mehr. Der Zusammenbruch von d'Entraques Aussage habe seine Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermocht. Denn sie stand „felsenfest, meine Herren", dank der Klärung, welche die Untersuchung schon herbeigeführt hatte. Zweifellos hatte d'Entraque bereits in seiner ersten Aussage gelogen, „mit derselben perfiden Zunge, wie in der zweiten". Als gewissenloser Mensch hatte er sich widersprochen und, um seine Leidenschaft zu befriedigen, einen Meineid geleistet. Kann man sich darüber wundern, wenn man den verrotteten Zustand dieser betrügerischen Gesellschaftsschichten kennt, denen er angehörte; ohne Ideal, geldgierig, genußsüchtig. Vergeblich führte die Verteidigung an, daß die erste Aussage die richtige wäre. Alle beide müßten vollständig ausgemerzt werden, „mit derselben verächtlichen Geste", wie der Staatsanwalt in seinem Antrag sagte, „in diesem in so maßvollen Grenzen gebliebenen Antrag, der gerade in seiner Bescheidenheit um so leuchtender die Argumente hervortreten ließ, die uns erlauben... was sage ich, meine Herren, die uns zwingen, die Schuldigkeit zu beschließen".

„Ich lege mit vollkommener Ruhe mein „Ja" in diese verhängnisvolle Urne, denn wir haben einen Mörder vor uns, einen Mörder, der unser Mitleid um so weniger verdient, als er das sorgloseste Dasein geführt hat; das Schicksal hat ihm gelächelt und er kann keine Entschuldigung für sich geltend machen, die gewöhnliche Verbrecher, gegen die man mitleidlos ist, vorbringen können. Ich bin dafür, daß wir uns unbarmherzig zeigen müssen, denn seine Missetat ist gemein, und man soll hier nicht wieder wie vom Gott Janus sagen, daß die Themis zwei Gesichter hat, eines für die Reichen, das andere für die Armen. Niemand würde ein gemäßigtes Urteil mit mildernden Umständen begreifen..."

Mortara unterbrach ihn und meinte, es wäre richtiger, die nebensächliche Frage nach der Hauptfrage zu erledigen, da sie gar nicht aufgestellt zu werden brauchte, wenn diese durch eine Bekräftigung sich auflöste.

Mit pikierter Miene verbeugte sich Condemine:

„Schön, schön, Herr Präsident, das ist eine Methode."

Herr Mijoux strahlte, in seinen kleinen Augen zuckte eine boshafte Flamme: Condemine sprach nach seinem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Reichshauptstadt.

Die Prinzen.

Eine — verzeihen Sie das harte Wort — geflügelte Anekdote erzählt, daß eine der preußischen Prinzengattinnen eine kleine Laune, die ihr dann von der „Kontrollinstanz" als Verstoß gegen den Hofton und die Etikette zur Last gelegt wurde, mit den Worten entschuldigt habe: „Ach, wir können uns eine ganze Menge erlauben: wir sind ja so populär in Berlin!" Diese etwas selbstbewußt-kokette Aeußerung hat ihren festen Boden in der Stimmung der Berliner Wirklichkeit: und wenn auch der Berliner Bürger („das ist bei ihm so Sitte, chacun à son goût") für seine Beziehungen zu den jüngeren Herren aus dem Geschlechte Derer von Hohenzollern weniger die Formen der Ehrfurcht als diejenigen einer etwas kritisch beeinflußten Vertraulichkeit wählt, so freut er sich doch über die Begegnung, gleich, ob sie ihm durch den Zufall des Straßenlebens, durch ein öffentliches, hofgesellschaftliches Ereignis oder durch den Kino, diesen vortrefflichen Manager hoher und allerhöchster Herrschaften, vermittelt wird. Er reimt auf den bekannten Jodler der Autohuppe („Sellerie—Salat" singt der Berliner sehr respektlos), auf „Tatü-Tata", ein vergnügt Notiz nehmendes „Aha" und freut sich diebisch, wenn, ohne das Hofmarschallamt um Erlaubnis gefragt zu haben, ein Possen- oder Lustspielindustrieller aus der Nachahmung dieser Laute irgendeine lustige Bühnenwirkung herausholt. — Er findet es nett, wenn er, was ja alle Augenblicke vorkommt, in einem der Privattheater zusammen mit „Kronprinzens" oder „Ettels" oder „August Wilhelms" zu Gast ist — die Zwanglosigkeit dieser Bezeichnungen gehört absolut zum Berliner Jargon —: und er fühlt — stille, nicht ableugnen! — unbedingt ein stark vibrierendes Gefühl im Herzmuskel, wenn er wieder einmal Gelegenheit hat, das ausgezeichnete Regiestück zu beobachten, das an einigen Festtagsvormittagen nach den großen Paroleausgaben die Prinzensektion mit dem Kaiser am rechten Flügel vom Zeughaus hinweg über ein Stück des Boulevards zum alten Schloßportal marschieren läßt ...

Natürlich schöpfen „Kronprinzens", die so ganz zwanzigstes Jahrhundert sind, die Sahne der Popularität ab: der überschlanke, schmalschulterige Herr — „Herr Kollege", hätt' ich bald gesagt —, über dessen blondem, gestutztem Lippenbärtchen noch immer ein etwas verdutztes, befangenes, befremdetes Lächeln sitzt, und seine Gattin mit dem pikanten, schlanken, etwas kapriziösen Slawinnengesicht, die neben ihrem Ehegemahl steht wie Paris neben der Mark Brandenburg, wie die internationale Kultur neben altpreußischer Einfachheit und Glanzlosigkeit. Ich bin hier nicht dazu da, dem Kronprinzen ein politisches Leumundszeugnis auszustellen: mögen in diesem Punkt die Fachleute urteilen. Aber mir scheint, und das beherzte Einschreiten des Prinzen in mancher Angelegenheit, in welcher der Ruf seines Hauses Schaden zu nehmen drohte — z. B. in den Affären Eulenburg und Sohst —, beweist es, daß eines der Grundkapitalien des Politikers, nämlich das Aktivum der Energie, im Besitzstande dieses jungen Mannes vorhanden ist: daß er es sozusagen „von Vatern her" hat. Ich sah ihn an jenem Abend in der Fremdenloge des „Lessingtheaters", als er sich bei der Besichtigung von Franz Adam Beyerleins „Zapfenstreich"-Premiere den Einblick in allerhand militärische Dinge schaffte, die es für preußische Prinzen offiziell gar nicht gibt, und deren Inspektion dem bildungsfreudigen Herrn dann ja auch einige Tage Stubenarrest einbrachte. Er kannte auch sicher die Melodie dieses Nachspiels schon in dem Momente, als er im Kreise junger Offiziere in jener Loge saß. Aber er ging seinem Rüffel mit jenem stillen, etwas nachdenklichen Lächeln entgegen, wie es so oft die Wege wahrhafter Energiemenschen erhellt (die immer weniger reden, als handeln): mit jenem Lächeln, das festen Willen hinter Schüchternheit, Trotz hinter Bescheidenheit birgt, und das von der Welt der Sentenz: „Sic volo, sic jubeo" ist; von der Welt jenes Zitats, das der Kronprinz ja schließlich schon einmal wo gehört haben könnte. Die große Menge natürlich nimmt sich nicht die Mühe, ihren künftigen Herrscher in diesem Sinne psychologisch zu erforschen, sondern freut sich an der heiteren, distanzlosen Lebendigkeit,

Digitized by Google

mit welcher er ein „Wilhelm in allen Gassen“ zu sein und besonders die Geschmacksrichtungen seiner Zeit zu teilen wünscht. Die Reckengestalt und der Barbarossabart des nachmaligen Kaisers Friedrich, des Dritten, wiesen vollmännisch und germanisch in die deutsch-bürgerliche Epoche, aus welcher seine Figur hervorragte: die legère, in seinen Ehejahren flotter und leichter gewordene Haltung des Kronprinzen Wilhelm, die Toiletten seiner Gattin, die den Ruhm hat, eine der bestangezogenen Frauen des deutschen Reiches zu sein, das muntere, ungenierte, allen eleganten Interessen dienende Treiben dieses Hofes, der seine Geschäfte in Langfuhr, seine Amüsements in Potsdam und Berlin besorgt, zeichnen ganz den neudeutschen, der Luxuskultur nachstrebenden Stil. Man freut sich, den Herrschaften bei allen Veranstaltungen des Sports begegnen zu können: bei den Rennen im Grunewald, bei den Hubertusjagden, bei den Concours hippiques und bei allen jenen „Events“ (sagt der Sportsman), welche bei den Leuten von heute in Gunst stehen. Der „Musenhof“, dem Kronprinzens präsidieren, wird zwar weniger von Denkern und Dichtern besucht, als von Minstrels und Troubadours von leichterem Volumen: von dem Operettentenor Gustav Matzner, an dessen Danilo in der „Lustigen Witwe“ sein Mäcen sich dereinst nicht satt sehen und nicht satt hören konnte; von Otto Reutter und den Pikanterie-Lieferanten vom „Cabaret chat noir“. Aber auch bei der Bevorzugung der graziösen vor der nachhaltigen, der oberflächlich sich einschmeichelnden vor der ernsten Kunst weiß man die Zeit auf seiner Seite. Und dann kommt die Sehnsucht des Kronprinzen, als „Autor“ (und zwar weit gründlicher als durch die Komposition eines bombastischen „Sanges an Aegir“) aus einfachen Jagdgeschichten und Naturerlebnissen heraus etwas von seinem innersten Empfinden auf die Menge überströmen zu lassen; einen „Aufruf an sein Volk“ zu geben, der mehr erwärmt, als Ehrfurcht einflößt. Dann kommen die vier niedlichen Kinderchen, die vier Jungens, die nicht nur im Ansichtspostkartenskat beliebt sind, sondern deren putzige Gravität man auf Heiligendammer Boden auch mit rein menschlichem Ergötzen beobachtet. Kurz: Kronprinzens stehen in ihren Beziehungen zur Allgemeinheit durchaus nicht auf der von der Volkshymne vorgeschriebenen steilen Höhe, wo sich sonst die Fürsten aufhalten: nicht „obendrauf“, sondern „mittendrin“. Und das von Josef Giampietro im Rahmen jener Metropoltheaterrevue gesungene Couplet vom „Willy und der Cilly“, dessen kecke Vertraulichkeit damals dem Berliner Schloßplatz nicht ganz sympathisch gewesen sein soll, gibt doch über die gerade Neigungslinie, die von den Berlinern zu diesem jungen Ehepaar führt, wirklichen und wahrhaftigen Aufschluß ....

Der schwergewichtige Prinz Eitel Friedrich — die allerjüngsten Herren des Hauses, auch wenn sie schon gelegentlich eifrig Denkmäler enthüllen und andere festliche Handlungen leiten, scheinen auf dem Prospekt der Berliner Gegenwart doch nur recht „schwankende Gestalten“ — steht neben seinem älteren Bruder wie Friedrich Wilhelm der Erste neben Friedrich dem Zweiten. Seine Gattin, die „Eiteln“ (wie der Berliner, auch hier nicht ohne die leichte Wärmeempfindung freundschaftlich-zutunlicher Gesinnung sagt), die ernste Oldenburgerin, der man tiefgehendere geistige Neigungen nachrühmt, kennt sich im Ibsen aus und macht dem älteren Schwager, dem Jagdschriftsteller, als Lyrikerin gelegentlich Konkurrenz. Aber ihr breitschulteriger Eheherr mit den sanft sich rundenden Wänglein, dem vollen Kinn und dem kleinen Fettansatz in der Nähe des Schwertgurtes singt mit Emphase: „Ha, welche Lust, Soldat zu sein“: ist der „Soldatenprinz“, der bei aller Vorliebe für zwanglose Lebensfreude (die er allerdings lieber bürgerlich als luxuriös betont sieht) alles stehen und liegen läßt, wenn ihn die Alarmtrompete irgendeines militärischen Vorganges ruft. Vom Vater hat er (sagt man) die Lust am Berlinertum mit seinen ruppig-schnuppigen, sarkastisch-ätzenden Jargonwendungen. Wenn er auf dem kleinen Kutschierwägelchen durch die alten Potsdamer Gassen hastet, scheint er das Filigrangerüst des kleinen Wägelchens mit seiner Massivität zu erdrücken: wenn man ihm und seiner Gnädigen am Hamburger Alster-

Digitized by Google

damm begegnet, wo sie als Lord und Lady Inkognito unter zahlreichen Spaziergängern untertauchen, Madame mit demselben handfesten Knotenstock in der Hand, den Schwägerin Cäcilie auf dem Heiligendammer Waldweg führt, so hat man die Impression zweier gemütlicher, gutbürgerlicher Schlachtenbummler. Man sieht etwa den Sohn des hanseſtädtischen Reeders und die Tochter des dito Senators auf der Vergnügungsreise, sieht ein intensives Ausschlürfen des köstlichen Unbeobachtetseins — „Ach, wie ist's schön, bummeln zu geh'n" — und würde sich hüten, diese Freude am Nichtsein etwa durch einen indiskreten Gruß zu unterbrechen. — Diese Sehnsucht nach einem gelegentlichen „Beiseite" scheint Prinz Adalbert, Onkel Heinrichs dereinstiger Nachfolger, Adalbert, der Seefahrer, auch ein Mann von „gewichtiger Statur", wie Falstaff sagt, nicht zu haben: ich sah ihn einmal in einem Hotelgarten auf Madeira, wo er getrost hätte verborgen bleiben können, seine Maske mit offenbarer Freude am Vorgange ablegen, indem er eine ganze Fremdenbuchseite mit den Riesenlettern seines Namenszuges vollfüllte. Im übrigen aber ist dieser Prinz, der ja in seinen Ruhestunden „an die Waterkant" stationiert ist, dem Berliner Beobachter einigermaßen ein „Fremdkörper": man hört nur, daß er der einzige sein soll, der im Gegensatz zu seinen in puritanischer Geräuschlosigkeit ziemlich parsifalisch erzogenen Brüdern von der ungemischten Freude des Lebens gründlich gekostet hat. Aber „Auwi's" — Prinz August Wilhelm und seine frische Frau mit den guten Farben im gerundeten Jungmädchengesicht — sind wieder sehr populär. „Kunstprinzens": denn der schlanke Herr mit der starken, scharf gewölbten Hohenzollernnase und der leicht gebückten Haltung, selten im Waffenrock, häufig im Smoking oder Covercoat der Dr. iur. und Landratsamtskandidat, steigt abends gern von seinen Pandekten auf den Helikon seiner Silhouettenschneiderei, wobei ganz lustige und witzige Einfälle lebendig werden: seine Prinzessin arbeitet mit Geschmack und Eifer in allen Schattierungen des Kunstgewerbes. Ueberhaupt sind Auwi's in Kunstdingen die denkbar Seriösesten, Gegner des limonadenhaften Hoftheatersystems, Anhänger Professor Max Reinhardts, der diesem Ehepaar die ausgiebigste und intimste Stammgastfreundschaft gewährt. Als noch Brautschaft und nicht Ehe die beiden Herrschaften verband, mußte im „Neuen Theater" eine historische Komödie: „Meißener Porzellan" von Axel Delmar und Hans von Kahlenberg erst einmal chemisch gereinigt werden, bevor den beiden jungen Leuten die Lizenz zum Theaterbesuch erteilt wurde: als die Ehe jungen Datums war, zog sich Prinzeß Auwi von einem gewürzt erotischen Akt aus Hofmannsthals „Christinas Heimreise" von selbst zurück. Heute aber sieht man neben vielem anderen alles, was aus der Fremdenloge des „Deutschen Theaters" (vom Zuschauer rechts) oder von der ersten Klubsesselreihe des „Kammerspielhauses" aus zu sehen ist. Und erst wenn Auguste Wilhelms ihre Mäntel im Vestibül deponiert und dort, in der Loge, oder hier, im Parkett, Platz genommen haben, darf der Guß einer Reinhardt-Premiere beginnen, so daß also diese zwei Hohenzollern ebenso zum Berliner Premierenpublikum gehören wie Alfred Kerr und Paul Schlenther, wie der Bürgermeister Reicke und — Alfred Holzbock. . . .

Urbanus.

Neue Bücher.

Es läuten die Glocken. Phantasieen über den Sinn des Lebens von Carl Ludwig Schleich. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin W 35.

Verfasser und Verlag, die ein so umfängliches Werk an die Oeffentlichkeit brachten, verdienen gleicherweise, daß man ihnen etwas Herzliches sagt. Das Buch zu schaffen, bedurfte es sicher vieler Jahre unausgesetzter Arbeit. Schwebte dem Autor doch nichts Geringeres vor, als im Dichterspiegel ein Bild der gesamten Welttheorie, besonders der naturwissenschaftlichen, aufzufangen. Das Wunder ist uns ja durch die Naturwissenschaft nicht verloren gegangen, sondern es ist uns in ihr neu aufgegangen. Das Bewußtsein dieser Tatsache spürt man durch alle Seiten des Schleichschen Buches. Und ebenso herrschen darin jene All-

Digitized by Google

Einsgefühle, die wir Heutigen Goethe soviel stärker nachzuerleben vermögen, als seine Zeitgenossen, weil uns die Naturwissenschaften die tausend Belege dafür inzwischen nachgeliefert haben. Dem Gefühl der Andacht und des Staunens, das Schleich beherrscht, entspricht das Bedürfnis nach dichterischer Einkleidung für den kosmischen Stoff. Diese Einkleidung hat zugleich pädagogische Tendenzen. In reichem und buntem Gewande sollen sich die Erkenntnisse der modernen Wissenschaft dem Leser so eindrücklich machen, daß sie sein eigen werden, ohne daß er selber es weiß. Zu diesem Zwecke mischt der Dichter in für ihn bezeichnender, oft interessanter Weise altes Sagenwesen mit modernster Technik und gibt seinem Försterstöchterlein Else den Geisterjüngling Aldebaran als allwissenden Mentor zur Seite. Bald in zarten, bald in farbenprächtigen Wirklichkeitsmärchen führt der weise Aldebaran nun seine kleine Schülerin und Herrin durch die Märchen der Wirklichkeit, dorthin, wo sie am tiefsten sind, d. h., wo diese Wirklichkeit kleiner und auch größer ist, als der Alltag es weiß.

Die Schilderung nähert sich an vielen Stellen dem Besten, was wir an naturpoetischer Literatur haben. So sagt Schleich über die Muschel- und Schalentierchen der Kreidezeit: „Sie bauten sich selbst ein feierlich heiliges, ungeheures Grabmal im Grunde der See... Spalten tun sich auf, oft so mächtig, daß man hineingrabend in diese weißen Truhen der Erde, meilentiefe Höhlen bauen könnte, in denen die schneeigen Wände emporragen wie weiße Riesenblätter eines Buches, in das die Natur wundersame Geheimnisse, manch Wiegenlied ihrer Geschöpfe, aber auch die traurigen Sagen vom Untergang und Tod gewaltiger Vorwelten geschrieben hat.“ An dieser Stelle ist Schleich Bölsche verwandt. Bei anderen Schilderungen spürt man wieder einen feinen Hauch klassischer Märchenüberlieferung von Andersen und Jean Paul her. Doch auch Clauren macht sich als Ahne bemerkbar. Die Eigenart des Verfassers aber kommt wohl am stärksten im Plane des Ganzen zum Ausdruck. Nicht nur in den Wundern der Schöpfung führt er uns nämlich umher, sondern er unterbricht die naturwissenschaftliche Wanderung doch auch immer wieder, um uns das eine Mal Goethe, das andere Mal Kant oder auch Beethoven und Lionardo näher zu bringen. Für ihn hört das Kosmische also nicht bei den Naturwissenschaften auf, sondern die Geisteswelt gehört auch dazu. Was nun die einzelnen wissenschaftlichen Gedanken betrifft, die Schleich verarbeitet, so begegnen wir hier neben allgemein Anerkanntem doch auch mancherlei Hypothetischem, ja ganz persönlichen Anschauungen wie der von der Kugel als Urform aller Dinge oder vom Ursprung des Farbensehens in den Farben des Blutes. Der Erwachsene wird das zu scheiden wissen. Den jugendlichen Leser dagegen wird man am besten auf die Grenzen hinweisen, wo der Autor den festgesicherten Boden verlassen zu dürfen glaubte. Und so können sich an die Gespräche im Buche selbst recht interessante Gespräche im häuslichen Kreise knüpfen. Für die Gesinnungen Schleichs ist bezeichnend, was Aldebaran über das Klapperstorchmärchen reflektiert; dieser sagt: Wenn euch eure Mütter vom Klapperstorch erzählen, der ihnen den Keim aus Teich und Weiher in den Schoß gelegt, so birgt das eine tiefe Wahrheit, nämlich erstens: daß alles Leben aus dem Wasser kam, und zweitens: daß jeder Neugeborene einem Tausch der feinsten Keime sein Dasein dankt. An einer anderen Stelle meint Schleich: „Der Elternliebe höchster Tribut an die Natur: zu bewundern, was sie selbst erschaffen, sich nur wie ein Trittbrett zu fühlen für ihrer Kinder Heldensprung in ein besseres Leben, als sie es selbst gehabt....“ Oder: Die Menschen, die sich zu Tausenden opfern, damit Millionen ihr Leben verbessern, „sie bauen mit sich selber Brücken der Ewigkeit!“ Aus solchen Worten spricht nicht nur ein reiches Innenleben, sondern auch ein vorzügliches Wollen.

R. R.

Der bekannte Roman „Sturmwind im Westen“ von Felix Hollaender erschien soeben in Fischers Romanbibliothek zum Preise von einer Mark gebunden.

Herausgeber: Dr. Heinrich Elgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Elgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 22 Berlin, den 31. Mai 1913. 42. Jahrgang Band 83.

Berliner Prunkmahl.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Just in dem Jahre, da das deutsche Volk in spartanischer Opferfreudigkeit sich anschickt, zu notwendig gewordenen Rüstungszwecken eine neue Milliarde darzubringen, liefert der deutsche Kaiserhof von heute, seit Wilhelms II. Thronbesteigung sowieso allen europäischen Höfen in der Entfaltung kostspieliger Dekorationskünste eine Pferdelänge voraus, sein pomphaft prunkvolles Meisterstück.

Selbst die ganz streng konservativen Kreise, denen man doch gewiß Voreingenommenheit gegen unsere Regierung nicht vorwerfen wird, sind der oft geäußerten Meinung, daß unser politisches Ansehen und vor allem unsere politische Machtstellung im Rate der Völker im letzten Lustrum nicht nur nicht gewachsen, sondern zurückgegangen ist. Wir wissen, daß für die großen Entscheidungen des politischen Weltgeschehens Berlin heute viel weniger bedeutet als Paris, Petersburg, London oder Wien. Wir stehen am Ende des Balkankrieges. Das Ansehen fast aller Großstaaten hat davon profitiert. Der Engländer fungierte als umworbener Vermittler. Der Franzose als erster Finanzrat. Der Russe hat ohne einen einzigen eigenen Soldaten dafür zu opfern, seine Machtfülle um ein Bedeutendes vermehrt, der Oesterreicher sich eine immerhin wichtige Einflußsphäre gesichert. Deutschlands Rolle? Einen ganzen bangen Winter lang nibelungentreu und marschbereit, um am Ende der Schwergeburt „Königreich Albanien" sicher allein mit leeren Händen dazustehen.

„Im Berliner Schloß hat sich zur Vermählung der Kaisertochter die Machtfülle der halben Welt, soweit sie von den Gekrönten dieser Erde repräsentiert wird, ein herzliches Rendezvous gegeben." Wie in früheren Zeiten, da mit „Handlanger" Bismarck an der Spitze Deutschland noch der umworbene Machtfaktor war? Jawohl, wie in früheren Zeiten. Nur mit einer kleinen Reserve. Der Zar ist gar nicht so. Er kommt ganz gerne. Und der Britenkönig bringt sogar seine Gemahlin mit. Aber wenn Könige heute nach Berlin eilen, reisen sie nicht in Geschäften, sondern zu Festen. Es politisiert sich bei Fürstenbesuchen nirgends so gut, wie in Petersburg, London und Paris. Aber es festiert sich am glänzendsten in Berlin, allwo heute noch greise Generäle den allerhöchsten Herrschaften bei der Zeremonientafel die Speisen vorlegen und wo auf Hunderte von Hochzeitsgästen höchstens sieben befrackte Bürgerexemplare kommen.

Wilhelm I. beschränkte selbst in Tagen unerhörten Geschichtsglanzes höfischen Prunk auf das unerläßlich Notwendigste. Unter Wilhelm II. hat der Oberhofzeremonienmeister fast ebensoviel (oder noch mehr) zu tun, wie des Reiches Kanzler, der in den jetzt überstandenen Hochzeitstagen neben der verständlichen Furcht, daß dem Zaren bei seinen verschiedenen Ausfahrten etwas Unangenehmes passieren könnte, wohl nur eine Hauptsorge hatte: Werde ich noch fackeltanzen müssen oder wird man höheren Orts endlich ein Einsehen haben und Staatsminister nicht noch immer mit Pagen verwechseln?

Wilhelm II. hat seine einzige Tochter vermählt. Die Hofansage lautete: Intime Familienfeier. Und so war es auch wohl die Absicht — aber niemand kann gegen seine Natur, und wer sich einmal dem Kerkyrastil ergeben, kommt so leicht nicht wieder davon

Digitized by Google

los. Es gibt gewiß manchen, der der Meinung ist, daß zumal in wirtschaftlich so ernsten Zeitläuften etwas weniger pomphafte Prachtentfaltung zeitgemäßer und doch mindestens ebenso „vornehm“ gewesen wäre. Und auch Wilhelm II. kann sich in seinem Innern dieser Einsicht offenbar nicht ganz verschließen, sonst hätte er seinen jungen Schwiegersohn wohl nicht mitten in diesem Pomp in feierlicher Tischansprache zur „alten deutschen Einfachheit“ ermahnt.

Weshalb also? Die Erklärung ergibt sich von selbst. Man hat bei solcher Gelegenheit, da der Zar und der Britenkönig, bei der Hoftafel unsere „lieben Verwandten“, in der Politik unsere gefährlichsten Gegner, einmal nach Berlin kamen, zeigen wollen, wer wir eigentlich sind. Respekt einflößen. . . Wenn sie einmal da sind, ihnen unsern Reichtum zeigen, daß ihnen die Augen übergehn. Es wird mehr als einen geben, der das ganz vernünftig findet. Mehr als einen, der in etwas schlichterer Hochzeitsaufmachung gerade diesen Gästen gegenüber eine schwere Unterlassungssünde gesehen hätte.

Hat's gewirkt? Lest die führenden englischen Zeitungen! Sauersüß, daß sie in jedem, der in diesem Kostenaufwand ein Stück englisch-russisch-deutscher Verständigungspolitik zu sehen sich bemühte, verständlicher Unwille regt. „Die Prachtentfaltung und die Gastfreundschaft des Berliner Hofes hat unzweifelhaft etwas Imposantes. Aber wir wissen leider, daß Fahnentuch und Festesstimmung in Berlin längst etwas zu Alltägliches ward, um die Bedeutung solcher Kundgebungen zu überschätzen. . .“ Eine Kostprobe aus der „Times“.

„Ein Hohenzollernsches Familienfest, das von geschickten Festarrangeuren durch das genial inszenierte Zusammentreffen mächtiger Staatsoberhäupter zu einem für Deutschlands Machtstellung hochwichtigem Ereignis gemacht ward. .“ So suggeriert es der höfische Chronist dem Volke und macht ihm weis, daß dieser Aufwand ein ganz besonderes Stück staatspolitischer Weisheit sei. „Sehr gastfreundschaftlich, sinnverwirrend glänzend und prunkvoll, aber ohne jede faktische Bedeutung. .“, so lassen sich Zar und Britenkönig still lächelnd von den naiven Berlinern befeiern und nehmen die Ueberzeugung nach Hause, daß man sich in Berlin — wie angenehm! — auf Feste feiern noch immer so viel besser versteht als auf die hohe Politik.

Wilhelm II. liebt das Dekorative. Niemand, der sich dessen bewußt ist, daß jedermann das Recht hat, den Stil seiner Haushaltung nach seinem persönlichen Geschmack einzurichten, wird ihm daraus einen Vorwurf machen. Aber wenn man uns weismachen will, daß hierin ein Stück besonderer politischer Einsicht steckt, so sollten wir uns zum Besten des Vaterlandes doch lieber zu einer gesunden Skepsis bekehren. Die Zeiten, da die Fehler unbegabter Diplomaten von talentierten Zeremonienmeistern wieder gut gemacht werden konnten, sind leider Gottes dahin.

Die Entzauberten.

Von

Erich Franz.

Der Dichter Emil Ludwig ist von den Knabenjahren an in Bayreuther Tradition erzogen und zum leidenschaftlichen Wagnerianer geworden. Eines Tages sieht er sich von einer Stimmung ergriffen, die ihn der ganzen Wagner-Welt völlig entfremdet. „Aus der Verwirrung löst sich langsam die Erkenntnis, daß es kein rein ästhetisches Bedenken, daß es mehr: daß es die Heraufkunft einer klareren Welt, die Dämmerung hellerer Horizonte war, die den in Suggestion Befangenen mit einem Male geweckt.“ Er geht seiner Erkenntnis nach, verfolgt ihre Bahn rückwärts bis zum Ausgangspunkte und entdeckt, daß Tausende sein Los teilen. Erst jetzt erwächst ihm der Gedanke, seine Wahrnehmungen zu verdichten und möglichst alle Gedanken über das Problem „Wagner“ zu sammeln; „nicht, um irgendwen zu überzeugen, — lediglich, um jenen Tausenden die Stichworte zu reichen“.

Digitized by Google

Von dem Grundsatze der Wagnerianer ausgehend, der den Künstler aus seiner Menschlichkeit begreifen heißt, zeichnet Emil Ludwig das Bild des Meisters, wie er es ersieht, in einem von wundervoller Klarheit der Gedanken und der Sprache gebildeten Werke, das bei Felix Lehmann-Berlin erschienen ist und Sturm in weiteste Kreise zu senden berufen sein soll.

— — — — — — — — — —

„Vorspiel auf dem Theater": Richard Wagners Jugend ist bestimmt einmal durch den Mangel jeglicher Erziehung, der zu aller anarchischen Zuchtlosigkeit des späteren Lebens den Grund legt, zum zweiten durch die theatralische Umgebung, die ihn „in einem Divertissement des Theaters, zwischen einem Stück Musik, einem Stück Malerei, einem Stück Dichtung, einem Stück Gelehrsamkeit aufwachsen läßt und schon damals eine Leidenschaft für Hochspannung der Nerven und ein Leben in Extremen zwischen Wildheit und Schlaffheit züchtet". Emil Ludwig folgert, daß Anlage, Nichterziehung und Milieu dem Jüngling von vornherein die Haltung des Schauspielers geben müssen, und baut sein Buch darauf auf, daß in Wagners Leben alle Konflikte, alle Schiffbrüche, alle Aufstiege, daß vor allem jeder Widerspruch in seiner Natur nur scheinbar und in Wahrheit logisch aus dem Willen zur Wirkung, dem von je dominierenden, herzuleiten sei. Aus Briefen und Aeußerungen, aus der Tatsache, daß Wagner stets Publikum braucht, um zu wirken, und so bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit die Oeffentlichkeit sucht (die laut geschmähte), ist ersichtlich, daß Naivität ihm stets abgehen muß. Eine Schilderung, die auch die Sterbestunde berührt und die Agonie packend ausmalt, veranlaßt Ludwig zu dem parenthetischen Ausspruche: „So starb ein Regisseur", dessen Wahrheit sich hier auch der Andersempfindende schwerlich zu entziehen vermag.

— — — — — — — — — —

Von einem dreifachen Krampfe sieht Ludwig das Gesamtschaffen Wagners beherrscht, von einem nur durch die allzu kurze Tristanepisode unterbrochenen, dreifachen Krampfe der gehemmten Sinnlichkeit, die „immer Wollust, niemals Leidenschaft gewesen sei", der gehemmten Vitalität, die Wagner durch Humor hätte verklären können, durch die ihm einzig gegebene Ironie nur verschärft hat, in der Tiefe ihrer Tragik, und schließlich des gehemmten Wirkungsdranges, dessen Fäden in das Ego-Zentrum zusammenlaufen und der eine Welt, auf die er angewiesen ist, ihn „ständig brüskieren" läßt.

Ludwig, der sich des Verdachtes, ein Pamphletist zu sein, als eines schier unvermeidlichen wohl bewußt ist, besitzt die Klugheit, sich ausschließlich auf Zitate aus Wagners eigenen Schriften oder auf unzweifelhaft verbürgte Aussprüche zu stützen; und da muß es allerdings höchstes Staunen erregen, wie groß die Anzahl der Zeugnisse ist, die ihm zur Verfügung stehen, und mit welcher zwanglosen Selbstverständlichkeit sich die Berechtigung seiner Schlüsse aufdrängt. Zumal in den verhältnismäßig wenigen Abschnitten, in denen der Biograph die Stellung des Meisters zur Welt und zu den Menschen erörtert, deren jeden rücksichtslos zu verbrauchen er seinem Eigenwillen von Kindheit anerzogen hat, ist die lapidare Schlagkraft der Angaben überwältigend. Mit vollendeter Kürze ist überzeugend aufgezeigt, wie Wagner sich absolut weder für das Siegertum noch für die Märtyrerschaft entschied, sondern den Märtyrer spielte und dabei doch immer nach weltlichen Siegen strebte; wie eigenartig er überhaupt Askese, Weltflucht, Entsagung anfangs auffaßte und wie wenig berechtigt bei ihm, dem stets Erfolgreichen, die tragische Maske war. Daß er weder an Lobrednern, noch an Beifallsfreudigen noch an Mäzenen jemals Mangel gelitten, daß vielmehr Mozart und Beethoven ihm gegenüber weit im Nachteile bleiben, daß auch die äußeren Glücksumstände sein Leben begleiteten, ohne je lange von ihm zu weichen, daß die (frühere oder spätere) Zukunft schließlich allen seinen Wünschen Erfüllung brachte: die Chronik bezeugt es einwandfrei. Und wenngleich Ludwigs streng sachliche Kritik es entschieden verwirft, moralisch zu werten, ob Verschwendung oder Not in Wagners Dasein prävalierten — die psychologische Feststellung kann es nicht unterschlagen,

Digitized by Google

daß er — gleich Makart — überall hat schwelgen müssen, daß seine Künstlerschaft nicht stark genug gewesen ist, sich geräuschlos von innen zu ernähren, sondern stets der Jagd nach äußeren Anregungen hat nachgeben müssen.

— — — — — — — — — — —

Von allen Menschen, denen Wagner innerlich jemals näher tritt, sei es im Guten, sei es im Bösen, bleiben ihm nur die Feinde ewig treu, während die Freunde schwanken und wechseln; Wagner fühlt sich zwar stets als der moralisch Unterlegene, vermag aber niemals die geringste Selbstverleugnung in seiner Freundschaft aufzubringen und *liebt* so die Seinen, ohne sie — wie Ludwig sehr schön sagt — überhaupt zu *sehen*, da er zu *sehen* niemanden als sich selbst fähig ist. Ein Dilettieren in allen Künsten und Lebensgebieten, ein Besserwissenwollen überall ist neben der grenzenlosen Eigensucht wesentlich bestimmend für Wagners Stellung zu den Großen seiner Zeit, zu Bismarck und Hebbel und allen, die nicht unmittelbar mit ihm konkurrieren. Wie er mit seinen wirklichen Mitbewerbern oder denen, die ihm dafür galten, ohne es oft zu sein, vorging, das hat oft genug zur Debatte gestanden und es außer allem Zweifel gelassen, daß Wagner hier (und nur hier?) seinen Vorteil über alles stellte und so — er, aller Deutschen Deutschester — sein Volkstum völlig verleugnete.

— — — — — — — — — — —

Daß es ihm einmal gelang, selbst seine Natur, seine zuchtlosen Triebe zu vergewaltigen, erscheint nur durch das sichere Zeugnis, das von jener kurzen Harmonie vorliegt, unbestreitbar erwiesen: durch den „Tristan", in dem Ludwig mit Recht nicht nur Wagners größtes, sondern ein (als ganz unwagnerisch) selbst dem Anti-Wagnerianer liebenswertes Werk erblickt. Mathilde Wesendonck vermag Wagners Menschlichkeit in höchstem Maße zu adeln, die guten Triebe ans Licht zu locken, ja selbst Einsicht in die eigenen Fehler zu erwirken. Volle Gerechtigkeit läßt der Beurteiler dieser Periode widerfahren, wenn er etwa sagt: „Hier ist zuweilen der natürliche Ernst, hier schweigt zuweilen der Schauspieler, hier sinkt der Wirkungsdrang in sich zurück, der Wille zum Theater wird von ihm selbst verdächtigt, hier rauscht ein Unterstrom von Harmonie."

Da geschieht es, daß Wagner seine Wünsche erfüllt und sich selbst am vermeintlichen Ziel angelangt sieht. Aber kennt der wahrhaft große Künstler, der ewige Sucher ein Endziel, kann er zum Augenblicke sagen: „Verweile noch! Du bist so schön"? Der Große schwerlich. Und nun Ludwig: „Wie aber, wenn er nur zu einem Teile Künstler wäre, wenn sein weltliches Bestreben nach Macht, nach Lust, nach Wirkung von solcher Stärke wäre, daß es nun, wenn ihm Genüge geschah, den Anteil des Künstlers schmälerte? Wie, wenn in den Jahren höchster Reife das Werk verblaßte — zugunsten einer Art des Glückes, das sich die Jugend wünschen mag, nicht Greise? Der Fall Wagner."

— — — — — — — — — — — —

Eine vielseitig erhärtete, plastische Schilderung der Bayreuther Unrast, eine Charakteristik des Künstlers, der „sein Werk nicht *sehen*, sondern *gesehen haben* wollte", eine Feststellung der Tatsache, daß selbst das Ende Krampf bedeutete und nicht *ein* Entwurf unvollendet zurückblieb: Wagner. Der Mann und die Welt.

— — — — — — — — — — —

Die künstlerische Ausdrucksform Wagners ist nichts als der Ausdruck seines gesteigerten Lebenswillens; ihn beherrscht nicht der Trieb, zu gestalten, sondern allein der: zu wirken. Daher das gänzlich mangelnde Verständnis für Genies, die ihre Schöpfungen sich selbst schenken und sie der Welt vorzuenthalten lieben; daher das Gefühl des bedauernden Nichtbegreifens gegenüber Musikern, die nicht fürs Theater schreiben; daher der Umstand, daß erst das Theater ihn zu seinen Plänen anregt und ihm so Selbstzweck, nicht Mittel sein muß; daher seine Abneigung gegen lyrisches und symphonisches Schaffen, daher sogar die rasche Aufgabe eines Planes zur Jesus-Tragödie, der sich die Bühnen verschließen müssen; daher die Unfähigkeit, im Alter (selbst mit vollem Willen) sich ganz auf die Musik zu konzentrieren; daher endlich die sonderbare und doch nach dem

Digitized by Google

Gesagten wieder selbstverständliche Ueberschätzung der schauspielerischen als der unmittelbarst wirkenden Kunst. Wagner als Musiker, Dichter, Journalist, Dirigent, Rezitator, Regisseur, Bühnentechniker, als genialster Verschmelzer aller seiner vielseitigen Fähigkeiten zum Wohle des „Gesamtkunstwerks" ist nach Emil Ludwig „in der Geschichte der Künste das größte Beispiel für die Verzehnfachung des Talentes durch Willenskraft".

— — — — — — — — — — — — —

Während der Künstler auf Vorgefundenem weiterbaut (nicht unbedingt), reißt der Reformator ein, um langsam von unten neu aufzubauen. So Wagner, der — stets Schauspieler — dauernd, selbst beim Schaffen Szenerie und Publikum gebraucht; den im Schaffen anderer die ihm selbst fehlenden Eigenschaften: Naivität, Harmonie und Anmut notwendig beirren und zu verkehrtesten Urteilen hinreißen müssen, dem die Natur (mit Ausnahme vielleicht des Tierreiches) als Anregerin stets fremd bleibt, der „die Stellung zur Welt stets nach ihrer Stellung zu ihm" formuliert hat. Drei große Dekreszendi findet Ludwig in Wagners Lebenswerk: die Schwenkung vom Barrikadenkämpfer zum Königsfreunde, lediglich ein vom Theaterwillen beeinflußter Maskenwechsel; die Schwenkung von Siegfried zu Schopenhauer und die dritte vom Atheismus zum Gralschristentume.

„Wer heute klüger ist als gestern
Und es mit offener Stirn bekennt,
Den werden die Biedermänner lästern
Und sagen, er sei inkonsequent"

sagt Paul Heyse. Mit Emil Ludwig glaube ich, daß Wagners vielfache Schwenkungen und Schwankungen nicht so sehr vom Gesichtspunkte des Fortschrittes über sich selbst als von dem eines durch Vorteile und Selbsttäuschungen diktierten Maskenwechsels zu begreifen sind.

— — — — — — — — — — — — —

Wagners ungemeine journalistische Bedeutung muß verdächtig wirken, zumal sich der Journalismus hinter tiefen Titeln zu verbergen trachtet. Vertiefung, Erlösung und Verschmelzung, diese drei in Wagners Leben so wichtigen Grundbegriffe sind zu nicht geringem Teile in diesem Sinne zu verstehen. Als Verschmelzer zumal ist Wagner ganz willkürlich vorgegangen: in der Erkenntnis, daß eine Verknüpfung von christlicher Ethik mit antikheidnischer Aesthetik seinen Theorien zugute kommen muß (die übrigens stets der praktischen Ausführung vorangehen), stellt er Jesus kühn neben Apollo. Nach Ludwig: „das Lebensgroße hat zu allen Zeiten den Künstler, das Ueberlebensgroße den Künstlichen gereizt".

Die ganze berühmte „theoria pro domo" geht nicht vom Objekte, sondern ständig vom Subjekte, seinen Neigungen und Fähigkeiten aus, in stetem Schwanken zwischen extremem Sensualismus und extremem Intellektualismus endlich nach Bayreuth führend und dort sich krönend.

— — — — — — — — — — — — —

Gemäß der Lehre ist das Werk geartet; Wirkung ist alles. Als ihre (nicht stets, im Sinne heutiger Theaterästhetik wenigstens, ganz sauberen) Mittel entdeckt Ludwig: Verschwülung, Geheimnisse, Zauber, Verhandlungen, Visionen, Ahnungen, Prospekte und Maschinen; als ihr Resultat: „eine sehr undeutsch-suggestive Volkskunst, die nur dadurch, daß sie dem Volke gänzlich vorerst verborgen blieb, das Veto der Gesamtheit vermeiden konnte". Prosa, die sich dithyrambisch gibt, Sinnlichkeit, die nach dem „Tannhäuser" zu schwüler Brunst wird, häufiger Kampf zwischen dem dramatischen Dichter und dem Musiker müssen noch den peinlichen Eindruck verstärken, den der weitaus größte Teil von Wagners Verssprache schafft, jener Sprache, die schon Arno Holz glänzend verspottet hat: „Beim Anhören seiner Hotthüpoesie verlängern sich unsere Ohren" und die jüngst den geistvollen Theodor Reik zu dem paradoxen Vorschlage veranlaßt hat, Wagner (wie Schiller) als Pantomimiker zu behandeln.

— — — — — — — — — — — — —

Von denen, auf die Wagners Kunst vorwiegend ihre große Wirkung geübt, spricht Ludwig im Schlußteile seines Werkes, und einzig hier scheint er mir nicht völlig gerecht zu sein, wenn er als Wagners Publikum ledig-

Digitized by Google

lich die Geistesbourgeoisie, die einst Meyerbeer anhing, aufführt und dabei übersieht, daß noch in unseren Tagen beispielsweise Hermann Bahr, dieser wundervoll-kultivierte Geist, zu den Irregeleiteten gehört. Die Großen des vorigen Jahrhunderts freilich, die Wagner fast einmütig ablehnten, scheinen seiner Theorie Recht zu geben: Schopenhauer, Nietzsche, Hebbel, Ludwig, Freytag, Böcklin, Burckhardt, Grillparzer, Strindberg und Bismarck, der eifrigst Umworbene. Wenn Ludwig nun unter den unbedingten Anhängern vielleicht Wolzogen und vor allem Stein sehr unterschätzt, so hat er Recht, die Frage aufzuwerfen, ob Wagners Kunst wirklich die absolut-deutsche gewesen sein kann, für die Bayreuth sie auszugeben beliebt, da ihre einzigen wirklich großen Anhänger — Nichtgermanen sind: Peladan, Baudelaire, Gobineau, Gautier, Barbey d'Aurevilly.

Und er hat wahrscheinlich auch recht mit der Schlußfolgerung, daß die heutige Jugend auf ihrer stetigen Suche nach den unwagnerischen Eigenschaften, nach „dem Leben ohne verminderten Septimenakkord" wie von selbst wieder bei Mozart landen muß, diesem ganz Belebten, ganz Natürlichen, ganz Großen, der in der Tat hundert Jahre vor der „Götterdämmerung" das Wort-Ton-Drama begründet und auf herrliche Höhe geführt hat.

Die Berliner Sezession.

Von

Dr. Adolf Behne.

Seit Jahren hat uns die Sezession keine so schöne und gehaltvolle Ausstellung mehr geboten wie diese, und selten überhaupt haben wir eine Jahresausstellung gesehen von gleicher Höhe der durchschnittlichen Qualität.

Zwei Umstände sind es vor allem, die den günstigen Eindruck bestimmen. Einmal die sehr geschmackvolle Anordnung, und dann die vorurteilslose Heranziehung der Jugend.

Die Anordnung begnügte sich nicht mit der üblichen Routine beim Aufhängen der Bilder (die übrigens in der Sezession niemals sehr groß war), sondern schritt zu einer sehr glücklichen baulichen Veränderung. Die Rückwand des großen Mittelsaales, die bisher nahezu geschlossen gewesen war, wurde durch drei sehr schön rhythmisierte Bogenöffnungen durchbrochen, die den Blick in den dahinterliegenden Schlußsaal freilassen. Dieses Durchblick-Motiv wurde nun sehr geschmackvoll ausgenutzt. Der Mittelsaal wurde weiß gehalten und erhielt eine geschickte Goldstabrahmung der weiten Flächen, während man dem Hintersaal einen dunkelblauen Anstrich gab. Auf diesen dunklen Fond hängte man als einziges Bild den großen Matisse (Der Tanz), der mit seiner schön belebten Fläche, mit seinen frohen und reinen Farben die stärkste Wirkung ausübt. An die weißen Pfeiler der vorderen Bogenwand aber hängte man eine Reihe von kleinen farbigen Punkten strahlender Bilder von Henri Croßt. So entsteht für den die Ausstellung Betretenden, sobald er den schmalen, immer etwas unruhigen Vorsaal durchschritten hat, eine ganz bezaubernde Ansicht!

Von ähnlicher Rücksichtnahme auf die dekorative Wirkung zeugt die ganze Ausstellung. So ist es sehr zu begrüßen, daß man den erwähnten korridorartigen Schlußsaal mit keinem weiteren Bilde behängte, sondern ihn zur Aufnahme von Skulpturen bestimmte, bei deren Aufstellung die Sezession bis dato nie sehr glücklich war. Selten sind die Holzplastiken Ernst Barlachs zu einer so monumentalen Wirkung gelangt, wie jetzt und hier!

Wichtiger noch als die der dekorativen Wirkung zugewandte Sorgfalt ist die Auffrischung des Blutes und der Kräfte, die man allenthalben spürt. Durchwandert man die Säle, so erhält man den Eindruck, daß die Sezession eine völlige Neugeburt erlebt habe. Eine Frische, eine Bewegtheit und eine Energie auf allen Seiten, die man auf den letzten Ausstellungen doch manchmal recht vermißt hat. Jetzt endlich hat sich die Sezession wieder auf ihre Aufgabe besonnen. „Die Sezession", heißt es im Vorworte des Kataloges, „hat nie für ein erfüllbares Programm gekämpft, es sei

Digitized by Google

denn, mann nenne das ein Programm: jedem Talent, wie es sich auch äußere, Raum zu gewähren." Sehr schön, aber die Sezession hatte eine Zeitlang dieses Programm der Liberalität vergessen. Von demselben Moment an verlor sie an Bedeutung. Sobald die Sezession eine Schranke um sich baut, hat sie ihre innere Kraft aufs Spiel gesetzt! Und indem sie diesmal endlich wieder Ernst machte mit einer unbedingten Freiheit der Anschauungen, hat sie mit einem Schlage den Erfolg auf ihrer Seite. Vor keinem Ultra ist man zurückgeschreckt: Heckel, Kirchner, Erbslöh, Huber, Segal, Schmidt-Rotluff usw. dürfen ihre Sachen zeigen, und der Saal, in welchem diese „Wilden" beisammen sind, ist eigentlich der interessanteste der Ausstellung. So ist diesmal tatsächlich fast die gesamte „Neue Sezession", die als Oppositionspartei und Konkurrenzorganisation gegründet worden war und heute nur noch dem Namen nach zu existieren scheint, in der „Sezession" vertreten. Es ist das mit größter Freude zu begrüßen. Der Katalog darf mit Recht von dieser Ausstellung der Sezession sagen: „Sie ist für ihre Mitglieder keine Existenzsicherung, sondern eine Existenzgefährdung, denn sie macht die Kräfte der Kommenden immer wieder mobil." —

Die Ausstellung dieses Jahres hat einen unerhört stolzen Besitz von Bildern der großen Klassiker unserer Zeit aufzuweisen, der ihr eine besondere Würde sichert.

Vincent van Gogh ist mit einer ganzen Reihe von Werken vertreten, unter denen die „Gebirgslandschaft" zu seinen vollendetsten Schöpfungen gehört. Von einem solchen Bilde aus wird man den früheren Stillleben gegenüber, die doch gewiß stark und prächtig sind, leicht ungerecht. Sehr interessant ist eine Landschaft mit Felsstücken im Vordergrunde, die eine Brücke zwischen den frühen und den späten Werken darstellt. Und überraschen wird die meisten das Bild des „Schweigens im Walde", in dem sich van Gogh mit Böcklin berührt. Unter den ausgestellten Cézannes wird eine ähnliche Ueberraschung selbst für manchen Kenner dieses Künstlers das Bild des „Mordes" sein, das von weitem wie ein Daumier wirkt. Dann sind einige zauberhafte Landschaften der reifen Zeit Cézannes da, deren klingendes Schweben die Seele bis ins Tiefste ergreift. Zwischen Gogh und Cézanne hängen einige Leibl. Sie hätten nun allerdings doch etwas repräsentativer ausgewählt werden müssen, wenn sie sich in dieser Nachbarschaft halten sollten. Es wäre sehr interessant gewesen, einmal zu erfahren, wie sich die „Dachauerinnen" oder die „Gräfin Treuberg" an diesem Platze ausgenommen hätten — die ausgeschnittene Handstudie und die matte Landschaft machen einen ernsthaften Vergleich unmöglich. Und vom Besten Leibls sind auch die Porträts nicht! Von allergrößtem Werte ist eine Kollektion von Gemälden des George Seurat, jenes 1891 allzufrüh verstorbenen Begründers und Vorkämpfers des Neoimpressionismus. Seine Landschaften aus Honfleur sind von einer unerhörten Kraft der atmosphärischen Stimmung. Die müde Weichheit lauer Stunden an sandiger Meeresküste ist hier mit unheimlicher Intensität gebannt! Daneben hängen ironisch stilisierte Varietészenen und einige weibliche Akte Seurats, die doch nicht ganz frei von Kleinlichkeit sind. Kostbar und selten ist die kleine Kollektion von Toulouse-Lautrec. Und schließlich entzückt Renoir durch zehn Gemälde, unter ihnen der große „Harem" von 1872 und einige neuere, raffinierte Stilleben.

Je ein ganzes Kabinett wurde Max Liebermann und Wilhelm Trübner eingeräumt. So viele Bilder von Trübner nebeneinander zu sehen, ist für diesen Maler nicht gut. Der Eindruck ist der einer von Manier nicht freien Wiederholung. Diese Bilder mögen brillant, kühn und technisch vollendet sein — sie sind völlig unmusikalisch, besonders die Landschaften. Liebermann zeigt als neu Bildnisse von Gerhart Hauptmann, Justizrat Wegener, Nernst, Ullstein und Cohen. Nur die beiden ersten sind ganz Liebermanns würdig. Den Hauptmann finde ich prachtvoll: blond, frisch, fast jungenhaft und mit dem Ausdruck eines herzlichen Humors, famos in der Haltung des Körpers und des Kopfes. Sonst stellt Liebermann einige ältere

Digitized by Google

und neuere Sachen aus, aber nichts, das ersten Ranges wäre.

Es scheint diesmal das Schicksal aller Sezessionshäuptlinge zu sein, daß sie relativ schwach vertreten sind. Slevogt hat nur einige Kleinigkeiten, von den Corinths wie von den Kalkreuths ist keiner eine wirklich bedeutende Leistung. Beckmann hat, rein äußerlich, den Clou gestellt: das Riesenbild vom Untergange der „Titanic", das doch nur eine recht matte Illustration geblieben ist. Sein Familienporträt ist weit besser! Pankok versucht in zwei Porträts wie van Gogh zu wirken, erleidet aber dabei einen kläglichen Schiffbruch. Daß Theo von Brockhusen, Orlik, Waldemar Rösler, Karl Walser, E. R. Weiß, U. und H. Hübner und Baluschek ausgestellt haben, versteht sich von selbst. Irgendein tieferes Interesse vermag ich ihren Arbeiten nicht abzugewinnen. Baluschek hat im „Kleinen Bahnhof" ein Motiv gefunden, das seiner Art außerordentlich entgegenkommt. Nur genießt man ein solches Bild nicht als malerisches Kunstwerk. Man geht den Einzelheiten nach und empfindet mit einem Vergnügen, das bei jeder gelungenen Imitation sich einzustellen pflegt, wie „echt" das alles ist: der gelbe Postkarren, die rote Signallampe, der Bahnhofsbrunnen, die Milchkannen und die einsam stehende Bank auf dem Perron. —

Interessant wird es erst in den beiden Sälen, in denen die Jugend dominiert. Den Uebergang zu ihr bildet Kurt Herrmann, der aus St. Moritz, wo er im letzten Winter Schnee malte, eine herrliche Ausbeute heimgebracht hat. Mit seinen reinen Farben, seiner Klarheit und künstlerischen Echtheit ist das Schaffen Kurt Herrmanns immer wieder eine wahre Freude! Unter den „Expressionisten" sind einige ganz hervorragend gut vertreten. Zu seinem Bilde „Bewegte See" gratuliere ich Artur Segal. Das ist doch ein Werk voller Leben, voller Energie und frischer Kraft. Neu ist mir der Name Georg Brandes, der ein sehr schönes Bild der „Sinkenden Nacht" ausstellt. Auf E. L. Kirchner hat augenscheinlich Matisse stark eingewirkt, und auf Oskar Moll nicht minder. Moll bemüht sich um interessante dekorative Wirkungen, die er zumindest in der einen Landschaft auch erreicht. In ähnlichen Bahnen wandeln Purrmann und Walter Bondy. Purrmann ist entschieden der kräftigste, härteste unter ihnen, Bondy der weichste und lässigste. Bei Erbslöh decken sich die Zeichnung und die Farbe noch nicht restlos; jene ist relativ akademisch, diese ist vollkommen dekorativ und phantastisch. Merkwürdig altväterlich, aber nicht ohne Wirkung ist Klaus Richters „Revolution". Oskar Kokoschka ist leider nicht sehr günstig aufgehängt, dennoch zwingt seine eminent geistige Kunst in ihren Bann.

Unter den Bildhauern stehen Barlach und Georg Kolbe an erster Stelle. In Barlachs holzgeschnitzten Figuren lebt eine beispiellose Monumentalität. Ihre Erdenschwere, ihre Massigkeit ist ergreifend. Barlach hat auch eine Porzellanbüste der Tilla Durieux ausgestellt, die herrlich ist. Man kennt sonst Tilla Durieux nur in der kätzchenhaften Aufmachung Franz von Stucks. Bei Barlach ist sie zu einer bäuerlichen geworden. Kolbe ist das Gegenteil von Barlach. Wundervoll, wie seine Bronzen — er zeigt eine „Amazone" und eine Büste Henry v. d. Veldes — ein zitterndes, bebendes Leben ausatmen, wie sie leicht beschwingt, heiter und von edelster Anmut sind. Klimsch hat die Gruppe zweier „Jägerinnen" ausgestellt. Die Figur der Schreitenden, die den Bogen spannt, ist vollendet schön. Die Zusammenordnung will mich nicht recht überzeugen. Gaul zeigt 2 Panther, Tuaillon 2 Bronzefigürchen. Eine vortreffliche Leistung ist Hallers „Kauernder Jüngling". Der schöne weibliche Torso von Lehmbruck ist bereits bekannt geworden. Langer geht in den Fußtapfen Barlachs, Krückebergs „Ferkel" könnte aus Pompei ausgegraben sein!

* * *

In einem Laden des Kurfürstendammes, nahe der Sezession, stellen ungefähr 20 Maler aus, von denen die Jury der Sezession Bilder

Digitized by Google

refüsierte. Unter den Refüsierten sind einige, die lange Jahre hindurch in der Sezession ausgestellt haben, wie Pottner, Struck, Bischoff-Culm, Linde-Walther, Oppler und einige andere, die in den letzten Ausstellungen zu sehen gewesen waren, wie Max Neumann, Meseck, J. Oppenheimer. Es ist nicht zu leugnen, daß die Sezession gelegentlich schon Bilder gezeigt hat, die nicht besser, ja die vielleicht schlechter waren, als manche der refüsierten. Aber es ist ja gerade zu loben, daß die Sezession in diesem Jahre mit einer gründlichen Reinhaltung der Qualität Ernst gemacht hat. Durch Aufnahme der refüsierten Bilder wäre das hohe Niveau entschieden verloren gegangen. Daß die Jwiy die Reinheit des künstlerischen Charakters diesmal höher stellte, als die Rücksichtnahme auf Freunde und Kollegen, ist gerade ganz besonders zu rühmen. Schlimm wäre es natürlich gewesen, wenn irgendein junges, kühnes Talent abgewiesen worden wäre, weil es zu keck, zu rücksichtslos war. Aber davon kann nicht gut die Rede sein. Die meisten der Zurückgewiesenen sind matte, schwache und höfliche Epigonen. Die einzigen, um die es schade ist, sind der junge Büttner und Otto Beyer, die nach meinem Dafürhalten eher in die Sezession gehört hätten als die Rösler, Max Oppenheimer, Walser, E. R. Weiß, deren Bilder mehr zu den refüsierten passen. Man kann aber höchstens behaupten, daß die Sezession noch zu milde gewesen ist.

Kostümspiel im Freien.

Von

Julius Bab.

Der Großstädter neigt neuerdings zweifellos zu einem Ausgleich der Jahreszeiten. Noch vor zwanzig Jahren war es so, daß der Winter ausschließlich der Stadt und den Kulturgenüssen, der Sommer der Landschaft und den Naturgenüssen gehörte. Jetzt arbeitet man von beiden Seiten daran, diese Schranken zu verwischen. Der zweifellos erfreuliche Teil dieser Bewegung nennt sich „Wintersport". Dem Großstädter fängt die weiße Natur an so selbstverständliche Genüsse zu haben, wie früher nur die grüne. Von mehr problematischem Wert ist die Arbeit vom anderen Ende her, die sich „Naturtheater" nennt: Die sommerliche Natur soll mit den städtischen Kulturgenüssen durchsetzt werden. Seit zwei Jahren brandet die Flut der Freilichtbühnen auch um Berlin herum, und die großstädtischen Landpartien fangen an, in Naturtheater auszuarten. Für den Menschen, der teils aus Pflicht und teils aus Begeisterung sieben Wintermonate lang Theater genossen hat, ist es ein zweifelhaftes Gut; für andere Leute mag gegen diese Vergnügungsunternehmen nicht viel zu sagen sein, vorausgesetzt, daß sie mit der nötigen Bescheidenheit auftreten. — Im Anfang taten sie das nämlich durchaus nicht. Im Gegenteil, die Unternehmer von Naturtheatern führten eine überaus großartige Sprache. Sie behaupteten nicht nur eine sehr wesentliche Ergänzung, sondern eine wahrhaftige Erneuerung und Durchgeistigung unseres ganzen Theaters mit diesen Freiluftspielen zu bereiten. In den Beweisen, die man zu hören bekam, waren viele Bildungsreminiszenzen an die alten Griechen zu spüren, aber sehr wenig wirklich ästhetische Einsicht und noch weniger Gefühl für das Wesen unserer lebendigen gegenwärtigen Kultur. Diese naivnaturalistischen Ideen, für die das lebende Bild eine höhere Art der Plastik sein müßte, und die das Theater veredelt wähnen, weil die Felsen und die Bäume echt und die Beleuchtung natürlich ist (der unerbeten einfallende Regen aber auch!) — diese kunstfremden Begriffe verdienen ja wirklich kaum eine Widerlegung. So wenig, wie die Naivität, die die sehr verschiedenartigen, stadtmüden Bürger, die bei ihren Ausflügen auch einmal diese Theater besuchen, für das zum Kunstfest geeinte Volk von Athen nimmt. —

Damals konnte man sich wirklich noch über die Vorfechter des Naturtheaters ärgern; zumal hinter den paar konfusen Ideologen der Front, wie gewöhnlich ein ganz solider Klüngel von wirtschaftlich Interessierten stand: drama-

Digitized by Google

tische Unternehmer, die ihre Stücke oder ihr Regietalent zeigen wollten — Gemeindeverwaltungen, die eine Badeattraktion wünschten, — Schauspieler mit dem berechtigten Wunsch nach einem Sommerverdienst. Inzwischen aber ist die Tonart dieser etwas verdächtigen Kunstpropheten bescheidener geworden, und jene harmlosere Nuance der Freilichttheaterei ist in den Vordergrund getreten, die sich von vornherein als eine Zwischenstufe zwischen eigentlicher dramatischer Kunst und Volksfest im Grünen anbietet. Man macht historische Erinnerungsspiele, bei denen die Reminiszenz die Hauptsache, und der dramatische Kern, das individuelle Menschenschicksal, vollkommen Nebensache ist, — Spiele, bei denen man in mehr oder weniger guten Masken berühmte Könige und Feldherrn einherschreiten sieht in mehr oder weniger weltgeschichtlichen Augenblicken, wo Massen, im Kostüm irgendeiner berühmten Vergangenheit, den Schauplatz erfüllen, wo Lieder, Aufzüge, Zeremonien alter Zeit die Hauptsache sind, und wo alles in allem ein bewegtes, historisches Bilderbuch entsteht, nach Stil und Geisteslage am ehesten verwandt den „geschichtlichen Erzählungen für die reifere Jugend", wie wir sie aus den Knabenbüchern alle kennen. Das sind, so scheint mir — wenn keine dramatische Ambition und einiger Geschmack in der Ausführung herrscht — ganz einwandfreie Vergnügungen. Die Kinder, sie haben es gerne, und wer sich von den Erwachsenen Kindlichkeit genug bewahrt hat, um für einen Augenblick von dem leibhaftig wandelnden Napoleon oder alten Fritz, einer berühmten Schlachtszene oder einer choralsingenden Masse die Schauer geschichtlicher Erinnerung zu empfangen, der ist gern mit dabei — zumal, wenn die Gegend schön und das Wetter günstig ist.

Das Jahr der Säkularfeier für Deutschlands Befreiung gibt den Arrangeuren dieser Kostümspiele heuer besonders günstigen Stoff, und Herr Axel Delmar, der auf dem Brauhausberg bei Potsdam seit ein paar Jahren sein Sommerquartier aufgeschlagen hat, ist zweifellos einer der geschicktesten unter diesen Arrangeuren. (Dem primitiven Charakter dieser ganzen Institute gemäß ist Textverfasser und Regisseur hier fast immer ein und dieselbe Person.) Und so war es recht nett bei dem Spiel vom „Marschall Vorwärts", zu dem er neulich geladen hatte.

Das hübsche Häuschen im Buchenwald, das dort alle Jahre umgebaut wird, bedeutet diesmal ein Gasthaus in der Nähe von Leipzig, während der Völkerschlacht natürlich. Da gab es nationale Verschwörersitzungen von sächsischen Studenten mit romantischem Kneipkomment, Begegnungen des alten Blücher mit hübschen jungen Mädchen, drolligen kleinen Kindern und amüsanten alten Männern, Kriegsratsitzungen mit dem Zaren, dem Schwarzenberg, York und Gneisenau, Zwischenspiele von sächsischen Komödianten mit politischer Tendenz, Volksaufzüge mit Wutgeschrei und Begeisterungsrufen, Choralgesängen und Freiheitsliedern. Ein bißchen von der starken Stimmung der großen, leidenschaftlichen Zeit ließ diese Masse gehäufter Reminiszenzen doch auf uns überfließen. Ob es einem großen Dichter gelingen wird, diese Stimmung aus einem wirklich dramatischen Gebilde aufsteigen zu lassen? — Wir wollen sehen, was Gerhart Hauptmann im Breslauer Festspiel geschaffen hat. Axel Delmar benutzt als Klammer für seine bunten Bilder eine höchst anspruchslose Liebesgeschichte von der platonischen Braut des alten Blüchers und ihren zwei jungen, mehr realen Liebhabern. Dabei geht es denn ohne erschrecklich edle Redensarten freilich nicht ab — „er ist der tiefere und reinere von uns beiden", sagt er, „du hast ein reines Weib an deiner Seite", sagt sie. Wesentlich amüsanter ist schon der alte Blücher, dessen vergnügtes Plattdeutsch von vielen prächtigen, historisch überlieferten Aussprüchen gespeist, einen mehr lebendigen Eindruck macht. Freilich „dann ist mein Lebenswerk futsch", so hat der alte Blücher nicht gesagt, das ist trotz der vulgären letzten Vokabel Literaturdeutsch, und als „das letzte süße Stück Jugend" dürfte er das Mädel, mit dem er seinen letzten drollig romantisch distanzierten Schwarm hatte, auch nicht bezeichnet haben. Solche höchst unglückseligen Anläufe in das Dramatisch-Charakte-

Digitized by Google

riologische stören zuweilen das Vergnügen. Aber Axel Delmar hat um die dünne Mittelachse (allerdings mit allerlei historisch nicht einwandfreien Bequemlichkeiten) eine so bunte Folge unterhaltender Geschichtsbilder geordnet, daß man bei richtig eingestelltem Gemüt doch auf seine Kosten kommt. Zumal auch der Regisseur Axel Delmar geschickt und sicher arbeitete und seine Schauspieler diesmal ein ganz leidliches Niveau einhielten. Besonders die Akteure der alten Generation: Vater Blücher (Walther Thomas), der noch ältere Gastwirt, der ihn einmal als fridrizianischer Husar zu den Preußen gebracht hat, und die sächsische Schmierenmutter, die jetzt bei letzterem Wirtschaftsdienste tut — sie hatten geradezu Ansätze zu richtiger Menschendarstellung. Nicht so viel, daß der Unterschied zwischen dem Kostümspiel im Freien und dem dramatischen Theater verwischt worden wäre. Aber das scheint mir auch gar nicht wünschenswert. Die Schüsse von benachbarten Exerzierplätzen dauerten auch fort, wenn das Kanonenfeuer von Leipzig laut Waffenstillstand zu schweigen hatte; auch durchkreuzten zuweilen ganz anachronistische Radfahrer im Hintergrund das Schlachtfeld von 1813. Für ein historisches Maskenfest im Freien sind solche kleinen Illusionshemmungen durchaus nicht unangebracht. Aber sobald man diesen bescheidenen Standpunkt verläßt und mit dramatischen Anforderungen auftritt, verlieren diese sommerlichen Kostümspiele ihre Berechtigung und ihren Sinn.

Das entfesselte Schicksal.

Roman

von

Eduard Rod.

(Fortsetzung.)

Mortara forderte Mouchebise auf, seine Meinung zu äußern, er verzichtete. Doktor Buthier beantwortete sie in kurzen Sätzen mit sehr einfachen Worten:

„Wenn Lermantes schuldig gewesen wäre, würde er die höchste Strafe verdienen. Aber nachdem d'Entraques Aussage wegfällt, was bleibt noch gegen ihn? Nicht ein Beweis! Keine Tatsache beweist, daß der Unfall beabsichtigt war; selbst das Interesse, das er an dem Tod des Generals haben konnte, konnte nicht mehr als eine unklare Vermutung auftauchen lassen. Denn man hat nicht mit Sicherheit feststellen können, daß er die Existenz des Testamentes kannte. Nach so schwachem Anschein ist es unmöglich, ihn zu verurteilen. Ein Urteil muß sich auf sichere, konkrete Tatsachen stützen. Hier ist keine einzige vorhanden. Wenn ich meinerseits einen Eindruck hatte, so war dieser für Lermantes eher günstig. Also stimme ich für die Freisprechung."

Glary machte wie Mouchebise ein Zeichen, daß er nichts sagen wollte. Sein strenges, unbewegliches Gesicht sah wie ein geschlossenes Buch aus. „Der da wird wie Condemine abstimmen," dachte Mortara, als er den unergründlichen Ausdruck dieses Gesichts studierte, und er befragte mit einem Blick den Oberst Ollomont, der seine dicken Augenbrauen zusammenzog, hustete und schließlich sagte:

„Unzweifelhaft liegen Verdachtsgründe vor. Eine Menge verdächtige Dinge... ein unangenehmer Geselle, dieser Lermantes... Dieser Besuch in Savoyen verdächtig... Aber ich möchte Beweise, mehr Beweise!..."

Er schwieg und starrte vor sich hin, ohne seine Gedanken preiszugeben. Mijoux schüttelte nervös sein kleines Schweinsköpfchen und sagte:

„Man verteidigt sich nicht genug gegen die Missetäter... Man muß sich verteidigen... Man muß die Gesellschaft verteidigen... Nur keine falsche Sentimentalität... Dieser Mann hat getötet: er sah den General in der Lichtung stehen... er hat nach ihm gezielt... Er verdient den Tod."

Klösterli stimmte bei und sagte nur:

„Dasselbe denke auch ich..."

Durnant und Pillon setzten in einigen kühlen Worten auseinander, daß sie Lermantes für unschuldig hielten. Beide waren Menschen, die sich nie ereiferten. Sie versuchten Irrtümer oder Schlechtigkeiten zu vermeiden, aber sie luden keine Mühe auf sich, um das Gute und Wahre zu erreichen. Nach ihren Begriffen ging ihre Verantwortlichkeit nicht über ihre Abstimmung hinaus: sie waren gewöhnt, einer passiven Minderzahl anzugehören; und weil sie überzeugt waren, daß die Leute für Beweisgründe, besonders für vernünftige, unzugänglich sind, verzichteten sie schon seit langem darauf, ihre Meinung zu verteidigen. Wie ihr Gewissen es ihnen befahl, stimmten sie mit „nein" ab, und wurde ungerechterweise Blut

Digitized by Google

vergossen, fiel es nicht auf sie zurück. Pillon sagte bestimmter:

„Meine Ueberzeugung steht fest. Ich wäre wirklich bestürzt, wenn Sie diesen Menschen verurteilten."

Da Souzier und Mijoux protestierten, wiederholte er schwächer:

„Ja, meine Herren, aufs tiefste bestürzt!"

Jetzt sollte Mortara seine Meinung sagen. Nie hatte der brave Künstler vor einem Zuhörerkreis gesprochen, er fühlte sich sehr eingeschüchtert. Aber er dachte anders wie Durnant und Pillon und hätte es sehr peinlich empfunden, in einem so ernsten Prozeß einfach einen Zettel abzugeben, ohne vorher seine Meinung zu erklären. Dazu trieb ihn weniger seine Stellung als Obmann als das Gefühl menschlicher Solidarität und sozialer Pflicht. Seine Phantasie malte ihm in markigen Strichen die Qual des zugrunde gerichteten Unschuldigen, der durch die falsche Anschuldigung leiden mußte. Eine irregeleitete Justiz hetzte ihn zu Tode, eine Justiz, deren entfesselten Kräften er machtlos wie einer Feuersbrunst, einer Lawine. einer Ueberschwemmung gegenüberstand. Mit heißem Kopf, eiskalten Händen, erstickter Stimme, konnte er kaum seiner Erregung Herr werden, und sagte in abgerissen einfachen Worten, was in ihm vorging:

„Als ich hieher kam, wußte ich kein Wort von dem Prozeß... Ich lese wenig Zeitungen, so lange es hell ist, male ich... Und offen gestanden, war es mir nicht sehr angenehm, gestört zu werden. Aber ich habe mir kein Wort entgehen lassen. Ich habe die Augen offen gehalten und abends nach dem Essen dachte ich über das Gehörte nach. Und wirklich, ich bin überzeugt, daß Lermantes unschuldig ist... Es würde mir Mühe machen, Ihnen dafür eine Erklärung zu geben. Alles, was sich bei der Verhandlung abspielte, gab mir diesen Gedanken... Gegenwärtig bin ich so davon durchdrungen, daß ich nicht mehr ruhig schlafen könnte, wenn wir ihn verurteilten... Ich bin durchaus nicht nachsichtig... Wenn die Leute sagen, daß die Verbrecher nur Kranke sind, für ihre Verbrechen nicht verantwortlich und noch mehr solchen Unsinn, macht mir das keinen Eindruck! Nein, nein, man muß die, welche man ertappt, strafen und sie nicht loslassen, wenn man sie hat! Aber man muß sich um Gottes willen auch nicht irren!... Schneidet man Mördern den Kopf ab, bin ich sehr einverstanden, sie haben nur den Lohn, den sie verdienen... Aber die Unschuldigen soll man zufrieden lassen... Oh, ich sage nicht, daß dieser Lermantes absolut vornehm ist... Alle diese Spekulanten sind schmierige Kunden, wie man zu sagen pflegt, und es ist besser arm wie eine Kirchenmaus zu sein, als auf diese Weise Geld zu verdienen!... Aber das ist eine andere Frage... Er hat schreckliches Pech gehabt, gar nichts anderes ! Es ist ein Unglück, vor dem man bis ins innerste Mark erschauern muß, weil man weiß, daß es jedem passieren kann!... Donnerwetter!... Sie säubern Ihre Flinte und plaudern mit einem Freund oder putzen Ihren Revolver, während Sie mit Ihren Kindern spielen... Brr... Das kommt alle Tage vor... Solch ein Unfall liegt auch dem Prozeß Lermantes zugrunde. Der Prozeß Lermantes!... gutes Futter für die Zeitungen... Dieser arme Kerl glaubt nach dem Damhirsch zu schießen und trifft den General... Dazu war der General noch sein Vater... Ich habe mir Lermantes genau angesehen, als die alte Frau das alles auspackte... Er spielte nicht Komödie... Ich versichere Ihnen, daß man seine Seele vor sich sah."

Condemine lächelte höhnisch, wie immer, wenn man „sinnloses Zeug" vorbrachte.

...Ja, man sah seine Seele!... Sie wissen doch, was ich darunter verstehe! Ob es eine Seele gibt oder nicht, das weiß ich nicht, denn ich bin kein Theologe... Aber es gibt Dinge, die sich in dem Innern der Leute abspielen, und sich unseren Blicken klar zeigen, wie diese Tinte oder dieses Papierstück!... Nun, ich habe deutlich gesehen, daß dieser Unglückliche von all dem keine Ahnung hatte, und daß er überhaupt niemals an dieses Testament gedacht hatte, und daß er wirklich nach einem Damhirsch zu schießen glaubte!... Ich habe es gesehen, wie ich Sie neben mir sehe, Herr Condemine, und wie ich sehe, daß Sie nicht meiner Ansicht sind!... Und niemand hat mir das Gegenteil bewiesen, weder das Verhör des Präsidenten noch die Rede des Staatsanwalts. — Ich vertraue eben meinen Augen! Es ist nun mal nicht anders!... Wenn Sie mir etwas zeigen und ich es gut gesehen habe, sage ich: So und so ist es!... Deshalb möchte ich, daß wir Lermantes freisprechen... Ob er gut oder schlecht ist, rechtschaffen oder unredlich, das weiß ich nicht, und das geht uns nichts an... Man fragt uns: hat er absichtlich den General getötet? Ich glaube es nicht und deshalb antworte ich mit „nein"!

Durnant, Conthey, Pillon, Buthier stimmten durch Gesten und Worte zu:

„Gut so, sehr gut..."

Glary blieb undurchdringlich, Klösterli brummig und der Oberst finster. Mit wahrer

Digitized by Google

Herzensangst sagte sich Mortara: „Wir sind nur fünf!!...“

„Das ist ein wahres Plaidoyer,“ meinte Condemine in gekniffenem Ton, „aber was Ihre Argumente betrifft, gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, sie beruhen alle auf der Gefühlsbasis. Man könnte sie für die meisten Mörder anwenden, die der famosen Regel folgen: „Nie gestehen“ — ein Beweis, daß sie immer gut ist.“

„Die verbürgte Straflosigkeit,“ murmelte Mijoux.

...„Sie haben ausgezeichnete Augen, Ihre schönen Bilder beweisen es. Die Augen sind ein herrliches Organ, aber sie genügen nicht immer. Es gibt Dinge, die ihnen entgehen.“

„Sehr selten,“ meinte Mortara.

Mijoux sagte:

„Wenn man nur diejenigen Mörder verurteilen wollte, die man auf frischer Tat ertappt, dann würden sie alle entwischen...“

Souzier erklärte, daß das Zusammentreffen so vieler Umstände entscheidend wäre. Buthier meinte, daß nichts einen greifbaren, sichtbaren Beweis ersetze; Durnant, daß der Zufall die Ereignisse häufig auf die merkwürdigste Art vereinige; Mijoux, daß die Mörder geschickter als der Zufall wären. Die Diskussion wurde lebhafter. Von Zeit zu Zeit erinnerte einer der Geschworenen an eine vergessene Einzelheit oder stellte eine neue Frage, welche plötzlich den Stand der Wage änderte.

„Sind nur Damhirsche im Walde von St. Germain?“ fragte Klösterli.

„Ich habe nie welche gesehen,“ rief Condemine.

„Warum nicht Kamele,“ grinste Souzier.

Durnant mußte daran erinnern, daß weder Jäger noch Aufseher die Anwesenheit des Rudels bestritten hätten und versicherte, daß er selbst 1897 einen prächtigen Damhirsch erlegt hätte, und der wog...

...„mit Kugeln geschossen“, unterbrach Souzier unzufrieden.

„Ja, mit Kugeln in vierzig Meter Entfernung!...“

Condemine beharrte darauf, daß es unwahrscheinlich sei, daß der General schon im Gebüsch getroffen worden wäre. Ein Mensch könne nicht weiter gehen, wenn eine Kugel ihn ins Herz getroffen hat. Mit Zornesfalten auf der Stirne erwiderte der Oberst, daß sich in dieser Beziehung außergewöhnliche Dinge ereigneten. Souzier versicherte, daß die Berichte der Buchhalter „vollkommen klar“ bewiesen hätten, in welch schlechtem Zustande sich Lermantes' Geschäfte befanden. Durnant zweifelte diese „Klarheit“ an, denn was ist ungewisser als die Aufnahme von Geschäftsbeständen, besonders unter diesen Umständen?

Mijoux mit seinem spitzen Mäulchen pfiff wütend:

„Sie sind viel zu nachsichtig, viel zu sehr... Das Ende wird sein, daß wir noch alle in unseren Wohnungen ermordet werden — in unseren eigenen Betten...“

Pillon führte wieder Châtels und Lavaux' Aussagen an. Er kannte diese beiden Zeugen: Die Worte d'Entraques, die sie wiederholt hatten, schienen Lermantes Unschuld vollständig klar zu legen. Er blickte bei diesen Worten den Oberst an. Dieser schien ihm zuzustimmen. Urteilte er mit „nein“, so war der Freispruch durch die Gleichheit der Stimmen gewiß. Nun schlug Condemine, der sich auf seine Taktik etwas zugute tat, vor, das Verdikt so zu gestalten, daß man die Todesstrafe ebenso wie die Freisprechung vermied.

„Auf diese Weise,“ sagte er mit einem Anflug von Ironie, „entgehen diese Herren der Gefahr, von ihrem Gewissen gequält zu werden und die Justiz hat eine gewisse Satisfaktion.“

(Schluß folgt.)

Aphorismen.

Von

Hugo Marcus.

Spaziergang ist Bewegung, Dichtung ist Bewegung: innere Bewegung, die sich äußert. Ein Spaziergang ist manchmal die Dichtung eines, der keine Worte findet, nur Bewegung für seine Bewegung. Und gibt es einen schöneren Ersatz für ein Gedicht, als den Weg ins Freie?

*

Hymnus: Zwischen den Wipfeln der uralten Kastanie das große, heilige Licht der Sonne, durch tausend Blätter zu tausend Einzellichtern zersprengt. Wo Lichter, da Feste, wo Feste, da Gottheit.

*

Wandern: sich greifbar in den Besitz der Länder setzen, die die Könige nur in der Idee haben.

*

Digitized by Google

Fernsicht: die Welt wird uns auf einmal geschenkt.

*

Himmel und Wasser liegen in der ehernen Luft wie Helm und Schild. Und um die blasse Insel sieht man alle Träume flattern, die sich seit tausend Jahren aus der Ferne mit ihr beschäftigt haben.

*

Der Künstler: für Beifall danken; für Dank danken! ist das nicht eine reizende Kette der Gefühle? Das Publikum dankt dem Künstler, und der Künstler dankt dem Publikum, daß es dankt.

*

Tanz: eine Freude, die ihre Ursache vergessen hat.

*

Unsere neuen Moden sind doch nur „erneuerte" Moden, sind eine Gegenwart, über der sich Vergangenheits- und Zukunftsreize die Hände reichen.

*

Aus manchem Traum der Nacht erwachen wir um einen unendlichen Verlust „reicher".

*

Leben: in den Sinn der Worte, in den Wert vergangener Erlebnisse hineinwachsen.

*

Wer nicht vergessen kann, kann nie ganz glücklich und nie ganz unglücklich werden.

*

Der Held: jemand, dem ein „Damit" zum „Darum" des Todes geworden ist.

*

Wir setzen denjenigen Denkmale, deren Schicksale wir betrauern, ohne es doch anders, geringer wollen zu dürfen.

*

Jugend: nicht in der Welt, zur Welt eine Stellung suchen.

*

Das Kunstwerk: Der Form nach am geschlossensten von allen Dingen; inhaltlich am meisten über sich hinausweisend.

Neue Bücher.

Viktor Wall: Der Kreuzweg. Egon Fleischel & Co. Berlin W.

Einige Jahre sind es nun, daß der Oesterreicher Viktor Wall sein Erstlingswerk, den Roman „Morgendämmerung", veröffentlichte. Er schilderte darin die leidensvollen Entwicklungsjahre eines jungen Menschen, der nach all der inneren Verwirrung und dem seelischen Elend der Erziehungszeit und nach verfehlten Berufsversuchen endlich sich selber findet. Der Roman verriet eine echte und große Begabung für die erzählende Darstellung und eine hervorragende Anlage für die Schilderung innerer Erlebnisse. Allgemein glaubte die Kritik in dem Werke ein großes Versprechen zu erkennen. Mochten auch vom künstlerischen Standpunkte aus gegen manche Eigenheiten des Romans Einwendungen zu machen sein, als Ganzes offenbarte er eine eigenartige, herbe, mannhafte und doch auch zart empfindende dichterische Persönlichkeit. Wir haben in unserer Literatur kaum einen zweiten Entwicklungsroman, der gleich diesem ohne den romantischen Zauber mannigfacher lieblicher Ereignisse oder spannender Abenteuer durch die bloße Wucht seiner nüchternen Wahrheit so mächtig ergriffe.

Wall hat mehrere Jahre verstreichen lassen, bevor er seinem ersten gelungenen Versuche einen neuen Roman folgen ließ. Aber es waren nicht Jahre der Ruhe, sondern der Arbeit und des künstlerischen Reifens. Dies beweist nun sein vor kurzem bei Egon Fleischel & Co. in Berlin unter dem Titel „Der Kreuzweg" erschienene Roman.

Im vorhinein kann gesagt werden, daß uns Viktor Wall mit diesem Werke keine Enttäuschung gebracht hat. Im Gegenteile. Die Erwartungen, mit denen Walls Erstlingswerk begrüßt wurde, sind glänzend erfüllt worden. Sowohl die künstlerischen Vorzüge des Romans als auch sein bedeutender stofflicher Gehalt werden nicht ohne Wirkung bleiben können. Namentlich im katholischen Oesterreich wird er schon wegen seiner anschaulichen und allseitigen Darstellung unseres trostlosen Eherechtszustandes Aufsehen erregen und alle jene, die seit Jahren um ein modernes, von der kirchlichen Gewalt losgelöstes Eherecht kämpfen, werden ihn als starken Rufer im Streite freudigst begrüßen.

Aus dieser Andeutung des Inhalts sieht man bereits, daß Wall auch hier wie in seinem ersten Roman kein bloßer Gestalter von Ich-

Digitized by Google

träumen ist. Wie er damals ein Problem aufgriff, das, so sehr es auch am eigenen Leibe erlebt sein mochte, als Massenproblem doch jeden anging, der die innere Not unserer Entwicklungsjahre bitter empfunden hat, so griff er mit kühner Hand in diesem neuen Werke abermals ein heißes Problem tausender Menschen in katholischen Staaten auf, das Problem des freien Eherechtes.

Ich will in Kürze die Handlung des Romanes skizzieren. Sie spielt in Wien, beginnend im Jahre 1872 und endend im Jahre 1911. Ihren Kern bildet die traurige Ehegeschichte des jungen Otto Freiherrn Helmfried und sein langer, furchtbarer Kampf um die vollständige, gesetzmäßige Befreiung von seiner unwürdigen Frau. Dieser Kampf ist der „Kreuzweg", den der junge Baron unter dem harten Drucke unseres katholischen Eherechtes, wo nur zu oft Recht zu Unrecht und Unrecht zu Recht wird, in entsetzlichen Leiden und Demütigungen aller Art zu gehen hat. Seine Frau, Fritzi Hofer, ist die Tochter des ehrenwerten Tapezierers Hofer, dem im Jahre 1872 seine jugendliche Gattin gestorben war. Mit drei unmündigen Kindern, einem Knaben und zwei Mädchen, auf Frauenhilfe angewiesen, fällt Hofer in die Fallstricke seiner Wirtschafterin, einer niedrigen Person, und findet mit ihr nach einer höchst unglücklichen Ehe im Ringtheaterbrande den Tod. (Die Schilderung dieses grauenvollen Brandes zeigt die vollendete Darstellungskunst des Dichters.) Das ältere Mädchen, Valerie, von Haus aus ernster veranlagt, geht dann ins Kloster, während der Knabe Max und das zweite Mädchen, Fritzi, im Leben verkommen. Mit Maxens Schicksal macht uns der Roman nicht bekannt. Der junge Mensch geht früh verloren und bleibt verschollen. Um so genauer lernen wir Fritzis Lebensgang kennen. Nach frühem Falle ergibt sie sich der Prostitution. Mit größter Anschaulichkeit und freiester Gegenständlichkeit, aber, was hervorgehoben werden muß, ohne geringste lasziv oder sogenannte pikante Darstellung, wird ihr Entwicklungsgang von den ersten Anfängen bis zur Meisterschaft in der Dirnentechnik geschildert. Der junge Baron Otto fällt in ihr Netz. Obwohl er weiß, wodurch sie sich ihren Lebensunterhalt verdient, läßt er sich durch ihre rührenden, verlogenen Erzählungen, die ihre Erwerbstätigkeit aus unverschuldeter Notlage erklären wollen, betören und sieht in ihr nur das arme, von der Gesellschaft in herzlosester Weise ausgebeutete Weib. Ihre verruchte Vergangenheit bleibt ihm verborgen, und als ein Don Quixote erbarmender Menschenliebe glaubt er, sie aus ihrem Schmutze durch seine treue, reine Liebe emporheben zu können, wenn er sie nur der Not entreißt. Trotz aller Warnungen bleibt er blind gegen ihre Dirnennatur. Von den geringen Mitteln, über die er verfügt, opfert er für ihre vermeintliche Erhebung bis zur Selbstentäußerung. Obwohl er dann durch sie erkrankt, gehen ihm die Augen immer noch nicht auf. Sogar ihr Plan, ihn bis zur Verheiratung mit ihr zu treiben, gelingt ihr, und erst als seine Frau tritt sie ihm in der ganzen Gemeinheit ihrer Natur entgegen. Nun beginnt sein furchtbarer Kreuzweg. Er kommt endlich zur Erkenntnis der ungeheuren Kluft, die zwischen seiner edlen Gesinnung und ihrer Niedrigkeit vorhanden ist, und wendet sich an das Gericht um Trennung, eventuell Scheidung der Ehe. Da aber seine Schuldlosigkeit an dem ehelichen Konflikte und die alleinige Schuld seiner Frau nicht nachgewiesen wird, da durch den Willen der Frau, im Eheverbande zu verbleiben, auch die Trennung aus gegenseitiger Abneigung nicht zu erreichen ist, muß er in jahrelangen peinlichen Prozessen, die ihn an Leib und Gut schädigen, seinen inneren Menschen zermürben, um sein Recht kämpfen. In den ausführlichen Erörterungen dieser Prozesse, die das geltende Eherecht Oesterreichs und unser geschlechtliches Elend überhaupt ins grellste Licht stellen, liegt der moralische Schwerpunkt des Romans. Die Ehe wird wohl geschieden, aber der Eheverband bleibt dadurch weiter bestehen, so daß Otto bis zur Selbstmordverzweiflung an dieses Weib gekettet ist. Erst ein so ungeheures Ereignis, eine Mordtat der Frau an einem ihrer Verehrer, rollt dann im darauffolgenden Prozesse ihre ganze Vergangenheit auf, vernichtet den Glauben an ihre früheren Aussagen und ermöglicht dem Baron die Erreichung der endgültigen Befreiung. In der Liebe zu einem hochgebildeten und modern denkenden Mädchen, das mit seiner Auffassung der Heiligkeit der Ehe und der persönlichen Rechte des Einzelnen auch innerhalb des Eheverbandes übereinstimmt, findet er den Weg zu dem reinen und von Ehrenhaftigkeit umgebenen Leben wieder zurück.

Nur in großen Umrissen, soweit es zum Verständnis des Ganzen notwendig ist, entwarf ich hier den Hauptgang der Handlung. Die epische Breite und die sichere, überall gleichmäßige Ruhe des Erzählens, die schon an dem ersten Romane Walls aufgefallen war, zeichnet auch dieses Werk aus. Auf jeder Seite des Buches ist der Dichter Herr seines großangelegten und mit unerschütterlicher Konsequenz fortgeführten Planes. Aber die Kunst zu erzählen, hat an Lebendigkeit gewonnen und der Dialog, der in „Morgendämmerung" gänz-

Digitized by Google

lich fehlte, tritt uns hier mit überraschender Meisterschaft entgegen. Was aber vor allem Bewunderung erregt, ich die lebenswahre Charakterdarstellung der Menschen, die uns vorgeführt werden. In Fritzi Hofer ist uns eine Dirnennatur in einer so umfassenden, bis in die geheimsten Falten ihrer Seele hineinleuchtenden Charakteristik dargestellt, daß sie auf dem Gebiete der deutschen Dichtung zu einem Typus ihrer Art hinanwächst. Der edle Baron Helmfried wird zu einer Verkörperung der lebensfremden Humanitätsbestrebungen unserer Tage, bis er, durch die krasse Wirklichkeit ins Herz getroffen, sich mitten im Pfuhle menschlicher Gemeinheit das Glück eines reinen und hohen Lebens zu erringen lernt. Um diese beiden Gestalten gruppiert sich eine abwechslungsvolle Anzahl lebendig geschauter Menschen.

Ganz erfassen in seiner breiten Lebensfülle und seinem Wirklichkeitsgehalte wird diesen Roman allerdings wohl nur der Oesterreicher können, vor allem der Wiener. Denn was an aufregenden Ereignissen oder allbekannten Gestalten, an politischen und literarischen Erscheinungen der letzten vierzig Jahre im Gedächtnis des Oesterreichers weiterlebt, das taucht bald da, bald dort mitten in der Erzählung eines Menschenschicksals überraschend auf. Aber diese Ereignisse sind nicht immer mit der eigentlichen Romanhandlung organisch verbunden. Das mag in dem ersten Augenblicke befremdend und unkünstlerisch wirken, hat aber wohl seine tiefere künstlerische Bedeutung. Denn wie das Leben des einzelnen sich selten in unmittelbarer Berührung mit den großen Ereignissen des Tages und den aufsehenerregenden Persönlichkeiten befindet, so einschneidend auch deren Wirkung sein mag, so bezweckt Wall durch seine mehr oder minder deutlichen Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse oder Personen nichts anderes, als seine Menschen mit dem Horizonte der Wirklichkeit zu umgeben. Das ist ein ungewöhnlicher technischer Versuch, der allerdings auch durch allzu deutliche Geschicklichkeit Gefahr läuft, der rein dichterischen Erfindung entgegenzuwirken. So wird der Roman zu einem, wenn auch nicht umfassenden, so doch reichhaltigen österreichischen Kulturbilde.

Verglichen mit den erfolgreichen österreichischen Erzählern der Gegenwart, wird man sagen müssen, daß Wall wenig mit ihnen gemein hat. Er geht seinen eigenen Weg. Das Liebliche, Dithyrambisch-Lyrische, die graziöse Erotik, das Idyllische oder auch Romantisch-Phantastische vermeidet er. Er steht auf dem festen Boden der Wirklichkeit und ihm ist ein auffallend scharfer Blick eigen, der sich an dem äußeren Schein der Dinge nicht genügen läßt, sondern durch ihre Hülle hindurch zur Wahrheit ihres Wesen zu dringen sucht. Aber Wall begnügt sich auch nicht mit der bloßen Darstellung der Wirklichkeit, sondern als Kämpfer für eine hohe, innerlich und äußerlich freie, sittliche Lebensgestaltung weist er auch auf den Weg der Befreiung. In dieser Hinsicht nähert er sich der späteren Romankunst Tolstois und man würde, wenn er nicht selbst daran dächte, besonders dessen „Auferstehung" zum Vergleiche heranziehen. Aber Walls freie Menschlichkeit ist von jeder evangelistischen Auffassung seines Problems weit entfernt.

Mit dem „Kreuzweg" hat sich Wall in die erste Reihe österreichischer Erzähler gestellt. Aber dieses Werk bedeutet mehr als bloß einen guten österreichischen Roman. Denn nicht bloß sein Inhalt, sondern auch seine künstlerische Form deutet darauf hin, daß hier etwas geleistet wurde, was die großen Meister unseres deutschen Romans als die wahre Aufgabe dieser Kunstform betrachteten. So zeigt auch das Tendenziöse des Romans, das sich in den mit großer dialektischer Begabung durchgeführten Gesprächen über das österreichische Eherecht und die Geschlechtsmoral überhaupt geltend macht, die Rückkehr zur großen Form des Romans: alle Bestrebungen innerhalb des moralischen oder ästhetischen Gebietes in einem Spiegel aufzufangen. Daß die Tendenz nicht in reine Poesie aufzugehen vermag, liegt in ihrem prosaischen, der Dichtung widerstrebenden Charakter und es wäre vielleicht wünschenswert gewesen, dem Ueberwiegen des Logischen durch gegensätzliche Gestalten entgegenzuwirken. Auch hier haben wir gewissermaßen einen Bildungsroman, aber der Held geht nicht durch eine ästhetische Welt, wie sie der Dichter wohl gerne träumen mag, sondern durch die Welt des wirklichen Lebens, watend im Sumpfe der Gemeinheit, der moralischen und geschlechtlichen Verwirrung, bis er schließlich zum Siege über das Leben und zur alleinigen Herrschaft seiner edlen Natur gelangt.

Möchte die ideale Kraft und die sittliche Gesundheit dieses Werkes verstanden und gewürdigt werden!

C. V. Susan (Maria-Enzersdorf b. Wien).

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb Bast & Gerlach G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 23 | Berlin, den 7. Juni 1913 | 42. Jahrgang Band 83.

Berliner Damenschlacht.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Als vor wenig Wochen unser geschätzter Mitarbeiter Ike Spier an dieser Stelle die Untaten der englischen Suffragetten einer energischen Kritik unterzog, da hat wohl so mancher Leser mit Befriedigung daran gedacht, wie sehr die Würde der deutschen Frau in den Schichten unserer Gebildeten über solches Megärentum erhaben ist. Und als im letzten Herbst, da die Fleischnot in den ärmeren Volksschichten ins Unerträgliche gestiegen war, in den Berliner Markthallen die noch heute unvergessenen Fleischrevolten, bei denen ein Heer von Berlinerinnen die hartgesottenen Schlächtermeister mit Würsten und Sonntagsbraten bis zur gefährlichen Körperverletzung bombardierten, da hat wohl mehr als eine Berliner Dame bei sich gedacht: Heldentaten des ungebildeten Volkes . . .

Es ist wahr. Die Damen bei uns tun so etwas auf keinen Fall. Sie sind im Prinzip auch zum guten Teil für eine Art Frauenstimmrecht. Sie sind auch für möglichst billiges Fleisch. Aber sie wissen, was sie ihrem Stand als Dame schuldig sind. Sie stecken weder die Häuser von intransigenten Ministern in Brand, noch schießen sie, sofern sie überhaupt eine Markthalle betreten, in ihrem Aerger über die Unverschämtheit der Schlächtermeister mit Kotelettes.

Aber nun haben wir doch unsere Damenschlacht gehabt. Eine Damenschlacht in des Wortes umfassendster Bedeutung. Denn es waren wirklich ausschließlich Damen, die vom Leder zogen. Und eine Schlacht war es auch, denn die Ambulanzen, fürsorglich vorausbestellt, fuhren hin und her. Und wenn die Krankenwagen mit dem Wegschaffen der verwundeten Damen wenigstens noch einigermaßen fertig wurden, so verdanken das die edlen Kämpferinnen den Männern, die, aus einer imposanten Kohorte berittener Schutzleute bestehend, wenigstens am zweiten Schlachttage für eine übersichtliche Taktik sorgten.

Wenn die Suffragetten in England Ministerhäuser ansengen, dann geht es nur um ein Ideal. Wenn die kleine Bürgersfrau den Sonntagsbraten, den man ihr unter einem gewissen Preise nicht verkaufen will, einfach vom Ladentisch reißt und dem verblüfften Schlächtermeister an den Kopf wirft, so ist das Motiv nur leiblicher Hunger. Aber wenn die Damen der guten Gesellschaft ebenfalls zur veritablen Schlacht übergehen, so handelt es sich um höheren Preis. Und man muß sagen, unsere deutschen Damen sind anspruchsvoll. Erst als mit der Schaustellung der Courschleppe, die Prinzessin Viktoria Luise bei ihrer Trauung getragen, ein wirklich würdiger Kampfgegenstand gefunden war, machten es auch die Berliner Damen wie die Suffragetten in England oder die Berliner Volksfrau in der Halle und kämpften mutig um dies Ideal.

Ein Mißverständnis ist ausgeschlossen. Das Berliner Hofmarschallamt hatte durch Entrichtung eines Eintrittsgeldes dafür gesorgt, daß hier das bessere und „gebildetere" Berlin unter sich bleiben konnte. Die von den Zeitungen ausgesandten Kriegsberichterstatter bezeugen denn auch, daß es sich bei dem wüsten und jeder Beschreibung spottenden Kampf um den ersten Blick auf die Courschleppe ausschließlich um Damen aus der besten Berliner

Digitized by Google

Gesellschaft gehandelt hätte. Seit Jahrzehnten hat kein Berliner Haus und keine Straße eine so gedrängte Flut von stoßenden, schreienden Frauenzimmern gesehen. Und stolz verkündet die höfische Presse, daß die Berliner Schutzmannschaft, die den Verkehr zur Courschleppe zu regeln hatte, einen oft geradezu verzweifelten Stand gehabt hätte, gegen den die Wahlrechtskundgebungen in derselben Straße einst nur ein Kinderspiel gewesen wären.

Dabei begann die eigentliche Schlacht erst im Ausstellungshause selber. Eine wirkliche Prinzessinnentoilette! Daran vorbeidefilieren zu dürfen wie bei einer ausgestellten Fürstenleiche... Noch sehen die Damen kein Zipfelchen... Aber immerhin. Sie sind (historische Atemzüge) mit einer Courschleppe in ein und demselben Raum. Fragen die Suffragetten nach den Schrecken des Gefängnisses? Fürchtet die Bürgersfrau den Zorn des angeschossenen Schlächtermeisters? Wenn es sich um einen wirklich würdigen Kampfgegenstand handelt, sind die gebildeten Damen aus Berlin W ebenso tapfer wie die Suffragetten in England und die Frauen mit den Kotelettes. Und setzet ihr nicht das Leben ein... Nie wird euch das Leben gewonnen sein... Schreikrämpfe. Ohnmachtsanfälle. Was tut's? Man wird eine ganze lange Sekunde lang das Kleid sehen dürfen, welches...

Ein Glück, daß das Hofmarschallamt davon abgesehen hatte, nach bewährter Strumpfbandmethode eine Verteilung des Schleiers vorzunehmen. Dieser erste Schlachttag hätte mit Toten geendet.

Gewisse Menschen fragen immer wieder, woher es kommt, daß gerade aus den gebildeten Kreisen so wenig politisch rückgratstarke Männer hervorgehen. Es sind Männer, die als Söhne so gearteter Frauen bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten von ihrer Mutter menschliche und politische Würdelosigkeit lernten.

Ein Beitrag zur Psychologie der Börse.

Von

Fritz Bandmann (Breslau).

Wir leben in einer Zeit der toten Börsen, die Tendenz wird von Tag zu Tag träger, das bei den Banken so wenig beliebte o. G. (ohne Geschäft) hinter den Werten der Kurstabellen vermehrt sich in erschreckender Weise, und kein lichter Blick läßt die Hoffnung auf baldige Besserung aufkeimen.

Das große Publikum — ohne rechten Wagemut — versucht sich in kleinen Spekulationen, ändert in Anlehnung an hundert verschiedene Meldungen vom Kriegsschauplatz und der Friedenskonferenz ebenso oft seine Ansicht und verursacht so ein sanftes Auf- und Abwogen der Kurskurven. Für die Berufsspekulanten der Börse ist es die rechte Zeit zu friedlichem Verdienen, und die Devise: „Kleiner Nutzen, kleines Risiko" wird ihr zur erfreulichen Wahrheit. Hierbei tritt in sehr lehrreicher Deutlichkeit das Gegenspiel zwischen der Logik dieser Spekulationsgruppe und der Logik des Publikums in die Erscheinung. Die große Menge geht lediglich von der Beurteilung der Politik und des Wirtschaftslebens aus und stützt sich in ihren Börsenunternehmungen auf neueste Nachrichten und unkontrollierbare Gerüchte. Während diese „Wirtschaftslogik" des Publikums allen börsentechnischen Erwägungen meist recht fern steht, läßt sich die „Börsenlogik" der Berufsspekulation in solchen Zeiten von politischen und wirtschaftlichen Ereignissen nur mittelbar beeinflussen, beobachtet vielmehr vor allem die Empfindlichkeit des Publikums und deren Wirkung auf die Kurse.

Wo alle Wirtschaftslogik aufhört — und das trifft wie selten gerade in diesen monatelangen Verhandlungen der Großmächte mit den Balkanstaaten zu —, da fängt die Börsenlogik an. Der Berufsspekulant studiert in Ruhe den sich in den Kurven spiegelnden Stimmungswechsel des Publikums, kauft, wenn dieses durch Verkäufe den Kurs drückt, ver-

Digitized by Google

kauft, wenn falsche Hoffnung die Masse narrt und zu stärkerer Nachfrage reizt. Ob solche Taktik, die ja vorläufig offenbar am Platze ist, noch lange mit gleichem Erfolg angewandt werden kann, ist die Frage. Jedenfalls steht hier die Börsenlogik in konträrem Gegensatz zu aller Wirtschaftslogik und muß sinnlos werden, sobald diese in ihre Rechte tritt. Wer aber kann es wissen, ob nicht wirklich einmal eine der vielen Schreckнachrichten über Mobilmachung und Weltkrieg wahr wird und der vorsichtige Kleinspekulant sich über den rechtzeitigen Verkauf seiner Papiere freuen darf? Noch ist das System nicht gefunden, mit dem ausgerüstet der Rouletteспieler siegessicher die Spielsäle Monte Carlos betreten kann — nicht sicherer agiert mit aller seiner Börsenlogik der berufsmäßige Börsenspekulant, deren mancher — wie die Erfahrung lehrt — an seiner eigenen Klugheit zugrunde geht.

Trotzdem darf man sagen, daß die Berufsspekulation im allgemeinen erfolgreicher arbeitet als die Massenspekulation. Das liegt in der Natur der Sache und ist weniger in der Tüchtigkeit jener Gruppe als vielmehr in der Stellung des Publikums zur Börse begründet. Die große Menge ist fern vom Schuß, sie kann nicht das Gras wachsen hören, wie der unmittelbar am Schauplatz der Handlung tätige Börsenmann — sie kommt daher immer zu spät.

Denken wir uns beispielsweise die Kurssteigerung eines Papieres als Folge einer für die betreffende Gesellschaft wertvollen Fusion — die erste Stelle, wo die Transaktion ruchbar wird, ist natürlich die Börse, und der in diesem Falle mit Recht wirtschaftslogisch denkende Berufsspekulant kauft schleunigst zu billigem Kurse ein. Am Abend oder am nächsten Morgen bringen alle maßgebenden Handelsblätter die Nachricht von umlaufenden Fusionsgerüchten, und das „orientierte" Publikum, welches seine Zeitung sorgfältig studiert, gibt sofort billigste Kauforders auf die besprochenen Aktien. Hier entwickelt sich nun das Bild des Hundes, der sich in den Schwanz beißen will: Die nicht berufsmäßigen Spekulanten können infolge ihrer weiten Entfernung vom Schauplatz der Handlung nur auf starke Töne reagieren; diese aber sind dann für alle Interessierten gleichmäßig vernehmbar, und so ergreift der Gedanke, daß in diesem Augenblick eine billige Kaufgelegenheit sich biete, eine an Zahl sehr große Käufergruppe, die eben lediglich durch ihre gemeinsame Ueberzeugung von der Billigkeit besagten Papiers dasselbe teuer macht. Wie der Hund, wenn er nach seinem Schwanze schnappt, ihn gerade hierdurch mitreißt, so daß er ihn nicht erreichen kann, so treibt das Publikum die niedrigen Kurse durch sein gemeinsames Nachlaufen in die Höhe und verdirbt sich selbst den Kaufpreis. Als dritte Käuferschicht treten dann die sogenannten Mitläufer auf den Plan. Sie sind der Börse am fernsten und reagieren daher erst auf Posaunenstöße — erst eine auffallende Kurssteigerung erweckt in ihnen die Spekulationslust. Sie kaufen unbeirrt zu den höchsten Kursen und rechnen noch mit weiteren Steigerungen, wobei sie der Logik des Trägheitsgesetzes vertrauen, nach dem der Anstoß genügt, um eine Bewegung bis in Ewigkeit zu veranlassen.

Dabei vergessen sie nur leider den Widerstand, und der ist meist sehr bald in dem Abflauen des Interesses für die betreffenden Aktien gegeben, nachdem die erwartete Dividendenerhöhung im Kursstande genügend zum Ausdruck gebracht ist. Während jetzt die Berufsspekulation mit gutem Nutzen zum Verkauf schreiten kann, ist die Verdienstmöglichkeit der zweiten Käuferschicht, der „Orientierten", die sich durch verteuerten Einkauf die Marge verringert haben, schon wesentlich beschränkter. Die dritte Gruppe aber, die Mitläufer, gehen meist leer aus und können noch froh sein, wenn sie ohne Verlust davonkommen.

Selbstverständlich ist die Schilderung dieser Vorgänge, die sich nicht immer in der exemplifizierten Exaktheit abzuspielen pflegen, cum grano salis zu verstehen. Auch hier kann dem klügsten Berufsspekulanten durch unvorhergesehene Ereignisse ein Strich durch die Rechnung gemacht werden und der unwissenden Menge das Glück in den Schoß fallen; solche Ausnahmen aber bekräftigen nur die Tatsache, daß im allgemeinen die Wahrscheinlich-

Digitized by Google

keit des Verlustes zum überwiegenden Teile auf seiten des Publikums liegt.

Natürlich wird diese Erkenntnis, soweit sie überhaupt vorhanden ist, kaum einmal die Spekulationslust dämpfen können; die bloße Möglichkeit eines Gewinnes ist Anreiz genug zum Spiel und wird die Börsenspekulation ebensowenig aussterben lassen wie das Lotteriespiel.

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Von der Sonne, dem wichtigsten Zentralkörper unseres Planetensystems, dessen Licht und Wärme alles organische Leben auch auf der Erde erhält, liegen manche neue und interessante Wahrnehmungen vor. Zunächst sind die bekannten Beziehungen zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecken, die alle elf Jahre ein Maximum erreichen, dem wir uns jetzt langsam nähern, und allen elektromagnetischen Erscheinungen auf der Erde (Polarlichter, erdmagnetische Störungen und elektrische Erdströme) nicht unerheblich auch im meteorologischen Sinne erweitert worden. So zeigen gewisse, mit dem Wetter zusammenhängende Vorgänge in unserer Atmosphäre gleichfalls eine deutliche Abhängigkeit von den Sonnenflecken, die, wie man jetzt weiß, Eruptionserscheinungen mit Wirbelbewegungen auf der Oberfläche unseres Zentralgestirns darstellen. Nicht nur die Häufigkeit der höchsten Zirruswolken, die in etwa 8000 Meter Höhe in der Erdatmosphäre in Form feinster Eiskristalle schweben und im Sommer als Vorboten der Gewitterbildung gelten, steht im Zusammenhange mit der Häufigkeit der Sonnenflecken, sondern nach ganz neuen Untersuchungen gibt es sogar eine mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Beziehung zwischen den Schwankungen des Luftdrucks und der Periode der Sonnenflecken. Man muß daher annehmen, daß von der Sonnenoberfläche elektrisch geladene Teilchen ausgestoßen werden und daß durch jene eigenartige elektrische Fernwirkung unseres Zentralkörpers auch der sogenannte tägliche Gang des Luftdrucks, gemessen durch die Schwankungen des Barometerstandes, beeinflußt wird. Auch über die Größe der Sonnenstrahlung liegen ganz neue Messungen vor, die an besonders günstigen Beobachtungsstellen in Algier und Kalifornien gleichzeitig ausgeführt wurden. Im Durchschnitt beträgt die für die Strahlung maßgebende sogenannte Sonnenkonstante bei einer effektiven Sonnentemperatur von rund 6000 Grad C etwa 2½ Kalorien, wobei unter einer Kalorie diejenige Wärmemenge verstanden wird, die die Temperatur eines Gramms Wasser um 1 Grad C zu erhöhen vermag. Gleichzeitig versteht man unter dem Begriff der Sonnenkonstanten diejenige Anzahl von Kalorien, die bei senkrecht auffallenden und nicht von der Erdatmosphäre absorbierten Sonnenstrahlen auf je einen Quadratzentimeter der Erdoberfläche in je einer Minute fallen. Außerdem konnte sowohl in Algier als auch in Kalifornien einwandfrei eine deutliche Veränderung der Sonnenstrahlung gemessen werden um Beträge von etwa $^1/_{100}$ der Sonnenkonstante. Man kann daher unsere Sonne, die aus fernen Weltsystemen betrachtet auch nur als Fixstern erscheinen würde, ebenso wie alle Sterne als Sonnen fernster Welten aufzufassen sind, für einen veränderlichen Stern halten, dessen Lichtintensität schwankt. Zu gewissen Zeiten ändert sich sogar die chemische Beleuchtungskraft unserer Sonne, insbesondere, wenn durch Vulkanausbrüche auf der Erde auffallende Trübungen unserer Atmosphäre eintreten. Dies konnte besonders deutlich im Sommer des vorigen Jahres nachgewiesen werden, wo sich im Juni und Juli die Lichtschwächung der Sonnenstrahlen in ausgesprochener Weise steigerte.

Der bekannte und auch an dieser Stelle schon erwähnte Zusammenhang zwischen der Periode der Sonnenflecken und allen magnetischen Erscheinungen auf der Erde infolge einer wahrhaft großartigen elektrischen Fernwirkung der Sonne durch den Weltenraum führt uns von selbst zur Betrachtung der auf

Digitized by Google

unserer Erde maßgebenden magnetischen Kräfte. Daß die Erde ein gewaltiger Magnet sei und als solcher wirke, wußte man schon von alters her. Aber auch heute, wo man über die gesamten Wirkungen des Erdmagnetismus oder der magnetischen Richtkraft der Erde ganz genau Bescheid weiß, ist man sich über das Wesen jener geheimnisvollen, unserem Planeten innewohnenden Kraft noch immer im unklaren. Neuerdings konnte nun ein gewaltiger, wahrhaft erdumfassender Plan, der schon Alexander von Humboldt vorschwebte und von ihm in seinem Kosmos behandelt ist, zur wirklichen Durchführung gelangen. Die umfassende magnetische Vermessung der ganzen Erde ist fast vollendet, nicht zum wenigsten durch die großzügigen Arbeiten eines einzelnen nordamerikanischen, durch reiche Privatmittel ausgestatteten wissenschaftlichen Instituts, des von Carnegie begründeten magnetischen Instituts zu Washington. Diese großartige magnetische Vermessung unseres Planeten läßt sich in ihrer erdumfassenden Bedeutung vielleicht nur mit der internationalen Erdmessung vergleichen, die von etwa 24 Kulturstaaten unterhalten wird und ihr Zentralbureau in Potsdam in Verbindung mit dem Geodätischen Institut hat. Der englische Astronom und Naturforscher Halley war der erste, der am Ende des 17. Jahrhunderts auf Grund besonderer Fahrten im Segelschiff über den Atlantischen Ozean eine magnetische Weltkarte herstellte, die alle für die Ausübung der Schiffahrt dringend notwendigen Werte der Abweichung zwischen magnetischer und astronomischer Nordrichtung oder die sogenannten Mißweisungen des Kompasses enthielt. Ferner gebührt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Alexander v. Humboldt das große Verdienst, den für die Bedürfnisse der Schiffahrt notwendigen und zugleich großzügigen Plan angeregt zu haben, durch Schiffsexpeditionen über alle Weltmeere die Werte des Erdmagnetismus zu bestimmen und solche Bestimmungen mehrmals im Jahrhundert zu wiederholen, um auf diese Weise über die ruhelose Veränderung der erdmagnetischen Elemente ein möglichst zuverlässiges Bild zu erhalten. Aber diese erdumfassende Idee Humboldts kam im 19. Jahrhundert nicht mehr zur Ausführung, wenn auch auf einzelnen deutschen, englischen und französischen Schiffsexpeditionen magnetische Vermessungen über verschiedenen Ozeanen erzielt worden sind. Eine umfassende magnetische Vermessung aller Meere fehlte, um das Verhalten der erdmagnetischen Elemente auf See gründlich zu kennen, eine wichtige Aufgabe, nicht nur in praktischer Hinsicht für die Schiffahrt, sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung für unsere Kenntnis von der Erde und ihren kosmischen Beziehungen zur Sonne. Das änderte sich aber mit einem Schlage, als der bekannte amerikanische Mäzen Andrew Carnegie im Jahre 1902 mit reichen Mitteln ein besonderes wissenschaftliches Institut, die „Carnegie Institution of Washington", zur Ausführung neuer großzügiger wissenschaftlicher Arbeiten begründete. Ein Kapital von 100 Millionen Mark, dessen jährlicher Zinsbetrag von 4 Millionen zu $^2/_3$ ausgegeben werden durfte, wurde zur Verfügung gestellt, und als besondere Zweigeinrichtung das unter Leitung von Prof. Bauer stehende magnetische Carnegie-Institut eingerichtet, das die gesamte Erdoberfläche magnetisch vermessen sollte. Schon im Jahre 1905 begann man mit der praktischen Durchführung dieses großzügigen Plans; man charterte ein Segelschiff, baute es für die Zwecke der magnetischen Vermessung um und vermaß mit demselben in den Jahren 1905 bis 1908 eine Strecke von 70 000 Seemeilen mit ganz feinen magnetischen Apparaten. Im Jahre 1909 beschaffte alsdann das Carnegie-Institut eigens für die Zwecke der erdmagnetischen Vermessung ein eigenes Segelschiff, das in ganz besonderer Weise unmagnetisch gebaut wurde. Auf diesem „Carnegie" genannten Vermessungsschiffe besteht der Schiffskörper aus Holz, das gesamte Tauwerk aus Hanf, und alles an Metallteilen aus Bronze oder Kupfer, um bei den Messungen mit den feinen magnetischen Instrumenten keinerlei magnetische Ablenkungen zu haben. Schon jetzt liegen von den Fahrten der „Carnegie" im Bereiche des Stillen, Atlantischen

Digitized by Google

und Indischen Ozeans äußerst wichtige Ergebnisse erdmagnetischer Messungen vor, die an manchen Stellen der Meere sogar Fehler bis zu mehreren Graden, z. B. in der auf den bisherigen Karten verzeichneten Mißweisung des Kompasses, aufdecken konnten. Das sind wichtige Dienste, die das Carnegie-Institut der Weltschiffahrt geleistet hat. —

Lehrertypen.

Von

Dr. Conrad (Charlottenburg).

Kaiser Wilhelm I. soll einmal gesagt haben, den preußischen Leutnant mache uns doch niemand nach. Vielleicht könnte man dieses Wort auch auf den deutschen Lehrer anwenden. Nun zeigt allerdings dieser Stand eine ungeheure Mannigfaltigkeit. Streng genommen kann man gar nicht von einem Stande sprechen, da hier die verschiedensten Gruppen vertreten sind. Da gibt es Dorflehrer und Landlehrer, von denen jeder schon einen besonderen Typus darstellt. Da gibt es Lehrer an Volksschulen, Mittelschulen, sog. höheren Schulen, Universitäten und Hochschulen. Dazu kommen noch die verschiedensten Gruppen der Lehrerinnen, die wiederum besondere Typen darstellen.

Zweifellos herrscht heute in weiten Kreisen ein lebhaftes Interesse für die Pädagogik und ihre Vertreter. Man erkennt allmählich, daß die Erziehung Volkssache ist. Das zeigt sich besonders, wenn man die moderne Literatur betrachtet. Da gibt es eine ganze Reihe von Dramen und Romanen, die sich mit dem Schul- und Lehrerproblem beschäftigen. Ich nenne hier unter den Dramen Max Halbes „Jugend", Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher", Dreyers „Probekandidat", und unter den Romanen O. J. Bierbaums „Stilpe", H. A. Krügers „Gottfried Kämpfer" und Raabes „Horacker". Es ist ein eigener Genuß, die Schule und ihre Lehrer und Lehrerinnen einmal im Lichte der modernen Literatur zu betrachten.*) In den Schulen wird das kommende Geschlecht herangebildet; daraus ergibt sich ihre große Bedeutung von selbst. Hier muß jeder Stellung nehmen, und kaum von einem anderen Gebiete des öffentlichen Lebens gilt das alte Wort: Tua res agitur!

Betrachtet man die Lehrerpersönlichkeiten, wie sie sich in der Literatur und im Leben darstellen, so ergibt sich eine ungeheure Mannigfaltigkeit. Nun gilt ja bei der Erziehung die Persönlichkeit sehr viel, ja beinahe alles. Denn der Lehrer soll nicht nur Kenntnisse übermitteln, sondern erziehen. Darin sind wir alle einig. Wenn man von Menschenerziehung redet, dann kann man gar nichts anderes als diesen Gedanken haben, wie es Friedrich Naumann einmal formuliert: aus dem Menschen, der ein Naturprodukt ist, eine Persönlichkeit herauszugestalten. Das ist der Sinn wirklicher Erziehungstätigkeit. Je reicher und feiner nun die Persönlichkeit des Lehrers entwickelt ist, um so mehr wird sie wirken können.

Doch nicht auf das Einzelne soll hier eingegangen werden, sondern auf das Allgemeine. Es sollen hier einige Lehrertypen herausgestellt werden, ohne daß eine Vollständigkeit beabsichtigt wäre. Das psychologische Interesse steht dabei im Vordergrunde.

Ein moderner Typus des Lehrers ist der Lehrkünstler. Er betrachtet Unterricht und Erziehung nicht als Handwerk, sondern als Kunst. Ebenso wie die Predigt oder der Vortrag, so soll auch die Unterrichtslektion ein Kunstwerk sein. Zweifellos ist die Fähigkeit, auf die Seelen zu wirken, eine Kunst, die nicht gelernt werden kann. Hamlet sagt einmal, es sei viel leichter, das wundervolle Instrument der Seele zu verstimmen, als aus ihm die reinen Akkorde eines echten Charakters zu entwickeln. Man wird hier einschränkend sagen müssen: Unterricht und Erziehung sind zunächst Technik, doch sie können durch begabte Lehrer zur Kunst werden. Der Lehrer ist ebenso wie der Baumeister zuerst Handwerker, und

*) Fr. Pagel, Das Schulproblem im Lichte moderner Literatur. Sonderdruck aus der „Deutschen Schule", 15. Jahrg., und Wohlrabe, Der Lehrer in der Literatur.

Digitized by Google

erst in der Vollendung Künstler. In früherer Zeit war eine Lehrergestalt sehr häufig: der Typus des gelehrten Lehrers, der vor lauter Gelehrsamkeit oft nicht zu lehren verstand. Jeder, der eine höhere Schule besucht hat, wird sich solcher Lehrer erinnern, die zwar den wissenschaftlichen Stoff großartig beherrschten, die es aber nicht verstanden, ihr Wissen mitzuteilen und noch weniger durch ihre Persönlichkeit erzieherisch zu wirken. In unserer Zeit ist ein konträrer Typus sehr häufig: das Genus des methodischen Lehrers, der vor lauter Methodik gar nicht zur Erziehungsarbeit gelangt. Ein anderes Produkt der modernen Pädagogik ist der Lehrpsychagoge, der allen Nachdruck auf die Gestaltung der Schülerseele legt. Solchen Erziehern kommt die neue experimentelle Pädagogik zustatten, die das Seelenleben der Kinder bis ins Einzelste zu erforschen sucht.

Man stellt heute mit Recht die höchsten Anforderungen an die Lehrer aller Gattungen, die höchsten natürlich an die akademisch gebildeten: Hier hat sich der bekannte Schulrat Gaudig in seinen „Didaktischen Präludien" am treffendsten ausgesprochen. Der Lehrertypus, dem nach Gaudig die Zukunft gehört, stellt sich folgendermaßen dar: Der Lehrer beherrscht die Unterrichtsstoffe mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und kennt die in den Bildungsstoffen enthaltenen Bildungskräfte. Er ist im Sprechen und Lesen, im Erzählen und Beschreiben, im Erläutern und Uebersetzen, im Experimentieren und Entwickeln ein Künstler. Sein Ziel ist nicht nur, diese Tätigkeiten vor den Schülern unter ihrer mehr oder minder großen Mitarbeit zu üben, sondern die Schüler durch sein Beispiel und die anderen Hilfsmittel der Kunstübertragung zu einer möglichst hohen Stufe jener Kunstübungen zu entwickeln.

Gaudig kehrt das Verhältnis von Lehrer und Schüler um. Bis jetzt war der Lehrer der Gebende, der Schüler der Nehmende; der Lehrer der Aktive, der Schüler der Passive. „Hier muß, wenn wir gesunden wollen," sagt Gaudig, „eine radikale Verlegung des Schwerpunktes eintreten." In der Schule handelt es sich doch überall um den Schüler; um seinetwillen ist alles da, — auch der Lehrer. Der Schüler darf deshalb nicht eine Marionette in der Hand des Lehrers sein. Das höchste Ziel aller Lehrkunst besteht darin, daß man dem Schüler zum Arbeitenkönnen verhilft und ihn in seiner Persönlichkeitsentwicklung fördert. „Sich selbst ins Passivum und den Schüler ins Aktivum setzen" — das ist die Pflicht des Lehrers. Er soll immer wieder die tiefe Wahrheit des Wortes erproben: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Das ist nicht etwas Selbstverständliches. „Ist der einzelne Erzieher nicht eine Gefahr?" fragt Nietzsche einmal. Die Persönlichkeit des Lehrers kann die Entwicklung des Schülers unter Umständen aufhalten. Sich entbehrlich, überflüssig zu machen, muß deshalb das ernsteste Ziel des Lehrers sein, der selbsttätige Köpfe bilden will. Zweifellos ist in den Gaudigschen Gedanken manches Richtige enthalten.

Der bekannte Münchener Schulrat Kerschensteiner*) teilt die Erzieher nach den Wegen, die sie einschlagen, in vier Gruppen ein. Die erste Art nennt er die Aengstlichen. Sie stecken dem Zögling für alle Handlungen das Ziel und sorgen dafür, daß er niemals einen Schritt vom Wege abweicht. Das ist die Methode unselbständiger Erzieher, kleinlicher Pedanten und bequemer Handwerker. Selbständige Charaktere werden auf diese Weise kaum erzogen werden. Den kontradiktorischen Gegensatz zu den Aengstlichen bilden die Sorglosen. Als Repräsentanten dieser Erziehungstendenz müssen Tolstoi und Ellen Key bezeichnet werden. Man findet das größte Geheimnis der Erziehung darin, das Kind — nicht zu erziehen. Ruhig und langsam müsse man sich die Natur selbst helfen lassen und nur sehen, wie man die der Entwicklung des Kindes entgegenstehenden Hindernisse beseitigen kann. Feste Erziehungspläne und äußerer Zwang zur Arbeit werden von diesen Pädagogen verworfen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Erziehungsmethode der Negation, konsequent durchgeführt, direkt zum

*) Charakterbegriff und Charaktererziehung, S. 131 ff.

Digitized by Google

Abgrund führen muß. Denn die Masse der Individualitäten findet in ihrer kurzen Entwicklungszeit einfach nicht den richtigen Weg aufwärts. Dazu ist ja, sagt Kerschensteiner mit Recht, die Erziehung da, daß sie den Massen die tausendjährigen Irr- und Umwege abkürzen hilft, welche die Entwicklung der moralischen Kultur hat machen müssen, um auf ihre heutige Höhe zu gelangen.

Zwischen den beiden Gruppen der Aengstlichen und Sorglosen stehen die Vermittler, die weder den Weg des absoluten Zwanges noch den Weg der absoluten Freiheit gehen. Man sucht eben zwischen den Extremen die richtige Mitte. Dieser Weg ist wohl der am häufigsten begangene in der Familien- wie in der Schulerziehung.

Als vierte Gruppe von Erziehern nennt Kerschensteiner die Besonnenen. Sie gründen ihr Verfahren auf das Vertrauen. Sie quälen das Kind nicht, sondern suchen es zu verstehen, indem sie die psychologischen Ursachen erforschen, warum die moralische Handlung oder die praktische Arbeit so und nicht anders ausgefallen ist. Selbsttätigkeit und Schaffensfreude sollen in den Kindern entwickelt werden.

Das eben ist das Ziel der modernen Pädagogik: nicht nur die intellektuellen Eigenschaften entwickeln, sondern auch die sittlichen Tugenden: Energie, Ausdauer, Entschlußkraft, Verantwortlichkeit und Selbstkritik. Nicht Buchschule, sondern Erziehungs- und Arbeitsschule! so lautet das Feldgeschrei. Eine Generation von willensstarken, selbständigen Persönlichkeiten heranzubilden — das ist das gemeinsame Ziel aller Lehrer von der Volksschule bis zur Universität. Daraus ergeben sich für jede Gruppe von Lehrern die besonderen Aufgaben.

Die gute alte Berliner Posse.

Von

Julius Bab.

Berlin ist so arm an Kulturtraditionen, daß es das bißchen wirklich lokaler Poesie, das es überhaupt gezeitigt hat, mit begreiflicher Pietät und Eitelkeit festhält. Und daß es auf theatralischem Gebiet vor zwei Menschenaltern eine durchaus selbständige und charakteristische Form gezeitigt hat, ihm so eigen, wie dem Wiener sein ironisch gemütlicher Zauberschwank und dem Pariser die Boulevard-Burleske, das kann und will es durchaus nicht vergessen. Die gute alte Berliner Posse ist zum mindesten für alle Spreeathener der älteren Generation noch ein Stolz und eine Freude — und daß sie eigentlich nicht mehr existiert, ja nicht einmal mehr existieren kann, das geben sie nicht recht zu; vielmehr sind sie unermüdlich bereit, alle noch so schwachen Wiederbelebungsversuche zu loben und zu fördern.

Und doch kann einstweilen die Berliner Posse wohl nur noch als historisches Dokument aufleben, gespielt im Kostüm jener Zeit, da der Coupletsänger scherzhaft übertreibend meinte, „die Stadt werde sich noch einmal bis Charlottenburg ausdehnen!!“ und da die Sechserrentiers mit der Pfeife im Mund aus dem Fenster lehnend dem Wochenmarktstreiben auf dem Gendarmmarkt zusahen. Denn geistig und im tieferen Sinne künstlerisch ist ja dieses „Volksstück“ wie alle seines Genres von außerordentlicher Bescheidenheit — es arbeitet mit den allereinfachsten Motiven, die es in der grobschlächtigsten Weise arrangiert: sehr gute Menschen ärgern sehr schlechte und fallen schließlich damit herein. In des alten Kalisch berühmtester Posse „Berlin, wie's weint und lacht“ gibt es sogar noch höchst sentimental ein edles und unschuldig verdächtigtes Dienstmädchen mit sterbender Mutter, verzweifeltem Vater, Selbstmordversuch, usw. Und dies in einer Technik, die uns in ulkigster Monologmanier alles aufs direkteste und unwahrscheinlichste mitteilt. Aber die allgemein menschlichen Dinge, durch deren Gestaltung eben „Iphigenie“ oder „Penthisilea“ zeitlos fortleben, sie bilden ja auch nicht den eigentlichen Wert. Der ruht ausschließlich in der Masse von lokaler Milieudarstellung, von zeitgenössischen Zustandsbildern, die am Faden dieser gleichgültigen Handlung aufgereiht werden. Nicht die Geschichte jenes Dienstmädchens, sondern der Weinkeller, in dem getempelt wird, der Wochenmarkt mit seinen Hökerinnen und

Digitized by Google

Dienstmädchen, die Polizeiwache mit ihren ulkigen Typen, die ärmliche Dachkammer und das behagliche Bürgerhaus, die nächtliche Kurfürstenbrücke und das Gartenlokal mit dem „Berliner Zauberfest", vor allen aber die Couplets mit ihren hundert lustigen, allgemeinen und speziellen Anspielungen auf allerlei Berliner Leben, sie bilden etwa in der vorerwähnten Posse von Kalisch Wesen und Kern des Werks. Und wo von einer dem Wesen der Stadt und der Zeit kongenialen Laune diese Zustandsbilder festgehalten sind, da werden spätere Generationen mit schmunzelndem Behagen sich in einem solchen Stück das Leben ihrer Väter oder Großväter ansehen. Nicht um sich durch Unvergängliches, ewig Menschliches erschüttern zu lassen, sondern gerade um sich über das höchst Vergängliche und geschichtlich längst Erledigte zu amüsieren, das ja dann nicht nur in Dekorationen und Anspielungen steckt, sondern in einem tieferen Sinne auch in der Rede und Denkweise, im ganzen Temperament des Stückes zum Ausdruck kommt. Ich finde, eine Weltstadt wie Berlin könnte sich von Zeit zu Zeit solch ein lustiges, theatralisches Museumsstück der eigenen Welt wohl leisten.

Ganz etwas anderes aber ist die Frage, ob die Berliner Posse Nachwuchs haben kann, ob ihre Tradition sich ersetzen läßt, ob ähnlich anspruchslose und lustige Volksstücke aus dem Leben der Gegenwart herauszuschreiben sind. Man weiß ja, daß die theatergeschäftliche Spekulation, sogar durch Preisausschreiben immer wieder versucht, diese Gattung heranzuzüchten — aber man weiß auch, daß es immer wieder mißlingt. Die mondäne und leider zu schwach satirische Revue im Metropoltheater-Stil, die idiotenhaft erotische Kostümoperette mit ihren Ausgeburten von Balletteinlagen und Dekorationsscherzen, sie beherrschen den Vergnügungsmarkt. Aber weder sie, noch die immerhin an die Tradition anknüpfende anspielungsreiche Posse, die jetzt im Berliner Theater von Herrn Bernauer kultiviert wird, leisten das, was das alte Volksstück vermochte: Getreuen Ausdruck zu geben dem Leben und der Stimmung eines geschlossenen Volkskreises. Aber liegt das etwa daran, daß solch eine Volksschicht heute nicht existiert? Eine nämlich, die von ausgeprägtem Charakter nud zugleich theaterfähig ist. Der wirkliche Proletarier kommt so wenig wie das luxuriöse Mitglied der oberen Zehntausend für das Volksstück in Betracht: sie haben keine charakteristisch lokale Tradition, und sie sind kein zuverlässiges und harmloses Theaterpublikum. Sie kommen deshalb für den Volksstückunternehmer weder als Objekt noch als Subjekt in Betracht. Das Volksstück lebt vom Mittelstand, und der Mittelstand war um 1850 in Berlin noch eine geschlossene Macht. Vom Maurer bis zum Kommerzienrat gab es einen stark abgestuften, aber in vielen Grundbedingungen des Vergnügens und der Arbeit noch konformen Lebensstil. Diese Einheit ist gesprengt. Der Handwerker ist ins Proletariat gesunken (wenn nicht wirtschaftlich, so doch seinem sozialen Bewußtsein nach); der bessere Kaufmann ist mit seinen Lebensgewohnheiten oder doch mit seinen Ambitionen zum Anschluß an die Luxussphäre der Gesellschaft gelangt, er ist Parvenu, und damit haben beide den Stil verloren, von dem ein Volksstück leben kann, den alten Einheitsstil des Mittelstandes. Heute ist nicht Einheit, sondern Kampf; die unten lassen ihren Lebenszustand nicht als bestehend, nur als Durchgangsstadium gelten (in der Theorie wenigstens)!, die oben schwanken unsicher und haltlos im Mühen um eine herrschaftlich abgegrenzte Stellung. Daß das nicht erst seit heut und gestern so ist, dafür bietet das Berliner Theater augenblicklich ein amüsantes Beispiel: Die Neue Freie Volksbühne spielt jetzt „König Krause" von Julius Keller und Louis Herrmann, eine harmlose kleine Lear-Variante — nicht sowohl eine Parodie der Shakespare-Tragödie, als eine ulkige Uebertragung ins Spießbürgerliche. Es geht natürlich alles schließlich gut, und der Fouragehändler a. D. lebt dann fröhlich bei der verstoßenen Tochter, der Frau des wackeren Küchenchefs. Auch gibt es zwischen Kent (einem braven Wirtschaftsdrachen) und dem Narren (einem betäubend quasselnden Schöngeist) eine glückliche Ehe. Das finde ich ganz lustig, aber den eigentlichen Gehalt des Stücks muß natürlich auch hier das Berliner Leben geben mit kleinbürgerlichem und protzigem Haushalt,

Digitized by Google

mit Landpartien, Dienstbotenhumoren und hunderterlei Anspielungen.

Und da ist es nun amüsant, daß dieses Stück kaum mehr als zwanzig Jahre alt, nach Ton, Stil und Gehalt seiner Milieudarstellung aber wie vor sechzig Jahren geschrieben ist. Diese gemütlichen Rentiers vom Fourage-handel, die ihre Töchter mit Gutsbesitzern und Bankiers verheiraten, diese Landpartie der „Singenden Tulpe" in den Grunewald, diese Tafelprotzerei des reichen Bankiers mit großen Blumensträußen und Galaauffahrt von gemieteten Wagen, dies und hunderterlei anderes, das ist so wenig wie das Berlin von 1913 das von 1893; es ist ein Berlin, das bestenfalls noch 1875 existiert haben mag. Das Interessanteste ist aber der ganz richtige Instinkt der Autoren, der sie wohl unbewußt dazu geführt hat, historisch zu werden, nicht aus ihrer Gegenwart, sondern bestenfalls aus Jugenderinnerungen zu schöpfen — denn anders war eine stilistische Lebenseinheit für ein Berliner Volksstück eben nicht zu gewinnen.

Erste Möglichkeiten, Ansätze zu einer neuen Berliner Posse sind freilich da. Denn so sehr sich der heutige Arbeiter als Genosse, und seinen Zustand deshalb nur als provisorisch erklärt, in Wahrheit hat er doch eine ganze Menge fester, gut bürgerlicher Gepflogenheiten. Und so unsicher, unausgeglichen und geschmacklos die Berliner Bourgoissie noch ist, bestimmte, wenn auch einstweilen komisch-unausgeglichene Lebensformen bilden sich bei ihr doch allmählich heraus. (Diesen letzten Teil neuberlinischer Volkheit findet man bereits vortrefflich abgebildet in den letzten Büchern von Georg Herrmann). Wo nun aber diese Schichten der höheren Arbeiterschaft und des mittleren Bürgertums, verbunden durch die Vielfalt der „angestellten" Existenzen, sich in ihren Lebensgewohnheiten berühren, da wächst der Boden für ein neues Volksstück langsam heran. Die neuen Verkehrsmittel, die Warenhäuser, die neupreußisch waltende Polizei, die modernen Formen des Zeitungs- und Reklamewesens — das sind zum Beispiel schon Punkte, deren lustige Behandlung für einen breiten, neuen Mittelstand gemeinverständlich wäre. Ob dieser Stoff für ein neues Volksstück noch nicht ausreicht, oder ob nur noch das Talent fehlt, das ihn richtig erfaßt, das kann gewiß mit Sicherheit nicht entschieden werden. Ein lehrreiches Beispiel haben wir jetzt in der Posse, die die Zwischendirektion des verkrachten Komödienhauses aufführt, „Hochherrschaftliche Wohnungen". (Verfasser und Regisseur ist der Direktionsteilhaber Toni Impekoren.) Im zweiten Akt nimmt die Geschichte von dem Perleberger Rentier, der nach Berlin will, direkt einen Anlauf zu einem neuen, lustigen Berliner Volksstück. Die Anstreicher, die, mit den Beinen baumelnd, einmütig den „Vorwärts" lesen, die grandios muffelnde Portiersfrau des in nichts funktionierenden hochherrschaftlichen Hauses, der Chor der obligaten Berliner Ruhestörer, das Couplet auf den Warenhausbetrieb — das alles sind Ansätze zu einer neuen Berliner Posse, die gemeinsame Dinge einer großen, mittleren Volksschicht erheiternd wiederspiegeln würde. Aber diesen glücklichen Ansätzen entspricht nachher nur noch die gute Idee eines „Neu-Köllner"-Couplets, das den alten, ehrlich robusten Rixdorfer mit bewußt falscher Vornehmheit variiert. Im übrigen geben die nächsten Akte alles eigentlich Berlinische auf. Es kommen noch leidliche Witze vor, es herrscht ein anständiges, schauspielerisches Niveau, die Regie ist sicher und energisch, die Musik geschickt und flott, und so amüsiert man sich. Aber eine Berliner Angelegenheit ist das nicht mehr. Es sind dumme Geisterscherze aus der ironischen Wiener Zauberposse, und weiterhin jene niederträchtige Kokottenerotik, die bei unseren Theatern jetzt jede volkstümliche Kunstform vergiftet, und speziell das Großstadtbild Berlins verfälscht, in dem für jeden wirklich lebendigen, ernsthaften oder fröhlichen Beschauer das sexuelle Luderleben doch nur ein, weiß Gott nicht dominierender Fleck im Bilde ist. Mit dem neuen Berliner Volksstück, der richtigen Erbin der guten alten Posse, ist es wieder einmal nichts, und man wird warten müssen, ob die Elemente des Berliner Mittelstandes noch weiter zu der hierzu nötigen festen Lebenseinheit zusammenwachsen werden; ob sich die neue Tradition

Digitized by Google

bilden wird. Prophezeien kann man nur so viel, daß wir entweder die große Revolution, die die ganze Organisation unserer heutigen Gesellschaft durcheinander wirft, erleben, oder in absehbarer Zeit die neue, friedliche Konsolidation eines Mittelstandes haben werden. Und erst wenn die wieder gefunden ist, wird sich auch das volkstümliche Talent finden, das der Masse wieder jene anständigen sozialkritischen Lustigkeiten auf dem Theater vermittelt, vermöge deren die gute alte Berliner Posse ein keineswegs unwesentliches Produkt war, wenn nicht der Kunst-, so doch der Kulturgeschichte!

Das entfesselte Schicksal.

Roman
von
Eduard Rod.
(Schluß.)

Mortara wehrte sich äußerst energisch dagegen, dieses Doppelspiel ging gegen sein anständiges Gefühl und empörte seine Rechtlichkeit:

„Treibt man mit der Wahrheit Schacher?“ rief er. „Bei einer Frage, die eine Tatsache zum Gegenstand hat, gibt es keinen Mittelweg zwischen „Ja“ und „Nein“. Zwischen einem von beiden hat man zu wählen, dazu sind wir hier und jeder muß den Mut haben, nach seiner Ueberzeugung zu handeln.“

„Hegt man einen Zweifel, soll man zugunsten des Angeklagten entscheiden,“ sagte Buthier.

„Nicht wenn der Zweifel gering ist,“ erwiderte Condemine.

„Erlauben Sie,“ fiel Mortara ein, „ich hege keinen Zweifel, ich habe eine moralische Gewißheit.“

„Ich auch, aber im gegenteiligen Sinn,“ antwortete Souzier.

„Eine moralische Gewißheit genügt um freizusprechen, nicht um zu verurteilen,“ sagte Pillon. Und Condemine fügte hinzu:

„Jeder urteilt nach seinen Prinzipien.“

Mijoux erklärte, daß er sich Condemines Vorschlag anschließen würde. In seinen Augen verdiente Lermantes zehnmal den Tod, aber schließlich wäre es noch besser, ihn ins Zuchthaus einzusperren, als ihn der Gesellschaft wiederzugeben.

Condemine konnte es sich nicht versagen, hinzuzufügen:

„Dessen schönster Stern er würde.“

„Die Hauptsache ist,“ vollendete Mijoux, „daß ein Verbrecher nicht vom Schwurgericht freigesprochen wird und seine Straflosigkeit so noch auf andere ungünstig wirkt.“

„Die Hauptsache ist,“ erwiderte Mortara, „daß man einen Unschuldigen nicht ins Zuchthaus oder auf das Schafott schickt.“

„Besser ist es, hundert Schuldige freizusprechen,“ sagte Buthier.

Mijoux protestierte wütend:

„Na, das wäre noch schöner, vor allen Dingen kein unbestraftes Verbrechen.“

„Keinen juristischen Irrtum,“ verbesserte Pillon.

„Den gibt es nie,“ entschied Souzier.

In diesem Augenblick richteten sich alle Augen auf den undurchdringlichen Glary. Sein Blick versteckte sich hinter den gesenkten Augenlidern. Seine Züge blieben unbeweglich, seine dicken, behaarten Finger trommelten auf den Tisch. Er hatte sich vorgenommen zu schweigen, und er schwieg, aber seine Meinung mußte er sich schon lange gebildet haben, denn alle Worte glitten wie ein Windhauch an ihm vorbei. Man begann bereits Besprochenes zu wiederholen. Alle Punkte des Prozesses warf man durcheinander und streifte sie flüchtig. Irgendeiner fragte, aus welcher Fabrik Lermantes' Gewehr gewesen wäre. Dann wurde es plötzlich still; man fühlte, daß alles gesagt war. Souzier, Pillon und Mijoux zogen mechanisch die Stimmzettel hervor, andere nahmen Bleistifte oder Füllfederhalter aus ihrer Tasche. Mortara erklärte die Diskussion für geschlossen und man stimmte ab.

Es waren nur fünf „Ja“. Die Ueberraschung war groß. Bei dem Oberst hatte man gezweifelt, aber alle hatten nach Glarys Gesicht geglaubt, daß er verurteilen würde. Durnant und Pillon beglückwünschten sich. Souzier sagte ärgerlich zu dem fröhlichen Conthey:

„Auch ein schöner Sieg!“

Condemine, die Hand im Bart, fiel mit tragischem Gesichtsausdruck auf seinen Stuhl zurück. Buthier schlug ihm scherzend auf die Schulter.

„Dieses Mal haben Sie also noch nicht Ihre Ration Blut — Vampyr!“

Mijoux faßte Klösterli bei einem Rockknopf und stöhnte:

„Wie soll man ruhig zu Hause leben, wenn solche Verbrechen unbestraft bleiben... Es ist eine Voreingenommenheit, alle freizusprechen... Man sollte die Gendarmen ver-

Digitized by Google

abschieden und die Gerichte schließen, dann würde man doch wenigstens Geld sparen..."

Die Klingel ertönte: die Gerichtsdiener hasteten umher. Die Menge schob sich zur Tür hinein.

Condemine warf Sellier einen verzweifelten Blick zu und dieser sagte zu den Umsitzenden:

„Freigesprochen!"

Schnell pflanzte sich das Wort bis zu den Logen weiter und wurde von Mund zu Mund wiederholt. Brévine beruhigte die Kinder von Lermantes mit einer Bewegung, die sie gierig auffingen und übersetzten: „Freigesprochen." Herr Perron sah zu der Baronin Kharo empor, während Herr Rudrit seiner Frau zulächelte, beide verstanden ebenso wie ihre Nachbarn: „Freigesprochen!" Chaussy wütete, während die Journalisten um ihn herum noch schnell ihre Notizen für den gleich erscheinenden Artikel machten. „Freigesprochen." —

Das Wort erfüllte den Saal, es ging von Mund zu Mund, von Bank zu Bank, von kurzen Ausrufen begleitet, gelobt, diskutiert, widersprochen; die einen waren zufrieden, die anderen ärgerten sich. Das Wort pflanzte sich weiter, über die Gänge des Gerichtsgebäudes hinaus auf die Straße. Lermantes las es von Brévines Stirn, der auf sein Hereinkommen lauerte, er las es auf den vorgestreckten Gesichtern, in den Blicken aller, die seine Seele durchwühlten. So hatte sich der erregende Hauch schon zerteilt, als Mortara, das Papier in der linken zitternden Hand, die Rechte auf der Brust, das Urteil aussprach. Wie jemand, der noch nie einige Zeilen vor einem Publikum gelesen hat, trug er die wenigen Sätze so schlecht vor, daß Condemine die Achseln zuckte. Einige Beifallsbezeugungen wurden laut. Der Präsident rief „Ruhe". Paul Lermantes war aufgestanden, tiefatmend blickte er umher, als ob er die Unzufriedenen herausfordern wollte. Renée und Roland weinten vor sich hin. Herr Marnex hatte die Blicke gesenkt und zeichnete mit seinem Stock kleine Kreise auf den Boden. Lermantes hatte sich zu Brévine geneigt, um ihm die Hand zu drücken. Dann hörte er ohne Zittern, ohne freudiges Zucken zu, als ob es sich nicht mehr um ihn handele...

Aus dem „Tagebuch" von Frau de Lusenay.

Dieser Prozeß Lermantes ist nun heute beendet worden. Es war die höchste Zeit! Nichts ist ermüdender als Schwurgerichtssitzungen, besonders im Sommer: die Hitze macht einen noch nervöser und man weiß nicht, ob man es vorziehen würde, zu schmelzen oder zu ersticken. Jedenfalls würde man den Geist aufgeben, wenn man nicht auf das Ende des Prozesses gespannt wäre; aber die Neugierde ist eine Art Fieber, das einen aufrecht hält. Sie veranlaßt einen, wenn man vollkommen erschöpft den Saal verläßt, am nächsten Tage wieder zurückzukehren. Völlig vernichtet, schwört man, nicht wiederkommen zu wollen, aber es zieht einen rettungslos hin, man ist wieder da und — hält es bis zum Schluß aus. Erst gegen vier Uhr wurde das Urteil verlesen, die Beratung hatte sehr lange gedauert. Wenn ich nicht in Gesellschaft meiner Freunde gewesen wäre, hätte ich die Zeit des Wartens sehr unangenehm empfunden. Themis ist in Versailles schlecht untergebracht, aber wenn man mit netten Leuten plaudert, fühlt man sich überall behaglich. Wie es zugegangen ist, weiß ich nicht, man erfuhr den Spruch in demselben Augenblick als die Geschworenen ihn fällten, so daß die Spannung vorbei war, als Mortara es verlas. Schade, daß dieser Maler es wie ein schlechter Schüler stotternd vortrug. Was für ein merkwürdiger Gedanke, einen Künstler für dieses Amt zu wählen! Doch es scheint, als ob darum gelost wird: es ist Gesetz und dann ist nichts mehr dagegen einzuwenden. Uebrigens war niemand erregt, das ist nur bei einer Verurteilung der Fall. Die Freisprechung nimmt dem Prozeß sofort jedes Interesse; es ist zu Ende. Die Episode gehört gleich der Vergangenheit an, sie wird von dem Strom des Lebens überspült und weitergetragen. Eilig sucht man nach anderen Geschichten, denen man sein Interesse leihen kann. Ich frage mich, ob die Hauptheldin, die tagelang über einem Abgrund schwebten, nun ihr ganzes Leben von dieser fürchterlichen Erinnerung verfolgt werden. Ich denke, um es zu wissen, müßte man selbst die fürchterlichen Tage durchgemacht haben, aber diese Erfahrung wünschte ich meinen schlimmsten Feinden nicht... wenn ich welche hätte.

Languards luden mich und die kleine hübsche Advokatin Frau Winkelmatten zum Tee im Foyer ein. Dort kannten sich alle oder fast alle, und da man von demselben Schauspiel kam, plauderte man von Tisch zu Tisch wie in einem Salon. Es war recht amüsant, fast wie bei einer Premiere; ein Teil applaudierte, ein anderer pfiff, aber niemand langweilte sich. Alles, was man von dem Prozeß wußte, oder nicht wußte, wurde besprochen. Was veranlaßte die Freisprechung?... Lavancher versichert, daß die Ursache im gestrigen Theatercoup zu suchen ist, aber Frau Languard meint, daß sie das Resultat der Nachsicht des

Digitized by Google

Staatsanwalts wäre. Vielleicht sagte sie es, um Brévine herabzusetzen. Ich habe immer bemerkt, daß die berufliche Eifersucht eine schreckliche Leidenschaft ist, besonders bei den Frauen. Die Männer mäßigen sich, aber die Frauen kennen keine Rücksicht. Pépinet wußte eine andere Lösung: es scheint, daß Rutor Freimaurer ist und Lermantes auch, ebenso einer der einflußreichsten Geschworenen, ein Versailler Apotheker, der Pillen erfunden hat. Frau Winkelmatten, die Mortaras Bilder bewundert, fragte, wie er wohl abgestimmt habe. Breil kennt ihn ein wenig und vermutet, daß er für eine Verurteilung war. Badile, der immer alles weiß, erzählte, daß bei dem Verdikt sieben Stimmen fünf überwogen. Das wäre nicht sehr glänzend: eine solche Freisprechung befreit Lermantes nicht vom Verdacht.

„Wenn er aber mit einer Stimmenmehrheit von einer Stimme verurteilt wäre," sagte Frau Winkelmatten, „hätte das nicht gehindert, ihn ohne Schonung zu köpfen?"

Diese junge Frau ist ebenso hübsch wie geistreich. Sie hat mir so gefallen, daß ich sie fast eingeladen hätte, aber sie ist zu hübsch, sie würde meine Gäste zu sehr ablenken. Frau Breil erzählte, daß in Amerika die Geschworenen einstimmig urteilen müßten, um einen Spruch zu erreichen.

„Das ist ziemlich gerecht," sagte ihr Gatte, „wenn fünf von zwölf Personen an der Strafbarkeit eines Angeklagten zweifeln, so ist sie nicht ganz erwiesen."

Rechtsanwalt Languard antwortete, daß bei uns eine solche Einheit unmöglich wäre, weil die Geschworenen immer geneigt sind zu verneinen, und auf diese Weise alle Verbrecher der Gerechtigkeit entgehen würden.

Es würde eine juristische Auseinandersetzung gegeben haben, wenn Proz und Lavenne nicht ziemlich erregt dazugekommen wären. Sie hatten in der Nähe des Gerichts gestanden und Lermantes mit den Seinen fortgehen sehen. Lavenne war von dem Anblick mehr bewegt als von dem Prozeß! Ein merkwürdiger Mensch, dieser Lavenne! Unter der Maske des Skeptizismus verbirgt er unglaubliches Feingefühl. Wie er uns die kleine Szene beschrieb! Das war voll Leben, packend, tragisch! Seine Bewegungen zeichneten die Personen in scharfen Umrissen und hauchten ihnen Leben ein, seine Stimme wechselte, wenn er die einzelnen sprechen ließ. Es ist unmöglich, die Schilderung mit der Feder wiederzugeben. Man sah förmlich, was er schilderte. Den Onkel, wie er gleich nach dem Verdikt davoneilte, „sich verflüchtigte", die Gruppe im Vestibül, die auf die Papiere wartete, welche von den Richtern unterzeichnet wurden. Brévine und Charreire waren die einzigen, die sich der Familie Lermantes näherten, während in der davoneilenden Menge die ehemaligen Bekannten sich abwandten. „Eine lebendige Guillotine," sagte Lavenne. Als der Weg frei war, führten sie Lermantes an Brévines Auto, das vor dem Gericht wartete. Und Lavenne hat den Unglücklichen gegrüßt. Auch Proz, aber ohne Ueberzeugung, er empfand bereits das Bedürfnis, sich zu entschuldigen.

„Ein höflicher Gruß verpflichtet zu nichts, nicht wahr?"

„Meiner verpflichtet mich," erwiderte Lavenne. „Ich bin überzeugt, daß er unschuldig ist."

„Ich," rektifizierte Proz, „ich bin überzeugt, daß er freigesprochen ist."

„Was nicht dasselbe ist," bemerkte Frau Breil.

„Oh, es wäre mir ausreichend, wenn ich wüßte, daß die Leute sich damit begnügen," rief Proz. „Aber das ist die Frage."

Badile mischte sich hinein.

„Mit dem Vermögen, das er erbt, werden seine Unternehmungen bald wieder im Gange sein. Er wird eine schöne Reise nach seinen südamerikanischen Häfen machen und wie ein König empfangen werden. Wenn er Ende Dezember hierher zurückkehrt, wird niemand mehr an das ganze denken. Die Leute mit vorzüglichem Gedächtnis werden sich erinnern, daß er bei einer Schwurgerichtssitzung zugegen war, aber keiner wird genau wissen, ob als Geschworener oder als Zeuge."

Es ist möglich. Paris ist unendlich nachsichtig. Von Zeit zu Zeit versucht man strenger zu sein. Aber man weiß schon vorher, daß alles gut ablaufen wird. Lavenne glaubt nicht, daß Lermantes nach der Qual dieser schrecklichen Zeit die Kraft haben wird, sich wieder in den Strom zu stürzen. Er brachte eine seiner gewöhnlichen Paradoxen vor.

„Ein Verbrecher überlebt diese Qualen, ein Unschuldiger stirbt daran."

Proz fing dieses Wort sofort auf:

„Also, wenn er nicht sterben sollte, was werden Sie dann von ihm denken?"

In diesem Moment war einer der Richter, Herr Perron, mit einer eleganten, sehr hübschen blonden Dame eingetreten, einer Ausländerin. — Badile sagte, daß sie sich während des Prozesses kennen gelernt haben und ihre Blicke sich oft im Saale begegneten. Sie bestellten Schokolade. Jemand, den ich nicht kannte, näherte sich ihnen und sagte laut:

Digitized by Google

„Frau d'Entraque liegt im Sterben."

Die Neuigkeit erregte Aufsehen. Man hatte von der Unglücklichen nichts mehr gehört. Man befragte sich über ihre Beziehungen zu Lermantes, niemand wußte etwas Genaueres, aber trotzdem sprach man darüber. Badile meinte, das Verhältnis bestände mindestens drei oder vier Jahre, was Proz an die abscheuliche Geschichte vom Pferderennen erinnerte, bei welcher der Liebhaber dem Gatten half.

„Also wußte der Ehemann Bescheid?"

„Wahrscheinlich," sagte Proz.

„Und weshalb diese Rache?"

„Ein Mysterium des Herzens," antwortete Lavancher.

Und Lavenne, der absolut Lermantes Partei nahm:

...„oder der Börse."

Eine kleine Stille trat ein, man fürchtete mehr zu sagen, als man wollte.

„Nach alledem," sagte Breil, „ist d'Entraque im Gefängnis angelangt."

Pépinet, der immer ein wenig Philosoph ist, meinte:

„Einer nach dem anderen..."

„Bei ihm weiß man wenigstens weshalb," brummte Lavenne.

Frau Breil rief:

„Eine merkwürdige Moral!"

Als Abschluß brauchte diese kleine Frau immer das Wort „Moral".

Danach gab ich das Zeichen zum Aufbruch, ich wollte nicht, daß man das Thema zu sehr erschöpfe: man muß doch auch noch übermorgen bei meinem Diner darüber plaudern können.

Aus der Reichshauptstadt.

Galanterie.

Es war also, wozu in diesen Tagen nicht viel gehört, an einem wunderschönen Frühlingsabende: selbstverständlich nach zehn Uhr abends, da eine frühere Erlebnisstunde für den Schreiber dieser Zeilen nicht in Betracht kommt. Im Treppenhaus flimmert das Licht auf: — der lyrisch Veranlagte hat in diesem Augenblick die Vorstellung, als öffne ein hübsches Mädchen nach längerem Schlummer seine Augen. Die „bei die schlechten Zeiten" nur von dünnen Teppichen beschirmten Marmorfliesen hallen leichte Schritte wider: und man beschließt, um die Schrittmacherin dieser Schritte zu erforschen, noch ein wenig überflüssigerweise am Haustürschloß herumzunesteln, auch auf die Gefahr hin, daß schließlich nur die brave Portiersfrau um die Ecke schwebt. Aber, Triumph, die gute Sache siegt: es ist eine der holden Internationalen, die den Vogelbauer des „Pensionats für In- und Ausländer" im zweiten Stock als Ziervogel mit bevölkern hilft, und die, den Maitrank des lauen Abends im Leibe, scheinbar nicht schlafen kann. Sie ist in großer Gala: unter der knisternden Seidenschlangenhaut des Abendmantels sitzt ein Kleid, das ich nicht bezahlt haben möchte; die Wangen, die offenbar erst eben am Frisiertisch frisch das Erröten gelernt haben, die zierlichen, blanken Haarringel der Frisur stehen zusammen als wirksame „rouge et noir"; an den Goldschuhen merkt man es, daß dieses Fräulein über die Kunst verfügt, zugleich auf großem und auf kleinem Fuß zu leben. Kurz, man beschließt, sich ein wenig die Beine auszureißen und dieser anmutigen Großstadtsylphide den Weg ins irdische Leben zu ebnen. Man wird also wieder jung; man stellt sich auf die längst eingeschlafenen Füße der Galanterie. Ein Druck auf den Knopf läßt das Licht, das brutal genug soeben unmittelbar vor der leicht gebogenen Nase der hübschen Nachtwandlerin auszugehen drohte, wieder aufflammen; und dann stehe ich, den Hut lüftend, wie der Reitknecht neben dem Zelter der Herrin, und statt des schäumenden Rosses halte ich die in den Gelenken bibbernde Tür, damit sie nicht zuschlägt und das zerbrechliche Mirakel dieser Nachtvision irgendwie demoliert. Aber auf mein liebenswürdiges „Prosit" folgt kein „Danke schön". Die holde Dame kürzt meine Dienstminuten nicht im geringsten ab. Sie huscht nicht etwa, um mein Portierdasein zu enden, wie ein Mailüfterl schnell durch die Tür ins Freie, sondern sie hat einem langen Gent mit höckeriger Aristokratennase und lichtem Sportspaletot, der eben hinter ihr am Treppenende eintrifft, noch allerhand Dinge mitzuteilen: „Hast du auch das Täschchen? Und die Handschuhe? Und die Haarnadeln?", so daß mir wirklich nur die Wahl bleibt, ihr nun

Digitized by Google

doch die in den Gelenken zitternde Tür gegen die Nasenspitze wippen zu lassen oder aber die Genüsse dieses Lebensintermezzos „Eine Viertelstunde Portier" bis zu Ende zu kosten. Schließlich — das Auto vor dem Hause brüllte bereits laut und mahnend — verflüchtigte sich die Huldin an mir vorüber mit der Andeutung eines Dankes, der vielleicht mit einem Vergrößerungsglase zu erkennen gewesen wäre. Nur der Gent, wohl gewohnt, die Schulden seiner Begleiterin zu bezahlen, grüßte lächelnd und lächelte grüßend. Aber das war mehr Gemeinheit als Höflichkeit. „Tausend Flüche donnern dir nach .....!"

Meine Leserinnen sind geneigt, die Unhöflichkeit meiner schönen Hausgenossin mit gewissen ihrer moralischen Qualitäten zu entschuldigen. Nun gut; ich lasse diese „Dame mit Gänsefüßchen" und stelle an ihrer Statt eine andere hin, eine Vollblutlady, der zu Liebe ich zwar nicht zum Lakaien wurde, die ich aber auf mein molliges Plätzchen in der übervollen Elektrischen schlüpfen ließ, während ich mich für 45 Minuten gleich dem Mandrill im Käfig an eine der Deckenleisten des Wagens hing. Aber auch hier belohnte kein Blick — oh, diese Vollblutdame hatte Augen, die zu solchem Blick wohl imstande gewesen wären; man sieht sich doch schließlich an, vor wem man aufsteht —, vergalt nur ein kurzes „Danke" mit scharf knackenden Konsonanten meine Selbstkasteiung. Und als ich dann, in allem Körperlichen erschüttert, meine Affenstange losließ, schwor ich mir mit heiligem Eidschwur, den nur Gott gehört: „Nicht mehr zu machen!"

Die Hohepriester der Höflichkeit werden der Meinung sein, daß man diese Tugenden der Galanterie ganz wie das Almosengeben nur um ihrer selbst willen üben soll, und daß man besonders die Pflicht hat, das zartere Geschlecht von jeder Dankespflicht zu entlasten. Aber ich gestatte mir, da zu widersprechen und (im Gegensatz zum Ritter Delorges aus Schillers bekannter Ballade: „Der Handschuh") zu sagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich d o c h!" Eine Reihe dieser Höflichkeiten sind ja unbedingt heftige Nadelstiche gegen das eigene Wohlbefinden, starke Belastungen der eigenen Bequemlichkeit: und wenn der Großstädter, vom Schwungrad einer Beschäftigungsstunde zum anderen geschleudert, sich zwischenein herabläßt, sein Ausruheviertelstündchen in der Stadtbahn, der Trambahn, der Untergrundbahn einer Wildfremden zu opfern, so muß er wenigstens eine Sekunde lang auch wissen, warum. Die Dame wird gewiß nach den rückständigen Gepflogenheiten der Gegenwart nicht immer gleich mit Umarmung oder Kuß quittieren können: aber ein streichelndes: „Ich danke sehr," ein „Sehr liebenswürdig," umgestaltet in die Form eines schnell liebkosenden Blickes — auch wenn die Liebkosende verheiratet ist, ist das noch immer kein Ehebruch —, wird sie sich immer abringen dürfen. Der „Bund für Höflichkeit," von dem es seit seiner Gründung in Berlin so still geworden ist, darf nicht nur männliche Mitglieder erhalten: wir wünschen auch auf diesem Gebiete ehrliche Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib. Man soll doch nicht etwa denken, daß ich hier vom grünen Schreibtisch aus und ohne Materialunterlage zwecklos klugschwätzend verallgemeinere. Die Dame, bei der ich Portier lernte — siehe den ersten Teil dieses Feuilletons —, hat mich nämlich veranlaßt, in acht Stadtbahnkupees, siebzehn Elektrischen und fünf Untergrundbahnen festzustellen, daß — von insgesamt neunundsiebzig Passagierinnen, denen Herren der Schöpfung ihre Höflichkeiten zu Füßen legten — nur elf Damen diese Höflichkeit mit geziemender, ausdrucksvollerer Dankesgeste erwiderten. Dabei — meine in langen Arbeitsstunden gefüllte beobachtende Notizbuchseite lügt nicht — waren es vierzehn Damen, die auf das Entgegenkommen des Herrn (war es nun ein Platzangebot oder etwas Aehnliches) überhaupt mit keinem Dankeswort bezug nahmen, während die vergeltenden Höflichkeiten der anderen Fünfundsechzig unmittelbar vom Eisspinde genommen schienen. Auch ließ sich mühelos statuarisch ermitteln, daß die Galanterie der Frauen in der Treibhaustemperatur der Berliner Stadtbahn eigentlich am besten gedeiht, und daß es gerade die hübschesten und elegantesten Geschöpfe sind, die auf die Zahlungen männlicher Courtoisie am spar-

Digitized by Google

samsten herauszugeben pflegen. Ich hatte ursprünglich die Absicht, mit diesen Zeilen für den Berliner, dessen „Umgang mit Frauen" jüngst wieder einmal von einem Auslandsblatt als plump und stillos hingestellt wurde, eine Lanze zu brechen. Aber nach den Erfahrungen meiner letzten Zeit kann ich es sogar begreifen, wenn einige meiner Landsleute ihr Lebensmotto, das gute Sprüchlein: „Mon coeur aux dames" neuerdings absetzen und ihrem bisherigen Leitmotiv: „Galanterie ist eine Zier" gelegentlich die Zuschlagszeile anfügen: „Doch weiter kommt man ohne ihr." Urbanus.

Neue Bücher.

Paul Enderling, Am Fuß des Berges. Roman. Umschlag- und Einbandzeichnung von Alphons Woelfle. Verlag von Albert Langen, München.

Ein Roman aus der Berliner Bohéme. Ein Maler, ein Dichter, ein Ex-Theolog, ein Lyriker mit ihren teils legitimen, teils illegitimen Gesponsinnen, dazu ein vermögendes Ehepaar, Nervenarzt Dr. Kraatz mit Frau — diese zählt sowohl zu den legitimen, wie auch zu den illegitimen Frauen der Geschichte —, ferner eine Reihe interessanter Nebenfiguren, in Summa — das Milieu stimmt. Es erscheint aber nicht mit Hilfe der üblichen Mittel von Bohéme-Schilderungen so echt, sondern weil diese Typen künstlerischer Drauflos-Wirtschaft insbesondere Menschen, nicht Figuren sind. Und das von Autors Gnaden, der sich als scharfer Beobachter und treffsicherer Darsteller künstlerischer Prägung erweist. Am lobenswertesten aber ist vielleicht, daß Enderlings Bohémegeschichte sich in keine andere Stadt übertragen ließe, — sie ist durch und durch echt berlinerisch, und gerade die Echtheit in dieser Beziehung ist bei dem Gegenstand dieses Romans ein großer Vorzug. Es sei ferner gerühmt, daß auch viel Humor in dem Buche steckt, wenn auch der Ausgang kein humorvoller ist, — da nur einer den Berg erklimmt, während die andern am Fuße des Berges ermattet verkommen.

Arthur Schnitzler, Frau Berta Garlan. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) S. Fischer, Verlag, Berlin.

Das Stoffgebiet und die Kunst Arthur Schnitzlers sind in diesem Werk, das die Bibliothek zeitgenössischer Romane" in ihre Reihen aufnimmt, zu ihrer klassischen Reife durchgebildet. Er erzählt uns in einem echt epischen Stil die Geschichte einer jungen, früh verwitweten Frau, die aus der schuldlosen Ruhe ihrer Existenz gerissen wird: sie begegnet einem Jugendfreund, einem Geiger von europäischer Berühmtheit, den sie vor ihrer Ehe mit der ersten und einzigen Liebe ihrer Mädchensehnsucht geliebt hatte. Aus der Erinnerung an dieses Gefühl gibt sie sich ihm hin und erkennt zu spät, daß sie ihm nichts bedeute als ein flüchtiges Abenteuer und daß sie selber Schuld auf sich geladen habe, weil in ihr die Sehnsucht nach Wonne, nicht, wie ehemals, die Sehnsucht nach einem Kinde gewesen sei. Aus der tiefen Seelenwirrnis, in die sie sich gestürzt sieht, rettet sie der Anblick des tragischen Todes einer Freundin in die Reinheit und den Ernst ihrer eigentlichen innersten Natur.

Nach allen bisherigen Erfahrungen ist der

Beweis

erbracht, daß die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pf., ein vorzügliches Mittel zur Erhaltung eines tosigen, jugendfrischen Gesichts und eines zarten, reinen Teints ist. Ferner macht der

Cream „Dada" (Lilienmilch-Cream

rote u. spröde Haut in einer Nacht weiß und sammetweich. Tube 50 Pf.

KAFFEE HAG

Coffeïnfreier „KAFFEE HAG"
mit der Schutzmarke Rettungsring ist das bekömmlichste Getränk für Gesunde und Kranke.

KAFFEE HAG

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Hohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb Baß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 24 | Berlin, den 14. Juni 1913 | 42. Jahrgang Band 83.

Wilhelm II.

Von

Heinrich Ilgenstein.

„Es ist Meine Pflicht und, solange Ich es kann, werde Ich dafür sorgen, daß dem Lande der Frieden erhalten bleibt."

„Ich habe in meiner langen Regierungszeit mit vielen Menschen zu tun gehabt und habe vieles von ihnen erdulden müssen. Oft unbewußt und leider auch oft bewußt haben sie mir bitter weh' getan."

Kaiser Wilhelm II.

Die Publizistik dieser Woche steht im Zeichen Wilhelms II., des Jubilars. Es gibt kaum einen zweiten Herrscher, mit dessen Person in langer fünfundzwanzigjähriger Regierungszeit die berufenen und unberufenen Vertreter der öffentlichen Meinung sich so immer wieder auseinandergesetzt, kaum einen andern Monarchen, dem aus allen Parteilagern, von den ganz Radikalen bis zu den Orthodox-Konservativen so viel Kritiker erstanden. Seinem Temperament nach ein nimmer Bequemer, dem in sympathischer Weise jede blasierte Gleichgültigkeit fremd, hat Wilhelm II. besonders in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierungszeit wie kein anderer Gekrönter vor ihm die Polemik der Stahlfedern herausgefordert.

Nur diplomatisch kühl abwägende Naturen, die bei jedem Wort nach „unten" schielen, haben eine gute Presse. Wenn heute Wilhelm II., da der Jubiläumsweihrauch zum Himmel steigt, verwundert sagt: „Ich weiß nicht . . Ich habe doch in den fünfundzwanzig Jahren eigentlich immer eine schlechte Presse gehabt . .", so mag er sich damit trösten, daß, so berechtigt und notwendig die Kritik an ihm um des Landes Wohl willen auch war, er diese Kritik erst durch die Ehrlichkeit seines Temperamentes möglich gemacht hat. Noch glätter als das Parkett des Hofes ist das Parkett der öffentlichen Meinung. Eine so aalglatte Diplomatennatur wie der verstorbene Eduard von England mag oft darüber gelächelt haben, wie sein temperamentvoller Neffe auf diesem Parkett gelegentlich ausgeglitten ist. Aber wenn Wilhelm II. nur das Glück gehabt hätte, etwas fähigere „Handlanger" zu finden als die Hohenlohe, Bülow und Bethmann Hollweg, die in dieser fünfundzwanzigjährigen Regierungsfrist wenigstens für spärliche Großtaten gesorgt hätten, man hätte wirklich nicht Zeit und Lust gehabt, jede Temperamentsäußerung dieses Monarchen auf ihre politische Gefährlichkeit zu beklopfen . . .

Berlin glänzt in wochenlang vorbereitetem Festschmuck, und wenn der gekrönte Jubilar am Jubiläumstage (das Hofzeremoniell wird es zu verhüten wissen) sich unter die Bürger des Landes mischte, ihm würde allerorten ein Empfang zuteil, der, fern von dem ach so billig gewordenen Hurrapatriotismus unserer Zeit, auch einmal etwas Ehrliches hätte. Allerorten. Auch da, wo die große Mehrheit wohnt, die die Weltanschauung dieses Romantikers auf dem Thron nicht teilt? Auch da.

Weshalb? Weil die zeitfremde und teilweise fast zeitfeindliche Art, mit der er, der interessiert-moderne Förderer aller technischen und naturwissenschaftlichen Errungenschaften, dem innerpolitischen, religiösen und künstlerischen Fortschritt stets fremd gegenüberstand,

Digitized by Google

wenigstens für seine Person durch die Ehrlichkeit seines Wesens in den Augen jedes Gerechtdenkenden ausgeglichen ist. Weil er neben seiner nicht gerade glorioſen Auslandspolitik, die uns via Agadir und Caſablanka keinen Zuwachs an Anſehen im Rate der Völker brachte, fünfundzwanzig Jahre lang dem nervenaufreibenden Treiben höfiſcher Kriegshetzer trotzend, uns in einer Zeit, da die Maſſe der bereitgeſtellten Mordwaffen ins Unerträgliche geſteigert ward, das Gut des Friedens erhalten hat.

Das iſt ein hohes Verdienſt. Und wenn es „demokratiſch“ iſt, dies nicht anzuerkennen, nur weil Wilhelm II. für die demokratiſche Weltanſchauung nichts übrig hat, dann pfeif ich auf die ganze Demokratie. Gewiß, der Geſchichtsſchreiber unſerer Zeit kann und will die Aera der Intoleranz, die in den letzten zwanzig Jahren wieder über Preußen-Deutſchland gekommen iſt, einſt zum guten Teil auf das Schuldkonto dieſes Königs ſchreiben. Er hat mehr als nötig ſchien, ſtets das Prunkvolle und Dekorative geliebt. Iſt als Redner beſonders in früheren Tagen, da ihn noch nicht bittere Erfahrungen vorſichtig gemacht, in einer das Wohl des Landes oft gefährdenden Art ſtets ein Mann der großen und pathetiſchen Geſte geweſen. Hat unſer religiöſes Empfinden oft genug verletzt, indem er die Religion Andersgläubiger einfach „Unglauben“ ſchalt .. Über dies alles ſind Worte, Bekenntniſſe, Anſchauungen, Unterlaſſungen .. Dem gegenüber ſteht das Poſitive .. Das Poſitive, daß Wilhelm II. — er war jung und tatenfroh, als er zur Regierung kam — zu gewiſſenhaft war, um die Geſte des Redners durch leichtfertige Taten zu krönen. Kriegeriſche Lorbeern... Wen mag das mehr gelockt haben, als den Mann, der ſich ſo gern als Mittelpunkt glanzvoller Veranſtaltungen ſah?

„Mannesſtolz vor Königsthronen“, verbietet es einer gewiſſen Sorte von „Freiſinnigen“, gegen einen König, der nicht ihre Weltanſchauung teilt, gerecht zu ſein. Aber ohne Jubiläumsweihrauch: Fünfundzwanzig Jahre einer der unentwegteſten Hüter des Weltfriedens geweſen zu ſein, das verdient einen dankbaren Gruß auch aus dem Lager derer, denen ihr Kampf um die Freiheit in der Regierungszeit Wilhelms II. oft genug zum Kampf gegen den König ward.

Naturgeſetze der Liebe.

Von

Hans Markow.

Auch in der Wiſſenſchaft iſt der Mangel der Vater aller Tätigkeit, und erſt ganz allmählich geht das Streben der Forſchung aus dem Kampf gegen den Mangel über in das Intereſſe am reinen Erkennen. So beginnt ſelbſt die theoretiſchſte Wiſſenſchaft, die Philoſophie, mit der Moral, mit der Lehre vom Guten und vor allem vom Böſen, ehe ſie ſich der Pſychologie zuwendet, die nur fragt, was für eine Bewandnis es um die Seele habe. Die Medizin ſetzt analog mit der Pathologie, der Lehre von den Krankheiten ein, ſie gewinnt dagegen erſt ganz allmählich ein Intereſſe an der Erkenntnis des Geſunden. Und das iſt begreiflich. Denn dringender als erkennen iſt helfen; aber es verſteht ſich ebenſo darum, weil das Kranke und Abweichende merkwürdiger ſcheint und mehr in die Augen ſpringt als das Geſunde.

Dem allgemeinen Entwicklungsgeſetz hat ſich auch die Erforſchung des Liebeslebens nicht entziehen können, jenes Gebietes, das zwiſchen Philoſophie und Medizin liegt. Auch hier hat das Pathologiſche zuerſt das Intereſſe geweckt, gleichzeitig aber den Blick geſchärft für die oft viel verborgeneren Erſcheinungen des Normalen. Unter dieſen Umſtänden hat Magnus Hirſchfeld, dem noch eben die letzte wichtige Entdeckung auf dem Gebiete der Sexualpathologie gelungen iſt, die Diagnoſe des Transveſtitismus, es unlängſt unternommen, auch einmal das geſunde Liebesleben mit wiſſenſchaftlicher Analyſe zu durchforſchen. Es geſchieht in dem Buche: „Naturgeſetze der Liebe“, Verlag von Alfred Pulvermacher & Co., Berlin W. 30. 1912. Und von vornherein be-

Digitized by Google

rührt es gewiß sympathisch, einen Mann, den wir sonst vor allem als Kämpfer kennen, diesmal bei ganz objektiver Betrachtung anzutreffen. Kann doch, was der objektive Forscher Neues und Wertvolles zu bieten hat, auch derjenige anerkennen, der in praktischen Fragen vielleicht von seinem Standpunkt abweicht.

Um aber eins allem anderen voranzuschicken: Wer Hischfelds Buch zur Hand nimmt in der Hoffnung, eine pikante Lektüre zu finden, der wird enttäuscht sein. Vielmehr ist das ersichtlich aus ernstem Erkenntnisdrang geborene, tiefschürfende Buch auch eine Lektüre für ernste Leser, besonders für solche, die von Berufs wegen oder aus wissenschaftlichem Anlaß irgendwie mit dem behandelten Gegenstand zu tun haben. Das gilt, trotzdem die Darstellung mit bemerkenswerter Frische und Lebendigkeit fortschreitet und häufig in sehr prägnanten Gesetzesformulierungen kulminiert.

Welches aber sind die Gesetze der Liebe, von denen Hirschfeld spricht? Die Philosophie hat danach gefragt, wo eigentlich der Sitz der Seele sei. Und die Antwort hat schließlich gelautet: überall im Körper. So geht es Hirschfeld auch darum zu zeigen, daß eigentlich alle Organe des Körpers für das Liebesleben von Bedeutung sind. Zumal jedes Sinnesorgan kann durch seine spezifische Energie einen Liebeseindruck vermitteln: das Auge durch einen reizvollen Anblick, das Ohr durch den Klang einer Stimme, der Geruchssinn durch den Duft, der von einem anderen Wesen ausgeht, der Tastsinn durch Händedruck und Kuß. Ja, Hirschfeld führt interessante Fälle an, die zeigen, wie auch ein an sich nur zufällig mit einer Person verbundener Augen-, Ohren- oder Geruchseindruck für das Liebesleben von größter Bedeutung werden kann. Daß die Eindrücke der Liebe uns aber von allen Sinnen zuströmen, darin sieht Hirschfelds biologischer Scharfblick eine Sicherungsmaßregel der Natur, die sich überall, wo ihre wichtigsten Zwecke in Frage stehen, nicht auf einen einzigen Weg verläßt, sondern so viele Wege als möglich beschreitet. Hirschfeld stellt ferner den Satz auf: Jedes Tieres feinstes Sinnesorgan ist auch das erotisch empfindsamste und beeindruckbarste.

Im weiteren aber verfolgt der Forscher dann den Ablauf des Liebesprozesses selbst. Und er findet, daß es sich dabei um eine ganz eigentümliche Kette von Vorgängen handelt. Diese verlaufen folgendermaßen: Nehmen wir an, ein reizvoller Anblick trifft das Auge eines Beschauers. Der Reiz ist eine Spannung, die nach Lösung drängt. Die Lösung erfolgt, indem der Beschauer den Kopf nach der Seite hinwendet, von der der Reiz sein Auge traf. Das Merkwürdige aber ist nun, daß die Lösung selbst sich im nächsten Moment bereits als erneute und stärkere Spannung kundtut und ihrerseits zu einer weiteren, noch stärkeren Lösung drängt. Beispielsweise wird der Beeindruckte sich jetzt der ihn interessierenden Person zu nähern suchen. Und so ergibt sich eine Kette. Aus jeder Lösung, die eine Spannung entlasten soll, wird im nächsten Augenblick schon eine neue Spannung, die immer ungestümeren Charakter annimmt und schließlich den ganzen Menschen in ihren Bann zieht. Hirschfeld knüpft an diesen Ablauf eine sehr kluge moralphilosophische Folgerung. Er zeigt, wie oft das, was wir für eine von vornherein beschlossene unmoralische Absicht halten, in Wahrheit gar keine Absicht war; sondern ein Mensch, der mit den Liebeseindrücken anfangs nur zu spielen meinte, gerät allmählich in die Kette der Affekte so hinein, daß seine Handlungen schließlich weit über seine eigene, ursprüngliche Absicht hinausgreifen. Und diese Schlußfolgerung ist darum so wertvoll, weil sie letzterdings nicht nur für die Liebe gilt, sondern zugleich für jeden anderen Affekt. Fast jeder Affekt kann den Menschen weit über seine eigenen Absichten hinausführen: zum Guten oder zum Bösen. Das ist die exakte Formel für Nietzsches: „Doch alle Lust will Ewigkeit!“

Hirschfeld kommt in der Folge auf das, was er ganz besonders glücklich das sexuelle Mimikry nennt. Bekanntlich hat Darwin einen Hauptschutz der Tiere im Kampf ums Dasein darin erblickt, daß sie sich in ihrem äußeren Habitus ihrer Umgebung anpassen. Denn dadurch sind sie für ihre Feinde aus ihrer Umgebung nicht so leicht herauszuerkennen. Diese Anpassung an die

Digitized by Google

Umgebung ist das Mimikry. Und dessen große Bedeutung weist Hirschfeld mit feinem psychologischem Instinkt auch auf dem seelischen Gebiet des Liebeslebens nach. Er liefert damit einen Beitrag zu den Parallelerscheinungen zwischen Natur und Geisteswelt. Aber man kann auch diesen seiner Sätze noch erweitern. Ganz allgemein bildet der gesellschaftliche Brauch, dem sich der einzelne anpaßt, nämlich eine Schutzschicht, unter der sich die verletzlicheren, persönlicheren Seelenregungen bergen. Auch hier gehen Hirschfelds Anschauungen in ihrer Geltung und Bedeutung also weit über ihr engeres Gebiet hinaus und in die allgemeine psychologische Theorie hinüber.

Mit wie sicherem Blick der Verfasser aber auch für üblich das gesellschaftliche Moment im Liebesleben durchschaut, an einer Stelle übersieht er es dennoch. Er fragt, ob in der Liebe die Uebereinstimmung oder die Verschiedenheit stärker anziehe, und er kommt zu dem sehr richtigen Resultat, man sucht in verschiedener Nuance das Gleiche; gleiche und verschiedene Elemente müssen einander mischen. Aber er folgt trotzdem weitgehend einer Statistik, welche nach einigen hundert Fällen berechnet, daß bei den meisten jungen Ehepaaren Mann und Frau einander ziemlich ähnlich sehen, und er führt diese Tatsache zugunsten der Meinung an, daß Aehnlichkeit vor allem anziehe. Indessen: entscheidet denn bei den Eheschließungen die Liebe allein? Oder ist es nicht vielmehr eine Folge der gesellschaftlichen Verhältnisse, daß meist Persönlichkeiten von gleichem Stande und von gleicher Schicht einander heiraten. Durch die Abstammung beider Ehegatten aus gleichen Rassen und Schichten mag sich ihre Aehnlichkeit also in erster Linie erklären.

Hirschfeld spricht sich noch aus über die Verschiedenheit dessen, was zwei Menschen, die einander lieben, unter Liebe verstehen, über Reliquienverehrung und Fetischismus, über Teilanziehung, Vererbung, Hemmungen, Eifersucht. Man sieht, es ist eine reiche Fülle von Fragen, die er berührt, und mit seltener Schärfe der Beobachtung paart sich in der Behandlung aller Partien der Weitblick eines philosophischen Arztes. Darin folgt Hirschfeld den besten Traditionen seines Faches von Hufeland her. Zum Beweise mögen folgende Sätze aus seiner Darstellung herausgehoben sein: Man liebt und haßt nicht aus Gründen, sondern man sucht und findet Gründe, wo man liebt und haßt. — Die Sublimierung der Liebe hat man sich nicht zu denken als ein Aufsteigen der genitalen in die zerebrale Sphäre, sondern als ein Nichtsinkenlassen seelischer Vorgänge in geschlechtliche. — Liebende wünschen die Geliebten oft anders als sie sind, ohne zu bedenken, daß, wenn sie so wären, wie man sie möchte, man sie voraussichtlich nicht lieben würde. — Der sexuell Befriedigte ist seßhaft, bodenständig, der sexuell Unbefriedigte heimflüchtig, ruhelos. — In Griechenland führte man die Anziehung der Naturelemente auf die Liebe zurück; seit Goethes „Wahlverwandtschaften" suchen wir die Liebe auf die Anziehung von Naturelementen zurückzuführen.

Durch alle Teile seines Buches hindurch betont Hirschfeld, und hier spürt man das geheime Pathos des Kämpfers, daß die Liebe nicht allein der Fortpflanzung und der Zukunft dient, sondern von der Natur auch gewollt ist zur Bereicherung des persönlichen Daseins der Lebenden, ferner als festeste soziale Hilfsbindung zwischen zwei Menschen und als Mittel, einander körperlich und seelisch über sich hinauszusteigern. Und aus solchen Anschauungen zieht er auch die ethischen Konsequenzen. Er warnt gleich sehr vor verarmender Askese und vor Ausschweifungen, die das kostbarste Gut, die Liebeskräfte, vernichten. Er sieht also in der alten aristotelischen Lehre von der Mitte zwischen den Extremen das Richtziel, das für den einzelnen wie für die Allgemeinheit zu gelten hat. Und darin können wir ihm nur bedingungslos zustimmen. — Alles in allem: Hirschfelds Buch bedeutet einen ganz markanten Fortschritt für unsere Erkenntnis des Liebeslebens, sowohl was die Analyse des Liebesaffektes betrifft, die er völlig neu begründet, als in der philosophischen Durchdringung des Tatsachenmaterials.

Digitized by Google

Das Gerhart Hauptmann-Festspiel.

Von

Richard Rieß.

Man hatte Besorgnisse gehabt, als man hörte, daß Gerhart Hauptmann beauftragt worden sei, das Festspiel für die Breslauer Jahrhundertfeier zu schreiben. Die einen, weil sie fürchteten, der Weberdichter werde nur mit schwacher Lunge zum Hurrarufe ansetzen, wir andern in heißer Bekümmernis, der Dichter könne sich dazu treiben lassen, sich selber zu vergewaltigen. Nun ist am 31. Mai in der riesigen Jahrhunderthalle die Hülle von dem neuen Werke gefallen, 5000 Menschen konnten es betrachten: bewundern oder verurteilen. Hauptmanns Festspiel hat den leidenschaftlichen Atem der Werke, die entweder große Sympathien oder glühenden Haß erwecken müssen. Niemand kann ihm kühl gegenüberstehen, denn es bringt so etwas durchaus Neues in seiner Art, es ist so ganz unkonventionell in seiner Anlage, daß auch der unkritische, laienhafte Zuschauer Stellung nehmen muß.

Hauptmann hat dem Ganzen den Rahmen eines Puppenspiels gegeben und sich in der Ausführung des eckigen Hans Sachs-deutschen Knittelverses bedient, der die Sprache zwar vielfach ein wenig vergewaltigt, anderseits aber auch dazu beiträgt, den derben Holzschnittcharakter des Ganzen zu wahren. Es haben sich viele Leute über diese Art der Anlage das Maul zerredet. „Es sei unwürdig, so machtvolle Erinnerungen wie die an die Freiheitskriege durch ein Puppenspiel zu degradieren", und „die Verse seien eine Schmach". Nun, eines ist durch das andere bedingt. Die kantigen Knittelzeilen gehören solange zum Puppenspiel, solange es eben ein Puppenspiel gab. Aber — meine besten Herren — sind nicht alle Dinge letzten Endes klein? Schrumpft Menschentum und Menschenwollen nicht zu Puppendimensionen zusammen auf der Bühne des — Welttheaters? Hauptmann läßt den Herrgott selber als Puppenspieldirektor auftreten. Sie, patriotische Kunstkritiker, Sie selber haben ja ihre von ihrem Verlage gut bezahlte Religiosität (wie ich hoffen will), und werden mit Hauptmann doch übereinstimmen, wenn er die Menschen als Puppen in Gottes Hand betrachtet? Also, fort mit diesen Einwänden!

Hauptmann hat eine neue Art von Festspiel geschaffen. Statt „Patriotismus", Byzantinismus und hyperbolische Verherrlichung hat er — Wahrheit gegeben. Hat die Dinge so hingestellt, wie sie waren, wie sie sich abgespielt haben. Er beschränkt sich darauf, Bilder zu zeichnen. Verschmäht, feinere Zusammenhänge zu geben, verschmäht überhaupt eine dramatisch-psychologische Vertiefung der Figuren, die bei ihm — Puppen bleiben. Stein, Gneisenau, Kleist, Fichte, Hegel und viele andere Männer treten auf, sagen ihr Sprüchlein wie aufgezogene Automaten. Aber aus diesen Reden, die in äußerst glücklich treffender Zusammenfassung diese Männer in ihren Lehren und Anschauungen charakterisieren — stellt sich ein Bild zusammen: der Hörer sieht die Zeit und ihre Bewegungen. Er sieht die Schlaffheit des deutschen Bürgertums im ersten Dezennium des 19. Jahrhunderts, sieht, wie sich der fortschrittlich-aufrüttelnde Geist allmählich Bahn bricht und Gehör schafft und schließlich als „deutscher Gedanke" über Napoleon triumphiert. Ist das nicht patriotisch? Ich dächt's doch. Freilich, der König und seine Getreuen werden nicht im bengalisch-beleuchteten lebenden Heiligenbilde zur Schau gestellt. Dank sei Hauptmann dafür! Und seine vielgescholtene Verhimmelung Napoleons? Nun, Hauptmann hat die Dinge geschildert, wie sie auf einen aufgeklärten, vorurteilslosen Menschen, der für überragende Größe, Genialität und Individualität einen Blick hat, wirken müssen. Und der kann an den Korsen nicht vorübergehen, ohne in Anbetung einer übermenschlichen Erscheinung einen Augenblick zu verharren. Napoleon, der als 12jähriger Knabe den Erdkreisel mit hartem Peitschenschlag jagend, in die Revolutionsszene hineinstürmt, wird von dem faszinierten Pöbel zum Kaiser ausgerufen, das geschieht etwas plötzlich, gewiß. Aber diese Szene hat doch etwas Großes. Sie leitet mit Meistergeschick auf das Kommende über, auf die Zeit, wo Napoleon

Digitized by Google

als Eroberer halb Europa durchzieht, wo er den Strohpopanz des deutschen Kaisertums zertrümmert. Eine Gestalt wie die des Welteroberers mußte im Vordergrunde eines Festspiels aus der Unterdrückungs- und Befreiungskriegszeit breiteren Raum erhalten. Und — spricht nicht die überragende Größe des Feindes um so lauter für die, die ihn schließlich doch überwanden??

Weniger glücklich erschienen mir die allegorischen Häufungen, die sich in dem Festspiele finden. Die Szene des deutschen Karnevals, in der das deutsche Kaisertum verspottet und von Napoleon in seiner symbolischen Verkörperung zertrümmert wird, bleibt in vielen Fällen ihrer Details völlig unverständlich. Ueberflüssig ist auch die griechische Pythia, die den Conférencier Philistiades, der meistens die verbindenden Erklärungen zwischen den einzelnen Bildern gibt, durch ihre Weissagungen überflüssig macht. Nicht recht glücklich ist wohl auch der Schluß, der die deutsche Mutter, die um ihren in Rußland gefallenen Sohn klagt, erst als Allmutter Germania zum heiligen Kampfe aufrufen, dann aber sich plötzlich in Athene, die Göttin der Kultur, verwandeln läßt, damit sie dem deutschen Volke die Segnungen einer Friedenskultur weise.

Durch das Stück geht trotz alledem ein großer Zug. Hier wird die Tat nicht gepriesen. Die Tat preist sich durch sich selbst. Das Festspiel ist ein Kunstwerk von hoher kulturhistorischer Bedeutung. Neben dem Zyklus 1813 von Ernst Lissauer ist es zweifellos der höchste künstlerische Beitrag zur Jahrhundertfeier.

Reinhardt ist allerdings viel, sehr viel von dem Riesenerfolge der heiß bejubelten Premieren zu danken gewesen. Gibt doch das Werk der Regie geradezu entscheidende Aufgaben. Das ganze Volk ist sein Held. Das ganze Volk mußte auf die (stufenförmig aufsteigenden, durch Vorhänge getrennten) drei Bühnen gebracht und wirksam gemacht werden. Und das hat Reinhardt verstanden. Seine Massenszenen waren nicht nur Bilder, sie *lebten*. Man gewann doch den Eindruck, daß diese Volksmenge, deren Ekstasen gellten, höhnten, jauchzten, in Wahrheit die Rolle des Helden verkörperte. Wie diese Menge sich gegeneinander bewegte, wie ihre Worte, sich selbst aus sich selbst gebärend, weit tönten und anwuchsen, wie ihre Bewegungen in anschwellendem Rhythmus groß wurden und abflauten, das zeigte die Arbeit des genialen Meisters. — Die Darstellung war nicht so unbedingt zu preisen. Reinhardt hatte seine stärksten Truppen daheim gelassen. Und außer den starken Eindrücken der Ludwig Hartau-Napoleon und der Dietrich-Athene gab es wenig Ueberragendes.

Bühnenbilanz 1912/1913.

Von

Julius Bab.

Wieder ist ein kleinster Teilabschnitt der Theatergeschichte zu Ende. Kleine Nachspiele beweisen nichts; das Theater hat nun für ein paar Monate Ruhe. — In der einstmals „Kammerspiele“ getauften Filiale des Reinhardtschen Unternehmens spielt man jetzt einen Schwank, der sich von den normalsten Kadelburgs sehr dürftig dadurch unterscheidet, daß man ihn erst aus dem Holländischen hat übersetzen müssen, was doch bei Gott die Mühe nicht lohnt! — Am kleinen Wannsee, unweit Potsdam, belohnt Herr Rudolf Lorentz eine ausgedehnte Landpartie durch ein schönes Beispiel für die Unmöglichkeit des eigentlichen Naturtheaters. Denn er macht keine harmlosen Kostümfestspiele im Freien, wie die auf dem Brauhausberg, von denen ich letzthin sprach; er führt Grillparzers „Medea“ auf: auf einem Sandfleck mit Gebüsch im Hintergrund, hineinhopsenden Sperlingen und herübertutenden Dampfern; auch Kinderfräuleins und Gartenarbeiter wirken zuweilen ungebeten mit. Wenn die Darsteller einem den Rücken zuwenden oder aus psychologischen Gründen anders als Fortissimo sprechen, versteht man keinen Ton, wenn eine Interieurstimmung verlangt wird, so hat man bestenfalls eine Veranda, und wenn das Haus in Flammen

Digitized by Google

einstürzen soll, so läßt man einen Reisighaufen qualmen. Bildmäßige Wirkung zu erreichen, ist völlig ausgeschlossen, und die Sonne zeigt auch keinerlei Neigung, in der Beleuchtung den Stimmungsansprüchen Grillparzers zu folgen. Wo bei alledem die Ueberlegenheit der Naturbühne über das geschlossene Haus stecken soll, ist nicht einzusehen. Die Ventilation ist allerdings besser. Aber das ist wohl kein ästhetisch ausreichender Gesichtspunkt.

*

Was aber bleibt? Was ist in unserer Erinnerung das Fazit dieses Berliner Theaterwinters 1912/13? — Ein sehr lebhaftes Gedächtnis hat er sich gesichert in jedem sozialen, organisatorischen Sinn oder — Unsinn. Eine solche Fülle frivoler, sinnloser Neugründungen und höchst berechtigter Konkurse, wie sie dieser Winter gebracht hat, war in Berlin doch noch nie erhört. Ein wüstes, vollkommen gewissenloses Spekulationstreiben, in dem kein Mensch um kulturelle Werte oder auch nur um volkswirtschaftliche Solidität bekümmert ist, das ist das vornehmste und das trübste Wahrzeichen dieses Theaterwinters. — Und inmitten dieses kunstfremden Strudels von Gründungen und Zusammenbrüchen ragt als düsteres Mal der Tod Otto Brahms, des Theaterleiters, der zwei Jahrzehnte lang durch alle Klippen geschäftlicher Nöte seine Bühne im Fahrwasser einer bestimmten Idee, eines persönlichen Pflichtgefühls, einer kulturellen Kunstanschauung gesteuert hat. Sein Erbe wird geteilt, und ob Barnowsky, der das Haus, Rittner, der unter der Firma einer Sozietät das Ensemble übernimmt, mit der gleichen, zuverlässigen Treue neue, lebendigere Ideale verfechten werden, das müssen wir abwarten. Sicher ist, daß die beiden, die dem Berliner Theater den Brahm ersetzen wollen, eine ernsthaftere Konkurrenz für Reinhardt bedeuten werden, als der lebendige Brahm sie in seinen letzten müden Jahren gewesen ist, und daß solch Ansporn dem Reinhardtschen Unternehmen dringend not tut. Zwar als außerberlinischer Allerweltsregisseur hat Reinhardt in diesem Jahr seine eigentlichen Bühnen nicht ganz so vernachläßigt wie früher. Zwischen der Stuttgarter „Ariadne" und dem Breslauer Festspiel hat er sich doch für eine Reihe wirklich wertvoller Berliner Leistungen Zeit genommen. Zu dem doppelten Shakespeare, dem Strindberg und dem Tolstoi muß mehr als Maeterlincks unkindliches Kinderstück Karl Sternheims sehr witzige Bürgerkomödie gezählt werden, wenn man Reinhardts Verdienste um dramatische Dichtkunst in diesem Winter überschlagen will. Aber freilich, viel lebendige und deutsche Dichtung ist nicht darunter. Die dramaturgische Ausbeute der beiden Bühnen ist gering, und das rein theatralische Prinzip des Hauses, die Entfaltungsmöglichkeit des Regisseurs als obersten Wert einzusetzen, beginnt auch für das Ensemble verhängnisvoll zu werden. An weiblichen Kräften ist schon seit langem Mangel, so daß das reiche, aber unfertige Talent der Mary Dietrich mit ganz unadäquaten Aufgaben überlastet werden mußte; von den Männern ist nach Kayßler nun Wegner gegangen, und Bassermann soll folgen. Es bleibt von tragenden Schauspielern pathetischen Stils dann nur noch Moissi, der bei aller Genialität mit seinem nervösen Grundton leidender Schwäche nicht den Stil eines klassischen Ensembles angeben kann. Wenn der Regisseur Reinhardt aber glaubt, die großen Aufgaben dramatischer Kunst ohne ebenbürtige Schauspieler lösen zu können, so geht er einer bösen Enttäuschung entgegen — und wir mit ihm.

*

Eins freilich muß man bei allen Bedenken den Reinhardtschen Bühnen auch diesmal wieder zusprechen: Sie haben nicht nur in der Qualität das relativ Beste, sie haben auch in der Quantität das weitaus Meiste von allen Berliner Theatern geleistet: 14 zum Teil szenisch sehr schwierige Neuaufführungen. Man muß damit einmal wieder unser sogenanntes „Königliches" Schauspielhaus vergleichen, das außer dem höfischen Festspiel und zwei fälschlich so genannten, kaum durch schlechte Umbesetzungen bemerkbaren „Neueinstudierungen" im ganzen zwei gottverlassene Jambentragödien und drei Lustspielchen von äußerster Gewichtlosigkeit herausgebracht hat. Diese Jahresarbeit des sozial und

Digitized by Google

materiell bestgestellten Instituts beweist denn doch nicht nur einen Mangel an Geist und Geschmack, sondern einfach an Arbeitslust, den kaum eine andere Berliner Bühne erreicht. — Selbst Meinhardt und Bernauer, die jetzt durch Erwerbung einer dritten Bühne (des Komödienhauses) zum Großbetrieb übergehen, haben sich nicht so gewissenlos auf den Lorbeeren ihrer erfolgreichen Schlager ausgeruht und haben mit Ibsen- und Shakespeare-Aufführungen der Kunst einige etwas ungeschickte, aber wohlgemeinte Komplimente gemacht. Und ehe Barnowskys „Kleines Theater" durch den Riesenerfolg seines immerhin glänzend inszenierten „Professor Bernhardi" festgelegt wurde, hat er doch durch Thomas „Magdalena" uns eine gute Bühnenarbeit und eine mehr als gute Schauspielerin, die prachtvolle kleine Centa Brè, gezeigt.

*

Indessen, das sind Dinge, an die man sich bei gutem Willen erinnern kann. Was hat der ganze Winter gebracht an Theater-Erlebnissen, die in uns wohnen als ein schöner Besitz, der sich von Zeit zu Zeit selber in beglückender Weise meldet? Was von allem Dargebotenen hatte solch höchsten Rang? —? Shakespeares Heinrich IV. im Deutschen Theater? Es bleibt keine einzelne, überwältigende Situation, keine einzelne überragende Gestalt, kaum Wegners prachtvoller, problematischer König; aber es bleibt freilich das ganze Bild einer in unendlichem Reichtum vorüberflutenden dichterischen Fülle, es bleibt der fortreißende Zusammenklang dieser hundert Variationen des Heldenthemas, von denen Reinhardts fast vollständige Inszenierung nur ganz wenige unterschlug. Was bleibt noch? Neben dieser ehernen Königswelt der finstere Rundturm des Strindbergschen Totentanzes: Die beiden abgekehrten Gestalten, langgestreckt in ihren Stühlen, mit den Knöcheln die grausige Langeweile ihrer Zeit zerhämmernd. Dann Tolstois Fedja auf seinem Lager, in den rosigen Sumpf seiner Träume einsinkend, während die Zigeuner das Lied vom Abendrot singen. Und dann höher, klarer, gewaltiger aufgerichtet, weil ganz aus einem Körper hervorbrechend, und noch im Leiden eine Kraft verkündend: das Bild der Else Lehmann als Rose Bernd in hundert Variationen, strahlender Frauenfreude, fester, lächelnder Resignation, mit vor Angst zuckenden Lippen, in krampfhaft hysterischer Verlogenheit (mit dem entsetzlich köchinnenhaften Blumenhut auf dem Kopf), und schließlich mit dem furchtbar donnernden Fluch auf den Lippen und dem hochgereckten Arm, der die Balken vom Dach zu reißen scheint. Das ist wohl die lebendigste, die größte Erinnerung des Theaterwinters. Was bleibt ebenbürtiges daneben? Nur von fern leuchtet noch in leiser Erschütterung das Bild jenes Augenblicks, da die klagende Ariadne vor ihrer Höhle den Gott des Todes erwartet, während in brausenden Klängen der Herr des Lebens herannaht.

Das ist alles, was die vielen Aufführungen dieses Winters an wirklich groß geformten Bildern menschlichen Seins in uns zurückließen. Vielleicht ist es wenig; aber es ist genug, um uns zu versichern, welche herrlichen Möglichkeiten seelischer Bereicherung, welche unvergleichlichen Kräfte lebendiger Erweckung in der Theaterkunst, dieser Kunst des sichtbar verkörperten Geistes schlummern, und wie sehr man deshalb trotz allem hoffen, fordern und sorgen muß, daß dies hohe Gut reine Pflege erfahre.

Die Tragödie des Weibes.

Von

El-Correï.

Gäbe es keine Sünde, so fehlte es auf Erden an Tragödien. Hätten wir alle die Standhaftigkeit und Weisheit des Guten in uns, so blieben die großen Erschütterungen des einzelnen sowie des gesamten Seelenlebens aus, und das Leid der Erde erwüchse nur aus betrübenden Konsequenzen des Unabänderlichen, für das der Laie das Wort ‚Schicksal' oder ‚Fatum', der denkende Indier — der Buddhist den Begriff ‚Karma' hat, während

Digitized by Google

der Gläubige den Willen eines lebendigen Gottes herrschen läßt!"

An diese Worte ihres früheren Literaturlehrers Kleinbier mußte Madame in letzter Zeit viel denken. Sie sah dabei im Geiste das furchige Gelehrtengesicht des alten Aesthetikers, mit dem grauen Moosbart, der großen Nase und den braunen Schnupftabaktropfen an den haarigen Nasenlöchern. — Sie hörte seine brüchige Stimme, aus der eine Welt des Verzichtes sprach, und sah die zerrissenen Kanten seiner rotwollenen Pulswärmer, die seine bedrängten wirtschaftlichen Verhältnisse verrieten.

Und wenn in ihren Gedanken das Bild des Mannes so klar heraufgekommen war aus ihrer Erinnerung, dann sah sie auch sich im Geiste wie in einem Spiegel. Sie sah sich wie damals in der Literaturstunde hinter dem abgeschabten Schultische sitzen, ernst, der Aesthetik zugewandt, Verachtung für die niedere Sphäre des materialistischen Alltagslebens im Herzen.

Man hielt sie für ein gescheites, charaktervolles Mädchen, und ihr Vater sagte oft: „Du hast meine geistige und seelische Natur geerbt, meine Tochter!"

Der Vater war ein gelehrter Mann gewesen, hatte sich der Astronomie gewidmet und eine wissenschaftliche Entdeckung gemacht. Die Welt war zu klein für seine Ideen, und seine Bücher verstand niemand. — Die Fachkritik schwieg, um sich offenbar keine Blöße zu geben; der Autor zuckte die Achseln und schrieb ein noch unverständlicheres Werk.

„Nach meinem Tode werden sie mich würdigen!" sagte er zu seiner Tochter und trank zufrieden seinen guten Portwein.

Editha glaubte an die große Bedeutung ihres Vaters; nur die böse Welt nannte ihn einen Einfaltspinsel und Narren.

Als der verkannte Mann jäh an einem Herzschlag starb, stand seine Tochter allein und weltfremd im Leben. Sie war noch jung und ein schönes, ernstes Weib. Ihr Vater hatte ihr auch ein beträchtliches Vermögen hinterlassen, das schon lange in der Familie war und für das sich noch nicht der Verschwender gefunden hatte.

Ein ganzes rundes Jahr trauerte Editha in ihrem einsamen Heim, umgeben von den Büchern, Globen, Karten, astronomischen Instrumenten und Tabakspfeifen des Vaters. Sie trennte sich von keinem Stücke seines ehemaligen Besitzes, sogar die leeren Portweinflaschen ließ sie nicht hinter dem Ofen seines Arbeitszimmers wegräumen. — Dann aber machte sich bei ihr eine Erholungsreise nötig, und sie fuhr mit ihrem Trauerkleide in die schöne, weite Welt hinaus, ohne Gardedame und ohne Jungfer, allein mit der vom Vater geerbten geistigen und seelischen Natur und seinem Scheckbuch.

Sie bereiste Tirol und die grüne Steiermark, Oesterreich und Oberitalien. Sie stieg gern Berge und strebte zur Höhe; auch das hatte sie vom Vater geerbt. Sie schrieb ein Tagebuch über ihre Reise, obgleich sie die Schilderungen, die sie sich selbst lieferte, viel besser in bereits gedruckten Büchern gefunden hätte. Aber sie liebte, ihren eigenen Gedanken und Erwägungen Ausdruck zu verleihen — sie hatte ja die geistige Natur ihres Vaters...

Wo sie erschienen, hatte sie Beachtung, ja Aufsehen erregt. Schöne junge Weiber können sich nicht auffallender machen, als mit Trauerkleidern und einer tiefernsten, verschlossenen Miene.

Editha wollte jedoch durchaus nicht auffallen. Sie forderte nur von ihrer Umgebung Respekt und die feinere Rücksichtnahme auf sie als Frau.

Allein — man nahm sie als „interessante" Frau. — Die Damen, mit denen sie in der Eisenbahn, in Logishäusern, an der Table d'hote, im Gebirge oder im Tale zusammenstieß, schlugen stets einen mitleidigen, achtungsvoll neugierigen Ton gegen sie an. Die Männer bewunderten ihre körperliche Ausdauer, ihre Schweigsamkeit, ihren Teint, ihre Gestalt und ihren sicheren, stolzen Gang. Die Künstler indessen verfolgten sie als Studienobjekt. Der bat um die Erlaubnis, ihr „gedankenvolles" Profil zeichnen zu dürfen, jener versuchte ihre „romantische" Lebensgeschichte zu erfahren, da er die Notwendigkeit empfand, seinen vielen schlechten Romanen einen neuen hinzuzufügen,

Digitized by Google

zu dem ihm aber noch Thema, Hauptfigur und Milieu fehlte.

Der jetzt notleidende Romanfabrikant war ein eleganter, sehr redefertiger Herr, und mit ihm trat zum erstenmal die Versuchung an Edithas stilles Herz heran.

Er hatte feuchte, begehrliche Augen, eine einschmeichelnde Stimme, bewegliche, beringte Hände und ein vielsagendes, unreines Lächeln, das seine Unmoralität und die Niedrigkeit seiner Gesinnung verriet.

Sobald sich Editha über die Bedeutung dieses Lächelns, das sie beunruhigt hatte und fast verblendet hätte, klar geworden war, wendete sie sich empört von dem Manne. Sie packte ihre Sachen und brach auf, ihn beim Abschied verächtlich schneidend.

Zum erstenmal hatte sie das Prinzip des Gemeinen auf ihrem Wege gefunden, dicht vor sich, und ihre eigene Reinheit schauderte davor zurück. Sie stand noch fest in ihrer Moral und warf den Feind derselben mit der Kraft einer selbstverständlichen Treue gegen sich selbst zurück.

Das Erlebnis — es geschah in Mailand — nahm ihr die Lust, noch mehr von der Welt zu sehen. Sie endete ihre Reisebeschreibung mit einem pessimistischen Aphorismus (einem moralischen Alt-Jungfern-Seufzer) und kehrte in ihr einsames Heim zurück, zu der Hinterlassenschaft ihres Vaters, zu seiner Bibliothek, zu den Globen, zu den Atlanten und leeren Portweinflaschen...

Eines Tages bekam sie Besuch.

Das Mädchen brachte ihr eine Karte, auf der mit einem geschlungenen Schnörkel lithographiert war: „Professor Wilhelm Schubert".

Es wird ein Bekannter des Vaters sein! dachte Editha und ließ den Professor bitten.

Als er aber vor ihr stand, wußte sie sofort, daß sie diesem Manne vor nicht langer Zeit irgendwo begegnet war. Seine stolze, hohe Gestalt, sein ernstes und doch mildes Gesicht mit dem ergrauenden Barte und dem roten, tafelfreudigen Munde war ihr nicht unbekannt.

Er reichte ihr auch vertraulich die Hand und sagte mit tönender, zufrieden klingender Stimme: „Ich hatte das Vergnügen, Ihnen auf meiner letzten Reise zu begegnen — in Mailand! Heute nahm ich mir die Freiheit, Sie aufzusuchen und nach Ihrem Ergehen zu fragen!"

Jetzt wußte sie, wer er war und dankte erfreut für seinen Besuch. Sie nahm — vor ihm sitzend — seine Karte und sagte: „Ihr Name war mir ganz fremd! Die stets flüchtige Vorstellung in der Reisewelt läßt uns meist die Namen überhören! Sie wurden dann nur ‚Professor' tituliert, und ich ließ mir auch daran genügen! Wie geht es Ihrer Frau?"

„Ich bin verwittwet! Schon recht lange!" antwortete er ruhig, ohne die Tatsache mit einem affektierten Seufzer zu entheiligen.

„Verzeihung!" Sie war erschrocken errötet. „Ich glaubte, eine Dame an Ihrer Seite gesehen zu haben!"

„Ich reiste mit meiner Schwester!" antwortete er wieder so ruhig und ließ seinen milden, freundlichen Blick auf Editha ruhen.

Der Blick tat ihr wohl und seine Nähe beglückte sie. Sie fühlte, daß er ein persönliches, freundschaftliches Interesse an ihr nahm, und das tat ihr — der so Einsamen — gut.

Als sie mit ihm vor des Vaters großer Bibliothek stand, erzählte sie mitteilsam von dem Wirken und Schaffen ihres Vaters und schenkte dem neuen Freunde eins der unverständlichen Bücher.

„Ich nehme es, weil's aus Ihrer Hand kommt!" sagte er. „Ob ich je den Inhalt würdigen kann, weiß ich nicht; ich verstehe nicht alles, was geniale Köpfe denken und aussinnen!"

Sie sah ihn erstaunt an. War er nicht Professor wie ihr Vater? Und ihr Vater hatte nie zugegeben, etwas *nicht* zu verstehen.

„Sie sind nicht Professor der Naturwissenschaft?" fragte sie erregt.

„Man nennt mich so!" erwiderte er und strich lächelnd den Bart von den roten Feinschmeckerlippen. „Man nennt mich so, aber in Wahrheit bin ich mehr ein naiver Bewunderer und anbetender Freund der Natur, als ihr — verbohrter Verleumder! Denn wir verleumden ihre Größe und Erhabenheit, sobald wir uns unterfangen, sie mittels vager Logik

Digitized by Google

und beschränkter Geistesgaben in Systeme zu zwingen, indem wir sie in Fetzen reißen und verkleinern wollen! — Apropos, mein Fräulein," lenkte er in anderem, aber nicht minder heiterem Tone ab, „Sie hören nichts mehr von Ihrem Ritter, dem — wie hieß er doch?" Er schnippte mit den Fingern.

Editha erriet, daß der Romanfabrikant gemeint war. Ihr stieg das Blut ins Gesicht, und ohne den Namen zu nennen, antwortete sie: „Ich höre nichts mehr von ihm!"

Er blätterte in dem unverständlichen Buche und erwiderte in seiner ruhigen, offenen Art und mit der steten Beimischung von Freudigkeit, die jede seiner Aeußerungen begleitete, und die auf die Vermutung brachte, daß diesem Manne alle Dinge zum Besten dienten und er niemals eine Enttäuschung zu beklagen hatte —: „Das ließ sich erwarten — ja, das ließ sich erwarten, mein Fräulein! Wir fürchteten damals alle, Sie würden dem windigen Skribifax mehr Vertrauen schenken und bedauerten, nicht das Recht zu besitzen, Ihnen die Augen über seine Windigkeit zu öffnen. — Aber endlich waren Sie doch selbst feinfühlig und verständig genug, sich zurückzuziehen... Ja, das war ebenso feinfühlend als verständig!"

Seine blauen, weltfrohen Augen sahen fast liebevoll auf sie nieder. Sie aber bemerkte diesen Ausdruck seiner Augen nicht. Sie schämte sich vor dem Manne, vor der Bibliothek des Vaters und vor den Globen an ihrer Seite.

Die Reisegesellschaft hatte sie beobachtet und ihr Verhalten kritisiert. Sie hatte das nicht geahnt. Sie schämte sich ihres Feingefühls und ihres Verstandes, den man an ihr gerühmt. Sie schämte sich, ein — begehrtes Weib zu sein... So rein war sie noch.

— — — — — — — — — — — — —

Schon nach vier Wochen, nachdem sie dem Professor einmal bei einem Oratorium, einmal bei einer Vorlesung über das Thema „Der Tod und was dann?" und einmal in einem Regenguß ohne Schirm begegnet war, schon nach diesen wenigen Begegnungen machte ihr Professor Schubert den Heiratsantrag, und zwar schriftlich.

Er hatte eine kleine, sehr zierliche und saubere Schrift und beobachtete eine maßvolle Ausdrucksweise. Er schrieb nichts von Liebe, aber sein ganzer Brief atmete die Wärme innigster Freundschaft. Und unter dem Eindrucke dieser innigen Freundschaft gab sie ihm nach kurzer Ueberlegung das Jawort.

Bald darauf heirateten sie.

Sie lebten sich aber nicht so schnell miteinander ein, da sie sich zu wenig kannten und nur gemeinsame Interessen auf dem Gebiete des Geistigen hatten, die wohl ihre Gedanken verbanden, aber ihre innersten Naturen nicht einander näherbrachten. Sie standen in einem schier behutsamen Verhältnis zueinander, und ihre intimeren Empfindungen verbargen sich hinter Respekt und Ergebenheit. Sie harmonierten, aber sie waren nicht *eins*. Der erfahrenere Mann, der sich auch bereits ausgelebt hatte, fand diesen Zustand mit philosophischer Heiterkeit „ideal"; Editha hingegen dachte noch nicht daran, daß es anders sein konnte, obgleich sie manchmal eine Leere in ihrem Leben spürte. Sie glaubte dann, ihr fehle ein Kind, aber dieser Gedanke zog sie nicht zu ihrem Gatten hin — im Gegenteil.

Editha kleidete sich jetzt sehr elegant — der Gatte, der das Wohlleben in jeder Form liebte, wünschte das. Auch ließ sie mit einer losen Frisur den Reichtum ihres schönen Blondhaares sehen. Sie trug Locken an den Schläfen und Ohrringe.

Und sie sah ebenso majestätisch als weiblich schön aus, als sie sich geschmückt hatte, um den aus dem Auslande zu Besuch kommenden Sohn ihres Gatten zu empfangen. Sie trug ein kornblumenblaues, glänzendes Kleid, dessen starke Farbe und starker Glanz durch einen Ueberwurf von schwarzem, besticktem Tüll gedämpft wurde.

Professor Wilhelm Schubert sah sein Weib zufrieden an und küßte ihre Hand. Er sagte ihr nicht, wie schön sie sei. Aber er bückte sich dienstwillig und nahm ein weißes Fädchen vom Saume des neuen Kleides. „Noch etwas von der Schneiderin!" sagte er, als mache er einen feinsinnigen Witz, und trug das Zwirnendchen sorgsam zu seinem Aschenbecher.

Digitized by Google

Der Sohn kam.

Er war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, dem Vater wenig ähnlich, aber dennoch ein bildhübscher, lustiger Bursche. Und seine Studentenmunterkeit brachte einen neuen Frühlingswind ins Haus.

— — — — — — — — — — —

Und die Zeit war gekommen, da Madame ihres alten Literaturlehrers Kleinbier gedenken mußte und seiner Bemerkung über die Ursache der Tragödien. „Hätten wir alle die Standhaftigkeit und Weisheit des Guten in uns, so blieben die großen Erschütterungen des einzelnen sowie des gesamten Seelenlebens aus!“

Das Seelenleben der Frau begann zu erschüttern... Sie hatte nicht die Kraft und nicht den Willen, der Tragödie vorzubeugen, die sich eingeleitet hatte. Ja, mit einer gewissen neugierigen Spannung erwartete sie die Entwicklung derselben und weinte — wenn sie weinte — weniger aus Angst oder Verzweiflung, sondern aus *Sehnsucht*.

Professor Wilhelm Schubert ahnte nichts. Er lachte fröhlich über die Courschneiderei seines Sohnes und schien sich über das richtige Verhalten seiner verständigen Frau keine Sorgen zu machen.

Und hierin lag der Fehler, den er als guter Psycholog — und er hielt sich selbst für einen solchen — nicht hätte machen dürfen.

„Bin ich zu alt, um noch von einem jungen Mann geliebt zu werden? Bin ich ihm so gleichgültig, daß er nicht eifersüchtig wird auf den Glanz der Jugend, der seine Person verdunkelt?“

Unter den Wehen dieser bitteren und zugleich süßen Reflexionen ward in Editha das Weib geboren, das noch geschlafen hatte. Ihre große, keusche Kühle und die ernste, stille Klugheit ihres Wesens schmolzen unter dem heißen Atem der erwachten Lebensbegierde und bedeuteten nichts mehr.

Und der schwüle Tag der Klärung kam.

Editha saß am Fenster, und ihre weißen, großen und vollen Hände hielten die Handarbeit. Vor ihr stand der jüngere Wilhelm und plauderte. Seine tadellosen Zähne leuchteten weiß zwischen den roten, jugendfrischen Lippen unter dem koketten Schnurrbärtchen. Bewundernd ruhten seine glänzenden Augen auf der Frau, und sein ganzes Wesen atmete warme Erregung.

Durchs Fenster kam der warme, begehrliche Hauch des Frühlings; der Sonnenschein fiel in schrägen, gelben, blendenden Strahlen durch den Dunst eines versiegten, lauen Regens. Es roch in der Luft nach fruchtbarer Erde und nach Veilchen — das langgezogene „huiih“ der Stare ließ sich hören.

„Die Sonne webt Ihnen eine Gloriole!“ sagte jetzt der junge Mann und neigte sich mehr dem schimmernden Frauenhaupte zu. „Sie sind eine Heilige, und ich — —“ Er seufzte, aber seine Augen blieben hell.

„Hoffentlich mein — Prophet!“ sagte sie, ohne ihn anzusehen.

„Ihr Prophet? Natürlich... Prophet und mehr! Ich bete Sie an und küsse den Saum Ihrer Kleider!“ und er bückte sich schnell und berührte tatsächlich mit seinen Lippen ihren Rocksaum. Indem er sich wieder aufrichtete, küßte er ihre Hände und Arme, aber alles geschah mehr theatralisch als feierlich und paßte zu dem fast mutwilligen Tone, mit dem er vorhin seine Anbetung versichert hatte.

Editha aber war selbst zu erregt, um das wahrzunehmen. Sie hatte erschreckt aufgeschrien, als er ihr Kleid geküßt, wie wenn ihr ein Leid geschehen sei. Jetzt wehrte sie seinen Küssen und schob mit beiden Händen seinen Kopf fort. Dabei fühlte sie die Weichheit seiner Haare und die Wärme seiner Wangen. Sie sah seinen frischen, feuchten, halb geöffneten Mund mit dem weißen Gebiß vor sich — und ein fremder Durst brannte auf ihren Lippen, in ihrer Kehle.

Und dennoch schob sie ihn fort und sagte stammelnd: „Willy, was tust du?“

Er stand jetzt wieder aufrecht und lachte glücklich, als sei ihm ein Kunststück gelungen. „Ich tat nur, was *ich* nicht lassen konnte!“ sagte er. Und noch einmal ihre Hand küssend, setzte er leiser hinzu: „Wie soll ich Ihnen auch anders meinen Dank ausdrücken?“

Sie sah ihn fragend an, da sie nicht wußte, wofür er ihr dankbar war. Da ging aber die

Digitized by Google

Tür auf und der Professor trat ein. — Edithas Herzschlag stockte. Sie fühlte: die Tragödie erfüllte sich... Der Gatte trat so schweigend ein, als wisse er, welcher Szene er den peinvollen Konflikt bereitete.

Der jüngere Wilhelm aber trat zur Seite und zündete sich eine Zigarette an.

„Du bist also hier, Willy?" fragte endlich der Professor, nachdem er eine Weile stumm und mit aufgeregtem Blick den Sohn angesehen hatte, und zwar ohne sich von der Tür fortzubewegen. „Komme einen Moment mit mir! Auch ich möchte mit dir sprechen!" Seine Stimme klang zornig. Keinen Blick richtete er auf seine Frau.

Editha wollte aufspringen und sich zwischen die Männer werfen. Sie wollte ihre Mitschuld eingestehen — aber wie Blei lag's ihr in den Gliedern. Sie sah das blasse Gesicht ihres Mannes und erstarrte innerlich in Furcht vor seinem gerechten Zorn. Und daneben erhob sich in ihr ein zuckendes Mitleid mit dem Manne, der sein Weib verloren hatte...

Der Sohn warf jetzt in widerwilligem Gehorsam die Zigarette durchs Fenster. Er war dunkelrot im Gesicht geworden bei der Aufforderung des Vaters, und seine muntere, zuweilen dreiste Miene wich dem Ausdruck unangenehmer Verlegenheit. Zu Editha aber sagte er noch leise, bevor er ging: „Jetzt muß ich ins Feuer... Ich — ich darf doch auf meine — Heilige und deren Beistand rechnen?!"

Sie starrte ihn verständnislos an. Er aber drehte sich schon entschlossen um und war in der nächsten Minute mit dem Professor hinter der Tür verschwunden. —

Der Professor sprach laut, erregt und anhaltend, die Stimme des Sohnes war nicht zu vernehmen.

Lauschend saß Editha noch am Fenster und hielt die Hände krampfhaft im Schoße zusammengepreßt. Sie wollte nicht von ihrem Platze weichen. Sie wollte sich hier finden lassen von ihrem Richter; denn als solcher würde Schubert vor sie hintreten.

Sie nannte ihn in ihrem Gedanken bereits nur Schubert. Er war ihr plötzlich fremd geworden und stand ihr fern — so fern.

Sie war vor ihm im Unrecht — ja! Sie hatte ihm einst Treue gelobt. Aber sie war inzwischen eine andere geworden, und diese andere litt unter dem knechtischen Schwure...

Sie war stark und würde ihn brechen.

Jetzt war des Professors Stimme ganz nahe der Tür. Diese bewegte sich jetzt — der Professor kehrte allein zurück.

Er kam direkt auf seine Frau zu und streckte ihr die Hand hin. Sein Gesicht war jetzt rot, sein Blick scheu und verfinstert.

„Ich danke dir, Editha!" sagte er mit kurzem Atem. „Nun? Warum nimmst du meine Hand nicht?"

Sie knüllte ihre Handarbeit zusammen und neigte tief das Gesicht. Sie zweifelte im geheimen am Verstande des Gatten und an ihrem eigenen. In ihrem Kopfe war ein Surren und Hämmern und Schreien, als höre sie eine ganze Volksmenge johlen.

Der Professor aber setzte sich in den Stuhl, den sich vorhin der Sohn herbeigezogen hatte, und sprach, während er in den blauen, aufgeklärten Himmel starrte: „Wohl empört mich der grenzenlose Leichtsinn des Jungen, und ich begreife, daß auch du nicht entzückt bist von dem Ansinnen, das er an dich gestellt hat... Aber, Kind, was ist zu tun? So fatal es mir ist, so muß ich bekennen, daß ich aus eigener Kraft die Sache nicht aus der Welt schaffen kann!.... Und wenn du gesonnen bist — und Willy gab mir das ja zu verstehen — so darf mein Stolz nicht ablehnen!... 's ist ja ein Heidengeld... ich stehe wirklich für meinen Sohn verlegen vor dir! So ein Schlingel! — Hier ist die Zusammenstellung der ganzen Pastete! Sieh dir's in Ruhe an, mein Kind!"

Editha nahm schweigend und wie im Traume die Papiere, die er ihr reichte. Sie sah wie mit offenen Augen schlafend auf sie nieder, und die Buchstaben und Zahlen schienen ihr auf dem Papier wild hin und her zu tanzen. Sie dachte nichts. Aber in ihrem Kopfe legte sich das wirre Getöse — und aus der nebligen Stille ihres Denkens stieg allmählich ein kaltes, häßliches Begreifen empor...

— — — — — — — — — — — — —

Sie bezahlte die Pastete: Rechnungen über 5000 und Spielschulden über 12000 Mark.

Digitized by Google

Der Professor bekam wieder sein zufriedenes, tafelfrohes Gesicht, und Willy küßte ihr die Hände. Singend und pfeifend packte er dann seinen Koffer, denn sein Urlaub war zu Ende. — Als Editha kurz vor seiner Abreise unvermutet in die Küche kam, fand sie Willy bei der Köchin, von der er zärtlich Abschied nahm.

Editha errötete und ging stumm hinaus.

Er küßte die Köchin mit demselben Munde, den er auf ihre Hände gepreßt hatte, weil diese Hände nicht leer waren.

Ihrem Gatten gestand sie nichts. Sie lebte still und in stolzer Ergebung an seiner Seite und litt nur im geheimen an der Tragödie ihrer Schwachheit, Eitelkeit und Verirrung.

Sie litt darunter, weil sie nicht vergessen konnte, noch wollte. Sie holte die Erinnerung hervor, wenn sie einsam mit ihrer Stickerei saß, und atmete den Duft ihrer Sünde ein, wie den Duft welker Blumen, die sie an Jugend, an Glück und Liebe erinnerten.

Sie hatte geliebt — und das war ihr die Jugend.

Und sie hegte diese zu spät erwachte Jugend in der Erinnerung und — bereute nichts.

Das Gefühl des Schuldbewußtseins vor ihrem ahnungslos zufriedenen, respektvoll selbstsüchtigen Gatten hatte sie schnell verloren. Was ging ihn ihre Jugend an, nach der er nie gefragt, um die er sich nie gebangt, die ihm gleichgültig — gleichgültiger war als eine gute Trüffelsauce oder Lachs mit Champignons?"

Sie bereute nichts. Und wenn der Professor bei Tisch von seinem Sohne — dem Schlingel — sprach, lächelte sie nachsichtig*).

Aus der Reichshauptstadt.

Stadion-Weihe.

Das Berliner Stadion ist ein neuer Schritt auf dem Wege zur Bewältigung der Dimension. Es entwächst als ein typisches, eng dazugehöriges Kulturglied dem Neu-Berlin der Sportpaläste und Theaterarenen, der Warenhausstadtviertel und Sechstagerennen, die es an ethischem und moralischem Wert natürlich weit überragt. Es ist die einprägsamste (nebenbei auch als eine autobiographische Notiz wertvolle) Leistung der Reichshauptstadt von 1913, die jetzt in einem fanatischen Kult des Körperlichen begriffen ist, nachdem sie vor dem Altar des Geistigen sich müde gekniet hat und auch mit jenem Intermezzo, das sich auf die Pflege des Luxus bezog, schon fertig zu sein scheint. Man wollte klug, dann elegant ... jetzt will man gesund sein! Immerhin: es liegt auch Schönheit in dieser letzten Berliner „Richtung", die mehr an den Biceps als an das Gehirn, mehr an den Diskus als an den Diskurs denkt. Zum mindesten ist die neueste Szene dieser Richtung prachtvoll: das neue Olympia, das Stadion, das sich der von der Mode am meisten auf den Schild erhobenen Rennbahn Berlins, der „Grunewald-Rennbahn", anschmiegt und von dem jüngst verstorbenen Baurat March, der wohl auch ein gewichtiges Wort bei dem geplanten Opernhausneubau mitzusprechen gehabt hätte, aus einem Stück Grunewaldsandwüste hervorgezaubert wurde. Der gewaltige Eindruck ist schon da, wenn man nach einem in der Hitze lähmenden Spaziermarsch durch des Deutschen Reiches Streusandbüchse aus den Katakomben der Tunnelunterführungen über die breiten Treppen emporsteigt und nun das lichtgraue, in seiner zylindrischen Rundlinie elegant ringsum geführte Amphitheater vor sich liegen sieht. Der Abschluß des Bildes, magerste, nüchternste Grunewaldkulisse und beileibe keine Leistikowstudie, ist recht power: aber das Bild an sich bleibt, wie der Berliner sagt, „blendend". Die Umarmung des Amphitheaters, das hüben — „hüben" ist immer da, wo ich sitze — größerenteils den Logen, auf dem Tempelchen der Kaiserloge, drüben den numerierten Sitzplätzen gehört, umspannt ein vielfarbig marmoriertes Innenfeld. Der Saum ist die von feinen, roten Liniaturen durchäderte, schiefe, blaßbraune Ebene für die Radfahrer (eben leisten sich so ein paar neugierige Champions im blitzblauen Hemd ihr „überhaupt erstes Auftreten"). Dann kommt das schwarze Careau der Aschenbahn, die die tausendfüßige Arbeit der Läufer ertragen muß: dann das breite, grüne, nur an einer Stelle von der Sonne braun gebrannte Rasenstück, das die Palästra für die anderen Sports sein soll. Unterhalb der zierlichen, goldpatinierten Nike aber und ihrer in der Zahl wie in der Kleidung sparsamen und über einen Terrassenabschnitt unaufdringlich verteilten Jünglingseskorte zittert die blaugraue Oberfläche des Schwimmbassins, wie ein Teppich von Pailletten. Das alles beherrscht die Ausdrucks-

*) Aus einem Bändchen lesenswerter Novellen, das die bekannte Romanschriftstellerin El-Correï soeben bei Philipp Reclam jun. in Leipzig erscheinen ließ.

Digitized by Google

mittel ruhigen Stolzes und einer Schönheit, die von der Hoheit ihrer Form lebt, in ihrer Kargheit doch überreich ist und kleinliche, unterstützende Schmucknuancen entbehren kann. Diese Schönheit äußerte sich dann freilich mit der Tonkraft des Umwerfenden, Niederstreckenden — ich mußte etwa an den Augenblick denken, in welchem ein Gebirgskoloß oder die unübersehbare Fläche des Weltmeers vor dem Blick auftauchen —, als plötzlich jeder Meter auf den Zuschauertribünen einen Menschen bedeutete; als jede Raumspanne von einem zwerghaft scheinenden, unruhigen Stückchen Leben ausgefüllt war (einer winzigen Pore im ungeheuren, vielfarbigen Raumkörper); und als dann endlich die 30 000 Sportsleute des „Huldigungsfestzuges der deutschen Sportsverbände", den dieses Kolosseum als erstes Spektakelstück herausbrachte, an den 20 000 Zuschauern vorüberzogen. Es gab da ins Triumphatorisch-Große gereckte Genrebilder: etwa den Moment, in welchem sich vor Beginn des Festzuges auf der Terrasse unter dem Goldkranz der Nike ein paar Tausend weißgewandeter Turner — in der Distanz keiner größer als eine weiße Taube — behaglich abwartend sonnten; oder das andere Regiestückchen, bei welchem nach Beendigung ihres Vorbeimarsches dieselben Leute wieder über dieselbe Terrasse fluteten und das Grau der Sitzreihen mit einer weißen Spreu bedeckt wurde, gleich als habe ein Riesenfüllhorn eine Hunderttausendzahl von weißen Schnitzeln ausgeschüttet. Auch andere, ähnliche „Ansichtskarten" in Wolkenkratzerausdehnung, zu denen Emile Zola den Text schreiben müßte, wurden noch gezeigt; und man fragte sich, wer denn eigentlich das „Theater der Fünftausend" nun noch will, da ihm das „Theater der Fünfzigtausend" bereits so energisch zuvorgekommen ist.

„Ew. Majestät: ein Tag des Jubels..." Oben knarrt eine Aeroplan-Schwalbe, blitzschnell am Himmel entlangstreichend, ihr: „Gott grüß' die Kunst!", unten läßt angesichts des voll besetzten Kaiserpavillons Exzellenz von Podbielski, Staatsminister und spiritus rector des Stadion-Gedankens, martialisch auf sein Schwert gestützt, in der glüh-roten Husarenuniform ein greller Farbenfleck im grauen Felde, jene Kommandostimme ertönen, die sich bereits Anno siebzig bewährt hat (und die, gemäßigt, dem Kaiser auch mit guten Witzen zu dienen weiß). Und dann wird von dem Orchester der Gardekürassiere der „Hohenfriedberger Marsch" für eine Stunde in Permanenz erklärt. Von der Mitte der Arena schwenken die ersten dreißigtausend Sportsleute ein, verschwinden unter den Kolossalbögen der Tunnels: aber mehr als sechzig Minuten lang schleppen sie die bunten Heerhaufen jener nach sich, die nun von allen Ecken des Feldes heranfluten, über die Grenzen der rückwärtigen Tore quellen und — mit Standarten und Emblemen gewappnet, keine Stauung, keine Stockung duldend — diese gewaltige Prozession Sportdeutschlands weiter und bis zu Ende führen. Schlagt euch an die Brust, ihr Zeichner-Satiriker: ihr habt dem bürgerlich gekleideten Sport, dem Dilettanten mit der Muskelkraft, dem Amateur mit der Sehnsucht nach dem Eichenkranz oft eins ausgewischt: und auch ich selbst gab, als heute früh ein Trupp grün-weißer Berlin N-Griechen mit „solchen" Beinen an mir vorüber zum Rendezvousplatz wuchtete, manchem Bildchen von Zille und Feininger recht. Aber die Satire ward hier zur Apotheose: die Massenkundgebung, der Glanz des Schaustückes verklärten, was an Kraftprotzigem, Täppischem, Brutalem in der kleinbürgerlichen Auslegung des Sports oft eingeschlossen ist: man sah nur eine gigantische, fest sich ballende Faust, die Demonstration einer überströmenden Kraftfülle (eine Demonstration, die in der Zeit der Wehrvorlage und der eben verklungenen Kriegesfanfaren vielleicht gar nicht so absichtslos kam). Jetzt marschieren die Turner vorüber — die Leute in der Frontreihe tragen den lichtgrünen Eichenkranz —, in einem gleichsam tänzerischen Schritt, der die Schuhsohlen kaum am Erdboden haften läßt: lauter Nijinskys in Weiß, zu dessen Grundfarbe gewisse Kameraden, um sich abzuheben, eine schwarze Krawatte, ein dunkles Stoffjakett, einen schmalrandigen Strohhut oder weiße Stulphandschuhe gesellen. Jetzt schmettern die Turnerinnen in Matrosenblusen und bauschigen, schwarzen Bloomers, die weißen Arme schwenkend, wie helle Wimpel, ihr „Heil, Heil, Heil" zur Fürstenloge empor: und die Jungens mit den roten Hosenträgern über den Leinenhemden könnens mit kreischenden Sopranen noch besser. Die „deutsche Sportbehörde für Athletik" stellt einen echten Turnvater Jahn mit weiß wallendem Wotansbart an die Spitze, der mit einem ganz plötzlichen, leidenschaftlichen Schwung seines Zylinderhutes ein besonders dröhnendes „Hurra" aus seinen Leuten herauslockt. Die anderen Schwer- und Leichtgewichte der Athletik stecken in ganz phantastischen Uniformen: in terrakottafarbenen Joppen, in hellblauen, mit weißen Schnüren besetzten Pyjamas oder strecken aus den Armlöchern glatt ansitzender, schwarzer Trikots Arme, deren Kräfte sich in einem Muskelstrang von unerhörter Rundung stauen. Dann rollt sich der bunte Bilderbogen der Radfahrverbände auf, deren Gala nun

Digitized by Google

wieder weniger mit spartanischer Einfachheit und mit dem Angebot körperlicher Ueppigkeiten als mit allerhand Märchenprinzentrachten, ungeschmälertem Aufwand an Farben, Federn, Borten kokettieren. Und auch die lange Linie der Fußballmenschen bringt ein augenblendendes Hinüberspringen vom Gelb zum Blau, vom Purpur zum Giftgrün und zu den temperamentvollsten, zu zebrahaften Zusammenstellungen verwandten oder nur einfarbigen Ausschweifungen der Farbenkarte. Diese Farbentollheit steigert sich noch, als sich, eng zusammengepreßt, der Knäuel der Bannerträger aller akademischen Sportsverbände der Kaiserloge entgegenschiebt: eine Kunststickerei, durchwirkt mit dem Silber der in der Sonne blitzenden Speere, die den üppigen koloristischen Gehalt einer großen katholischen Prozession hat, und die applaudiert wird, wie eine überwältigende Dekoration bei Reinhardt. Und die Lautheit der Farbensymphonie ebbt dann wieder ab (während der innere Nachdruck der Kundgebung seinen Höhepunkt erreicht), als in einer von tadellosem rhythmischem und militärischem Gefühl gerichteten Phalanx die 9000 „Jungmannschaften" des Jungdeutschland-Bundes anrücken: die Aschenbrödel in diesem Farbenkasten: ein Schwall von still untertauchendem Grün und Grau: Wandervögel, Pfadfinder mit breitkrempigen, verwegen in die feuchte Stirn gerückten Sombreros: Pfadfinderinnen mit schlanken Fähnchen in den Händen: braune Jungens und Jünglinge, die Feldflasche am Gurt, das Beil in der Hand, die die Trapper wenigstens mimen dürfen. Auch ihr Gruß steigt frisch und stark zur Loge empor, wo der Kaiser — seit einer Stunde — unablässig die Hand zum Husarenschako führt . . .

Als wir Jungens waren, schwänzten wir die Turnstunde und beteten ausschließlich zum Gott, der Schmöker wachsen ließ. Jetzt ist ein neuer Pharao gekommen über Aegyptenland. Wir können zu seinen Gunsten nicht mehr umlernen und uns auf unsere altersgrauen Tage zu Pfadfindern, Wandervögeln und dergleichen verjüngen. Aber wir können seine Macht stützen helfen und ihn anerkennen, zumal wenn wir, wie an diesem Tage, wieder einmal ihres Geistes einen mächtigen Hauch verspürt haben. Urbanus.

Neue Bücher.

Roda Roda, Der Flüchtling. Ecksteins Bibliographischer Verlag, Berlin W. 62.

Ich danke Ihnen für die Broschüre und freue mich, daß ich Ihnen sagen soll, was ich darüber denke.

Was ich von der Broschüre selber halte, ist geschwind gesagt: ein feines Meisterstück, in welchem Kunst und Kaufmann eine legitime Ehe eingegangen haben. Gleich entspringt ein Zwillingspaar daraus, nein Drillinge sogar. Zunächst der lustige „Flüchtling" von Roda Roda als ein übermütiger Bub, der Purzelbäume schlägt im Gras und mit dem letzten Purzelbaum vergnügt-verschmitzt auf Ihre Firma zeigt. Dann das ernste Gewächs „Ein Kapitel vom Kaffee", das geschickt und tüchtig aufgebaut ist und aus dem man etwas Gutes lernt. Und schließlich beide Sprößlinge mit einem heitern Band umgebend die prächtige Griffelkunst von Koch-Gotha, der sein Bestes gibt.

Soweit die Broschüre selber. Und ich könnte jetzt einen Punkt machen und „Hochachtungsvoll" darunter setzen. Aber da ist noch etwas, was über die Broschüre hinauswächst, was dahintersteht und ein Gesicht hat, ein Gesicht, das reden will. Darf ich Ihnen übersetzen, was ich hörte?

Die Reklame hat es satt, von Brandplakaten ungeschlacht zu brüllen: „Meine Seife ist die beste!" Die Reklame will ein Stück Kultur werden. Ein Stück Künstlertum, das auf sich selber ruht. Nicht mehr länger ein Trabant und ein Planet, der geduldig widerstrahlt, was auf ihn fällt. Nein, wenn ich die neue Reklame recht verstehe, so will sie ein Selbstleuchter aus eigener Kraft werden. Ihre Broschüre ist ein Beweis dafür. So wie Ihre frühere Klubhausbroschüre eine Stufe dieses Aufstieges ist. So wie ihre vortreffliche Monatsschrift „Die Güldenkammer" einen steten Schritt auf diesem Wege hält.

Es rührt sich überall auf diesem Wege, in Köln, in Braunschweig, in Leipzig, in Berlin, soweit ich sehen kann, und jetzt auch in der Schweiz. Allerhand Weggefährten kommen auf dem neuen Wege zusammen. Kein Wunder, daß der eine oder andere mitten in einem feinen Marschlied den Mund auftun und wieder ungeschlachterweise brüllen will: „Meine Seife ist die beste!" Aber das Ziel, das neue kulturelle Ziel, das scheinen sie mir alle fest im Auge zu haben, die auf dem neuen Wege gehn.

Der Weg ist neu, alt ist die Reklame. Schau ich zurück in meine Jugend, so tönt's herauf: „Kaaft S' Erdbeer, guateee . . . !" Die das durch die Gassen riefen, waren Münchener Erdbeerweiber. Was für ein weiter Weg bis zu der neuen Reklame! Ueber Niederungen ging der Weg und über Moore. Aber heute führt er uns, so scheint es mir, in den Wald selbst hinein, wo die Erdbeeren stehn und sagen: „Eßt uns, wir sind echt und würzig!"

Fritz Müller, Zürich.

Digitized by Google

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W. 9. — Verlag:

Die Gegenwart

Nr. 25 | Berlin, den 21. Juni 1913 | 42. Jahrgang Band 83.

Zum Fall Redl.

Von

Hermann Kienzl, Berlin.

Seit den grauen Tagen der Bibel, des griechischen Mythos, der germanischen Edda ist der Verrat in der Welt. Die Menschen sind an Häßliches gewöhnt. Eine mittelmäßige Lumperei schreckt keinen Skat- oder Tarrock-Drescher aus seiner Ruhe, und die als erfahrene Leute gelten wollen, haben für die Sensationen aus Pandorens nichtsnutziger Büchse ein wohlgeübtes sardonisches Lächeln bereit. Da ist es denn fast ein moralisches Verdienst, das besondere Niedertracht erwirbt, wenn sie einmal den behäbigen Spießbürger, wie den blasierten Unerschrockenen an den Nerven rüttelt. Der Kinderglaube an das Gute und Böse wird wieder aufgeweckt.

Der österreichische Oberst Redl, trotz seines deutschen Namens ein polnischer Abkömmling, ist in den Heerscharen der gemeinen Verbrecher ein einzelner, den der selige Herostrat hätte beneiden dürfen. Zwar der einzige Wolf im Schafspelz war er gewiß nicht. Die geheimen Schränke der Generalstäbe würden nicht auch fremde Geheimnisse verbergen, der Nachbar würde vom Nachbar nicht wissen, was er doch zuweilen weiß: wenn nicht schon wiederholt, da oder dort, ein goldener Dietrich die mit Treuschwüren versiegelten Schlösser geöffnet hätte. In der Tat: die Vorsicht der klügsten und die Ehre der besten Nation geben keine absolute Sicherheit. Der Betrüger, der Dieb, der Verräter ist so wenig ein Nationaltypus, als irgendeine Nation unfähig wäre, ihn hervorzubringen. Und wenn die Gemeinschaft der anderen, nämlich derer, die nicht stehlen und betrügen, es erst so weit gebracht hätte, daß sie sich in jedem Falle gegen das Betrogen- und Bestohlenwerden zu schützen wüßte, dann brauchten die Staaten keine Strafgesetze mehr. Keine Gesellschaft, keine Nation, kein Staat, keine Armee hat in sich die volle Sicherheit, daß ihnen nicht widerfahren könnte, was den Oesterreichern widerfuhr.

Was diesen Oberst Redl, den Prager Generalstabschef, dennoch aus seiner Zunft der Diebe und Betrüger hervorhob, war seine soziale Stellung, die wahrhaftig nicht alle Tage schweren Jungen zufällt, so mit der Blendlaterne hantieren. Der hohe militärische Rang war für den Verbrecher natürlich das beste Einbrecherwerkzeug. Er verschaffte ihm nicht bloß die Gelegenheit, die geheimen Mobilisierungspläne seines Armeekorps und die Signalements der (legitimen) österreichischen Spione an Rußland zu verkaufen; er schützte ihn zugleich gegen Verdacht und Gefahr und Hindernisse.

Die öffentliche Meinung hat sich vielleicht zu aufmerksam mit der „Psyche" dieses Menschen beschäftigt, die simpler und gemeiner war, als die vieler anderer Schwerverbrecher; denn kein Wirbel heroischer oder mörderischer Leidenschaften, nur die ordinäre Gier nach Geld und Genuß riß ihn in den Abgrund. Seine Gewitztheit, seine Geriebenheit mochten beträchtlich sein; aber diese Patengeschenke der Natur besitzen fast alle Helden der Kriminalromane. Und daß seine homosexuellen Neigungen den Oberst Redl in die Arme von Erpressern trieben, das rechtfertigt vielleicht ein psychopathisches, doch gewiß noch nicht ein psychologisches Interesse. Unter dem Drucke ähnlicher Ursachen stehen vielerlei Menschen. Wie der einzelne unter einem bestimmten Schicksalsdruck handelt, daraus erkennen wir, wer er ist. Die Handlungen des Oberst Redl waren die eines

Digitized by Google

Verworfenen, der in jeder anderen Lage und unter anderen Möglichkeiten und Gelegenheiten auch nichts besseres als ein Schandfleck hätte werden können.

Dem alles verstehenden Seelendeuter wird vor diesem Handelsmann das Problematisieren verleidet. Der Ephialtes war auch kein interessanter Fall, jener Spartaner, der sich gegen gute Münze zum Fremdenführer der Perser dingen ließ und sie hinter die Thermopylen führte, dem Leonidas in den Rücken. Die äußeren Umstände von damals und jetzt haben eine gewisse Aehnlichkeit. Denn standen die Kriegskameraden des Oberst Redl auch nicht im Felde, so drohte doch der Ausbruch des Krieges an jedem Tage — und an den Feind verkaufte der Oberst die österreichischen Kriegspläne. Man braucht nicht die tönenden Worte Vaterland und Fahneneid in den Mund zu nehmen; man denke nur menschlich an die zitternde Angst der Mütter um ihre Söhne, an das Blut der zum Opfertod Geweihten — und halte daneben das Bild des in goldenen Rubeln wühlenden Unmenschen, der sich bereichert, indem er die Brüder dem Untergange preisgibt. Die Furie der Selbstsucht kann sich scheußlicher nicht verkörpern! Das Vertrauen kann einen schnöderen Mißbrauch nicht erfahren!

Das Vertrauen... Man hat in den Zeitungen immer wieder die Frage aufgeworfen, wie es denn möglich war, wie es denn geschehen konnte?! Nur ein Tor würde es wagen, um des Unglückes willen, das sie betroffen hat, die österreichische Armee zu beschuldigen; doch weniger anfechtbar wäre eine andere Klage, die sich gegen eine Ausartung des militärischen Geistes im allgemeinen richtet. Dieser Standesgeist ist nicht frei von Hochmut. Er schwört so unbedingt auf die Autorität der äußeren Würde, daß er jeden kritischen, jeden skeptischen Gedanken als Standesbeleidigung verpönt. Hätte etwa ein Mensch, der „nur ein Zivilist" war, sich erdreistet, auf verdächtige Charaktermerkmale des Mannes in der Oberstenuniform hinzuweisen, es wäre ihm recht übel gelohnt worden! Das Kleid, der Rang, der Machttitel — Dinge also, die auch in der bürgerlichen Welt oft genug gegen das Verdienst in die Wagschale fallen — sind für den Offizier ein feuersicherer Panzer von Asbest, den er verbrecherisch nutzen mag, wenn er ein Verbrecher ist. Und kein Stand ist sicher vor Auswurf. Die Eigenmächtigkeiten, die sich Oberst Redl, wie man jetzt erfährt, herausnahm, um sich sein Geschäft zu erleichtern, blieben unverdächtigt und er blieb unbehelligt. Er war ja der Oberst — in aller Integrität seines Rangs und Titels ...! Sogar in der hier wenig angebrachten kameradschaftlichen Wohltat, die dem Verbrecher vor der Verhaftung die Pistole in die Hand drückte, ist keine Regung der falschen Scham zu erkennen. Man wollte die Schande des Rockes, den Redl trug, nicht preisgeben. Man bedachte nicht, daß sie im rasch geschaufelten Grabe nicht zu verbergen war; daß dieser Mensch weniger als mancher bürgerliche Verbrecher einen Anspruch auf Schonung hatte; und daß man sogar vielleicht auf die gründliche Tilgung des materiellen Schadens verzichtete, indem man den Erhebungen — aus Rücksicht auf die äußerliche Standesehre — voreilig ein Ende machte.

Wie es so kommen konnte? Weder Bildungsmittel, noch religiöse Lehren, noch ethische Erziehung, noch strenge Gesetze werden die Menschheit jemals vor entarteten Menschen bewahren. Der Oberst Redl wäre ein Verbrecher geworden, auch wenn er nicht gerade zum Spion und Verräter an der eigenen Armee hätte werden können. Zum Spion hätte er nicht werden können, wenn diese edle Branche nicht von den Staaten bezahlt und gepflegt würde ...

Der Staat, der sich so oft zum moralischen Vormund und zum Edukationsrat seiner Bürger aufwirft, setzt — in den geheimen Bureaus des Generalstabs — eine Reinkultur der unsittlichen Spionage an. Nicht der Staat, sondern die Staaten. Die einzelne Macht ist außerstande, auf die Spähungen und Bestechungen der Spione im Ausland zu verzichten, so lange dieses würdelose Spiel dem bösen Nachbar gefällt. Die Notwendigkeit, die sich die Armeen gegenseitig auferlegen, hat eine offizielle Begriffsverwirrung hervorgebracht. Weil zu den gefährlichen Missionen eines

Digitized by Google

Spions Klugheit und Mut gehört, schätzt man den Schwindler hoch, der sich für das Vaterland in Gefahr begibt. Wer ein Gewohnheitsrecht in den Dingen der Moral nicht gelten läßt, muß fühlen und erkennen, daß kein Zweck, auch nicht ein vaterländischer, im Stande ist, verwerfliche Mittel zu adeln. Der Soldat, der mit Lüge und Bestechung seiner Fahne dient, ist persönlich nicht ehrenwerter, als jener Detektiv, der sich betrügerisch die Liebe eines Mädchens stahl, ihr Vertrauen erschlich und dann seine „Braut" der Justiz auslieferte. Und ihn unterscheidet von einem Oberst Redl nur der Patriotismus. . . Man spricht von der Ritterlichkeit des Kampfes. Man spricht von der Kultur des modernen Staates. Bescheiden sollte man die Worte wählen, so lange Staatsgelder in die Taschen von Spionen fließen. Ecrasez l'espion — aber nicht bloß den der fremden Macht!

Der reglementierte Freitod.

Von

Julius Bab.

Ungefähr das Tieftreffendste, was je über das Wesen des Philisters gesagt worden ist, steht in dem Hebbelschen Satz: „Der Philister hat oft recht in der Sache, nie in den Gründen". Man kann aber auch hinzufügen: Und deshalb auch nicht in den geistigen Konsequenzen, die er einer Sache gibt. Sein kurzer, selbstzufriedener Verstand schneidet sich mit der Lebenslinie des schaffenden Geistes nur auf einem Punkte, dem Punkte der „Wirklichkeit". Ihr woher und ihr wohin ist ein anderes; der eine kommt vom Nutzen und will zum Behagen, der andere kommt aus den Nöten seiner Leidenschaft und will zu einem Sinn, einer Wahrheit, einem Gott.

Die merkwürdigste, weil verkappteste Philisterorganisation der Gegenwart dürfte der Monistenbund sein. Dieser Verein der Vereinslosen, diese Orthodoxie der Freigeister, diese Religion der Religionslosen. Sie haben glücklich alles mit ihrer Vernünftigkeit abgestreift, was in den Kirchen an geistigen, religiösen Werten, an Sehnsucht, an übernützlicher Erhebungskraft enthalten war, und nur das verphilisternde Element jeder Kirche, das reglementierende, geistig entlastende, allzu bequeme, das wollen sie nicht fahren lassen. Und so gründen sie die Kirche der allzu praktischen Vernunft, die Kirche der reinen Nützlichkeiten, wo man zum Beispiel mit dem großen Bann belegt wird, wenn man gegen die Zwangsimpfung ist. Sie berühren sich mit dem freien Geist wieder in der Sache, daß man die Zwangskonfession ablehnt, daß man keine Religion „bekennen" will; aber sie tun es nicht „aus Religion", sondern aus Gründen philiströser Irreligiosität, und kommen deshalb auch zu den entgegengesetzten Konsequenzen — statt zur Freiheit zu einem neuen Reglement. — Man erkennt sie an ihren Früchten. Sie haben jetzt eine Agitation ausgehen lassen für eine Sache, die jeder freie Geist im ersten Augenblick wie die eigene empfinden wird, um sich dann so entschiedener von den Konsequenzen abzuwenden, die die monistische Agitation dieser Sache gibt, — weil sie aus Gründen kommt, die nicht die eines freien Geistes sind. Das medizinische Schlagwort, das in den letzten Monaten Zeitungsdebatten populär gemacht haben, lautet „Euthanasie". Es ist zunächst die Lehre vom Recht und von der Pflicht des Arztes, dem Sterbenden die Todesstunde möglichst leicht zu machen. Die Frage aber, um die es sich eigentlich hier handelt, ist die, ob nicht auch ein Recht und eine Pflicht bestehe, die Qualen eines hoffnungslos Kranken abzukürzen, die Bitte eines Todgeweihten um ein schnelleres und leichteres Ende zu erfüllen. Daß derartige Taten oft, sehr viel öfter als man es weiß, geschehen sind, das ist so gewiß, wie daß kein ernst und frei denkender Mensch die Täter verdammen wird, die so einer unendlich bitteren Pflicht zu genügen glaubten. Die Monisten aber wollen, ihrer vernünftigen Natur getreu, nicht die Befreiung des Urteils, die Erweckung des selbst verantwortlichen Gewissens — sie wollen ein Reglement, eine behördlich vernünftige Erledigung des Problems — ein „Sterbegesetz". Da steht denn in

Digitized by Google

sauberen Paragraphen, wie der Kranke, der seine Befreiung vom Leben wünscht, einen Antrag zu stellen habe, wie eine so und so zusammengesetzte Kommission den Antrag zu prüfen habe, und wie auf Beschluß einer solchen Kommission der Arzt das Recht erhalten dürfe, dem Kranken vom Leben zum Tode zu verhelfen. — Vielleicht hat der Rationalismus noch nie eine so phantastisch vorlaute, so verblüffend groteske Form gewonnen, wie in diesem höchst vernünftigen Gesetzentwurf, der ganz gut von Jonathan Swift in einem seiner parodistischen Phantasiereiche überliefert sein könnte.

Wie jedes Produkt des bloß verständigen, von keinem irrationalen Gefühl mehr beratenen Verstandes, ist dieser Gesetzesvorschlag zunächst enorm unverständig. Was er für soziale Gefahren mit sich bringt, das hat man sofort von vielen Seiten ausgesprochen. Daß die Eitelkeit der Aerzte, die so oft nicht wissen und so selten Unwissenheit zugeben wollen — daß das in so mannigfachen Formen mögliche Interesse der umgebenden Erben — daß die bei einem Todkranken doch jedenfalls geschwächte und leicht bestimmbare Dispositionsfähigkeit — mit diesem Gesetz zu einer unabsehbaren Zahl legalisierter Mordtaten verführen könnten, das liegt an der Oberfläche. Wenn auch vielleicht nicht für den vernünftigen Monisten, der auf einen Zweifel an die Unfehlbarkeit der Wissenschaften den großen Kirchenbann gesetzt hat. — Aber tiefer führt schon der Einwand, den Fritz Mauthner erhoben hat — welch unerhörte Grausamkeit dies vermutlich wochenlange Gesetzverfahren gegen den Sterbenden bedeuten würde, dem man mit diesem behördlich anberaumten Tod die letzte, jedem Leidenden vergönnte Wohltat des Nichtwissens raubt, und den man allen Schrecken des zur Hinrichtung an einem bestimmten Tage Verurteilten preisgibt. Freilich auch hier wird dem Rationalisten das Gefühl für die Unvernunft des Lebendigen, der irgendeine Art des Nichtwissens als Wohltat empfindet, fehlen. (In einem konsequent ökonomisch organisierten Zukunftsstaat müßten überhaupt alle Leute am Morgen ihres 70. Geburtstages präzise geköpft werden.) Aber damit kommen wir erst von der Außenseite in den Kern des Problems.

Gegen dies Sterbegesetz ist im Grunde genau dasselbe zu sagen wie gegen die Todesstrafe: Unsere soziale Welt, und mit ihr alle Möglichkeit zu Vorschriften und Gesetzen, ist aufgebaut auf der uns allein bekannten Tatsache des Lebens. Aber die Schwelle des Todes führt uns alle in ein unbekanntes Reich (die jedem Welträtsel gewachsenen Philister des Monistenbundes natürlich ausgenommen). Hier endet unser Wissen, und deshalb auch unser Recht. Ich darf bei ehrlichem Willen und nach bester Erkenntnis alles mit dem Leben tun, aber nichts mit dem Tode. Wir bezeichnen mit diesem Wort ja nur den Eingang des uns Faßbaren in das Reich unserer Unwissenheit. Deshalb scheint mir jede Tat, die auf einen „vernünftigen" Beschluß hin jemanden „vom Leben zum Tode befördert", als Wahnsinn und Verbrechen. Und zwar scheint mir als so wahnsinniger Verbrecher gerade nur der, der aus „Gründen" den Tod herbeiruft, dessen unergründliche Natur eben niemand, auch kein Gesetzgeber und Richter, verantworten kann. Ganz anders liegt es überall da, wo nicht aus Gründen, sondern aus Leidenschaften gehandelt wird. Ich kenne kein Todesurteil, aber so manchen Mord, der mir sittlich gerechtfertigt scheint. Ich finde das Duell als konventionelles Reglement zur Aufrechterhaltung eines höchst willkürlichen, gesellschaftlichen Ehrbegriffs abscheulich; aber ich habe volles Verständnis für jeden Zweikampf, bei dem sich zwei Menschen gegenüberstehen, die ernsthaft willens sind, ihr Leben an den Tod des anderen zu setzen, weil sie ihre gleichzeitige Existenz auf dieser Welt als unmöglich empfinden. Und genau so sinnlos wie dies Sterbegesetz — so sinnvoll und berechtigt erscheint mir die Tat eines Menschen, der *gegen* das soziale Gesetz, das *jedes* Leben schützt, einem hoffnungslos Leidenden seine Qualen aus Liebe zu kürzen wagt. Aber *wagen* — wagen muß er; diese Tat ist abscheulich, sobald das Wagnis von ihr genommen ist. Der Tod ist über all unsere Vernunft und deshalb nie durch Gründe zu errechnen. Für die Vernunft ist das *Leben*

Digitized by Google

das erste und letzte. Das Recht der Leidenschaft aber ruht gerade darin, daß für sie das Leben nicht der Güter höchstes ist, daß sie als Haß und Liebe, als Glaube und Sehnsucht, Ahnung und Verzweiflung, Entzückung und Raserei, uns über das Erkennbare hinausführen kann zu einer Augenblicksgemeinschaft mit den unbenennbaren Kräften, die wir jenseits von Leben und Tod walten spüren. In ihrem Namen (nimmermehr im Namen des richtenden Verstandes) dürfen wir es auch wagen, vom Leben zum Tode zu schreiten und zu führen. Die ewige Hemmung, die heilsame Kontrolle unserer übervernünftig, ekstatischen Kräfte muß immer sein, daß ihr die Welt der sozialen Vernunft geschlossen entgegensteht, daß man den Bruch mit ihr wagt, wenn man aus dem Gesetz der Vernunft austritt, wenn man sich dem reinen Gefühl überläßt. Das ist das tragische Urwesen aller genialen, aller gefühlsgewaltigen Menschen, Entschlüsse und Handlungen. Aus dieser tragischen Situation darf auch der Mensch nicht gelöst werden, der aus einem Entschluß der Liebe seinen Mitmenschen den Tod zu geben wagt. Seine Handlung wird aberwitzig und verbrecherisch erst, wenn sie erlaubt ist. Wenn er nicht mehr mit seinem ganzen, eigenen Sein, von dem stärksten Gefühl getrieben, für seine Tat einstehen muß. Daß es reglementwidrige Taten gibt, die ihrer Natur nach sittlich, und vernünftige Gesetze, die unsittlich sind — das freilich kann der Rationalist niemals begreifen, weil ihm die Kenntnis jener Leidenschaft fehlt, die gerade durch ihren Widerspruch gegen das vernünftige Lebensgesetz sanktioniert ist, weil er das durchaus unvernünftige, das tragische Erlebnis nicht kennt.

Das Verbot des Tötens muß bestehen bleiben, damit das größtmöglichste Wagnis die stärkste Hemmung für jeden sei, den eine Leidenschaft zum Töten treibt, und wäre es auch die Leidenschaft der Liebe. Daß es dann, in Fällen bitterer Not, nie an Menschen fehlen möge, deren leidenschaftliche Liebe stark genug ist, das Gesetz zu brechen, das wollen wir hoffen. Unser Sein beruht auf den Kräften, die vernünftige Ordnung machen, wie auf denen, die aus tieferen Gründen kommend diese Ordnung immer wieder erschüttern. Alle Kräfte der Ekstase, die der religiösen wie der politischen, sind von dieser Art. Die gepriesene Tat des Aristogeiton und manch stiller Akt der Erbarmung an irgendeinem Krankenbett bestehen zu gleichem Recht. Die Vernunft hat nur die Aufgabe, in den Strom der Kraft die ausreichenden Hemmungen einzuschalten, damit lang leuchtende Funken springen, dort, wo Vernunft nicht ausreicht und elementare Empfindung siegen muß. Wer aber alles ins Reich der Vernunft ziehen, alles gesetzlich erledigen will, der erdrosselt die eigentlichen Kräfte des Lebens, der gleicht dem Manne, der eine elektrische Anlage aus lauter Hemmungen und ohne Kraftstationen machen möchte — wobei man freilich gegen Kurzschluß und andere Betriebsunfälle ausgezeichnet geschützt ist! Das Leben ist gottlob ein Wagnis, und in allen wichtigen Momenten ein lebensgefährliches Wagnis. Es ist recht und billig, daß jede Verfügung über ein fremdes Leben den ganzen Einsatz des eigenen Lebens zur Voraussetzung habe. Die frei geleistete Sterbehilfe kann eine sehr sittliche Tat sein, — daß sie eine außergesetzliche bleibe, ist notwendig. Daß freilich Sittlichkeit nicht nur die Brechung eines Gesetzes zur Folge, sondern gerade zur Voraussetzung haben kann, das wird ein Philister nie begreifen, weil er die Kräfte nicht kennt, die zu anderem, als zu verständig nützlichen Vorschriften führen. Für die im tiefsten Grunde geistlose Natur seiner Urheber ist dieser Gesetzesvorschlag deshalb charakteristisch, und über den besonderen Anlaß hinaus ist diese Debatte bedeutsam für die Erkenntnis des Philistertums in seiner modernsten Form.

Kurt Münzer.*)

Von

Erwin H. Rainalter.

Erst in jüngster Zeit, seit dem Erscheinen des „Strandläufers“, der „Kinder der Stadt“, ist Kurt Münzer zum Abschlusse seiner Entwicklung, zur künstlerischen

*) Die Werke Kurt Münzers erscheinen bei Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Digitized by Google

Reife gelangt. Er kennt heute sein Ziel, ist sich der Grenzen und Entfaltungsmöglichkeiten seines Könnens bewußt geworden und hat den Weg, der ihn zu den letzten Höhen führen kann, gefunden. Diese Entwicklung Münzers war langsam und mühevoll, sie wurde nicht selten gehemmt, aufgehalten, der Dichter sah sich oft, wenn er ein gutes Stück Weges zurückgelegt zu haben meinte, gezwungen, umzukehren und von neuem zu beginnen; doch — und dies ist es, was uns den Mut zu großen Hoffnungen gibt —: sie war konsequent, war stets ein Aufstieg, ein Wachsen, und wußte auch aus Mißerfolgen jene Lehren zu ziehen, die ihr für die Zukunft von Nutzen sein konnten. In vielen Jahren rastlosen Schaffens, die durch eine ganze Reihe von Büchern markiert werden, hat dieser Autor nach höheren Erkenntnissen und nach Vervollkommnung seiner artistischen Mittel gerungen, mit einer Ausdauer, einer Zähigkeit, die ihren Zweck erreichen mußte; und er hat — seit den „Schweigenden Bettlern" — danach gestrebt, seine Werke zu Spiegelbildern seines Wesens, seiner Persönlichkeit, seiner Eigenart zu gestalten. In den „Abenteuern der Seele",*) und zum Teil auch im „Weg nach Zion", sind verschiedenartige Einflüsse, die von außenher kommen und sich unorganisch, als Fremdkörper, eindrängen, noch unverkennbar, und zumal in den „Abenteuern" zeigen sich tiefgehende Anlehnungen an Poe, E. Th. A. Hoffmann, die Romantiker und — was die Technik betrifft — auch an die alten italienischen Novellisten, Anlehnungen, die zu offen zutage liegen, als daß sie nicht störend und stellenweise sogar als unverkennbare Schwäche empfunden werden müßten. Denn während Poe es verstand, das Grauen zum überzeugenden Ausdruck seiner metaphysischen Philosophie zu machen, während Hoffmanns Spuk- und Geistergeschichten seinem romantischen, durchaus aufs Uebersinnliche gerichteten Denken und Fühlen entsprangen, wird für Münzer dieses Motiv zum Selbstzweck, zur Pose und Geste, die, weil sie nicht echt wirkt, verstimmt. Alles in diesem Buche ist noch ein Tasten, Suchen, und nur selten ein Finden, Ergreifen; und es mag kein Zufall sein, daß die zwei besten Novellen der Sammlung — „Spitzen-Ludwig" und die „Prinzessin und der Statist" — frei von allem Gespenster- und Traumwesen sind, daß sie im realen, nüchternen Alltagsleben spielen. In ihnen allein erkennen wir den Autor selbst, es finden sich hier schon alle Eigenschaften — jene leise, lächelnde Melancholie, der Humor, die Freude am Außergewöhnlichen, einigermaßen Grotesken —, die in seinen späteren Werken Münzers bestes Teil ausmachen, in denen er sich am unverfälschtesten gibt und die ihm, seit den „Schweigenden Bettlern", treu geblieben sind. Heute handhabt er einen selbsterworbenen, ausgeprägten Stil, er hat sich zu eigenen Anschauungen durchgerungen, legt seinen Büchern selbständige ideelle Werte zugrunde, und ein schwacher Einfluß der schweizerischen Erzähler, vornehmlich Gottfried Kellers, der sich neuerdings bei ihm geltend macht, ist — wie seine letzte Novelle, „Die Rosentreppe", beweist — nur von Vorteil gewesen.

Die schönste Errungenschaft Münzers in seinen letzten Werken ist unzweifelhaft seine Sprache. Er hat sich einen Stil von einer unvergleichlichen inneren Geschlossenheit, einer schwingenden Beseeltheit geschaffen, einen Stil, der — dank seiner Verwandlungsmöglichkeit und Vielseitigkeit — nie zur starren Formel wird, der sich jeder Stimmung, jeder Situation anpassen kann. Er kann so weich wie hart, so biegsam wie spröde, so innig wie rauh sein; er findet immer neue, überraschende und doch notwendige, durch die Umstände bedingte Rhythmen, die jeder Szene, Gestalt und Gebärde ihr wirkliches Leben geben; er kann bei der Schilderung eines Sonnenunterganges unglaublich zart, plastisch, bildkräftig sein und gleich darauf die furchtbaren Qualen eines Menschen mit einem schmerzhaften Aufschrillen heller Vokale versinnbildlichen; er ist naiv, einfach und von behutsamer Feinfühligkeit, wenn er das Seelenleben eines Kindes zu ergründen versucht, und getragen, deutungsreich, wenn er den gelehrten Disput zweier Männer darstellt; er fängt die Laute der Natur ein und ahmt das Rieseln des Regens, das Getriebe der Großstadt, das

*) Aus denen wir im Anschluß an dieses Essay „Die Prinzessin und der Statist" als Probe bringen.

Digitized by Google

Rattern der Eisenbahn nach; er ist — um dies kurz zu formulieren — ewig wechselnd, ewig verwirrend, neuartig, vielfältig und reich, und eben darin liegt sein größter Reiz. Es kommt dazu, daß dieser Stil Hand in Hand geht mit Münzers Kunst überhaupt, denn gleich ihm ist auch diese von einer bestrickenden Vielseitigkeit in ihren Problemen, Anschauungen, Entfaltungen, Stellungen. Von dem jugendlichen Ueberschwange seiner „Abenteuer" und des „Weges nach Zion", der ihn vor keinem Zuviel zurückschrecken ließ, ist er stetig, gelassen und sicher fortgeschritten zu der verhaltenen Inbrunst der „Schweigenden Bettler", zu dem großzügigen, halb grotesken, halb lächelnd wehmütigen Humor der Tragikomödie „Ruhm", zu der idyllischen Weltentrücktheit des „Strandläufers" und zu der gedämpften Wucht der „Kinder der Stadt". Er gewinnt allmählich einen klareren, ruhigeren Ueberblick über das Leben, das um ihn rauscht, sein Verhältnis zum Weltbild wird persönlicher, reifer. Und in seinen letzten Werken besitzt er schon jene Eigenschaft, die alle großen, dauernden Dichtungen aufweisen: eine kühle, scheinbar teilnahmslose, stets die Distanz zwischen Schöpfer und Schöpfung wahrende Objektivität. Er hat an Thackeray, Gottfried Keller und Zola gelernt, daß schwierige Probleme nur durch Hintanstellung jedes subjektiven Momentes bewältigt werden können, daß Autoren, die einen erhabenen Standpunkt wahren, die unbeeinflußt an die Bearbeitung ihrer Stoffe herangehen, uns die meisten und tiefsten Wahrheiten vermitteln. Und indem er diese Erkenntnis in seiner eigenen Produktion zur Anwendung bringt, gelingt es ihm, Vorwürfe zu bezwingen, an denen bisher viele Autoren scheiterten; er vermag es, in den „Kindern der Stadt" die Großstadt als Kulturfaktor restlos darzustellen, den Wechselbeziehungen zwischen ihr und dem Individuum nachzuspüren, und in „Ruhm" ist es ihm geglückt, zu zeigen, inwieweit der Beruf eines Menschen — hier ist es der des Schauspielers — bestimmend, umformend auf den Charakter einwirken kann. — Eine Frucht von Münzers reiferer Weltanschauung, die Folge seiner Objektivität ist der Humor, der seinen Büchern neuerdings eine immer schärfere Prägung gibt. Und auch hier auf engerem Gebiete, läßt sich wieder seine Vielseitigkeit beobachten; denn sein Humor hat keine einheitliche Physiognomie, auch er zeigt fortwährend ein anderes Gesicht. Er kann gutmütig, voll Anteilnahme an fremden Schicksalen sein, wie in der „Rosentreppe", er tritt in Ruhm als beizende, ätzende Satire auf und lächelt überlegen, spöttisch, verzeihend über menschliche Torheiten, Fehler und Schwächen in den „Kindern der Stadt". Aber — und dies kann nicht hoch genug eingeschätzt werden — unter welcher Gestalt er auch auftritt: nie ist Münzers Humor flach, seicht, stets sucht er uns besser, gütiger, tiefersehend zu machen, indem er uns ein unverfälschtes Bild alles dessen, was an uns lächerlich und töricht ist, vorhält; er schafft Menschen, die unsere schlechten Eigenschaften an sich tragen, damit wir uns in ihnen erkennen und, zutiefst beschämt, uns bekehren. Eine derartige Gestalt ist etwa der große Schauspieler Sebastian Lindner in „Ruhm", der sich an den tönenden Worten, die er auf der Bühne gebraucht, an den Gesten, mit denen er vor der Menge posiert, so berauscht, daß sie ihm in Fleisch und Blut übergehen und er sich auch außerhalb des Theaters von ihnen nicht mehr trennen kann; und da ist es nun so ergötzlich wie psychologisch bemerkenswert, zu verfolgen, wie in seinem Alltagsleben die Grenzen zwischen Mensch und Mime allmählich verfließen, wie bald eines nicht mehr vom andern zu unterscheiden ist, und wie endlich, mit dem Schwinden alles persönlichen, jeder Eigenart, die verruchten, verworfenen, seelischen Unterströmungen, die in jedem Menschen lauern, sich Bahn brechen und Gewalt über ihn erlangen. Wir verlassen ihn in tiefstem Elend, dessen er — der blendende, leichtsinnige Oberflächenmensch — sich freilich nicht bewußt wird und das darum nur noch größer ist. An Sebastian Lindner wird uns auch — vielleicht zum erstenmal mit dieser Eindringlichkeit — klar, wie nahe sich Humor und Tragik berühren; denn trotz allen komischen und lächerlichen Elementen ist dieses Schicksal im wahrsten Sinne traurig durch seine grausame Folgerichtigkeit,

Digitized by Google

durch die unerbittliche Konsequenz, mit der es seinen Lauf nimmt. Sebastian ist das willenlose Werkzeug seiner Begierden und Neigungen, es entwickeln sich, ohne daß er die Kraft besäße, sich dagegen aufzulehnen, alle verwerflichen Anlagen in ihm zu einem Stadium, das kein Zurück mehr duldet und sie ihrer Vollendung, ihrer Erfüllung zutreibt. Selten noch hat ein Theaterstück mit gleicher Berechtigung den Titel „Tragikomödie" geführt, wie dieses. — In diesem bramarbasierenden Schauspieler hat Münzer es zum ersten Male unternommen, einen Typus zu schaffen, in einem Individuum die charakteristischen Eigenheiten eines gewissen Teiles der Gesellschaft zu konzentrieren und zu spiegeln. Und daß er sein Ziel erreicht hat, werden selbst diejenigen zugeben müssen, denen „Ruhm" im allgemeinen wegen einiger Kraßheiten nicht zusagt; es ist ihm hier — daran kann kein Zweifel sein — in ganz hervorragendem Maße gelungen, im Einzelfalle das allgemein gültige nachzuweisen und bloßzulegen. Mit diesem Gelingen wachsen aber naturgemäß auch seine Kräfte, er stellt höhere Anforderungen an sich selbst, und in seinem nächsten Romane schon, in den „Kindern der Stadt", unternimmt er es, in den einzelnen Menschen zwei einschneidende, wichtige Probleme unserer Zeit zu personifizieren: das des Künstlers und das der Großstadt. Dem Wesen des Künstlers, seinen verborgensten und letzten Geheimnissen, die schon so viele aufzudecken versuchten, kann man — daran ist kein Zweifel — nur näher kommen, wenn man eine neue, eigenartige und selbständige Stellungnahme findet; man muß Spürsinn genug besitzen, um an Zügen, die an sich vielleicht geringfügig sind und anderen aus diesem Grunde entgingen, die aber doch Verbindungen, Vergleiche ermöglichen und dadurch Wichtigkeit gewinnen können, Anhaltspunkte zu finden; ein einziges Wort eines Dichters, das mit dem Herzen und nicht mit dem Hirn geprägt ist, ein selbstvergessener Pinselstrich eines Malers, der von der Schablone abweicht, kann von ungeahnter Bedeuteng und Tragweite für den Forscher werden. Nun denn: Kurt Münzer hat in seinem Drange, endlich zu einer Lösung vorzudringen, sich diesem Problem gleich von drei Seiten zu nähern gesucht. Er führt uns drei, in ihrer Eigenart, in ihrem Denken und Fühlen gänzlich verschiedene Künstler vor und unternimmt es, ihre Psyche in ihren feinsten Verästelungen, in ihren tiefsten, vielleicht unbewußten Unterströmungen zu ergründen: Dela Gard, Andreas Gambara und Michael Munk heißen diese Typen, und nur an einem, an Michael Munk, gelingt es dem Autor, sich dem Ziele zu nähern, ohne es freilich ganz zu erreichen. Denn Dela Gards Können scheitert daran, daß sie ihre Kunst lediglich als Ausfluß ihrer Persönlichkeit, ihrer abgründigsten Empfindungen und schwingendsten Erlebnisse betrachtet und sich ängstlich davor hütet, sie zu prostituieren, in ihr ein Weltbild einzufangen, Eindrücke, die von außen her kommen, zu verwerten, zu einem organischen Teile des eigenen Ich umzuarbeiten; ihre Werke sind durchaus aufs innerliche, seelische gestellt, das Reale darin wird von einem Ueberschwange des Gefühls erstickt, überwältigt; sie ist unbedingt subjektiv, und — dies ist hier die Erkenntnis Münzers —: ein Schaffen ohne objektive Grundlagen ist nicht lebensfähig. — Nicht anders wie Dela Gard ergeht es Andreas Gambara: auch seine Schöpfungen, obwohl vom Beifall der Menge umtost, sind hohl, körperlos, auch er, der Gefeierte, Umjubelte, Gepriesene, Selbstbewußte, muß zusammenbrechen, ohne seiner Aufgabe gerecht geworden zu sein. Aus einigen Regeln, die er seinen Schülern mitgibt, erhellt, welche Bedeutung dem Niedergange Gambaras beizumessen ist: „Ich habe ein Modell noch nie anders als hinter meinem Rücken aufgestellt. Nur nicht sich zum Sklaven und Photographen einer fehlerhaften Natur machen. Denn nicht die Kunst, Freunde, die Natur ist das Unvollkommene! Man wirft ihr einen Blick zu, holt sich Anregung, frischt eine Erinnerung auf, sieht an der Vorlage, wie man es nicht machen muß, und malt als Beherrscher aller Dinge und Geschöpfe. In uns sei die Welt, nicht um uns!" — Dem Symbolismus in seinen Auswüchsen wird hier das Todesurteil gesprochen, jener neuen Richtung, die dem Realen jede Selbstberechtigung abspricht, die an ihrer gewollten Verstandes-

Digitized by Google

mäßigkeit verkümmert, die das konstruktive Moment dem produktiven vorzieht. Und erst Michael Munk ist es vergönnt, Kunstwerke zu schaffen, weil er, trotzdem auch er nicht frei von Manier ist, den Kontakt mit der Natur wahrt, weil er nicht eine Lostrennung von ihr anstrebt, sondern aus einem Zusammenarbeiten, einem Handinhandgehen mit ihr seine Kraft saugt. Er malt das Leben wie es ist, und wenn es auf seinen Bildern zumeist ein abstoßendes Antlitz zeigt, so erklärt sich dies daher, daß er nie an der Oberfläche hängen bleibt, sondern tiefer gräbt und dabei auf das Grauen, das Dunkle, das Unfaßbare stößt, das den Kern aller Dinge bildet; und der Lebensrahmen, aus dem Münzer ihn seine Anregungen holen läßt, ist Berlin. — Damit sind wir bei dem zweiten grundlegenden Problem angelangt, das diesen Dichter in neuerer Zeit, in den „Kindern der Stadt" und ausgesprochener, vertiefter noch in einzelnen Kapiteln des „Gefühlvollen Baedekers" beschäftigt: die Großstadt. Die Großstadt als Kulturfaktor, als Schöpferin, Zerstörerin, als Stätte des Verbrechens, des Lasters, der Unzucht, der Hohlheit, des Scheines; die Großstadt als Unterdrückerin des freien Ich, der Persönlichkeit, für die das Individuum keinen Wert hat, der nur die Gesamtheit, die Menge gilt. Die Schilderungen Berlins sind das Große, Bleibende an Münzer; denn er hat diese Riesenstadt erlebt, hat sie zu einem Teil seiner selbst vertieft, ist in sie hinabgetaucht, in all ihre Schrecknisse und Schönheiten. Er kennt die verrufensten Winkel mit ihren Dirnenkneipen, Liebesmärkten und gefährlichen Absteigquartieren, mit ihren Prostituierten, Zuhältern, Lustknaben, Messerhelden, Bettlern, Dieben; er belauscht in den dunklen Nebenalleen des Tiergartens die Liebespärchen beim Stelldichein; er führt uns in die Café's Theater, auf die Rennbahn, den Bummel; er träumt in alten, stillen, romantischen Gäßchen, an einen Brunnen gelehnt, zum gestirnten Nachthimmel empor; als Ankläger, Genießer, Sehnsüchtiger, Verliebter tritt er auf, um uns von diesem seinem abgründigsten, nachhaltigsten Erlebnisse zu berichten. Er liebt die Stadt um ihrer unvergleichlichen Reichtümer willen, wie er sie wegen ihrer Verworfenheit und Verruchtheit haßt; aber — und dies ist ein beispiellos feines künstlerisches Moment —: selbst in dieser Verworfenheit, bei aller Lasterhaftigkeit bewahrt sie für ihn einen Schimmer von Schönheit, von Großzügigkeit, bei all ihren krassen sittlichen Mängeln ist sie ihm teuer.

Kurt Münzer ist Jude, und der Einfluß seiner Abstammung auf seine Produktion ist unverkennbar. Die Juden, ihrem Ursprunge nach, mehr aber noch in ihrem Innenleben ein orientalisches Volk, haben sich bis heute jene tiefinnerliche Glut, Sinnenfreude, Begeisterungsfähigkeit und Hingabe bewahrt, die den Morgenländern eignet; sie haben — und dies gerade ist bei Münzer augenfällig — eine Eigenschaft, die heute immer seltener wird: Temperament. An Kurt Münzer ist alles Feuer, Leben, Blut; er verachtet die kühle, gelassene Geste der Modernen und zieht es vor, zu lieben, zu hassen, sich zu entzücken und entflammen; er trauert mit den Elenden und lächelt mit den Frohen; nichts ist ihm zu gleichgültig, als daß er nicht dazu Stellung nähme, ein Für und Wider in die Wagschale würfe. — Es kommt dazu, daß die Juden auf eine alte verfeinerte Außen- und Innenkultur zurückblicken, daß sich diese Kulturvergangenheit mit der einigermaßen dekadenten Feinnervigkeit des modernen Menschen zu einer gesteigerten Sensibilität und Feinnervigkeit verbindet, die sie ihre eigentliche Heimatlosigkeit doppelt schmerzlich empfinden läßt. Auch dies ist ein Merkmal, das man an Münzer nachweisen kann; über all seinen Büchern liegt eine wehmütige Melancholie, eine schwere Süße und Reife. Die Schwermut eines Sonnenunterganges hat kaum einer so erfaßt wie er, und mit einer unglaublichen Feinsinnigkeit, Zartheit, Behutsamkeit vermag er sich in das krause, dämmernde, keimende, von Ahnungen erfüllte Seelenleben eines Kindes einzufühlen. Und niemand von allen Dichtern ist vielleicht bei aller Kultiviertheit so sehr Kind, so licht, jung, naiv geblieben wie er.

Münzer steht noch am Beginne seiner Laufbahn, er ist noch voller Hoffnungen und Verheißungen, voll Zuversicht und Entschlossen-

Digitized by Google

heit, sich eine dauernde, überragende Position zu schaffen. Wann er sein Ziel erreicht, ja, ob er es überhaupt völlig erreichen wird, dies sind Fragen, auf die die Zukunft Antwort geben wird. Doch auch so, wie er heute ist, gibt er sicherlich weit mehr als bloße Versprechungen; heute schon ist er eine Erfüllung, ist er einer von den wenigen Autoren, die es ernst mit sich und ihrer Kunst meinen.

Die Prinzessin und der Statist.

Von

Kurt Münzer.

In dem Augenblick, als sich die Erbprinzessin auf ihren Sessel niederließ, ging der Vorhang in die Höhe.

Immerhin gab es noch einiges Geräusch in der kleinen Hofloge, bis sich das alte Hoffräulein, die Komtesse von Arlt, das liebe Fräulein von Prittwitz, die Erzieherin der jungen Prinzessin, und der Kammerherr Graf Below auf ihren Stühlen eingerichtet hatten. Nur die junge Prinzessin Adele ließ sich mit angstvoller Vorsicht in ihren roten Sessel gleiten, um jedes Knarren der alten Spiralfedern zu verhüten. Sie war erst zum drittenmal im Theater. Sie zählte damals fünfzehn Jahre und trug das erste halblange Kleid.

Bauliche Veränderungen hatten die Eröffnung des Hoftheaterchens bis zu dieser zweiten Oktoberwoche verschoben. Man eröffnete wie immer mit der „Jungfrau von Orleans"; nicht nur, weil man in diesem Stück fast das gesamte neue Personal herausbringen konnte, sondern vornehmlich aus zarter Aufmerksamkeit gegen die regierende Großherzogin, deren Lieblingswerk dieses edle und moralische Schauspiel war. Auf diese Weise spielte man die „Jungfrau" zur Eröffnung, am Geburtstage der guten Großherzogin, an allen Schillergedenktagen, und die jugendliche Heroine wählte sie zu ihrem Benefiz, da sie dann einer kleinen Brillantbroche und einer huldvollen Ansprache gewiß war.

Die arme Erbprinzessin, die seit siebzehn Jahren am Hofe lebte und also siebzehnmal die gleiche Eröffnung mitgemacht hatte, kannte — wenn auch nicht jedes Wort — so doch jedes Kostüm und jede Bewegung auswendig, da sich Inszenierung und Regie seit fünfunddreißig Jahren unveränderlich weitererbten. Denn so lange regierte die gute Großherzogin, und so lange nahm man die zarten Rücksichten auf die gute Landesmutter. Aber es muß wiederholt werden, daß sich die arme Erbprinzessin langweilte. Sie konnte heute nicht wie sonst hinter einem großen Fächer ein wenig nicken, denn es galt, die Schwiegermutter zu vertreten, die ein kleiner Grippeanfall ans Bett fesselte; und sie mußte nicht nur in bezug auf Würde, sondern auch hinsichtlich Aufmerksamkeit und künstlerischer Teilnahme angemessen vertreten werden. Dafür träumte die Erbprinzessin mit offenen Augen von einer lichtblauen Atlascourschleppe, die sie notwendig zum Geburtstage des Erbprinzen brauchte. Dazu orangefarbener Samt als Unterkleid. — Es handelte sich nur darum, ob ihr die Schwiegermutter die gelben Erbspitzen leihen würde. Die gute Großherzogin war komisch in manchen Dingen. Die arme Prinzessin seufzte schwer.

Inzwischen schlummerte das alte Hoffräulein sanft und ruhig. Heute konnte sie sich ganz dem Schlaf hingeben, da die Großherzogin sie nicht wie sonst durch Bewunderungsfragen bei jeder Verwandlung stören würde. Graf Below, der in seinen Mußestunden das Waldhorn blies, übte in Gedanken, immer vergeblich, aber unaufhörlich eine schwierige Passage aus einem Griegschen Konzert. Er war nicht mehr jung und ersetzte seinen Mangel an Schönheit sehr unvollkommen durch eine übertriebene Eleganz und durch zahlreichen Schmuck.

Aber das liebe Fräulein von Prittwitz fühlte sich als Prinzessinerzieherin moralisch verpflichtet, einem klassischen Schauspiel wissenschaftlich aufmerksam zu folgen, und saß hinter dem Sessel der jungen Prinzessin weit vornübergebeugt in ihrem ausgeschnittenen grünen Kleid, das sie in der nächsten Saison wirklich nicht mehr tragen konnte.

In der ersten Pause sagte die arme Erbprinzessin: „Ja—a—a—." So langgedehnt,

Digitized by Google

daß eine ganze Welt von Anerkennung und Bewunderung darin lag. Sonst betrachtete sie neugierig das Publikum. In der zweiten Pause sagte sie schmerzlich: „Ja—a—a— Schiller!“ Darüber hinaus schien es kein Lob mehr zu geben. Aber sie hatte vergessen zu applaudieren. Infolge der Stille erwachte das alte Hoffräulein; sie hatte bereits fünfunddreißig Eröffnungs- und hundertunddvierzehn anderen Vorstellungen der „Jungfrau“ beigewohnt, da sie als Lieblingsdame und einstige Jugendgespielin der guten Großherzogin stets im engsten Gefolge war und nie blaß genug aussah, um Migräne vorschützen zu können. Komtesse von Arlt besaß ein kleines Embonpoint und eine unerschütterliche Gesundheit. Ferner führte sie ein Tagebuch über das Leben des Hofes, in dem jede Vorstellung des Theaters, jedes Diner mit dem ganzen Menu und manches andere verzeichnet war. Sie fühlte sich ganz als Quelle der künftigen Kulturforschung und schrieb auf fast unzerreißbares Papier.

In der Pause nach dem dritten Akt war in dem kleinen Fürstenzimmer der großen Hofloge der Tee serviert. Die arme Erbprinzessin hatte Kopfschmerzen bekommen vor Nachdenken darüber, ob ihr wohl die Schwiegermutter die gelben Erbspitzen leihen würde. Einmal würde sie sie ja doch bekommen! — Also sprach sie nicht, und auch das Gefolge schwieg nach einer vorsichtig tastenden Bemerkung des Kammerherrn über das neue Ensemble.

Endlich sagte die Erbprinzessin zum Fräulein von Prittwitz: „Nun, meine liebe Prittwitz?“ Und in diesem Augenblick kam ihr eine Erleuchtung, als sie die junge blasse Prinzessin, ihre Tochter Adele, die noch immer nicht graziös und hübsch werden wollte, müde und wie abwesend ihren Tee schlürfen sah. „Meine liebe Prittwitz, geben Sie doch einmal der Prinzessin ein Aufsatzthema aus der ‚Jungfrau‘. Es würde Ihre Hoheit freuen.“

Das liebe Fräulein von Prittwitz knixte; aber von dieser Sekunde an war ihre Ruhe dahin, und sie wälzte nur noch das edle Schauspiel in ihrem Kopf umher, um ein passendes Thema zu gewinnen.

Jedenfalls war der Bann der Teepause gebrochen. „Wer,“ rief das alte Hoffräulein, „wer ist diese Agnes Sorel?“

Graf Below sagte schnell: „Ein gewisses Fräulein Hermione Wulff!“

„So—o—o—,“ sagte die Komtesse ohne ein weiteres Urteil, denn man kannte die Meinung der Erbprinzessin noch nicht.

Da sagte diese nachlässig: „Man sollte dieses Fräulein auf Dienstmädchen beschränken.“ Sie hatte aber keine Ahnung, um wen es sich handelte, und hatte von der schönen Agnes nur ein verblaßtes gelbes Kostüm gesehen. Immerhin war damit das Schicksal des armen Fräulein Hermione Wulff entschieden.

„Wenn sie ihrer Nase nachgeht,“ sagte der Kammerherr, „so kommt sie nicht geradeaus weiter.“ In der Tat hatte die Nase der armen Hermione eine bedenkliche Neigung nach links seitwärts, wie ihr Mund einen Zug nach rechts oben. Aber das hätte den Kammerherrn weniger gestört, wenn nicht trotzdem Fräulein Hermione die Freundin eines seiner Freunde geworden wäre. Das alte Hoffräulein, das die Medisance liebte, schlug ihren Fächer auf und zitierte dahinter dem Kammerherrn ihren verpönten Liebling, wie immer etwas frei:

„Ihr fragt mich, Freunde, was ihr fehle:
Der Busen und darin die Seele!“

Der Graf hielt sein wohlriechendes Taschentuch vor die Lippen . . . So wurde die arme Hermione hingerichtet. Am nächsten Vormittage ließ die Intendantur ihre Rollen zurückfordern, und sie erhielt statt dessen die Rolle des zweiten Bürgermädchens im „Faust, erster Teil“. Man hätte sie übrigens im Probemonat entlassen, wenn sie nicht die Freundin eines Freundes des Kammerherrn gewesen wäre. Aber so —! Auch nützte es nichts, daß ihre Schwester Agathe, ein Person mit derben Mannesallüren, bis zum Intendanten vordrang. Dieser war ein alter, aber desto schönheitsfreudigerer Herr und reagierte infolgedessen nicht auf den Nachglanz einer nicht mehr wahrscheinlichen Jugend.

Inzwischen saß die junge Prinzessin Adele, deren ganze Schönheit ihre fünfzehn Jahre und ihr neues, halblanges Kleid waren, tief versunken in ihrem großen Sessel, darin sie fast

Digitized by Google

verschwand. Im zweiten Akt war es geschehen: der Prospekt hatte sich über dem rauchenden Lager der Engländer erhoben, und die kämpfenden Soldaten eilten über die Szene. Nur zwei blieben standhaft im Vordergrund. Der eine dieser beiden Statisten war ein kleiner, dicker Blonder, der andere war groß und schlank. Er hieb Terz auf Terz, die Quarten sausten nur so — von den Primen gar nicht zu reden! Unter einem sehr unhistorischen antiken Helm quoll weiches, schwarzes Haar hervor. Er hatte nur Teint aufgelegt, und in dem blassen Gesicht klafften die glühenden Lippen wie eine blutige Wunde.

Von dieser Stunde an sah Prinzessin Adele nichts anderes mehr. Nach jeder Verwandlung suchte sie die Szene nach ihm ab und schloß die Augen, wenn sie ihn nicht fand. Warum stand er da unten? War er nicht ein König, ein Held? War er nicht der Schönste und Edelste? Focht er nicht wie ein Ritter? — Sie hatte in dem Zimmer ihrer Kammerfrau wunderbare Bücher gefunden, die sie heimlich gelesen hatte. Alle Dichter mußten von diesem Manne geträumt haben: er war wie der Held ihrer Romane . . .

„Es ist warm," sagte die Erbprinzessin, als sie am Ausgange standen. „Gehen wir den kleinen Weg, meine Damen!"

Der Wagen folgte langsam den fünf Menschen, die still durch die rauschenden Anlagen gingen, die sich fünf Minuten lang zwischen Schloß und Theater hinzogen. Die Oktobernacht war warm, aber feucht und dunstig; das erste Laub raschelte unter den Füßen. Zwischen den Bäumen glänzte das stille Licht der spärlichen Laternen.

Im ersten Stockwerk verabschiedete sich die Erbprinzessin von ihrer Tochter. „Oh, mein Gott!" rief sie. „Adele! drücke die Ellbogen an die Hüfte! lächle! sprich etwas! hebe vorn ein wenig das Kleid, wenn du die Treppe hinaufgehst. Liebe Prittwitz, wir wollen doch wieder Fräulein Svedenborg bestellen und den orthopädischen Unterricht fortsetzen. Vergiß nicht, den Lilienteig auf das Gesicht zu legen. Gute Nacht!"

„Lilienteig" war eine Erfindung der Hoffriseuse und das öffentliche Schönheitsgeheimmittel der armen Erbprinzessin; aber es nützte ihr nicht viel.

Fräulein von Prittwitz suchte tiefbekümmert ihre Zimmer auf. Sie hatte noch immer kein Thema gefunden. Es mußte aber auch allzuviele Anforderungen erfüllen: es durfte der prinzeßlichen Intelligenz nicht allzuviel zumuten, es mußte interessant, und vor allen Dingen: es mußte moralisch sein. Es war gar nicht zu glauben, wie sehr das liebe Fräulein von Prittwitz an Anstand und Sitte hing, obschon sie doch bereits an drei Höfen Prinzessinnen erzogen hatte! Aber es mußte ihr wohl im Blute liegen: ihre Mutter war nämlich nur eine geborene Lehmann . . .

Prinzessin Adele stand vor ihrem Spiegel. Ihre lange, spitze Nase war rot, die Augen klein und ein wenig vorquellend. Sie schob den Lilienteig beiseite. Mechanisch verrieb sie etwas Goldcream auf den Händen. „Nein," dachte sie voll Schmerz und sah sich an. „Nein, er kann dich nicht lieben. Er ist der Herrlichste! Und du? eine Prinzessin? . . . Aber er ist ein Held, ein König. — Oh, sprich zu mir —"

Die alte Kammerfrau schlief nebenan. Prinzessin Adele liebte keine Hilfe beim Auskleiden. Sie saß während der ganzen Nacht auf der Kante ihres weißen Bettes. Sie weinte nicht: so groß war ihr erster Kummer! Um fünf Uhr morgens fiel sie hin und schlief ein. Aber selbst im Traum wuchs ihre Liebe weiter, und als sie am andern Morgen erwachte, war ihr Kopf nur ein einziger Gedanke, ihr Herz nur eine einzige Sehnsucht . . .

Die Mittagstafel war klein und still. Der Ansteckungsgefahr wegen blieb der alte Großherzog in den Gemächern seiner kranken Gemahlin. Der Erbprinz war seit einigen Tagen zur Jagd, die ihm allerdings nur ein Vorwand für galante Abenteuer mit derben Bauernmägden war.

„Adele!" rief die Erbprinzessin, außer sich vor Empörung. „Wie siehst du aus! Lächle! sprich etwas! drück die Ellbogen an die Hüfte! Oh, mein Gott, sieh mich an! Hast du den

Digitized by Google

Lilienteig vergessen? Du hast den Teint einer Fabrikarbeiterin."

In die Bouillon der Prinzessin Adele fielen etliche Tränen. Die Erbprinzessin erblaßte. „Meine Teuerste!" sagte sie zu dem lieben Fräulein von Prittwitz. Wenn sie „meine Teuerste" sagte, so bedeutete das bedingungslose Ungnade. „Meine Teuerste! das sind die Resultate Ihrer Erziehung."

Fräulein von Prittwitz verbrühte sich die Zunge an der heißen Suppe. War sie nicht genug geplagt mit dem Aufsatzthema? Sollte sie sich noch um Lilienteig kümmern?

Am anderen Tage wiederholte sich dieselbe Szene in gesteigertem Maße. Prinzessin Adele saß wie ein Schatten in dem gelben, hohen Stuhl. Sie sollte zum letztenmal darin sitzen. Denn in derselben Nacht — —

Gegen zehn Uhr stieg Prinzessin Adele in ihre Zimmer hinauf. Fräulein von Prittwitz, die an der verbrühten Zunge litt, zog sich sofort zurück. Neben dem Toilettezimmer der Prinzessin schlief die Kammerfrau. Die Prinzessin schlich hinein. Sie ergriff ein großes, schwarzes Umschlagetuch, das neben der Tür hing, und war ebenso geräuschlos wieder verschwunden. Man spielte heute im Theater das „Wintermärchen", und da sie wußte, daß dies ein klassisches Stück war, vermutete sie, daß es also auch darin Krieg und Kampf geben und ihr Held und König darin auftreten mußte. Sie kannte seinen Namen nicht und wußte nichts anderes von ihm, als daß er, aus ihren Träumen geboren, schöner und edler als ein Mensch war. Sie war nichts als Liebe . . .

Sie schlich auf den Korridor hinaus, in das große, schwarze Tuch gehüllt. In mattem Licht lag die Treppe vor ihr. Unten klirrte der Säbel des wachhabenden Soldaten; als sein Schritt um eine Ecke des Ganges verklang, lief sie hinab — wie eine Katze —, glitt durch einen Teil des Ganges, stieg ein paar Stufen hinauf und erreichte durch einen zweiten Korridor die Gesindetreppe, die zu dem kleinen Nebenausgang des linken Flügels führte. Niemand sah sie. Als sie ins Freie trat, hatte sie den Atem verloren. Die Schloßuhr schlug. Es war ein Viertel nach zehn. Die Prinzessin zog das schwarze Tuch über ihr fahles, dünnes Haar und lief mit schlagendem Herzen durch die Anlagen. Ein kalter Wind brauste durch die alten Bäume und schlug ihr die welken Blätter ins Gesicht. Die Prinzessin lachte, blieb stehen, sagte laut: „Lieber Gott, schick ihn mir! ein einziges Mal —" und lief weiter. Kein Mensch begegnete ihr.

Als sie das Theater erreichte und durch Zufall an den Bühneneingang geriet, verließen gerade die Schauspieler das Haus. Die Prinzessin stellte sich in den Schatten eines Pfeilers und verzehrte die Hinaustretenden mit ihren Augen. Immer seltener kam jemand, dann wurde es ganz still. Ihr Herz schlug wie noch nie bisher in ihren fünfzehn Jahren. Da fiel ein Schatten aus der Tür — und sie fühlte, daß er es war. Er trug einen dünnen, kurzen, gelben Mantel und einen kleinen, weichen Hut. Sein Gesicht war wirklich blaß und sein Mund blutigrot und das Haar schwarz und weich. Er ging wie ein großer Künstler mit gleichgültigen Blicken und zurückgelegtem Kopf — und war doch nur ein Statist. Er sah die Prinzessin in ihrem Schatten nicht, aber sie sah, daß er blaue Augen hatte, und fand darin Mut und Stärke, zugleich Weichheit und Sehnsucht. Ihr ganzes Herz brach auf.

Sie ging ihm nach. Er schritt langsam durch die rauschenden Anlagen, dann durch die stillen Gartenstraßen. So leise die Prinzessin ging, er hörte, daß sie ihm folgte. Zweimal sah er sich um. — Sie hing an seinen Schritten. Sie fühlte sich selbst nicht mehr . . . An der nächsten Ecke erwartete er sie.

„Warum gehst du so allein, kleines Mädchen?"

Ja, Prinzessin Adele trug heut eines ihrer alten, kurzen Kleider. Sie antwortete nicht. Sie hatte sich so fest in ihr Tuch gewickelt, daß sie wie eine Mumie dastand. Aus der Hülle hervor kam nur die rote Spitze ihrer Nase, und in der dunklen Tiefe lag wie ein See zwischen Bergen der sehnsuchtsvolle Glanz ihrer Augen.

„Gehst du nach Hause, mein Schatz?"

„Ich kam zu dir," sagte die junge Prinzessin.

Digitized by Google

„Woher kennst du mich?“

„Du bist mein König, mein Held! Ich sah dich.“

Der Statist runzelte die Stirn. Aber nein, es war gewiß ein Scherz einer lustigen Kollegin. Er umarmte die kleine Mumie, die bebend vor ihm stand, und suchte ihr unter das Tuch zu blicken. Er sah nur die Augen glänzen. Dann küßte er sie aufs Geratewohl ein wenig unterhalb der roten Nasenspitze, wo er ihren Mund vermutete. — Da stieß sie ihn fort. Im Begriff wütend zu werden, rief der Statist: „Ja, was willst du denn?“

Die Prinzessin sagte flehend: „Morgen —“ Er fühlte an ihrem Ton, daß sie morgen kommen würde.

„Wo?“ sagte er zärtlich und dachte bei sich: „Nein, viel Schönheit verrät diese erfrorene Nase nicht, und mehr als sechzehn Jahre hat sie auch nicht. Unreifes Gemüse! Aber, lieber Gott, in diesem Nest frißt die Katze Maikäfer.“

Er war — beim Himmel! — nicht schlechter als andere junge Leute und hatte noch die Entschuldigung, daß er sich für einen Künstler hielt. Er bezog fünfundsechzig Mark Gage.

„Hier,“ sagte die Prinzessin, „zur gleichen Stunde.“

„Und wer bist du, kleines Mädchen?“

„Deine Dienerin. — Wenn du willst, deine Königin —“

„Nanu!“ dachte der Statist. „Sie spricht wie ein Buch. Verrückt ist sie, das steht fest. Sie muß mich in der „Jüdin“ als Hofherrn in den lila Trikots gesehen haben.“ Laut sagte er: „Aber du sollst doch wissen, wen du liebst, Kleine. Ich heiße —“

„Nein!“ schrie die Prinzessin. Sie ahnte, daß hier ihr Traum zerriß. Aber schon hatte er sich genannt... Sie seufzte — aber nicht laut, nicht qualvoll, nicht wild. Es war der leise, traurige Ton, mit dem ein Vögelchen stirbt. Einen Augenblick später stand der Statist allein.

„Oh,“ dachte er, „die kommt. Sie ist ja total verschossen!“ Dann ging er nach Haus in seine Dachstube und aß sein Abendbrot aus Semmel mit Zwiebelwurst. Um zwölf schlief er und wußte nicht, daß er gemordet hatte: denn —

Die junge Prinzessin lief nach dem Schloß. Sie hatte nur den einen Gedanken: mein Zimmer, das Fenster, hinabspringen... Ihre Seele blutete vor Scham. Wo war ihr Held? ihr König? Wen liebte sie?

Ach, sie hätte den Namenlosen lieben können! Sie hätte mit dem Ungenannten fliehen und selig werden können! Aber sie ertrug nicht den Kuß des Menschen, der aus seinem Himmel in eine Sphäre hinabgerissen war, deren Namen der Prinzessin einen Schimpf bedeuteten. Ihr Stolz war zertreten, ihre Krone zerbrochen. Sie durfte einen Kaiser lieben, der von Häßlichkeit und Lastern strotzte; aber der Schönste dieser tiefen Kaste mußte sie durch einen Kuß töten.

Sie erreichte den Seitenflügel: die kleine Tür war geschlossen! An den großen Toren standen die Wachen... In ihrem großen Weh mußte sie an die Geschichte vom Rosenelf denken, der, vom Tage verführt, zu lange gegaukelt hatte und bei der Heimkehr abends seine Rose geschlossen fand... Sie irrte umher. Sie rang die Hände, das Tuch fiel von ihr ab, und sie ließ es liegen. Plötzlich schauerte sie eine Kühle an: sie stand vor dem Schloßteich. „Nein!“ dachte sie. „Nie! nie! nie ich darf ihn nicht lieben. Mich schändet diese Liebe!“ Und der fremde Name ohne Klang und Würde schwang in ihrem Kopf wie ein Glockenklöppel und wollte die Stirn sprengen.

Da hob sie ihr Kleid auf, als erstiege sie eine Treppe und als stände die strenge Erbprinzessin mahnend hinter ihr, und ging, ohne zu zögern, in das kalte, schleimige Wasser hinein. Die alten schlafenden Karpfen erwachten, als ein Mensch zu ihnen hinabglitt. Sie würden es nicht verstanden haben, wenn man ihnen gesagt hätte, daß die Prinzessin an einem Namen starb...

Der Statist hieß Karl Meyer. —

Um diese selbe Mitternachtsstunde wachten im Schloß noch zwei Menschen. Und zwar die gute Komtesse Arlt, die vor ihrem Tagebuch saß und das Menu der letzten Tafel eintrug. Sie schrieb einen bedeutungsvollen Zusatz: „Ihre Hoheit die Erbprinzessin Anna Elisabeth geruhten gnädigst, zweimal vom Tour-

Digitized by Google

nedos zu nehmen und die Trüffelpüree zu loben."

Außerdem wachte noch das liebe und gepeinigte Fräulein von Prittwitz. Aber endlich band sie sich doch ihr Schlafmützchen um, legte sich zu Bett, klopfte sich ihre Decke zurecht und löschte das Licht aus. Nach zwei schlaflosen Nächten stand ihr endlich ein guter und tiefer Schlaf bevor: sie hatte nämlich ihr Aufsatzthema gefunden. Es entsprach allen Anforderungen: es mutete der prinzlichen Intelligenz nicht allzuviel zu, es war interessant, und vor allen Dingen: es war moralisch. Der Zettel, auf den es das liebe Fräulein von Prittwitz geschrieben, lag auf dem Tischchen neben ihrem Bett. Es lautete: „Die Schuld der Jungfrau."

Randbemerkungen.

Chinesen auf englischen Schiffen.

Eine Glasgower Reederei hatte vor einiger Zeit dem englischen Seemann ein sehr schlechtes Zeugnis ausgestellt und dagegen den auf britischen Schiffen immer zahlreicher sich einnistenden chinesischen Konkurrenten als ein Muster an Tüchtigkeit und Ehrbarkeit gepriesen. Das machte Aufsehen, und die ganze Presse im Vereinigten Königreich widerhallte in den beliebten Zuschriften „to the editor" von dem Streit der Meinungen, worauf die Leitartikler aus dem Stimmenchaos beschwichtigende Melodien komponierten. Da nun die vielen Gegner des bezopften Seemannes seinen wenigen Freunden zugaben, daß er ein geistig regsamer, sehr fleißiger, nüchterner Geselle, und daher für den weißen Kollegen ein sehr gefährlicher Konkurrent ist, so konnte das Konzert der englischen Preßstimmen über diese Frage natürlich nur eines werden, mit dem die Söhne Homs im ganzen zufrieden sein durften.

Wenn der Kapitän eines englischen Schiffes in einem ostasiatischen Hafen chinesische Seeleute anwirbt, so braucht er solchen nur den dritten Teil des Lohnes anzubieten, den er entsprechenden englischen Arbeitskräften zahlen muß, und dann nur halb soviel für Beköstigung auszugeben, als bei diesen. In englischen Häfen pflegt freilich ein solcher chinesischer Seemann zu entlaufen und sich unter die dort schon ansässigen Landsleute zu mengen, wo er so gut wie nie faßbar ist. Verdingt er sich später wieder einem Kapitän, so fordert er doppelt so viel Lohn als er früher erhielt, aber immer noch etwa 20 Mark weniger, als ein Engländer erhält. Oft findet er freilich im fremden Lande eine bessere, einträglichere Beschäftigung, und während auf englischen Schiffen das gelbe Element unter der Mannschaft immer rascher zunimmt, dienen sich gleichzeitig chinesische Einwanderer als Seeleute nach den dem europäischen Festlande vorgelagerten britischen Inseln hinüber. Liverpool und andere große englische Häfen haben bereits beträchtliche, rasch wachsende chinesische Bevölkerungsteile. Wie überall sonst, so pflegt auch hier der chinesische Einwanderer, sobald es ihm einigermaßen gut geht, Freunde und Verwandte aus der Heimat herüberzulocken. Schon hat die Konkurrenz der gelben Arbeitskräfte angefangen, auch für die englischen Dockarbeiter eine ernste Gefahr zu werden.

Besonders beachtenswert ist ferner eine Feststellung, die das Parlamentsmitglied R. P. Houston in einer Zuschrift an die Daily News machte. Er bemerkte wörtlich: „Auf irgendeine unheimliche, mysteriöse Weise scheint er (der chinesische Einwanderer) besondere Reize für britische Frauen zu haben, und die Einflößung mongolischen Blutes in unsere Bevölkerung ist meines Erachtens kein Vorteil für die britische Nation." Was man also in den Vereinigten Staaten schon so häufig wahrnahm, das wiederholt sich, dicht vor den Toren des europäischen Festlandes, in England. Otto Corbach.

Polizeikampf gegen den Hosenmatz.

Kinder, die beim Spiel im Freien hübsch gesittet und vor allem „leise" sind — das ist der neueste Gegenstand des amtlichen Verfügungseifers in Berlin. Es atmet echt Jagowschen Geist, wenn es sich auch vorläufig nur auf den Berliner Vorort Friedenau bezieht. Die kleinen Kinder der Armen aus dem Hinterhause, die die an ihre Arbeit gefesselte Mutter „bloß mal vor die Türe" schickt, das ist die Plage der Friedenauer aus dem vornehmen Vorderhaus. Diese schicken ihre Kleinen mit ihrem „Fräulein" wohlbehütet in den Tiergarten oder in den Schöneberger Stadtpark. Oder sie haben als ordentliche Leute ihre eignen Gärten. Weshalb machen das die Leute aus dem Hinterhause nicht ebenso und nehmen der Straße, auf die doch die Fenster der Vorderhausbewohner sehen, durch das „Lärmen" ihrer Kinder den vornehmen Charakter? Der Bürgermeister von Friedenau hat endlich ein Einsehen gehabt und durch einen feierlichen Erlaß diesem, verzeihen Sie, „schreienden" Mißstand ein Ziel gesetzt. Die Schutzmannschaft ist angewiesen, streng darauf

Digitized by Google

zu achten, daß „geräuschvolle“ Spiele unterdrückt werden. Dem Herrn Bürgermeister aber schwant schon, daß, wenn die Schutzmannschaft wirklich allen Hosenmätzen zwischen drei und sechs Jahren vornehme Distinguiertheit beim Spielen beibringen wollte, sie gar nicht mehr Zeit hätte, die erwachsenen Bürger zu beaufsichtigen, deshalb hofft er (offiziell und amtlich) allen Ernstes viel von den Portiers, die ja sehr leicht von den Vorgärten aus, in denen selbstverständlich beileibe keine Kinder spielen dürfen, durch ernste Verwarnung die Kinder aus den Hinterhäusern auf den vornehmen Charakter von Berlin W aufmerksam machen könnten. Wenn die Kinder in der Wohnung spielen, klopft es oben und unten „Ruhe“. Wenn sie auf die Straße kommen, halten ihnen die Schutzleute und die Herren Portiers den Ukas des Herrn Bürgermeisters vor die Nase. Es ging das dunkle Gerücht, daß einige Menschenfreunde gegen diese Art Jugendfürsorge opponieren wollten. Der Herr Bürgermeister wird deshalb interviewt. Er antwortete: „Es ist mir davon nichts bekannt, daß meine Polizeiverordnung Mißfallen oder gar Entrüstung hervorgerufen hat. Hingegen erhalte ich täglich Zuschriften, in denen mein Erlaß mit Freuden begrüßt und nur bedauert wird, daß dieser Erlaß nicht strenger „durchgeführt wird.“

Welch eine Lust, ein Kind zu sein!

H. J.

„Wer ist der dümmste und korrupteste Mensch in Berlin?“

Diese Frage ist ein — Preisausschreiben. Für die beste Antwort zahlt eine Berliner Wochenschrift 300, für die „nächstbesten“ 200 und 100 Mark. Abgesehen von der begreiflichen Angst, die einen großen Teil mehr dummer als korrupter Berliner befallen, hat dies Preisausschreiben auch noch einige moralische Entrüstung erregt. Weshalb? Der Komponist ist jedenfalls ein Mensch, der seine Zeitgenossen aus dem ff. kennt. Die sensationelle Ueberschrift der Zeitungsartikel ist für ein gewisses Publikum heutzutage alles, ein gediegener Inhalt nichts ... Fast die Hälfte der ganzen internationalen Presse lebt hiervon. Weshalb also nicht den Stier einmal bei den Hörnern fassen und den Durchschnittsleser da packen, wo er sich am liebsten packen läßt, bei seiner Lust an Klatsch und Sensation. „Wer ist der dümmste und korrupteste Mensch in Berlin?“ Dies famose Preisausschreiben darf auf keinen Fall mit der Antwort erledigt werden: „Derjenige, der diese Frage stellte.“ Es ist nie dumm, auf die Dummen zu spekulieren. Denn wer durch geistige Güter Geld verdienen will, wendet sich geschäftskundigerweise nicht an die Wenigen, sondern an die Vielen.

Neue Bücher.

Der letzte Abend, ein Akt. Von Robert Scheu. Geheftet 60 Pf. Verlag von Albert Langen, München.

Robert Scheu hat sich schon einen guten Namen gemacht, und mit dem Einakter „Der letzte Abend“ hat er — zwar mit keinem großen, doch einem um so feineren Werk — sich von neuem Recht auf Anerkennung erworben. Und diese wird nicht ausbleiben, auch wenn das Stück nicht gleich zur Aufführung kommen sollte. Es bietet auch dem Leser so viel an Gedanken, Schönheit und dichterischer Eigenart, daß schon die Lektüre einen großen Genuß vermittelt. Der Meister, der seinen Schüler und Interpreten verliert, weil dieser sich selbst gefunden und erkannt und nun andere Wege gehen muß, und Angelus, der Schüler, sind Gestalten, die jedem Eindruck machen werden.

Reichtum

ist Macht, aber Schönheit noch mehr, letztere verleiht ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pf. Ferner macht der

Cream „Dada“ (Lilienmilch-Cream)

rote und spröde Haut in einer Nacht weiß u. sammetweich. Tube 50 Pf.

KAFFEE HAG

Coffeïnfreier „KAFFEE HAG“ mit der Schutzmarke Rettungsring ist das bekömmlichste Getränk für Gesunde und Kranke.

KAFFEE HAG

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Rohnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 26 | Berlin, den 28. Juni 1913 | 42. Jahrgang Band 83.

Die Schmach von Breslau.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Wenn je ein kriegerisches Beginnen fern von aller fürstlichen Initiative seinen Ursprung im Willen des Volkes gehabt, so ist es jener gegen Napoleon gerichtete Freiheitskampf, dessen hundertjährige Wiederkehr das Preußen von heute in diesem Jahre festlich begeht.

Die Erhebung des von den Franzosen niedergeworfenen Preußenstaates ging von einem gewissen York aus, der, ein ungehorsamer General seines Königs, den Befreiungskampf auf eigene Faust begann und dabei Kopf und Kragen riskierte. Als die erste Nachricht davon, daß da oben in Ostpreußen das Volk den Freiheitskrieg kurz entschlossen begonnen, nach Berlin kam, überlegte man im Hohenzollernschloß allen Ernstes, wie man diesen York am besten desavouieren könnte. Der Krieg 1870/71 ist seinem Ursprung nach ein erfolggekröntes Unternehmen der Regierung gewesen. Die Freiheitskämpfe von 1813 waren ein Unternehmen, das die Regierung, mit Bangen zusehend, erst sanktionierte, als das Volk schon begonnen hatte, aus eignem Freiheitswillen loszumarschieren...

Nicht daß Friedrich Wilhelm III. der Gedanke unterstellt werden soll, daß er sich mit den vernichtenden Resultaten von Jena einfach abgefunden hatte. Aber er war ein Zauderer. Kein Tatenheld, der alles auf eine Karte setzte. Ein Mann, der des Vaterlandes Schmach fromm als eine Schickung des Himmels hinnahm und bis zu Yorks hinreißendem Beispiel höchstens davon träumte, daß irgendein Nachfahr von ihm den Schaden einst wieder gut machen würde.

Der Breslauer „Aufruf an mein Volk" fand ein Volk vor, das sich längst aus eignem aufgerufen hatte. Diese Wahrheit steht felsenfest. Felsenfest wie die Tatsache, daß einst mit Jena und Auerstädt nicht die Sünden des preußischen Volkes, sondern die Sünden jener preußischen Regierung gebüßt wurden, die den geistigen und militärischen Nachlaß Friedrichs des Großen als bequeme Erben vergeudet hatten.

Der „Aufruf an mein Volk" fand ein Volk, das sich (oben in Ostpreußen) schon längst selbst aufgerufen hatte. Die offiziellen Arrangeure der hundertjährigen Erinnerungsfeier haben den Schwerpunkt der Festlichkeiten trotzdem von Tauroggen nach Breslau verlegt. Weshalb? Weil Friedrich Wilhelm III. Tauroggen noch nicht, aber Breslau doch schon mitmachte. Eine Geschichtsklitterung, die nicht weiter tragisch zu nehmen ist? Gewiß nicht! Tauroggen ist für die Hohenzollern eine immerhin peinliche, Breslau eine erhebende Erinnerung. Also hat Breslau in diesem Jahre seine Jahrhundertausstellung, sein Erinnerungsfest und sein Jahrhundertfestspiel aus der Feder des bedeutendsten deutschen Dichters der Gegenwart.

Ueber dies Jahrhundertfestspiel ward in diesen Blättern von kritischer Seite berichtet. Wie auch sonst in der Presse. Den einen sagte die Dichtung zu, den andern nicht. Geschmackssache. Aesthetik ist eins der ganz wenigen Dinge, die in Preußen noch nicht uniformiert sind: Das Festspiel hatte vorher die preußische Zensur glatt passiert, was jedem Beweis dafür sein wird, daß irgendwelche staatsgefährliche Tendenzen in diesem Werke nicht vorhanden sein können.

Aber ob sich die Kunstkritiker in der künstlerischen Bewertung so oder so stellten, darüber

Digitized by Google

waren alle ernst zu nehmenden Betrachter einig: Die Dichtung war von befreiender historischer Wahrhaftigkeit und tief innerlichem Patriotismus.

1813. Wann gab es je eine große Zeit, in der das Volk als solches so überzeugend und monumental als der Held des ganzen Geschehens dastand? Wo ist der Volkssohn, der nur einen Gran künstlerischen Empfindens in sich hat, und der da, wo sich ihm so das ganze Volk als Held eines Dramas aufdrängt, ein höfisches Festspiel mit dem Volk als Staffage fabrizieren könnte? Und wo sind die Menschen, die sich darüber erregen wollten, wenn in einer künstlerischen Nachgestaltung von 1813 nicht Friedrich Wilhelm der Zauderer, Friedrich Wilhelm, der von der Volksbegeisterung erst Mitgerissene, vor dem Heldenvolke von damals den Vortritt hätte? Gibt es solche Menschen? Es gibt sie. Und diese haben es durchgesetzt, daß die Festspielfolge auf einen Wink von oben hin abgebrochen wurde wie eine mißglückte Generalprobe.

Von ästhetischen Bedenken ist nicht die Rede. Einen ästhetischen Maßstab dramatischer Produktion gegenüber gibt's in diesen Sphären nicht, sonst hätte die Hofbühne in fünfundzwanzig Jahren vielleicht doch einmal einen deutschen Dichter entdeckt, sonst wäre Joseph Lauff nicht auf Grund rein byzantinischer Hohenzollernverherrlichung als einziger deutscher Dramatiker von Rang beim Regierungsjubiläum Wilhelms II. (verdientermaßen) mit dem erblichen Adel belegt worden.

Das Festspiel ist abgesetzt, weil der Dichter es übersah, daß man in der offiziellen Geschichtsbetrachtung 1813 längst korrigiert hat. Wir haben so viel, bei dem die Hohenzollern ganz vorzüglich abgeschnitten haben. Haben Friedrich den Großen, dessen politische und kriegerische Lorbeeren kein noch so aufrechter Volkspoet bestreiten wird. Haben Wilhelm I., ohne dessen politisches Mitverstehen Bismarck nie zu seinen Taten ausholen konnte. Aber das genügt ihnen lange nicht mehr. Alle Hohenzollern, ob sie Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III. oder Friedrich Wilhelm IV. heißen, sollen ausnahmslos „Helden" gewesen sein. Wer da sagt, es ist zuviel verlangt, daß ausgesucht diese Herrscherfamilie nur Genies hervorgebracht haben soll, wer es natürlich findet, daß es auch minder talentierte Könige darunter gab, hat in den Augen derjenigen, die die schmachvolle Aufhebung dieses Festspieles betrieben, keinen — „Patriotismus" im Leibe.

Daß die ultramontanen Kreise an diesem Festspiel Anstoß nahmen, ist noch verständlich. Sie vermißten die Wilhelminische Auffassung, daß die Erscheinung Napoleons nur eine Geißel Gottes für den Mangel an Kirchenfreundlichkeit im Preußen von damals war. Daß aber ganze Kriegervereine eine Schilderung „empörend" fanden, die den Freiheitskampf ihrer Ahnen als ein vom Volkswillen geborenes Naturgeschehen und nicht als das Unternehmen und die Weisheit des Königs darstellte, ist ein Sympton jenes öden oberflächlichen Hurrapatriotismus, der die Krankheit unserer Zeit ist.

Der König soll es gewesen sein! Das ehrt diese Menschen mehr, als wenn sie selbst es gewesen wären. Wir sind so weit, daß gewisse sehr einflußreiche Kreise die Achtung vor sich selbst und die Bewunderung vor den Heldentaten ihrer Ahnen als revolutionäre Triebe empfinden. Wir sind so weit, daß der Kinderfibelstandpunkt, der für die allerkleinsten Preußenkinder schon von jeher die Welt in stets gute Könige und mehr oder minder artige Untertanen teilte, zum frohen Besitz ausgewachsener Bürger geworden ist. „Hier ist vom Volk mehr die Rede als von unserm angestammten Herrscherhaus.. Hier wird von Volksfreiheit, auch in bezug auf die innere Freiheit gesprochen. . . . Das ist kein Festspiel, das ist eine Frechheit!" Hundert Jahre, nachdem das Preußenvolk, die Regierung mit sich fortreißend, sich selbst und dem Könige die äußere Freiheit in blutigem Ringen wieder erobert, rufen die vereinigten Kriegervereine Allschlesiens den Kronprinzen des Deutschen Reiches gegen den Dichter zu Hilfe, der sich untersteht, im Zusammenhang mit den Lei-

Digitized by Google

stungen von 1813 auch von der Würde und Freiheit der Enkel zu reden.

Um die Leute, die das Wort Volksfreiheit nicht einmal aus Dichtermund hören können, ist es nicht weiter schade. Sie sind, wie der Erfolg ihres Hetzens beweist, höheren Orts sehr einflußreich. Aber das deutsche Volk hat nichts als den bedauerlichen Umstand mit ihnen gemein, daß auch diese Entweiher des Volkskampfes von 1813 sich deutsche Patrioten nennen. Und auch Gerhart Hauptmann wird sich zu trösten wissen. Er steht so haushoch über dieser Gesellschaft, daß er für die durchgesetzte Inhibierung seines Spiels sicher nur ein mitleidiges Lächeln hat. Aber um einen ist es schade. Und das ist der Kronprinz des Deutschen Reiches, der sich als Protektor der Ausstellung von Höflingen, die das Ewig-Byzantinische hier vermißten, dazu bestimmen ließ, die Einstellung eines Festspieles zu fordern, dessen auffallendste Eigenart eine heutzutage allerdings höchst unmoderne Ehrlichkeit war. Wir schmeichelten uns, daß in ihm ein Monarch heranreifte, der (wir haben eine lange Karenzzeit hinter uns) endlich mal wieder neben dem Militärischen, das sich von selbst versteht, auch für allgemein menschliches Dichtertum ohne höfischen Einschlag wenigstens einiges Interesse mitbringen würde. Es scheint ein Irrtum zu sein. In drei, vier Tagen wäre das Festspiel sowieso zum letztenmal über die Szene gegangen. Aber er drohte mit der Zurückziehung seines Protektorats. Drohte mit der Zurückziehung seines Protektorats, obwohl ihm bekannt sein mußte, daß das deutsche Volk heute in Gerhart Hauptmann den ersten deutschen Dichter der Gegenwart verehrt. Drohte ohne Zaudern, und es wäre doch so natürlich gewesen, daß er, der noch verhältnismäßig sehr junge Herr, der zu eigenen Leistungen noch keine Gelegenheit fand, ein bißchen mehr Respekt vor dem Manne gehabt hätte, der — der Nobelpreis wird dem Kronprinzen ja nicht entgangen sein — durch seine dichterischen Taten dem deutschen Namen weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus Ehre gemacht hat.

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Unsere Kenntnis von der Entfernung der Fixsterne, jener Sonnen fernster Welten sowie überhaupt unsere Vorstellung von dem Universum hat in neuerer Zeit auf Grund von genauen Messungen und plausibeln Theorien eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Betrachten wir kurz diese interessanten, an der Grenze unseres Wissens liegenden und zugleich die Grenzen des uns umgebenden Himmelsraumes betreffenden astronomischen Fragen. Mit den Dimensionen der Erde (Durchmesser rund 12 750 Kilometer) gemessen ist die Entfernung eines Fixsternes als unendlich groß zu betrachten. Aber nicht nur der Durchmesser unseres Planeten, sondern sogar der etwa 24 000 mal so große Durchmesser der ganzen Erdbahn um die Sonne muß im allgemeinen als unendlich klein angesehen werden im Vergleich zu den gewaltigen Entfernungen der Mehrzahl aller Sterne, die ihrerseits auch wieder Welten mit Sonnen und sie umkreisenden Planeten bilden. Von den im ganzen etwa 100 Millionen Sternen, die den mit unsern größten Fernrohren (Objektivlinse von einem Meter, Spiegel von 2½ Meter Durchmesser) erforschbaren Himmelsraum erfüllen dürften, ist es bisher nur bei einer verschwindend kleinen Zahl, nämlich für etwa 100 Fixsterne, wirklich gelungen, mehr oder weniger genaue Entfernungsbestimmungen auszuführen. Man nennt solche Messungen „Parallaxenbestimmungen“ und versteht darunter Ermittelungen des Winkelbetrages, unter dem von einem entfernten Gestirn aus der Durchmesser der ganzen Erdbahn erscheinen würde. Man kann den Begriff der Sternparallaxe vielleicht noch besser verstehen, wenn man sich folgendes Bild vergegenwärtigt. Für alle Gestirne bildet die unsere Erdkugel scheinbar konzentrisch umgebende Himmelskugel den Hintergrund, auf dem wir auch die unendlich weit, und zwar verschieden weit entfernten Sterne, ebenso wie die uns sehr viel näheren Himmelskörper

Digitized by Google

Mond, Sonne und Planeten erblicken. Visiert man nun mit einem ganz genauen Meßinstrument nach einem der gewaltig weit entfernten Fixsterne, so muß, wenn seine Entfernung überhaupt noch für die Messungsmittel der Gegenwart wahrnehmbar ist, von verschiedenen Stellen der Erdbahn aus, d. h. zu verschiedenen Jahreszeiten die Richtung nach dem Stern etwas verschieden sein. Mit anderen Worten: die gesamte Bahn der Erde um die Sonne wird sich in einer minimalen Ortsverschiebung des Sterns ausdrücken, oder die Erdbahn findet ihr Miniatur-Spiegelbild in der unendlich weit entfernten scheinbaren Sternbahn um einen Punkt, der dem an den Himmel projizierten Mittelpunkt der Erdbahn entspricht. Für die Astronomie der früheren Zeit waren die Entfernungen der Sterne viel zu groß, um auch nur mit einiger Sicherheit Werte für die Sternparallaxen zu bestimmen. Erst die gewaltigen Fortschritte der modernen Meßkunst, durch die nicht nur Fernrohre, sondern vor allem auch alle damit verbundenen Meßapparate vervollkommnet und verfeinert wurden, ließen eine Lösung der schwierigen Aufgabe wagen, die Sternentfernungen zu ermitteln, also im unendlichen Makrokosmos doch noch einige endliche Distanzen zu messen. Auch hierin zeigt sich der Kulturfortschritt, daß der Mensch durch immer genialere Erweiterungen seiner Sinne zugleich auch die stets nur relativen Grenzen seiner Kenntnisse zu erweitern vermag. Wie für das Ohr die mikrophonischen Apparate, für den Tastsinn die Wage helfend und erweiternd eintreten, so wird die sehr begrenzte Leistungsfähigkeit des Auges — nach Helmholtz eins der unvollkommensten Meßinstrumente — ungeahnt erweitert durch Mikroskop und Fernrohr, um den Makrokosmos wie auch den Mikrokosmos erfolgreich zu durchdringen. So hat die fortschreitende astronomische Meßkunst bei einer größeren Zahl von Fixsternen sich ein ziemlich zutreffendes Bild von ihren Entfernungen jenseits des Sonnensystems machen können. Betrachten wir ganz kurz einige dieser nunmehr auch auf ihre Entfernung von der Erde hin untersuchten Fixsternsonnen, deren physische Beschaffenheit uns außerdem die lichtzerlegende Kraft der spektralphotographischen Apparate in der modernen Astronomie erschlossen hat. Der uns nächste Fixstern, am südlichen Sternenhimmel in der Konstellation des Centaurus, ist ein sehr heller Stern, der rund vier Lichtjahre von der Erde absteht, d. h. sein Licht gebraucht vier Jahre, um von ihm bis zu uns zu dringen. Der in der Astronomie gebräuchliche Ausdruck „Lichtjahr" führt unsere Vorstellung leicht zu einem ganz bestimmten Zahlenbilde. Das Licht läuft in der Sekunde einen Weg von rund 300 000 Kilometer, und man versteht unter einem Lichtjahr eine Distanz, die vom Licht in einem Jahre durchlaufen wird oder den Weg von etwa 9½ Billionen Kilometern. Ein anderer sehr heller, auch am südlichen Himmel, aber doch noch aus unseren nördlichen Breitenzonen gelegentlich sichtbar, ist der Hauptstern in der Konstellation der „Südlichen Fische", der 25 Lichtjahre oder rund 230 Billionen Kilometer von der Erde absteht und, größer als unsere Sonne, auch ein fernes Weltensystem regiert. Ein dritter, gleichfalls sehr heller Fixstern im Skorpion am südlichen Sternenhimmel, aber auch von unseren Breiten aus sichtbar, steht 155 Lichtjahre von der Erde ab oder in Kilometern rund 1500 Billionen Kilometer, und ist in seiner Welt gleichfalls größer als unsere Sonne im Planetensystem. Endlich gibt es aber auch Fixsterne, deren Entfernung so groß ist, daß das Licht etwa 4000 Jahre gebraucht, um von ihnen bis zur Erde zu gelangen. Mit einer geistvollen Benutzung dieser Tatsache hat man in etwas phantastischer Weise darauf hingewiesen, daß ein hypothetischer Beobachter von einem solchen Stern aus mit einem gleichfalls hypothetischen, alles durchdringenden Fernrohr auf unserer Erde gerade jetzt die Anfänge menschlicher Kultur, die etwa viertausend Jahre zurückliegen, sehen könnte.

So sind wir bei diesen astronomischen Betrachtungen über die unendlich weiten Fixsternwelten wieder bei der engbegrenzten Mutter Erde angelangt, die den Standort bildet, von dem aus der Menschengeist das unendliche Universum betrachtet und durchforscht. In ergreifender Weise hat die merkwürdigen

Digitized by Google

Beziehungen zwischen Himmel und Erde oder zwischen Himmelsbild und Weltanschauung der skandinavische Philosoph Troels-Lund geschildert, dessen soeben in vierter Auflage erschienenes Buch „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten“ man im Norden als „Bibel der Humanität“ zu bezeichnen pflegt. Himmelsanschauung und Weltanschauung! Ihr merkwürdiger Einfluß aufeinander läßt sich von den Urvölkern über alle Kulturvölker hinweg bis in die Gegenwart verfolgen. Vom Dunkel überschattet und ohne die Fähigkeit, Licht wie Dunkel als gleiche Werte zu betrachten, hatten die wilden Urvölker noch nicht die „Zeit“ entdeckt oder den deutlichen Faden unseres Lebens. Erst die Auffindung und die Grundlage der Zeitrechnung, in Verbindung mit den einfachen Himmelserscheinungen und unmittelbar eingeflößt vom umgebenden Himmelsbilde brachten ganz neue Lebensanschauungen in die alte Zeit, und bezeichneten damals den Uebergang zu höherer Kulturstufe. Die Bedeutung der lichtspendenden Himmelskörper und das der Menschheit immer mehr zum Verständnis kommende Verhältnis von Licht und Dunkel stellten nach Troels-Lund wichtige Faktoren sogar bei der Ausbildung der Religionen dar. Grade die uralten Bewohner der Ufer des Nils, des Euphrats, Indus und Ganges wurden durch den wunderbaren Kontrast zwischen dem sonnenblendenden Tage und der sternenfunkelnden Nacht zum tiefen Nachdenken angeregt, und so entstand gerade in diesen Erdregionen auch die Wiege neuer Religionsanschauungen. Aehnlich erging es den Indogermanen, bei denen nach ihrer Niederlassung am Ganges die Lehre Zoroasters, in Indien die Brahmareligion und schließlich Buddhas Lehre erblühte. Das ganze Himmelsbild änderte sich im 16. und 17. Jahrhundert, als Kopernikus und Newton ihm neue, reinere und gedankenreichere Formen anwiesen, vor allen Dingen aber durch den im Feuertode unsterblich gewordenen Giordano Bruno, der durch seinen allumfassenden Gedanken, daß der Sternenhimmel nicht die Grenze der Welt darstelle, nach Troels-Lund als der wirkliche Befreier des Menschengeschlechts aus enger Weltanschauung gelten muß. Der neue Gedanke einer unendlichen Welt, die nur scheinbar durch eine über unsere Erde gewölbte Kugelfläche begrenzt wird, hat damals der Menschheit auch eine ganz neue Periode der Entwicklung gebracht. Aber das Gefühl der Unendlichkeit der Welt hatte auf den ersten Blick etwas erdrückendes, ja sogar erkältendes; deshalb setzte die Menschheit als Gegengewicht zum blendenden Makrokosmos die Erforschung der Welt des Unendlichkleinen, aus der die neuen biologischen Grundgedanken, die gesamten Entwicklungslehren kamen. Auf der einen Seite das Fernrohr mit seiner den Makrokosmos durchdringenden Kraft und auf der anderen das Mikroskop mit seiner in die Welt der kleinsten Lebewesen und der Zellen hineinleuchtenden Macht! So hat Wissenschaft und Technik, nicht zum wenigsten auch durch die glänzende Entwicklung der astronomischen Forschung gewaltige Erweiterungen unserer Sinne in Form von genial erdachten Instrumenten geschaffen, die in ihrer Art ebenso viel leisten, wie die mächtigen Erweiterungen unserer begrenzten Menschenkräfte durch die gewaltigen Maschinen, in denen der Mensch die Kräfte der Natur nachahmt.

Der neu-gedeutete Kleist.

Julius Harts „Kleistbuch“.

Von

Erich Franz.

Wenn sonstige Publikationen Julius Harts als einzigen Mangel dem Genießer eine allzu lapidare Kürze entgegenstellten, so hat das vorliegende Werk, das der Autor selbst als einen „Wälzer“ von 533 Seiten entschuldigen zu müssen glaubt, nicht einmal diesen. Und nichts als nur die Furcht, farblos zu sein und auf die Art nicht genug zu preisen, kann verhindern, es fehlerlos zu nennen. Auf keinen Fall aber sagt der zu viel, der es, wie in berechtigtem Selbststolze sein Verfasser, als das Kleistbuch schlechthin

Digitized by Google

bezeichnet und so allen anderen Monographien über diesen eigenwilligsten und schablonenfremdesten aller deutschen Poeten kurz ihre Existenzberechtigung abspricht. Und hoffentlich werden nicht wenige sein, die nach der Lektüre des Buches, dem Irrwahne von der Unproduktivität aller Literarkritik endgültig abschwörend, ihm über den meisten Eigenschöpfungen des schrifttumreichen Jahres eine hohe kulturelle Bedeutung werden schaffen helfen.

Wie jung, wie herrlich jung doch ist dieser an des Alters Schwelle angelangte Julius Hart! Jung nicht nur, weil er in seiner journalistischen Tagestätigkeit Verständnis und Liebe für alles Junge und Zukunftreiche bewahrt hat und sorgsam kultiviert; sondern vor allem, weil er selbst in seinen reifsten Werken alle jugendliche Begeisterungsfähigkeit, allen jugendlichen Kampfeifer sich schrankenlos ausleben läßt. Jung, weil ihn, dessen unübersehbares Wissensgebiet einen Greis als hinter diesem schwerwiegenden Lebenswerke stehend mutmaßen läßt, Freudigkeit und seltene Schärfe der feingeschulten Dialektik nur zu oft als echten Jüngling zu bewundern zwingen. Auch dieses neueste Werk ist zu seiner ganzen großen Originalität und Eigenkraft wohl erst während seiner Entstehungszeit erwachsen; geplant muß es lediglich als eine polemische Anklageschrift gewesen sein, und als solche muß es der Autor, den man ebensowohl Dichter wie Forscher, Kritiker, Philosophen oder Aesthetiker zu nennen befugt wäre, noch begonnen haben, bis dann die Fülle selbständiger Forschungsergebnisse und Ideen, die Grundmaterie überwuchernd, das Buch zu dem gemacht haben, als was es nun selbst jeder Kritik standzuhalten wagen darf: zu einer einzigartig liebevollen, scharfsinnigen und plangerecht vollendeten Analyse von Heinrich v. Kleists menschlichem und dichterischem Wesen.

Die geplante Polemik, von deren grimmgeborener Schärfe noch das temperamentvollbesonnene Vorwort beredtes Zeugnis ablegt, gilt der ganzen bisherigen Kleistkritik, die — widerspruchtötend einwandfrei beweist es Julius Hart — die Natur des seltenen Himmelsgeschöpfes völlig mißkannt hat, gleich ob sie, wie die Generation Otto Brahms, ihr mit rein verstandesgemäß-rationalischen Vorbedingungen nahte, oder ob sie, wie die jüngere Generation, als deren Vertreter Wilhelm Herzog gelten muß, statt der Seelenanalyse nur eine bedingungslos-gläubige Nervenbelauschung übt. Sie will ebensowohl die äußerst linksstehende Hypothese von einem paradox-absurden Psychopathen Kleist zerstören, wie sie die Entkräftung der Bulthauptschen Annahme eines durch logische Kritik ganz unergründbaren, dem Kantschen „Dinge an sich" gleichenden Dichterphänomens anstrebt, wie sie vor allem die bedingungslose Verehrung Kleists als eines historisch legitimierten, klassisch gewordenen Schul-, Haus- und Vaterlandspoeten zu brandmarken sucht. Deutlich genug spricht der Verfasser seine Ansicht, nach der dieses Großen Seele bis heute sowohl für die naive Betrachtung als auch für die Forschung und Kritik natürlich und notwendig ein Buch mit sieben Siegeln habe bleiben müssen, in den Worten aus: „Nicht das Kleistsche Kunstwerk ist voll von Rätseln und Widersprüchen, Verwirrungen, Abnormitäten und Zusammenbrüchen, sondern allein unsere Kleistforscher, Kleistkritiker und Kleistleser waren stets die Irrenden und Entgleisenden, und für sie wurde nur das klare Wort und der deutliche Sinn des Dichters dunkel und unverständlich." Die traditionellen Lebens- und Kunstanschauungen mußten (sagt Hart) am Kleistschen Werke zerschellen, weil hier ein Genie sprach, das, alle Tafeln der Ueberlieferung zerbrechend, weder mit der Klassik noch der Romantik verbunden, nur an Rousseau und Herder anknüpfend, klärend vollendete, was chaotisch in den Herzen der Stürmer und Dränger, auch des jungen Goethe lebte, das, als die Klassik den Weg nach Hellas wiederfand, „den Glauben an eine neue Kunst ureigenen deutschen Wesens fortpflanzte". Und der Kern des Kleistschen Kunstwerkes ist, nach Julius Hart, „einzig der Jahrtausende alte Kampf zwischen Vernunft und Natur", den Kleist zugunsten der sündig-amoralisch-alogischen Natur entscheidet. In diesem Sinne darf Hart, mit Recht unserer

Digitized by Google

bisherigen Literaraästhetik den Sinn für die Größe der Natur abstreitend, wohl in seine kritische Betrachtung mit der kategorischen Behauptung eintreten, daß Kleist „nicht als ein Kranker, Problematisch-Zerfahrener, Unruhig-Schwankender, Nervös-Zerrütteter, als ein Schwächling durch das Leben geschritten sei, daß vielmehr der stärkste Trieb seiner Natur ein stoisch-heroischer gewesen, und er in seinem Opfer- und Liebestode nur den Inhalt seiner Dichtungen, die Botschaft vom Willen der Natur, als ein Sieger habe bestätigen wollen". Darf er den Kampf gegen die gesamte deutsche Kritik von hundert Jahren aufnehmen.

Seine erste und längste Betrachtung gilt dem „Prinzen von Homburg", in dem er mehr als nur des Dichters letztes und reifstes Werk, in dem er sein Testament mit dem Gesamtbilde seiner Weltauffassung sieht. Nirgends habe Kleist so sehr ganz sich selbst dargestellt wie in diesem Drama; keines seiner Werke spiegele mit ähnlicher Deutlichkeit das Wesen des Schöpfers. Das steht für Julius Hart so fest, daß er seine Abhandlung geradezu „Kleist als Prinz von Homburg" überschreibt und stellenweise den Dichter völlig mit seinem Helden identifiziert. Gleich eingangs betont er, daß ihm der Somnambulismus, das ekstatisch-visionäre Element dieses wie aller Kleistschen Helden ungeheuer wichtig dünkt, und bald kann er erweisen, daß in der Verkennung oder Unterschätzung gerade dieses Charakterzuges die Grundirrtümer der Kleistforschung wurzeln. Wie könnte auch eine Kritik, die nur aus Rationalismus geboren und ausschließlich von Rationalismus getragen und geleitet ist, ahnen, daß das visionäre Traumgeschehen dieses Dramas alle historisch-realen Handlungselemente weit überwiegt! Wie könnte sie überhaupt mit ihrer trockenen, übernüchternen, formelbestrebten Schematik der Gefühlspoesie eines Kleist Verständnis entgegenbringen! Wie kann sie überhaupt diesem ihr ganz wesensfremden Geiste nahen!

Der Kampfgeist Julius Hart liefert für seine innere Jugend dadurch den schönsten und klarsten Beweis, daß er, wie alle jungen Streiter, von dem ebenso zielsicheren wie edlen Mittel des ironischen Eingehens auf und Aufgehens in den gegnerischen Ansichten überreichen Gebrauch macht. Bevor er seine eigene Ueberzeugung, nach der Kleist den Vorschriften einer allgemeingültigen Dramaturgie und Kunsttechnik gegenüber ebenso taub bleibt wie sein Held im Kriegsrate gegenüber den Schlachtplänen, ausführlich darlegt und nachdrucksvoll verficht, entwickelt er bis ins kleinste alle Irrmeinungen der Kleistforscher.

Da ergibt sich eine Besprechung der Hypothese, nach der Kleist weltanschauung-dramatisch den Individualismus als Prinzip am größeren Sozialismus habe scheitern lassen wollen, mit derselben Notwendigkeit, wie eine genaue Entwicklung anderer Forschungsergebnisse, die, allein das Künstlerische betreffend, von den Charakteren des Werkes verfehlte und schiefe, unhaltbare Bilder gegeben und so zum allgemeinen Mißverstehen das Ihre reichlich beigetragen haben. Zum ersten Male werden da klar und mit unwiderleglicher Sicherheit die Persönlichkeiten Dörfflings und Nataliens in den Mechanismus des durchaus auch technisch durchkomponierten Werkes eingeordnet und als polare Kräfte im Lebensschicksale des Prinzen von Homburg einwandfrei nachgewiesen: als Stimme der Vernunft der Marschall, der den Schlachtplan diktiert, als der Lockruf des „herrlichen Gefühles", des zunächst obsiegenden, die Prinzessin, um derentwillen Pläne und Entwürfe am Ohre des versunkenen Helden ungehört vorbeirauschen. Da wird die alte Auffassung, derzufolge der Prinz durch seinen voreiligen Angriff eine Schuld auf sich geladen, als absurd und gänzlich unkleistisch zurückgewiesen; da wird überhaupt dieser Held endgültig analysiert in jeder Phase seines Lebens, in jeder Seelenregung, und so, daß Bulthaupt und Brahm und Treitschke zugleich widerlegt werden. Da wird die meistumstrittene Szene, da der absonderlich unheldische Held bereit ist, um des elendsten Lebens willen allem Stolzen und Hohen zu entsagen, erstmalig erklärt und mit ihr die Psyche des Kurfürsten, der Jahrzehnte lang einzig als grauer Vertreter grauester Theorien unterschätzt ward. Da wird durch feinstes

Digitized by Google

Kunst- und Seelenverständnis, durch schärfsten Intellekt und bescheidenst-selbstloses Einfühlungsvermögen jeder Schleier von einem der unverstandensten Literaturwerke gezogen. Und ohne jede langweilige Trockenheit, ohne allen gequälten Doktrinarismus zieht eine gereifte Lebenserfahrung stets die besten Beispiele aus der Welt des kleinen und großen Seins heran, findet ein ganz selten starkes Temperament immer neue Worte, um zu überreden und zu überzeugen, greift eine umfassende allseitige Bildung Verwandtes aus Historie, Literatur und Philosophie aller Völker heraus, um jede Behauptung stützen, jede Hypothese erhärten zu können.

— — — — — — — — — — — — —

Vom Homburg zum Kohlhaas, dem Harts zweiter Aufsatz gilt, ist nicht so weiter Weg, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte: Der Kritiker, der das Drama mißversteht, kann auch die Novelle nicht richtig erfassen, und wer im Drama das Problem „Individualismus oder Sozialismus?“ berührt glaubt, muß auch in der Novelle dieses Thema wittern. Mit Unrecht, sagt Julius Hart. Sondern Kleist will an diesen beiden (wie an allen seinen) Helden uns nur erweisen, was die Erzählung vom Paradiese besagte, will uns von neuem die Schädigungen aufzeigen, die die Menschheit durch den Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntnis erlitt. Wie Homburg, so wird Kohlhaas aus einem arglosen Edengeschöpfe durch ein Ereignis zum wissenden Erdenmenschen, und wie jenem, so wird auch ihm das Wissen zur Qual. Der Kampf des Gefühles gegen die Vernunft ist es, den alle Gestalten Kleists kämpfen, und die Sehnsucht nach Ursprünglichkeit beherrscht sie. Darum kann Hart seinen Dichter rechtens mit Rousseau und Tolstoi vergleichen; darum möchte ich sogar Wedekind heranziehen, von dem so manche Verse (besonders aus Jugendgedichten) die gleiche Seelenstimmung verraten: „O ihr Tage meiner Kindheit, Nun dahin auf immerdar, Da die Seele noch in Blindheit, Noch voll Licht das Auge war.“ — Und wie Hart die Grundstimmung auf vollendet klare und harmonische Endformeln zu bringen weiß, die niemals erzwungen oder herbeigeschleppt, vielmehr stets selbstverständlich und überzeugend wirken, so versteht er es, alle Unklarheiten zu beseitigen: da belebt sich jedes Symbol, da hebt sich aller Nebel. Julius Hart ist ein literarischer Lichtbringer allerersten Ranges. Und so räumt er als erster (aber wer hätte es nicht schon stumm erfühlt!) mit der irrigen Meinung auf, die Kleist in seinem Kohlhaas sich selbst oder überhaupt ein sympathisierend gesehenes Menschenkind gezeichnet haben läßt, und beweist, daß der Dichter „seinen eigenen Idealismus nur in grotesker Hohlspiegelverzerrung“ hat zeigen wollen.

— — — — — — — — — — — — —

Was eignete sich besser, Mißverständnisse aufzuklären, als ein Jugendwerk! So widmet Hart seinen dritten Essay, „Kleist, der Zufallsdramatiker“, einer Analyse der fast allgemein falsch gedeuteten „Familie Schroffenstein“. Auch hier der Kampf zwischen Natur und Vernunft, zwischen Rousseau und Kant, Kleist und der Klassik. Die Kausalitätsgesetze regieren nicht allein das Leben; dieses ist vielmehr auch von ganz alogischen, oft närrischen und völlig unverständlichen Zufällen bestimmt, für die eine Norm nicht aufzustellen ist.

Und die bisherige Kleistforschung setzte voraus, daß der Dichter mit der Welt und sich selbst zerfallen, als Nihilist eine Tragödie der Zufälligkeiten habe schreiben wollen, die in ihrer Sinnlosigkeit ganze Geschlechter vernichten. Diese Kritik kennt, sagt der Polemiker Julius Hart mit Recht, nur zwei Pole: die bewußt gestaltete Gesetzmäßigkeit und die bewußt gestaltete Regellosigkeit. „Tertium non datur.“ „Datur!“ erwidert er erzürnt, und erweist, wie der mit Kant zerfallene Kleist kein Nihilist zu werden brauchte, sondern (gleich seinem Liebespaare im „Erdbeben von Chile“) in die schönen Gefilde (der Dichtung) einging, ohne freilich, wie jenes, wieder rückzusinken und etwa im „Prinzen von Homburg“ das durch „Penthesilea“ und „Familie Schroffenstein“ rücksichtslos Zerschlagene töricht wieder aufzubauen. Und er zeigt, wie dieses Familiendrama durchaus nicht von Skepsis und Nihilismus gezeugt ist, wie vielmehr einzig am starr-

Digitized by Google

rationalistischen Dogmatismus das Schicksal einer Familie Schiffbruch erleidet. In einem vorzüglich durchgeführten Vergleiche mit ganz ähnlichen Vorgängen im „Amphitryon“ und dem „Erdbeben von Chile“ wird die oft als absurd getadelte Verwechslungsszene verteidigt und als geradezu fundamental-notwendig analysiert; insofern als der Dichter mit dem Kleidertausche einen Tausch aller Gesinnungen und die Entstehung eines zweigeschlechtigen Janusweseus symbolisieren will — alles zu dem einzigen Endzwecke, der ungesunden konventionellen Vernunftmoral die „natürliche Sittlichkeit der Edenmenschen, der Künstler und Liebenden“ gegenüberzustellen und die schrecklichen Folgen zu beleuchten, die ein Genuß der Früchte vom Erkenntnisbaume (im Gegensatze zu denen vom Lebensbaume) bedinge. Hier gelingt es Julius Hart, einen Zug Kleists, den keiner seiner Erforscher bisher scharf hervorhob, zu erklären: die grimme, oft sarkastische Ironie des fast schon überlegenen Beobachters. Einmal festgestellt, wird auch dieser Charakterzug später, in dem wundervollbelichtenden Lebensbilde, daß den Band beschließt, noch weiter an die Wurzeln rückgeleitet. Wie denn Hart überhaupt gerade bei seiner biographischen Analyse biologisch im Sinne der Milieutheorie vorgeht; er zeigt, daß die beiden Mächte, deren Widerstreit sein ganzes Lebenswerk zeichnet, daß Rationalismus und Gefühlsweltanschauung schon an seiner Wiege von ihm Besitz ergriffen, um seine Seele nicht mehr freizugeben. Andererseits kennzeichnet er den Dichter mit klaren Zügen als einen unverbesserlich-eudämonistischen Glücksjäger, der sich auch in allen seinen Helden (Homburg, Armin) spiegelt, und den irgendwie zu leugnen suchen, sein ganzes Wesen mißkennen heißt. Zum ersten Male werden die Gewissens- und Seelenkämpfe des jungen Dichters anders denn nur mit erstarrten Journalistenfloskeln geschildert und, was das Wichtigste, zu seinem Werke in innere Beziehung gebracht. Der faustische Erlebensdrang in Kleist, seine Nöte und Kämpfe um den Doktrinarismus im Staats-, Familien-, Liebes- und Kunstleben werden durch die treffendsten Bilder veranschaulicht; große philosophische Gedanken, literarische Forschungsergebnisse, z. B. eine vollendete Analyse des „Amphitryon“, begleiten die Erzählung. Wie hier der Gehalt etwa der „Penthisilea“ oder des „Käthchen von Heilbronn“ auf das Leben des Dichters bezogen wird, das muß für alle biographischen Werke vorbildlich bleiben. Ebenso, wie diese ganze, prachtvoll-lebendige Schaffensanalyse als ein Muster edel-einfühlsamer Literarkritik musterhaft bleibt.

Julius Hart hat ehedem eine Geschichte der Weltliteratur veröffentlicht, ein großzügiges Werk, das seinen Hauptwert in der klugen und kurzen Charakteristik langer Epochen enthält; wie nur die allerwenigsten, hat er stets gewußt, daß über die großen Persönlichkeiten nur in Sonderessays Grundlegendes sich äußern läßt, und so hat er in Monographien und Nekrologen es verstanden, das Wesen Tolstojs und Strindbergs, Spielhagens und Holzs, Hardens und Scheerbarts und des (m. E. nicht ganz begriffenen) Wedekind zu erschließen. Dazu hat fast ebensoviel wie seine hohe Bildung und sein seltener Scharfblick seine eminente Sprachkunst beigetragen, die sich, derjenigen des großen Carlyle sehr verwandt, am schönsten in diesem Werke offenbart als die ganz eigene Rhetorik eines nimmermüden Predigers in der Wüste deutscher Durchschnittsforschung, durch die Materie zu stetem Schwanken gezwungen zwischen erhabenstem an temperamentvollen Anakoluthen reichem Pathos und vulgärer Plastik, und von ungemeinem Ausdrucksvermögen. Schon um ihretwillen sollte von jetzt an dieses bei Felix Lehmann, Berlin, erschienene Kleistbuch jeder Gesamtausgabe von des Dichters Werken beigefügt werden.

Premieren der Lyrik.

Ein Prolog.

Von

Julius Bab.

Der Thalister wandte dem Meer den Rücken und schritt langsam zwischen den hohen, weißen Dünenbergen landein. Bei jedem Schritt sank er bis in die

Digitized by Google

Knöchel lautlos ein in die helle, weiche Sandmasse. Jede Eile war wohltuend ausgeschlossen. Für hundert Meter brauchte er mindestens fünf Minuten. Schließlich hatte er die erste Schlucht der Dünenberge erreicht, wo man nach rechts einbiegt in die große Sandwildnis und den Blick auf die See verliert. Nur sehr gedämpft kam noch das Geräusch der wiederkehrenden Flut herauf. Für einen Stadtmenschen eine fast unheimliche Stille.

Dr. Thalister dachte sehr langsam, sehr viele, sehr unvollständige Gedanken — das heißt, er dachte eigentlich gar nichts. Da sah er plötzlich in der Biegung der Schlucht, im schmalen Schatten des Sandberges einen Mann liegen. Er lag auf dem Bauch und las — und es war Thalisters guter Freund, der Direktor Einmann. — „Guten Morgen", sagte der Doktor und glitt beinahe machanisch in den Sandschatten neben den Lesenden. Der blickte ganz kurz auf, nickte, brummelte und las weiter. Und auch der Doktor saß ganz still und stumm da und sah in den Sand. Er hatte die wundervolle Passivität im Blut, mit der Sommer, Sonne und See auch den Beweglichsten erfüllen. All der gesellige Zwang, der dem Europäer ein längeres schweigendes Verweilen neben einem Miteuropäer unhöflich scheinen läßt, fällt in diesen Feiertagen ab, wo sich der Mensch wieder als ein Stück köstlich fauler, rein atmender Natur empfinden lernt. So saßen sie eine ganze Weile nebeneinander. Schließlich aber siegte in Dr. Thalister der alte, unruhige Kulturkopf, und er richtete sich mit der Frage auf: „Was machst du da?" Der Direktor antwortete durchaus nicht gleich. Er las erst seinen Abschnitt zu Ende — es schienen Verse zu sein —, drehte dann das Buch um, legte es offen auf den sauberen Sand und hob, während er auf dem Bauch liegen blieb, nur den Kopf ein wenig in die Höhe, so daß er den Freund mit einem beinahe strafenden Blick ansehen konnte.

„Ich begehe eine Sühnehandlung."

„Wen oder was sühnst du denn?"

„Eure Schuld!"

„Unsere? Sehr nett von dir, aber wieso?"

„Ja, eure! Die Schuld von euch Theatermenschen, die Schuld dieser Direktoren und Dramaturgen, Kritiker und Journalisten, die uns acht Monate im Jahre glauben lassen, alles Leben deutscher Kunst und Kultur habe seinen Mittelpunkt im Theater."

„So — tun wir das?"

„Allerdings, du mußt bedenken, daß wir gewöhnlichen Berufsmenschen bei allem guten Willen, uns selbständig mit den Produkten unserer künstlerischen Kultur bekannt zu machen, in sehr hohem Grade auf eure offizielle Vermittlerschaft angewiesen bleiben. Und möchtest du vielleicht einmal den Prozentsatz überschlagen, der in unseren Blättern von allen für Kunst und Literatur verfüglichen Raum dem Theater zufällt? Glaubst du, daß angesichts dieser ungeheuer ungerechten Bevorzugung irgend ein anderer Zweig der Literatur sich nach Wert durchsetzen kann? Kaum, daß sich jährlich drei oder vier Moderomane zu einem wirklichen Erfolg aufschwingen. Aber was tut ihr, was tut unsere ganze gesellschaftliche Organisation dafür, daß die feinste und reinste der dichterischen Künste, daß die Lyrik gedeiht? — Ich lese hier Gedichte."

„Und wer hindert dich sonst daran?"

„Ihr! Euer Premierenlärm! Das närrische Getöse, mit dem ihr es immer wieder als wichtiger hinstellt, den zwanzigsten Sudermann oder den dreißigsten Kadelburg kennen zu lernen, als von einem Gedichtbuch zu wissen, in dem sich vielleicht eine ganz neue und starke Seele zum ersten Male ausspricht. Und wenn man keine Neigung hat, als Sonderling dazustehen, so gelingt es euch schließlich, die Kenntnis jeden Premierenschmarrens gesellschaftlich wirklich notwendig zu machen. Wer spricht für die Dichter, die ohne den Lärm des Theaters leben können und wollen?"

„Wer? Na, ich denke, das tun sie selber ausreichend. Dich hat dein guter Stern vielleicht davor bewahrt, all die Cafés, die Klubs, all die Blättchen kennen zu lernen, in denen die lyrischen Poeten sich gegenseitig von ihrem Ruhm unterhalten. . . ."

Der Direktor machte eine Bewegung, die in diesem Rahmen sommerlicher Stille beinahe

Digitized by Google

heftig wirkte. Er schwenkte sein Buch empor und kam in sitzende Stellung: „Das ist es ja eben! Ihr zwingt sie, publizistische Inzucht zu treiben, weil ihr ihnen kein Publikum schafft, weil sie mit Lob und Kritik immer auf ihren eigenen Kreis angewiesen bleiben — ungefähr so, wie man die Juden erst ins Getto gesperrt hat, um sich dann über ihre hartnäckige Exklusivität zu wundern. Für euch ist der Nichttheatraliker doch ein Dichter zweiten Ranges — man kann ja keine „Premieren“ mit ihm machen! Und dabei ringt in den paar neuen Versbüchern, die ich mir hier ans Meer gerettet habe, mehr Leben und Kraft ans Licht, als in allen Premieren des letzten Theaterwinters.“

„Ringt,“ sagte der Doktor, „ringt, gewiß. Jede Art aufsteigenden Wollens, neuer Gesinnungen, Sehnsüchte, Gefühle kann sich in der Lyrik zeigen. An das Drama aber kommt erst der Künstler, der das neue Leben klar und fest im Zaume hält — mit dem der wilde Stier des Gefühls nicht mehr durchgeht, der ihn vor dem Pflug hat. Denn aus der dramatischen Furche sollen ja richtige, sichtbare Menschen aufwachsen; die sollen dann das neue Leben nicht mehr ansingen, die sollen es *sein*! Und siehst du, dazu gehört mehr, und darum hat das Drama wirklich den ersten Platz.“

„Entschuldige, mein Lieber, aber das ist Schwindel. Ich will mich mit dir gar nicht in ästhetische Hochgespräche einlassen — obwohl ich glaube, daß die Lyrik bestimmten Zeiten auch ganz reine und sachliche Gestaltung geben kann. Aber erstens wärst du mir in der ästhetischen Fixigkeit natürlich über, und zweitens wirst du angesichts dieses anständigen Seesandes doch wohl nicht die Behauptung aufrecht zu erhalten wagen: Der ungeheuere Apparat, der heute in Bewegung gesetzt wird, um Theater zu machen, habe kein anderes Ziel, als die wahren, guten und schönen dramatischen Gestaltungen unserer Zeit ans Licht zu setzen?“

Der Doktor hob eine Handvoll Seesand auf und ließ ihn außerordentlich langsam zwischen seinen Fingern in die mütterliche Düne zurückgleiten: „Vor Gott vielleicht doch! — am allerletzten Ende ist dieser ganze große Aufwand vielleicht doch um des einen Dramas willen da, das eines Tages irgendwo gespielt werden wird. Aber lassen wir einmal die Philosophie beiseite: wenn für dramatische Dichtung nun einmal ein wirtschaftlicher Apparat in Bewegung gesetzt werden muß, der tausendfach so großen Umfang hat wie der, dessen die Lyrik bedarf, dann muß er sich nach ganz einfachen Gesetzen der Schwerkraft eben auch tausendmal so viel öffentliche Beachtung erzwingen, um existieren zu können.“

Des Direktors legerer Sitz wurde vor Erregung geradezu senkrecht: „In Gottes Namen! Ja, ich bin doch der letzte, der nicht weiß, daß ein Geschäft ein Geschäft ist! Aber dann bespreche doch diese Unternehmungen bitte auch im Handelsteil oder allenfalls unter „Lokale Vergnügungen, Unglücksfälle und Verbrechen“ und verdreht nicht den paar Menschen, die etwa eine geistige Orientierung bei euch suchen, den Kopf, indem ihr heuchelt, all diese Unternehmungen geschähen unmittelbar zum Heil der Kunst.“

„Es ist aber doch nicht zu leugnen, daß am Theater hin und wieder wirklich etwas für die Dichtkunst getan wird.“

„Eben: hin und wieder! Und im Theater! Wann und wie tut ihr etwas für die lyrischen Talente. Glaubst du nicht, daß die paar Versbücher von Belang, die ein Winter der deutschen Sprache neu schenkt, daß die an menschlicher und künstlerischer Kraft so viel gelten sollen wie die besprochensten Premierenhelden der letzten Saison?“

„Gewiß, aber was soll denn geschehen? Willst du lyrische Premieren veranstalten?“

„Warum nicht? So viel ich weiß, ist auf den griechischen Festen nicht nur Theater gespielt worden. Man hat jede Art von Dichtung rezitiert.“

„Ja, und der alte Herodot hat sogar seine Geschichte vorgelesen! Das sind Dinge, die man nicht vergleichen kann. Unsere Lyrik ist kein Volksgesang, keine Gemeinschaftssache. Wenn wir auch nur auf einem beschränkten Gebiet ein wirklich sangbares Liedergenie hätten, es würde leicht so populär werden, wie

Digitized by Google

es Beranger mit seinen politischen Chansons in Paris zur Restaurationszeit war. Unsere Lyriker sind einzelne und sprechen zu einzelnen. Sie vertragen kaum den Vortragssaal, und am besten liest man sie hübsch allein, am Meer zwischen den Dünen. . . . So ungefähr! . . ." Und der Doktor hob mit der Linken einen breiten, dünnen Band empor, der so vom Sand zugedeckt war, daß er ihn eben erst an der Seite seines Freundes hatte liegen sehen. Schnell legte er ihn wieder nieder, denn die Bewegung hatte den gleichmäßigen Ablauf der Sandkörnchen in seiner Rechten erschüttert. Der Direktor schwieg eine Weile und sah dem Sand zu, der immer noch durch die Finger des anderen lief. Erst als das letzte Körnchen gewissenhaft verrieselt war, schlug seine Stimme wieder ein Loch in die glatte, glühende Stille der Dünen: „Ich glaube doch nicht, daß du recht hast, gerade die besten der lyrischen Generation, deren Bücher ich jetzt hier gelesen habe, sind es müde, den Einsamen, Leidenden, Weltfremden zu spielen. Diese Jugend (und ich kann sie gut leiden deswegen) glaubt wieder an den Sinn von Leben und Arbeit, an Menschheit und Volk; sie wollen nicht zu vornehmen Einzelnen, sie wollen zu einer Gemeinde sprechen."

Der Doktor war fertig und nahm einen neuen Sandwasserfall: „Du hast ganz recht, aber du irrst in der Konsequenz. Die romantisch-aristokratische Müdigkeit scheint überwunden, ein sozialer, meinetwegen sogar ein demokratischer Sinn, ein Gemeinschaftssinn ist zweifellos auf dem Marsche. Aber aus keinem Inhalt scheint mir zu folgen, daß die soziale Technik, die Vermittlungsart der Lyrik wieder mündliche Massenansprache werden muß. Wir haben einmal das Buch. Und ich finde es reaktionär, es zugunsten der alten, direkten, sinnlichen Wirkung wieder ausschalten zu wollen. Liegt nicht ein Fortschritt darin, daß die Schar der Aufnehmenden heute *rein geistig* geeint sein kann? Eine *unsichtbare* Gemeinde! Denn mit Hilfe des Buches können sie alle demselben Munde lauschen, sogar zu gleicher Zeit, und doch sitzt jeder so unabhängig allein, wie du hier zwischen den Dünen. Wenn heute einer populär werden könnte wie Beranger, den ich vorhin nannte, er würde doch erst im Endeffekt gesungen und gesagt werden. *Die Premiere* muß und soll überall der einsame Leser abhalten — in beglückender Unabhängigkeit von jedem äußeren technischen Apparat, von jedem launischen Interpreten, von jedem lästigen Mithörer."

„Und dein Theater?"

„Das Theater zahlt den großen Preis all dieser Uebelstände in der Hoffnung, daß sie sich in einem seiner seltenen glücklichen Augenblicke zu mächtigen Hilfsmitteln wandeln werden. Denn in der Form des Dramas, das nichts als redende Menschen vor unser Auge stellt, ist es vorbestimmt, daß die alten, barbarisch großen Mittel des sinnlich direkten Vortrages und der massiven Resonanz mit den persönlichsten und zartesten Seelenoffenbarungen in Einklang gebracht werden sollen."

„Aber gewöhnlich klingt es nicht ein."

„Zugegeben. Aber gib auch du zu, daß die Aussicht, unser innerstes und persönlichstes Erleben leibhaftig vor uns wandeln zu sehen, so überwältigend großartig ist, daß sich immer erneuter Versuch lohnt, und daß unser Reden, Schreiben und Bewegen um das Theater herum sich damit ein wenig entschuldigt."

„Aber die Lyrik . . .?"

„Die Lyrik ist nicht mit dem gefährlich imposanten Erbteil des Dramas belastet, hat nicht das primitiv großartige Bündnis mit der grauen Urkunst, der Schauspielerei. Sie soll ihre geistig reinere Artung genießen, soll sich kein Publikum wünschen als das weit und heimlich verbundene der einzelnen Leser, und keine anderen Premieren als solche hier am Meere."

Der Doktor schleuderte die letzten Sandkörner von seiner Hand und griff nach dem Buche, das er schon vorher einmal aufgehoben hatte und las.

Eine Weile war es ganz still, man hörte kaum dann und wann ein Blatt umwenden und das leise Aufspringen der Sandkörner, und ganz gedämpft das Anrauschen des Meeres. Da flogen plötzlich mit gellem Geschrei zwei Möwen auf, flatterten stechend weiß

Digitized by Google

über den Dünenrücken der See zu, und waren verschwunden. Der Direktor blickte ihnen nach und sagte dann doch noch:

„Aber soll denn also nichts geschehen für jene Dichter, die nicht zum Theater begnadigt oder verdammt sind?“

„O gewiß, mein Lieber, es sollte sehr viel geschehen von Literaten und Journalisten, von der Gesellschaft und vom Staat, es sollte hier wie überall sehr viel geschehen. Nur keine andere Form der Berührung mit der Oeffentlichkeit möchte ich ihnen wünschen. Oder kannst du dir irgendeine Art von Premiere denken, in der du bei elektrischem Licht zwischen Menschenmassen soviel innere Bereitschaft aufbrächtest, die Weltliebe eines Dichters mitzufühlen, der sich dir unmittelbar vertraut — soviel Bereitschaft, wie wir sie hier wohl haben können zwischen den lautlosen Sandbergen und unter dem Glanz dieses Seehimmels?“

Randbemerkungen.

Kombinationen.

Die Politik der europäischen Großmächte in den Angelegenheiten der asiatischen Türkei und in anderen Fragen des „nahen Ostens“ befindet sich, wie jeder einigermaßen Witterungskundige sich unschwer denken kann, zurzeit in einem jener Stadien, die man der prozessualen Litispendenz vergleichen könnte, nur daß bei schwebenden diplomatischen Aktionen die Unberührbarkeit noch strenger genommen werden sollte als bei Prozessen. Besser dürfte es sein, in solchen Zeiten mit der öffentlichen Erörterung von Möglichkeiten, Wünschen und Kombinationen, die keinen festen Boden haben, zurückzuhalten und in der Oeffentlichkeit lieber gar keine als eine unsichere oder gar falsche Meinung zu wecken. Zumal besteht in Deutschland zurzeit für niemand ein Interesse daran, einer etwaigen „Schwierigkeit“ in den Verhandlungen wegen der Bagdadbahn dadurch vorzubeugen, daß man die deutschen Augen vom Bagdadbahngebiet etwa in die Wüste Sahara hinüber zu drehen sucht.

Deutschland da, wo es reale Interessen hat, mit Sand abzufinden und zu diesem Zwecke dem deutschen Michel Sand in die Augen zu streuen, beweist zwar einen gewissen Humor. Es wäre aber eine bittere Satire auf die deutsch-englische Verständigung, wenn man den Begriff der Verständigung dahin zu entwickeln versuchte, daß Deutschland von da, wo sein reales Interesse liegt, hinweg und auf kahlen Boden hingelenkt werden sollte.

Liegen im „nahen Osten“ wirklich Schwierigkeiten für das englisch-deutsche Abkommen vor, was übrigens gar nicht feststeht, so ist es jedenfalls nicht im deutschen Interesse gelegen, aber auch nicht in der Richtung einer wünschenswerten Verständigung, wenn für diese Schwierigkeiten Auswege ersonnen werden, die ganz illusorisch und deshalb nur den Gang der diplomatischen Verhandlungen zu verwirren geeignet sind. Nicht immer werden diplomatische Verhandlungen dadurch gefördert, daß man sie durch ablenkende Kombinationen zu erleichtern sucht. Wie in anderen Dingen, so ist auch in der Diplomatie das Leichtere selten das Bessere. P.

Schloßbrunnenauslese.

Verehrteste Abonnentin! Besten Dank für Ihre Zuschrift, wenn auch die in Ihren Entrüstungszeilen erwähnte Jubiläumstatsache auch uns wie allen andern Berlinern schon vorher bekannt war. 7000 Schulkinder haben bis zu mehrfachen Ohnmachtsanfällen, von denen die Zeitungen berichtet haben, in wochenlanger anstrengender Uebung sich dazu gerüstet, Seiner Majestät in ein paar fleißig einstudierten Liedern am Jubiläumstage ein Ständchen darzubringen, wie es so wohlgelungen und so zum Herzen sprechend wohl noch keinem Jubilar dieser Erde ward. Wochenlang vorher wußte das Hofmarschallamt Zeit und Stunde dieses Ereignisses. Es ist imponierend, wie spielend man heute im Berliner Schloß mit Galatafeln bis zu 2000 Gedecken fertig wird, und deshalb meinen Sie, daß das kolossale Problem, wie man den kleinen Sängern trotz der Zahl 7000 als selbstverständliche Anerkennung eine kleine Erfrischung oder sonst irgendein bescheidenes Andenken darbieten konnte,

Digitized by Google

immerhin zu lösen war. Und wenn es die Verteilung bescheidener Jubiläumsbonbonstütchen oder einer kleinen Denkmünze gewesen wäre. . . . Sie, teure Abonnentin, regen sich darüber auf, daß das Hofmarschallamt die kleinen Sänger mit leeren Händen wieder abziehen ließ. Ihre Aufregung ist, verzeihen Sie, durchaus verfehlt. Das Hofmarschallamt stand absolut auf der Höhe der Situation. Erstens künstlerisch. Es sagte sich: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet." Zweitens ökonomisch. Es sagte sich, daß mit der Wiedereinführung der preußischen Sparsamkeit doch endlich mal Ernst gemacht werden muß. Drittens übersahen Sie die Hauptsache, gnädige Frau. Das Hofmarschallamt war auch nur in Grenzen sparsam. Jedem Kind, das bei der anstrengenden Vorführung „schlapp" wurde, ward in großzügiger Weise ohne weitere Umstände echter Berliner Schloßbrunnen gereicht, den die im Schloßhof aufgestellte Sanitätswache der Wasserleitung entnahm . .

Zum Fall Knobloch.

In Frankfurt a. O. hat sich bei dem Prozeß gegen den Forstreferendar von Knobloch der seltene Fall ereignet, daß die gelehrten Richter den Schuldigspruch der Geschworenen in der einstimmigen Annahme vernichteten, diese hätten sich zuungunsten des Angeklagten geirrt . . Alle ärztlichen Sachverständigen waren sich darüber einig, daß dieser Forstreferendar ein schwer belasteter kranker und nicht zurechnungsfähiger Mensch ist. Standesdünkel an sich ist selbstverständlich keine Krankheit, sondern ein Stück alberner Weltanschauung. Aber wenn dieser Forstreferendar den bedauernswerten Kaufmann Hederich ob unbotmäßigen Benehmens einfach niederknallte, so handelt es sich in diesem Fall, wie die Gerichtsverhandlung erwies, um die Tat eines Menschen, der, aus schwer belasteter Familie stammend, schon seinem ganzen Vorleben nach als schwer kranker Mann anzusprechen war. „Ein Gemeingefährlicher, der schon längst ins Irrenhaus gehörte, und der unmöglich für seine Tat verantwortlich gemacht werden kann." Die Geschworenen setzten sich über dies Gutachten der Mediziner hinweg und wollten den Kranken trotzdem ins Gefängnis schicken. Weshalb? Es gibt nur eine Erklärung: Hier hat unbewußte Voreingenommenheit gegen den Adligen der objektiven Rechtsprechung einen Streich gespielt. Das kommt nicht oft vor. Meist ist das Umgekehrte der Fall. Und wir sind es besonders bei Schießaffären gewöhnt, daß man den Hochgeborenen unbewußt doch etwas mit mildern Augen ansieht, als den Mann aus dem Volk . . Ein Stück Reaktion gegen jene Justiz, die den schießfrohen Herrn von Igel seligen Angedenkens, der als Gesunder unter ähnlichen Umständen ein Menschenleben auf sein Gewissen nahm, mit ein paar Monaten davonkommen ließ. Aber die gelehrten Richter, die das Frankfurter Urteil aufhoben, waren im Falle Knobloch gerechter als die Laienrichter. Unbewußte Klassenjustiz ist immer vom Uebel, ob sie sich nach unten oder nach oben richtet. Unser Rechtsgefühl ist verletzt, wenn wie im Anfangsstadium des Eulenburgprozesses der Adlige im Gerichtssaal eine Sonderstellung einnimmt. Aber es ist ebenso verletzt, wenn ein Angeklagter, weil er zufällig adliger Herkunft ist, nun mit besonderer Rigorosität abgeurteilt werden soll . .

Das Schaufenster von Harald Lagerström.

Tischlermeister Grages hatte endlich einen Laden mit einem großen Schaufenster eingerichtet. Doch nun zerrieb er sich an der Glasscheibe vergeblich die Stirn. Wie ließe sich nur eine schöne Dekorierung bewerkstelligen?! Wenn ihn die Nachbarn zur Rede stellten, weshalb er eigentlich so viel Geld für eine so große Spiegelscheibe ausgegeben hätte, wenn er weiter nichts als eingewickelte Stuhlbeine dahinterstellen wolle, dann tröstete er sie immer bis zum nächsten Sonntagmorgen.

Des Meisters Enkel Rudolf, ein dreizehnjähriger Gemeindeschüler, steckte ein nicht minder sorgenvolles Gesicht auf.

„Na, Rudolf, was hast du denn, hast du in der Schule nichts gekonnt?"

„Ach, Großvater, der neue Lehrer hat uns einen Aufsatz aufgegeben, der so furchtbar schwer ist."

Digitized by Google

„Rudolf, wie heißt er denn? Vielleicht kann ich dir ein bißchen dazu sagen?“

Da reichte Rudolf dem Großvater sein Diarium, und der Alte las die Gedanken seines Enkels über das Thema „Wiege und Sarg“. Daß sie die wichtigsten „Möbeln“ im menschlichen Leben seien, worin ihre Aehnlichkeit beruhe und worin ihre Unterschiede usw.

Als Meister Grages den Aufsatz las, warf er das Heft im großen Zorn in die Ecke, schlug mit der Faust auf den Tisch, und als ob der Rudolf an allem schuld sei, so schrie er ihn an:

„Du bist ein Esel und dein Lehrer ist ein noch viel größerer! Sag' ihm das! Wiege und Sarg — Wiege und Sarg — papperlappap — papperlappap, so'n Geschwätz! „Höhepunkte des menschlichen Lebens.“ Nischt sind se! Wenn man uns in die Wiege legt, dann können wir uns nicht wehren, und wenn man uns in'n Sarg legt, dann können wir uns auch nicht wehren. Schöne Höhepunkte das! Ich sage ja: Schulmeister und Kaffeeschwestern reden noch die ganze Welt aus den Fugen!“

.....Meister Grages ging auf den Hof.

„Der Christian soll kommen und der Fritz und der Schorsch!“ Sie mußten ihm helfen, den Platz vor dem Schaufenster auszuräumen. Dann ging er selbst daran, die große Scheibe abzuwaschen und spiegelblank zu putzen. Christian, der Altgeselle, besorgte das Gleiche an der Außenseite. — Unterdessen verbreitete sich das Gerücht: „Meister Grages dekoriert sein Schaufenster!“ Die Leute ließen die Arbeit liegen und faßten Posto vor dem Tischlerladen. Zuerst mußte Fritz, der Lehrling, eine braunpolierte Wiege holen. Der Meister stellte sie links ins Schaufenster. Dann brachten Christian und Schorsch einen schweren schwarzen Sarg, mit Quasten und Troddeln, silbernen Kreuzen und Henkeln geziert. Er kam in die rechte Seite des Schaufensters. Die Mitte war noch frei. „Wiege und Sarg“, so raunten die Leute vorm Hause, und die Schuljungen berichteten allen, die es hören wollten, daß ihnen der Herr Lehrer das als Aufsatz aufgegeben hätte.

Endlich sollte sich die Spannung lösen. Die Tischler trugen ein großes Bett herbei und stellten es zwischen Wiege und Sarg. War das solide und fein gearbeitet! Keinerlei Farbe oder Lack verdeckten das Geäder des lichten Eichenholzes. Die einzige Kunst des Handwerkers waren zwei ins Kopfbrett eingelegte Herzen aus rötlichem Eschenholz. Mit glücklichen Augen besah der alte Grages dieses Stück fertiger Arbeit...

Aber dann riß er plötzlich ein Plakat von der Wand und schrieb auf die weiße Rückseite in großen und breiten Zügen:

Ein ehrliches Brautbett,
das ist das Hauptstück im Leben!
Herr Schulmeister!!

Er fragte nicht danach, ob ihn die lustige Menschenmenge wohl verstanden hätte und was sie dazu sagte. — Nur als Fritz, der Lehrling, eine alberne Grimasse schnitt, da gab er ihm eine saftige Maulschelle.

Neue Bücher.

Mein Herz. Von Else Lasker-Schüler. Ein Lieberoman. Im Verlage H. F. S. Bachmair, München.

Ein Lieberoman mit Bildern, von einer Dichterin gesehen und in großen, pittoresken Zügen entworfen, und mit wirklich lebenden Menschen, die den meisten Lesern dieses Buches nur allzu bekannt sein dürften. Ein Schlüsselroman also? Nicht einmal das: denn dazu ist Else Lasker-Schülers neuestes Werk viel zu wenig Roman, d. h. konsequent-epische Gestaltung eines umfänglicheren Erlebnisses in folgerichtigem Aufbau. Viel mehr als auf dieses künstlerische Ziel hin ist das Buch auf ein lediglich menschliches Ziel hin geschaffen worden, das Befreiung von einem innerlich überwundenen Lebensstadium, poetische Katharsis, Ausmünzung einer abgeschlossenen Epoche psychischen Daseins heißt. Und nur in diesem Sinne darf es gewertet sein. Die Frage, ob das hier abgehandelte Schicksal das Interesse der weitesten Allgemeinheit zu erregen vermag, ist unbedingt zu bejahen, insofern als es nicht das eines gleichgültigen Menschen, sondern das einer großen Dichterin ist, die sich selbst in diesen ganz verworrenen und künstlerisch absolut uneinheitlichen Impressionen nirgends völlig verleugnet. Ja: denen, die zu den (sehr realistisch aus verblüffend einfachen Strichen aufwachsenden) Menschen gar keine Beziehung haben, die vielleicht kaum ihre

Digitized by Google

Namen kennen, wird das Werk wohl am meisten geben, weil einzig bei ihnen die Lust an billiger Sensation ganz ausscheidet. Wer die Briefe — denn aus Briefen besteht das Buch — als Seelendokumente eines großen, phantastisch-bizarren, sehr hysterischen und eigenwilligen Weibes liest, wer aus vielzuvielem Unkraut die herrlichen Blüten zu raffen sich bemüht, und wer dann zu voller Bewunderung einer seltenen sprachbildnerischen Kraft gelangt: nur der wird dieses „Herzens" Irrwege recht begreifen. Fr. Gr.

Louis Levy: Die Menschenzwiebel Kzradock und der frühlingsfrische Methusalem. Erich Reiß Verlag.

Dieser entzückende Roman eines jungen dänischen Autors gibt fieberhaften Tones die Aufzeichnungen des Irrenarztes Dr. Renard de Montpensier über einen irrsinnigen Patienten namens Kzradock, . . der noch schauriger als von der Dunkelheit des Wahnsinns von der irgendeines entsetzlichen Verbrechens bedeckt wird. Mit rastloser Gier bohrt sich der Arzt in die Schichten dieses Geheimnisses ein, wilde Ringkämpfe, Verfolgungen in der Finsternis, Hypnosen bis nahe an den Tod, giftige Belauerungen des Geistes umhetzen die scheußliche Gestalt Kzradock. Endlich gelingt es, ihm . . einen Dolch in die Hand zu geben, Fesseln um seine Arme zu schlingen und ihn mit blassem Antlitz auf ein grünes Sofa zu legen, . . denn das ist die Verfassung, in welcher er nach seiner unholden Seele Gesetz das Geständnis ablegen muß . .: Zwei französische Fräuleins erstochen, einen amerikanischen Detektiv skalpiert, einen Puma auf Menschen gehetzt, ein Geisterkind erzeugt — — aber ist wirklich Kzradock der Täter dieser Greuel? Nein, hinter dem Geheimnis des irrsinnigen Verbrechers steckt noch das einer dämonischen Lady. Sie, Lady Florence, ist die Schuldige, die primäre Urheberin, und sie hat auf hypnotischem Wege die Verantwortung für jene Uebeltaten in die Kzradock'sche Seele abgeschoben.

Montpensier macht sich in chaotischer Wut an die Verfolgung der Dämonin, Detektive rasen mit, schießen im Kino auf das verdächtige Bild eines Puma, man schwelgt in Spuren und Unheimlichkeit, verhaftet sich gegenseitig. Von der umgeisternden Lady vergiftet, brechen die Irren in Revolte aus; gespensterhafte Feuersbrunst brennt durch die Anstalt, — und dann fühlt Montpensier, daß Kzradock . . . seinerseits die fürchterliche Last auf ihn weiterwälzen will — und das ist zuviel! und er erdrosselt den Wahnsinnigen . . .

Wenn dann dieser Maelstrom von Sensation uns durchstrudelt hat, erfahren wir: daß der aufzeichnende Irrenarzt irrsinnig war . . .

Es ist eine geistig aufregende Geschichte. Eine Indianergeschichte der Ironie. Denn weit weniger liebt der Verfasser die Wirkung des spannenden Stoffes als den süßen Bluff seiner witzigen Kunst. Nicht im Sinne des koketten „épater le bourgeois", vielmehr erfüllt ihn der ernstliche Wunsch, sich selbst ein Bewußtsein von könnerischer Ueberlegenheit, distanzierender Intellektualität, literarischer Freiheit, zu verschaffen. Dabei belebt jeden Satz eine unnördliche Grazie und (man spürt es durch die gute Uebersetzung hindurch) ein gleichmäßiger, einfacher Wohlklang. Der Roman, den man in einer Stunde selbst wie ein Wahnsinniger durchschießt, gibt den dichten Eindruck eines ganz untraditionell konstruierten Geistes, der sein Thema kühn, kühl und hell wie das nüchterne Wunder eines Aeroplans auffliegen läßt.

Alfred Wolfenstein.

Hans Olden: „Das Frühstück auf Blue Island und „Ein ekelhafter Kerl". Zwei Novellen. Bei Georg Müller in München.

Hans Oldens neue Novellen zeigen den routinierten Erzähler, der anregend und spannend zu plaudern versteht, ohne sich, der Grenzen seiner Kraft bewußt, mit dichterischen Ambitionen herumzuschlagen. Dabei gelingt es ihm, trotz aller Leichtigkeit der Schilderung, seine Erzählungen über dem Niveau des Seichten und Flachen zu halten. — Die erste Novelle „Das Frühstück auf Blue Island" zeigt eine glänzende Technik: In äußerst geschickter Gruppierung sind um die im Titel angedeutete Handlung die Wegsteine eines Menschenlebens gebaut: Ein amerikanischer Kellner, der in der alten Welt die neunzackige Krone trug, erkennt unter den Frühstücksgästen seines Hotels seine gräfliche Schwester. Alte Wunden brechen auf, verklungene Tage wecken längstverhallte Resonanzen, aber der Held dieser Erinnerungen wird ihrer Herr und bleibt auf seinem Posten. Diese sind die Grundzüge der nicht sonderlich vertieften Geschehnisse der Novelle, deren Reize weniger in packender Eindringlichkeit als in geschicktem Arrangement zu suchen sind. Die andere Geschichte „Ein ekelhafter Kerl" bietet eine langgezogene, handlungsarme Schulerinnerung des Verfassers. Hier folgt Olden der wenig rühmlichen Gepflogenheit vieler unserer modernen Autoren, den deutschen Oberlehrer als Karikatur der Pedanterie zu schildern. —

Richard Rieß (München).

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Berlin W. 15. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Berlin W. — Druck und Postvertrieb Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 9439

Digitized by Google

Digitized by Google